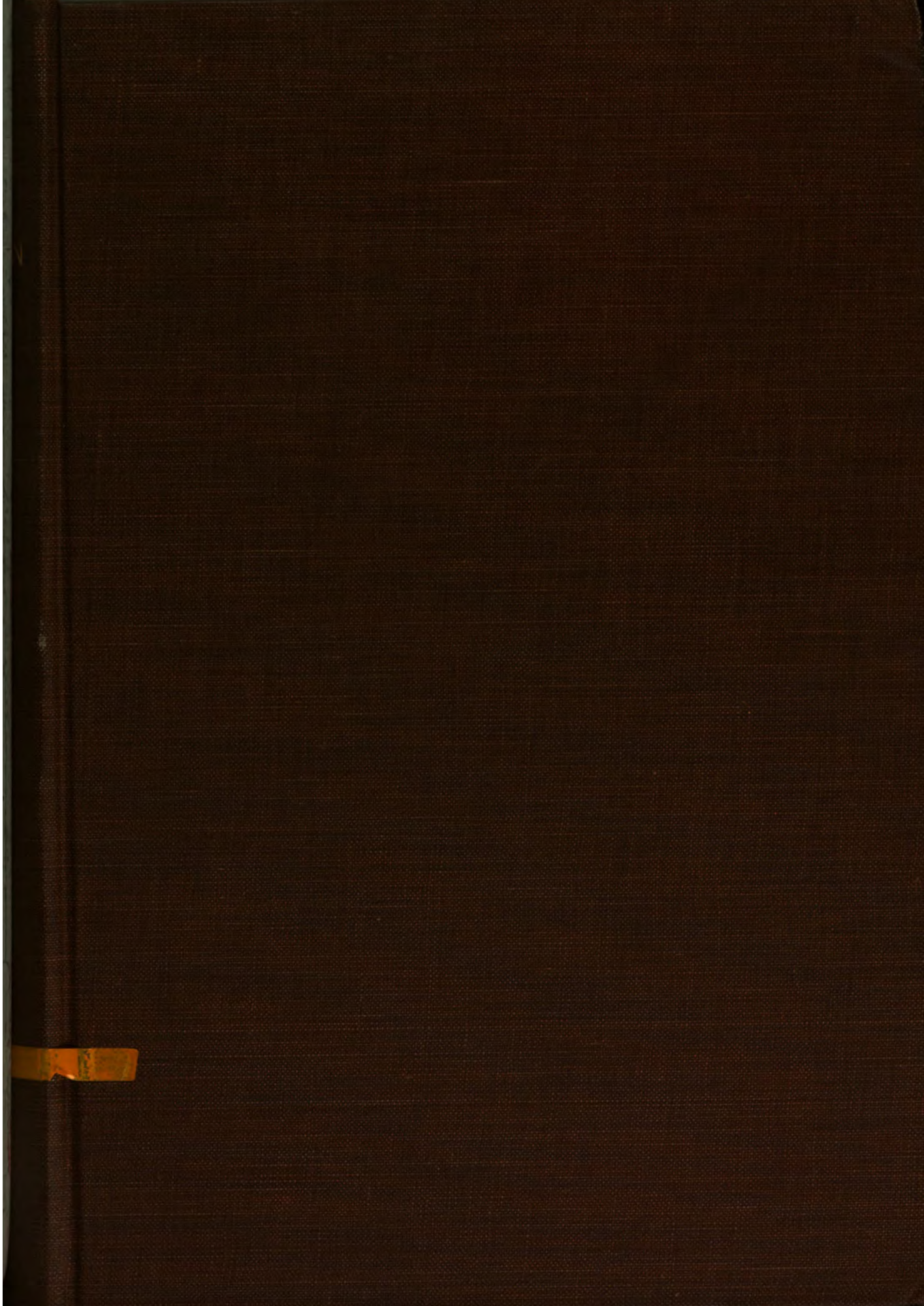
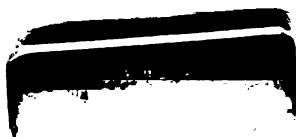
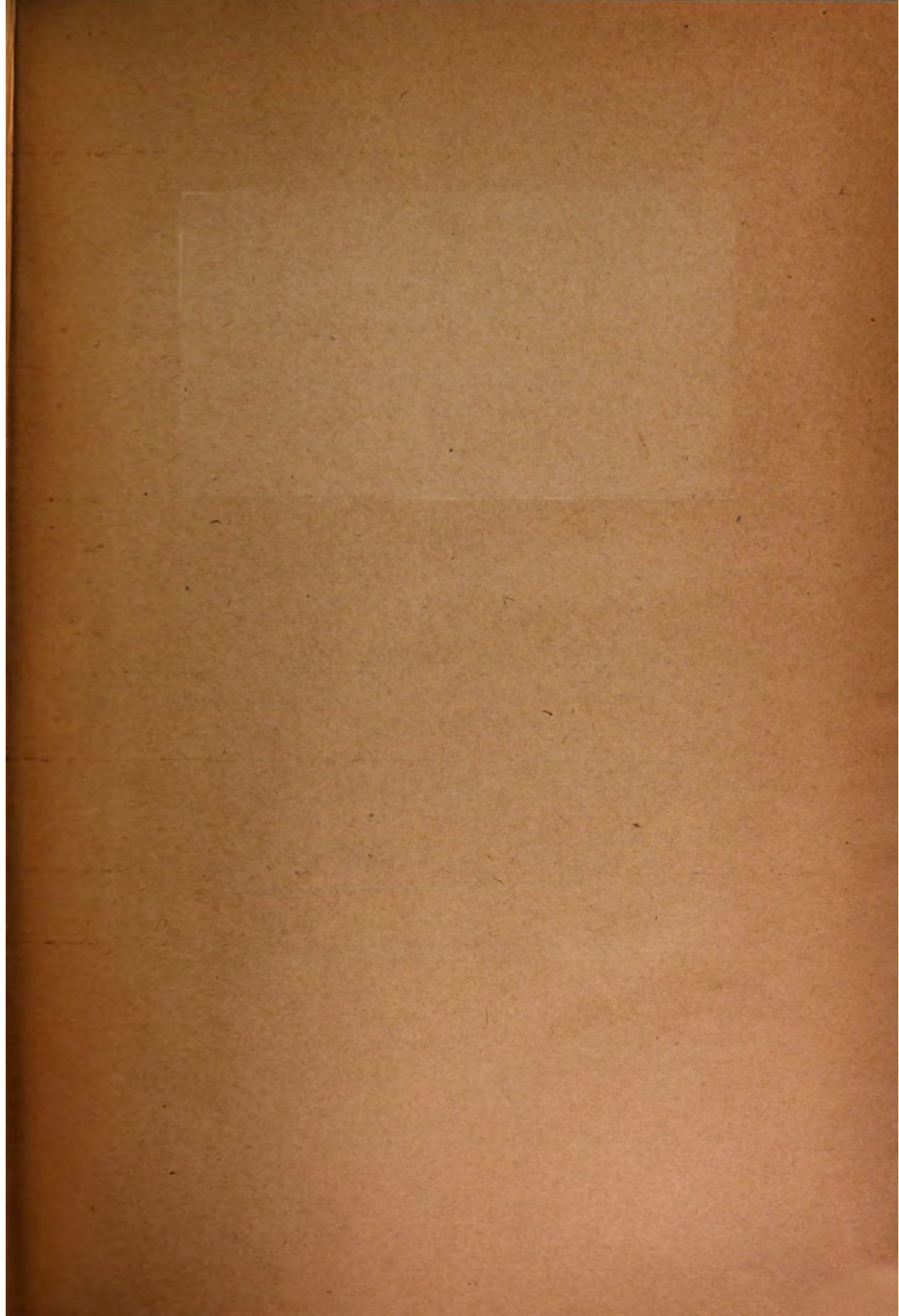


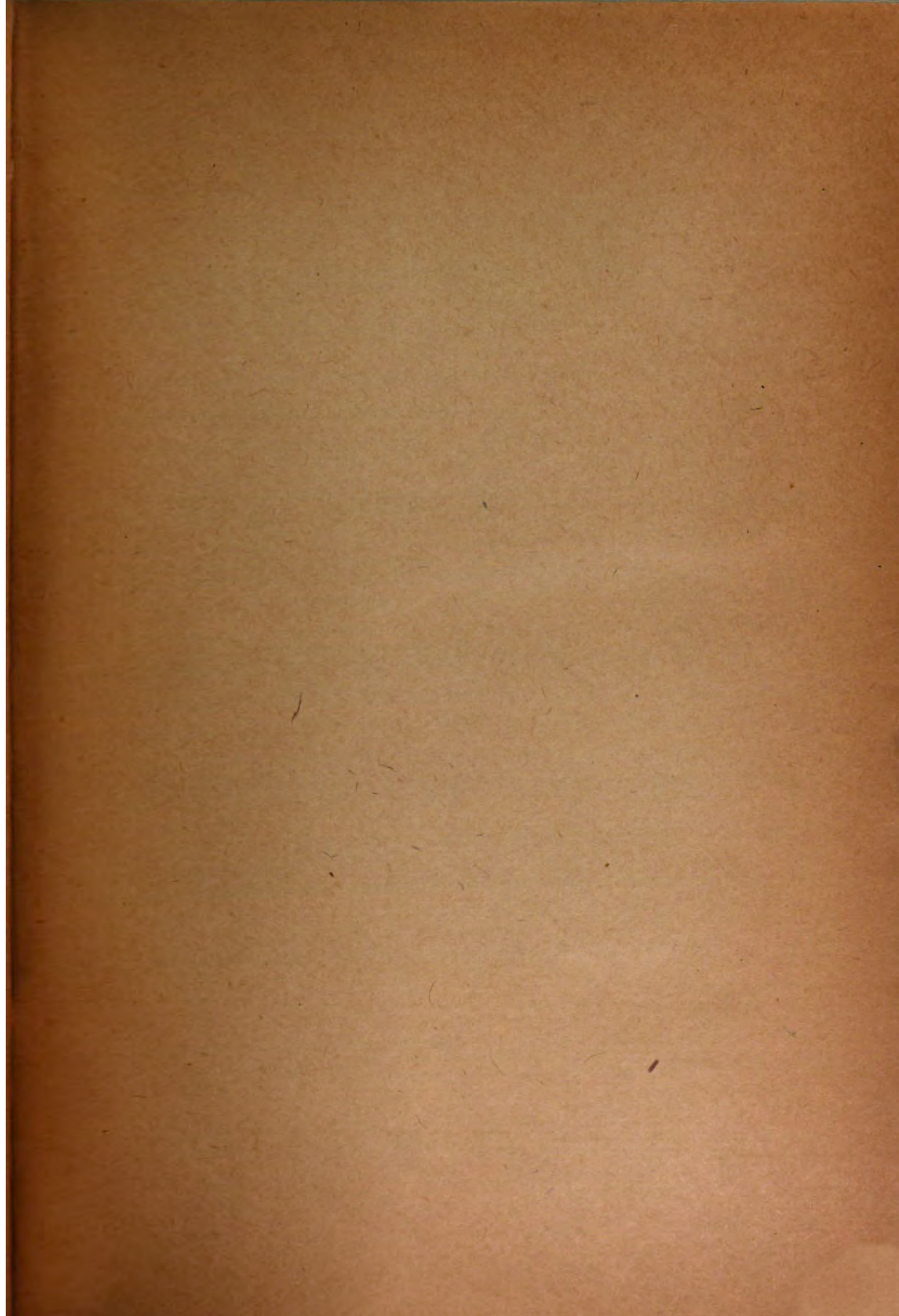


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class







Die Grenzboten

68.
Jahrgang

Zeitschrift für
Politik, Literatur und Kunst

Jährlich
52 Hefte

Q Nr. 27

Ausgegeben am
1. Juli 1909

Inhalt

Seite

Die politische Lage	1
Zur Schicksalsstunde des ehemaligen Königsreichs Hannover. Von G. v. Bismarck. I.	7
Ein deutsches Reichsblatt. Von Martell Spatz	14
Schauspielerelend. Von Georg Jahn	17
Einiges über das Klima Italiens. Von H. Bachmann	22
Meine Jugend und die Religion. Von Ludwig Germers- heim. I. Rotwangig am Rhein.	29
Eines Toren Waldfahrt. Von Ingeborg Andresen	35
Maßgebliches und Unmaßgebliches	42
Reichsspiegel (Das Schicksal der Reichsfinanzreform und die innere Lage.) Koloniale Rundschau. — Lauchstedter Eindrücke.	

50 Pf.
das Heft

Verlag
Dr. W. H. Grunow
Leipzig
CALIFORNIA

6 Mark.
das Viertel

Versicherung auf den
Todes-, Invaliditätsfall.

Germania

Aussteuer- und
Leibrenten-Versicherung.

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Steffin.

Versicherungsbestand Ende 1907:

780.1 Millionen Mark Kapital

Sicherheitsfonds Ende 1907:

341.2 Millionen Mark

Unverfallbarkeit. Westpolice. Unanfechtbarkeit.

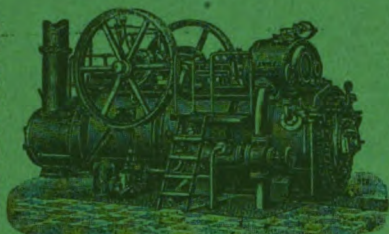
Dividende nach Plan B bis zu 79 7/8 % der einzelnen Prämie.

Unfall-Versicherung. Sackpflicht-Versicherung.

R. WOLF

Magdeburg-Buckau

Mailand 1906: Grand Prix



Berlin 1907: Goldene Medaille

Fahrbare und feststehende Satteldampf- und Patent-

Heißdampf-Lokomobilen

bis zu 800 Pferdestärken

Wirtschaftlichste Betriebsmaschinen der Neuzeit

J. F. Krass

Hoflieferant

Hotel- u. Weingutsbesitzer

in Rüdesheim a/Rh.

empfiehlt seine aus eignen Wein-
bergen gezogenen Weine; prämiert
Wien u. Philadelphia. Besucher von
Rüdesheim sind zur Besichtigung
der Kellereien höflichst eingeladen.

Ein Familienschatz und
Nachschlagewerk I. Ranges

Meyers Großes Konversationslexikon

neueste 6. Aufl. soeben vollständig erschienen
in 20 Bdn., sol. geb., Preis 200 Mk., wird an sol.
Besteller gegen 6 M. Monatsrate fro. ge-
liefert. Ein Probeheft grat. v. d. Buchhandlg.
Herm. Meusser, Berlin W 35 b, Stglitzerstr. 68



Portraits in Aquarell und Oel

in meisterhafter Ausführung liefert nach jeder uns eingesandten Photographie die Photographische Kunstanstalt von

Spalke & Kluge — Augsburg

Vergrößerungen in schwarz oder Sepia in allen modernen Verfahren — Preisverzeichnis auf Wunsch gratis und franko

Bremer Auswahlkiste B Mark 14.50

enthaltend je 25 Stück von

No.	Name	in Kisten à	Preis für Tausend
5	Perla de Habana	50	Mk. 105.—
6	La Rosa Preferida	50	" 125.—
7	La Sentillo (mit Ring)	25	" 150.—
8	Rosa de Lago	50	" 200.—

Entsprechen höchsten Ansprüchen — Handarbeit
Sumatra Qualitätsceder mit hochfeiner Havana-Ein-
lage; leicht bis mittelmäßig, aromatisch, sehr fein.

Diedrich Seefamp, Bremen

Postfach 627 Zigarren-Fabrik Postfach 627

Bank-Konto bei der Diskonto-Gesellschaft in Bremen.



Die
Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst

68. Jahrgang

Drittes Vierteljahr



Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1909

H130

G7

v.68:3

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1909. Drittes Vierteljahr

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

- Die politische Lage. S. 1.
Die Schicksalsstunde des ehemaligen Königreichs Hannover. Von G. von Bismarck. S. 7. 71.
Ein deutsches Reichsblatt. Von Martell Späp. S. 14.
Zu Bülow's Rücktritt. S. 53.
Der englische Staat von heute. Von Carl Zentisch. S. 61.
Die japanische Armee im Frieden und auf Kriegsfuß. S. 101.
Europäisch-asiatische Kulturbeziehungen in Innerasien. Von R. Stübe. S. 163.
Vorgeschichte der französischen Revolution von 1789. Von Hermann Jaenide. S. 201. 302.
Die Zukunft des Blutgebanten. S. 247.
Österreichs Grenzschutz gegen Rußland. S. 293.
Die Interessen Deutschlands in der Türkei im Vergleich mit denen Frankreichs und Englands. Skizze von Dr. J. Loytved. S. 341. 503.
Der Panjabund, seine Ziele und Gegner. Von Dr. V. D. Brandt. S. 348.
Der Blutgebante. S. 397.
Die Stellung des Griechentums auf der Balkanhalbinsel. Von Dr. K. Dieterich. S. 405.
Der Weg zum neuen Blut. S. 441.
Die Entstehung des chinesischen Staates. Von Dr. R. Stübe. S. 450.
Die Wehrbewegung in England. S. 489.
Die Teutoburger Schlacht. Von Otto Kaemmel. S. 498.
Zentrum und Katholizismus. Von einem Katholiken. S. 537.
Die Amerikaner auf Hawaii. Von Dr. Ernst Schulze. S. 543.
Ein Wort zu den Katholikentagen. Von einem Katholiken. S. 585.
Die militärische Lage in Marokko. S. 589.

Volkswirtschaft, Verkehr, Verwaltung, Rechtswesen, Unterricht, Kirchenwesen

- Zur Auswanderung nach Brasilien. Von Albert Koch. S. 109.
Johannes Calvin in seinen Briefen. S. 123.
Zum fünfshundertjährigen Jubiläum der Universität Leipzig. Von Otto Kaemmel. S. 149.
Die Ausichten der christlichen Religion in China. Von E. Ruyftrat. S. 197.
Das Proberne in Luther. Von Carl Zentisch. S. 211.
Johann Friedrich von Schultes Lebenserinnerungen. Von Carl Zentisch. S. 312. 412.
Eine Rechtsphilosophie. Von Carl Zentisch. S. 551. 595.

Literatur und Kunst

- Neue Lyrik. Von Heinrich Spiero. S. 170.
Die Geseßionsausstellung 1909. Von H. Eisen-träger. S. 174.
Literarische Rundschau. Von Heinrich Spiero. S. 259.
Uhlans Einfluß auf die Poesie Hebbels. Von Wolfgang Bußmann. S. 362.

- Die Große Berliner Kunstausstellung 1909. S. 417.
Ein philosophischer Roman. Von Carl Zentisch. S. 453.
Kunstwart=Arbeit. Von Julius R. Saarhaus. S. 512.
Goethe und Pestalozzi. Von Otto Eduard Schmidt. S. 563.
Goethe als Freimaurer. S. 606.

Verschiedenes

- Schauspielerelend. Von Georg Jahn. S. 17.
Einiges über das Klima Italiens. Von H. Bachmann. S. 22.
Theodor Wilhelm Engelmann, ein deutscher Forscher. Von Oberstabsarzt Dr. Butterfad. S. 79.
Körperlicher und soziale Pfuscher. Von Dr. Alexander Eßter in Jena. S. 116.
Englische Eigenart. Von George Giffing. S. 155. 253. 463.
Belt Valentin. Von Max Schneidewin. S. 222.
Fränkisch-schwäbische Grenzwanderungen. Von Fritz Gräp. S. 267. 370. 471.
Wien und Berlin als Städte gegensätzlicher Ergänzung. Von Karl Dieterich. S. 610.

- Meine Jugend und die Religion. Von Ludwig Gernersheim. S. 29. 85. 129. 178. 228. 319. 420. 516.
Eines Toren Waldfahrt. Von Ingeborg Andresen. S. 35. 89.
Aus dem Kreuzgang der alten Leipziger Universität. Fettere Jubiläumserinnerungen eines Landpfarrers. Von Ernst Johann Groth. S. 135.
Der rote Jahn. Von Palle Rosenfrank. S. 184. 234. 275. 325. 378. 424. 478. 521. 569. 618.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

- Reichsfpiegel: S. 42. 95. 142. 192. 240. 282. 333. 384. 432. 484. 529. 576. 623.
Koloniale Rundschau: S. 48. 388.
Aus dem Wirtschaftsleben: S. 284. 532.

- Rauchstедter Eindrücke. S. 51. — Der Deutsche als Staatsbürger. S. 99. — Das Lied vom Kinde. S. 100. — Das Handwörterbuch der Staatswissenschaften. S. 146. — Aus Leipzigs Vergangenheit. S. 146. — Rußland noch einmal. S. 147. — Konrad von Studt. S. 196. — Eine Geschichte des Deutschen Ritterordens. S. 243. — Von Amts wegen. S. 244. — Franz Daniel Pastorius. S. 287. — Evante Arrhenius, Das Werden der Welten. S. 289. — Lipsiensia. S. 292. — Woher und Wohin? S. 336. — Politische Jahrbücher. S. 338. — Kultur und Erziehung. S. 339. — Achter Internationaler Gefängnistongreß, Washington 1910. S. 393. — Im Lande des Erdbebens. S. 394. — Ein unveröffentlichter Brief Napoleons des Ersten. S. 396. — Geniezüchtung. S. 436. — Veränderungen an der schleswig-holsteinischen Nordseeküste. S. 438. — Drei Nächte. S. 439. — Zeppelins Erfolg. S. 488. — Die Hamburger

Nachrichten. S. 536. — Wehrpflicht und Wahlpflicht. S. 580. — Der kleine Meyer. S. 581. — Eisen und Kohle. S. 582. — Orthoborie. S. 627. — Heinrich und Charlotte Stieglitz. S. 628. — Rechts und links der Eisenbahn! S. 629. — Aus Natur und Geisteswelt. S. 631.

Literatur

Die mit einem * bezeichneten Werke sind in einem größeren Artikel besprochen oder erwähnt worden.

- Algenstaedt, Luise. Von Amis wegen. S. 244.
 *Alte, liebe Lieder. S. 173.
 *Andrejew, Leonid. Geschichte von den sieben Gehentken. S. 262.
 *Arminius, Wilhelm. Der Hegerreiter von Rothenburg. S. 261.
 Arrhenius, Svante. Das Werden der Welten. S. 289.
 *Avenarius, Ferdinand. Handbuch deutscher Lyrik. S. 515.
 *Balladenbuch, herausgegeben von Ferd. Avenarius. S. 515.
 Biermer. Der Beleidigungsprozeß Rußland contra Biermer. S. 147.
 *Brandes, Wilhelm. Balladen. S. 173.
 *Bruns, Max. Die Gedichte. S. 173.
 *Busse, Karl. Gedichte. S. 173.
 *Busse-Palma, Georg. Lieder eines Zigeuners. S. 173.
 *Dauthendey, Max. Der weiße Schlaf. S. 172.
 *— In sich verjüngte Lieder im Laub. S. 172.
 *Dehmel, Richard. Ausgewählte Gedichte. S. 173.
 *Deile, Gotthold. Goethe als Freimaurer. S. 606.
 *— Freimaurerlieder. S. 609.
 Egelhaaf, Gottlob. Politische Jahresübersicht für 1908. S. 338.
 *Ehrhard, H. Unter dem Reichsbanner. S. 15.
 *Freiesleben-Poeschel, Hildegard. Wanderwege. S. 263.
 *Fried, Alfred H. Wien—Berlin. S. 610.
 *Gäzler, H. Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient. S. 406.
 Geyer, Albin. Jahrbuch der Weltgeschichte. 1908. S. 338.
 G. K. C. Orthoborie. S. 627.
 *Glagau, Hans. Reformversuche und Sturz des Absolutismus in Frankreich. S. 202.
 *Goethes Gedichte. Auswahl von Richard M. Meyer. S. 173.
 *Grosse, Julius. Ausgewählte Werke. S. 261.
 Handwörterbuch der Staatswissenschaften. S. 146.
 *Hartmann, Martin. Chinesisch-Lurkestan. S. 164.
 Herold, Theodor. Das Lied vom Kinde. S. 100.
 *Jacobowski, Ludwig. Leuchtende Tage. S. 173.
 *Jerusalem, Elise. Der heilige Charabäus. S. 262.
 *Kaldreuth, Wolf Graf von. Gedichte. S. 172.
 *Kempferling, E. von. Bunte Herzen. S. 265.
 *Köhler, Josef. Lehrbuch der Rechtsphilosophie. S. 551. 595.
 *Koge, Stephan von. Aus einer neuen Literatur. S. 265.
 *Künstler-Mappen des Kunstwarts. S. 514.
 *Kurz, Jolbe. Die Kinder der Lilith. S. 266.
 *Lestien, Nise. Auf dem Wege. S. 171.
 *Low, Sidney. Die Regierung Englands. S. 61.

- *Mann, Thomas. Der kleine Herr Friedemann. S. 264.
 Matthias, Adolf. Praktische Pädagogik. S. 340.
 Meyers Großes Konversations-Lexikon. 21. Band. S. 439.
 Meyers Kleines Konversations-Lexikon. S. 581.
 *Mombert, Alfred. Der himmlische Jecher. S. 173.
 *Müller, Hans. Rosenlaute. S. 172.
 Münch, Wilhelm. Kultur und Erziehung. S. 339.
 *Muthesius, Karl. Goethe und Pestalozzi. S. 563.
 *Regenborn. Der Deutsche als Staatsbürger. S. 15. 99.
 Deier, M. Geschichte des Deutschen Ritterordens. S. 243.
 *Ompteda, Georg von. Droeßig. S. 263.
 Orthoborie von G. K. C. S. 627.
 *Paquet, Alphon. Auf Erden. S. 170.
 *Pater, Walter. Marius der Epikureer. S. 453.
 Pearson, Karl. Über Zweck und Bedeutung einer nationalen Rassenhygiene. S. 438.
 Rechts und links der Eisenbahn! Neue Führer auf den Hauptbahnen des Deutschen Reiches. Herausgegeben von Professor Paul Langhans. S. 629.
 Reibmayer, Albert. Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies. S. 436.
 *Rilke, Rainer Maria. Der neuen Gedichte anderer Teil. S. 170.
 *Rohrer, Arthur. Von Wien und seinen Gärten. S. 617.
 *Ruederer, Joseph. Ein Berrückter. S. 265.
 *— Tragikomödien. S. 265.
 *Schilling, Ludwig. Lieder und Balladen. S. 173.
 *Schüler, Gustav. Auf den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes. S. 171.
 *Schulte, Johann Friedrich. Lebenserinnerungen. S. 312. 412.
 *Schwarz, Rudolf. Johannes Calvins Lebenswert in seinen Briefen. S. 124.
 Sellière, Ernest. Une Tragedie d'Amour au temps du Romantisme. Henri et Charlotte Stieglitz. S. 628.
 *Servaes, Jr. Wien. S. 610.
 *Sperl, August. Die Fahrt nach der alten Urkunde. S. 260.
 *— Richtig. S. 260.
 Spiero, Heinrich. Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. S. 631.
 Stehr, Hermann. Drei Nächte. S. 439.
 Stille-Steudel. Eichenhütte. S. 583.
 *Valentin, Veit. Frankfurt am Main und die Revolution von 1848 bis 1849. S. 222.
 *Varellas, Alfredo. Rio Grande do Sul. S. 112.
 *Vogl, Karl. Der moderne Mensch in Luther. S. 212.
 *Wahl, Adalbert. Vorgegeschichte der französischen Revolution. S. 201.
 *Wegner, T. Zwischen zwei Städten. S. 172.
 Weimer, Hermann. Der Weg zum Herzen des Schülers. S. 340.
 *Wilbrandt, Adolf. Rund ums Mittelmeer. S. 266.
 Wippermann, Karl. Deutscher Geschichtskalender für 1908. S. 339.
 Wustmann, Gustav. Aus Leipzigs Vergangenheit. S. 146.
 Zacher, Albert. Im Lande des Erdbbens. S. 394.



Die politische Lage



Das deutsche Volk steht unter dem Eindruck großer Ereignisse. Durch die Nation geht es wie Aufatmen nach schwerem Druck, und frische Winde künden den Morgen. Drei Erscheinungen im politischen Leben sind es, die zu unsrer hoffnungsvollen Stimmung berechtigen: die Erfolge in der auswärtigen Politik, die Berufung der Immediatkommission zur Reform der preussischen Verwaltung und die Gründung des Hansabundes. Keine der drei Erscheinungen ist in ihrem Wert nach Pfunden oder Ellen zu bemessen. Ihr Hauptwert ist ethischer Natur und besteht vor allen Dingen darin, daß die alten stagnierenden Verhältnisse durch sie einmal aufgerüttelt werden — den starken Kräften zur Stärkung, den schwachen zum Untergang.

Wir wollen unsre Betrachtung mit dem zeitlich jüngsten Ereignis beginnen, mit der Gründung des Hansabundes. Der Hansabund ist oder soll sein eine Vereinigung aller städtischen Gewerbetreibenden angefangen vom Präsidenten des Kohlen Syndikats bis hinab zum Kommis eines Kramladens. Der äußere und zugleich letzte Anlaß zu seinem Zusammentritt ist die Furcht vor dem materiellen Schaden, den die im Bund der Landwirte organisierten Großgrundbesitzer durch ihre Steuerpolitik allen Gewerben zufügen könnten. Der innere und somit stärkere, elementare Grund für sein Entstehen liegt aber in der beim Bürgertum erwachten Erkenntnis, sich im Interesse des ganzen Vaterlandes stärker im politischen Leben der Nation betätigen zu müssen als bisher. Die heutigen auf dem Parlament beruhenden Parteibildungen haben sich dafür nicht mehr als ausreichend erwiesen. Der Hansabund hat mit dem Bund der Landwirte das Gemeinsame, daß beide auf demokratischer Grundlage beruhen. Beide Organisationen sind in dieser Beziehung Früchte der sozialen, wirtschaftlichen und staatlichen Entwicklung. Aber während im Bund der Landwirte ausschließlich materielle Interessen maßgebend sind, denen alle andern mit der größten Rücksichtslosigkeit untergeordnet werden, stehen im Hansabunde einstweilen ideelle im Vordergrund. Daneben haben beide Organisationen das Gemeinsame, daß sie wirtschaftlich und politisch die heterogensten Elemente

zusammenzufassen suchen. Beim Bunde der Landwirte handelt es sich vorwiegend um Groß- und Kleinunternehmer, beim Hansabund tritt neben die Unternehmer noch das Heer der Angestellten, „der Proletarier im schwarzen Rock“. Daraus muß sich der politisch bedeutsamste Unterschied zwischen den beiden Organisationen entwickeln. Bei den Landwirten können die konservativen Elemente älterer Prägung die Führung haben, bei den Hansaleuten muß neu-demokratischer, das heißt wirklich liberaler Geist den Vorrang gewinnen, wenn ihr Bund fest sein soll. Der Bund der Landwirte ist wohl in der Gegenwart die am meisten verunglimpfteste politische Organisation. Die Gründe dafür sind bekannt. Der Hansabund, selbst wenn er sich so machtvoll wie nur möglich entwickelte, dürfte kaum in dieselbe Lage kommen. Zwar werden sich auch bei ihm Machtgelfüste regen, aber sie könnten dem Staatswohl doch nur gefährlich werden, sofern ihm keine ebenbürtige Organisation gegenüberstünde. Doch das liegt noch in weiter Ferne, und wir können es zunächst darauf ankommen lassen. Gegenwärtig steht ihm noch der Bund der Landwirte gegenüber. Daneben wird er sich gegen die Sozialdemokraten zu wehren und außerdem noch mit gewissen Strömungen innerhalb des Kreises der Privatbeamten zu rechnen haben. Es ist also dafür gesorgt, daß die Bäume des Hansabundes nicht in den Himmel wachsen.

Aus solchen Erwägungen heraus können wir dem Hansabunde nur wünschen, daß er sehr bald eine politische Macht darstellen möge von derselben Bedeutung, der sich der Bund der Landwirte rühmen darf. Denn wenn wir auch den in der Tat alles Maß überschreitenden wirtschaftlichen Egoismus verdammen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß die bösen Landjunter unter Führung der Konservativen eine politische Aufgabe gelöst haben, an der alle andern Parteien gescheitert sind — Zentrum ebenso wie Sozialdemokratie. Die Konservativen haben durch Vermittlung des Bundes der Landwirte den Bauernstand zur politischen Arbeit aufgerüttelt. Dank dem Bunde der Landwirte liest der Bauer ernste politische Tageszeitungen und folgt den Ereignissen der Tagespolitik mit einer Aufmerksamkeit, der wir beim Groß der städtischen Gewerbetreibenden und deren Angestellten nicht begegnen. Als ein indirektes Verdienst des Bundes der Landwirte dürfen wir auch das Erwachen politischen Lebens unter den deutschen Kolonisten in der Ostmark bezeichnen. Wenn der landwirtschaftliche Verband mit den Bauern zahlreiche an sich demokratische Elemente in das konservative Lager gezogen hat, so ist das nicht nur ein Zeichen für die konservativen Grundlagen im politischen Denken unsers Volks, sondern auch ein Beweis für die Tüchtigkeit der konservativen Schöpfer des Bundes. Aber es ist auch ein Beweis der Überlegenheit der heutigen konservativen Führer über die heutigen Führer des Liberalismus. Keine der liberalen Parteien hat es vermocht, im Bunde Einfluß zu gewinnen.

Der Bund der Landwirte ist die erste Organisation in der bürgerlichen Gesellschaft, die die Vorherrschaft materieller Interessen vor ideellen in der

Politik freimütig anerkannt hat, zu einer Zeit, wo die parlamentarischen Vertreter des Bürgertums, vor allen Dingen die Liberalen, den Idealismus hochhielten und die Vertretung materieller Interessen den einzelnen Korporationen im Lande überließen. Diese Politik der Liberalen war falsch; darum haben sie auch seit der Gründung des Reichs so an Bedeutung verloren und mußten die Führung den konservativen Bündlern überlassen. Denn die Vorherrschaft materieller Interessen wurde von ihnen noch übersehen oder bewußt abgeleugnet, als sie in der Entwicklung der Industrie, des Außenhandels, der Kolonialpolitik und der sozialen Fürsorge staatlich längst anerkannt war.

Freilich darf hierbei die Schuld der Liberalen nicht zu hoch bemessen werden. Denn unsre politische Entwicklung und mit ihr der parteiisch organisierte Liberalismus ist in politischer Beziehung der allgemeinen Landflucht und dem „Zuge nach Westen“ ebenso zum Opfer gefallen wie die Wirtschaft und die soziale Gestaltung der Gesellschaft. Die Liberalen sind auf diese Weise ungewollt mehr und mehr Vertreter städtischer Interessen geworden und werden seitens der agrarischen Bündler als der Landwirtschaft feindlich verdächtig. Natürlich mit Unrecht, aber das spielt keine Rolle. Tatsache ist, daß sich die Liberalen mit der steigenden Entwicklung unsers Handels und unsrer Industrie in steigendem Maße der politischen Bearbeitung der städtischen Gewerbetreibenden und dem Kampf gegen die Sozialdemokratie zugewandt haben, während sie die politische Bearbeitung des platten Landes vernachlässigten. Damit haben sie einen festen Boden verlassen und sich, wie die Wahlergebnisse lehren, höchst unsichere Bundesgenossen gewählt, die um so unsicherer sein mußten, da sie ohne Organisation blieben. Von allen liberalen Parteien haben nur die Nationalliberalen den Versuch gemacht, Einfluß auf dem platten Lande zu gewinnen. Doch sind sie damit nicht glücklich gewesen. In kritischen Augenblicken versagten ihre agrarischen Parteigenossen. Aber auch ihr städtischer Rückhalt wurde schwächer und schwächer. Die Kleingewerbetreibenden mußten entweder den Sozialdemokraten oder den Agrariern folgen, weil sie vielfach von ihnen in Abhängigkeit leben. Die Privatangestellten befinden sich im Stadium der Gärung, und es gibt viele tüchtige Männer unter ihnen, die mangels einer entsprechenden Organisation des Bürgertums aus Opposition gegen den bei uns entwickelten Kastengeist sozialdemokratische Stimmzettel abgeben. Die besten Elemente des Bürgertums werden angezogen von dem Bonzentum, das sich gerade in den liberalen Parteien — in allen — breit macht und die Entwicklung junger energischer Kräfte in dem Maße, wie es bei den Konservativen und beim Zentrum möglich ist, nicht zuläßt. Daneben wuchsen im Alltagsleben die Anforderungen an Geist und Energie ständig, und ein Kaufmann, der seinen Platz behaupten will, findet kaum Zeit und Kraft für ernste nebenamtliche Beschäftigung in der Politik. Der Kaufmann und Industrielle, der den Tag über schwer geistig arbeitet, will sich des Abends unterhalten. In den Tageszeitungen fesseln ihn die Marktberichte, im übrigen verlangt er von seinem Blatt leichte Anregung. Unsre zu Wohlstand gelangten

städtischen Gewerbetreibenden sind aus diesen Verhältnissen heraus der fruchtbarste Nährboden für die unpolitische Sensationspresse geworden. Jeder einzelne Gewerbetreibende ist im übrigen durch die Art seiner Tätigkeit gewöhnt, seine Interessen durchaus egoistisch wahrzunehmen. Wo materielle Interessen einer ganzen Branche oder eines Bezirks in Frage kommen, werden sie wirksam vertreten in Handels- und Gewerbekammern, sowie in Verbänden und Vereinen, über die jeder Gewerbezweig in Deutschland verfügt. Wer noch politische Interessen hat, betätigt sich vorzugsweise in diesen Einrichtungen. In ihnen finden die tüchtigsten Köpfe und Arbeiter Verwendung als Leiter, Syndici, Direktoren usw.

Die liberalen Berufspolitiker und Publizisten haben diese Entwicklungsrichtung wohl erkannt, aber sie haben nicht den Mut gefunden, die Macht der Entwicklung öffentlich anzuerkennen und sich danach zu richten. Während die einen von ihnen sogenannten Menschheitsidealen nachjagten, liebäugelten andre mit den Agrariern und Sozialdemokraten oder mit einem Ministerportefeuille. Infolgedessen hat sich das politische Leben in unserm an sich tüchtigen Bürgertum in tausend Einzelkämpfe engherzigster Interessenpolitik aufgelöst, und die liberalen Parteianschauungen, in viele Grüppchen gespalten, sind gerade in den Kreisen in Mißkredit geraten, die ihre natürliche Pflegestätte sein sollten. Dementsprechend ist auch die Zusammensetzung unsers Reichstags. Sie steht in keinem richtigen Verhältnis zur geistigen Entwicklung des deutschen Volks. Seine besten politischen Kräfte sind außerhalb des Parlaments geblieben. Nur die Konservativen halten sich auf der Höhe der durch sie vertretenen Kreise. Wenn dem Niedergang des politischen Liberalismus überhaupt noch gesteuert werden kann, so ist der Augenblick dafür gekommen durch das Auftreten des Hansabundes. Eine Volksvertretung kann nur bestehen und sich in der Achtung der Gesellschaft erhalten, wenn sie fortgesetzt ihre Kräfte aus den besten Elementen der Gesellschaft schöpft. Der Teil einer Gesellschaft, der keine Kräfte für den politischen Kampf abzugeben hat, muß es sich gefallen lassen, daß er von einem solchen unterjocht wird, der über die notwendigen Kräfte verfügt. Hierin liegt das Geheimnis der Herrschaft des konservativen Agrariertums. Vom Hansabund erwartet die Nation die Aufrüttlung der städtischen Erwerbsstände zu politischem Leben, zur Abkehr von schwächhafter Mörgelei, zur weitfichtigeren Auffassung ihrer Erwerbsinteressen und zum tatkräftigen Handeln. Was der Bund der Landwirte mit dem deutschen Bauern getan hat, das soll der Hansabund mit den Hunderttausenden von Männern tun, die sich bisher in den Städten von jeder politischen Betätigung ferngehalten haben. Das ist die große nationale Aufgabe des Bundes, und wir sind überzeugt, daß ihm ihre Durchführung gelingen wird. Ob der alte deutsche Liberalismus dabei zu neuem Leben erwacht, wird vor allen Dingen Sache der nationalliberalen Partei sein. Ihr fünfzigjähriger Geburtstag steht vor der Tür, möge er nicht ein Tag des Beihrauchstreuens, sondern ein Tag innerer Läuterung werden!

Wie notwendig es ist, daß endlich Handel und Industrie und damit das Bürgerthum mit seiner ganzen Autorität in die politische Arena eintritt, zeigt nicht nur der beschämende Verlauf der Reichsfinanzreform. Auch die Zusammensetzung der Immediatkommission zur Reform der preussischen Verwaltung lenkt unsere Gedanken in jene Richtung. Wir begrüßen die Einberufung der Kommission mit einem lachenden und einem tränenden Auge. Sie ist uns das erfreuliche Zeichen für die Lebensenergie und Tatkraft des Königs und seiner obersten Berater. Es gehört in der That ein außerordentliches Kraftbewußtsein dazu, grundlegende Veränderungen in der Staatsverwaltung von sich aus vorzunehmen, die manche erprobte Einrichtung beseitigen sollen. Es gehört ein großes Vertrauen in die Tüchtigkeit der gesamten Beamtenschaft und besonders in die der ältern dazu, wenn man ihre zur Gewohnheit gewordne Tätigkeit glaubt ohne Gefahr für das Ganze in neue Bahnen lenken zu können. Diese Zuversicht ist es, die uns mit freudigem Stolz erfüllt. „Der Meister kann die Form zerbrechen, mit weiser Hand zur rechten Zeit!“ Nun sollten wir es eigentlich dem Meister auch nicht verargen, wenn er die alte Form mit den weisen, längst erprobten Händen zerbrechen will, mit denselben Händen, die, durch keinerlei Nebeninteressen beirrt, immer die Festigkeit des Staatsbaues über alle sonstigen Forderungen der Politik gestellt haben. Aus der ganzen Erabition des preussischen Staates heraus und bestärkt durch die vorher gekennzeichnete Entwicklung im letzten Menschenalter ergibt sich, daß die Reform notwendigerweise in die Hände des politisch tätigen Junkertums gelegt werden mußte, nicht in die Hände der Kreise, die sich ängstlich von jeder öffentlichen politischen Betätigung zurückgehalten haben. Die Tatsache ist vielleicht bedauerlich, aber sicher nicht die Schuld einer Regierung, die reformieren und nicht experimentieren soll. Immerhin wäre es sehr erwünscht, wenn neben den bisher ernannten Mitgliedern und unbeschadet des Übergewichts von erprobten Beamten noch einige Vertreter von Handels- und Gewerbekammern sowie der mittlern Industrieunternehmungen Eingang in die Kommission fänden. Bei der außerordentlichen Entwicklung, die Handel und Industrie nun einmal genommen haben, könnten die Arbeiten der Kommission dadurch nur gewinnen. Die Bedenken, die einige Blätter der Linken im übrigen gegen die Zusammensetzung der Kommission vorgetragen haben, scheinen uns nicht stichhaltig. Was dagegen beunruhigen kann, ist die Geheimhaltung des vom Minister des Innern ausgearbeiteten Reformentwurfs. Bisher sind nur Bruchstücke in die Öffentlichkeit gelangt, von denen man nicht weiß, wie weit sie den Tatsachen entsprechen. Verfolgt die Regierung, wie ihr untergeschoben wird, wirklich reaktionäre Ziele, so würde sie die Geheimhaltung vor heftigen und berechtigten Angriffen nicht bewahren, aber der Unmut würde sich Bahn brechen auf dem Gebiete von weit heiklern Fragen, die gerade deshalb immer häufiger in Preußen aufgeworfen werden, weil die Verwaltung unmodern ist. Wir sind überzeugt, daß zum Beispiel die Wahlrechtsfrage in Preußen die

Köpfe weit weniger beschäftigen würde, wenn ein den modernen Verhältnissen angepaßter Verwaltungsapparat vorhanden wäre. Man beseitige die Ursachen für die gegenwärtig geradezu unvermeidlichen Reibungen, und der Ruf nach dem Parlamentarismus wird an Bedeutung verlieren. Eine gründliche Beseitigung ist aber nur möglich unter Mitwirkung der Gesellschaft. War der Weg, eine besondere Immediatkommission zu schaffen, angezeigt — viele praktische Erwägungen sprechen dafür —, so sollte die Öffentlichkeit wenigstens wissen, in welcher Richtung die Reform gedacht ist. Gestützt auf amtliches Material könnte sich in der Presse eine sachliche Erörterung über die zur Verhandlung stehenden Fragen entspinnen, und der Kommission würde manche Anregung zuteil, die bei der Geheimhaltung ausbleiben muß. Die Geheimhaltung liefert überdies allen denen Stoff zur Brunnenvergiftung, die der preussischen Regierung grundsätzlich feindlich gegenüberstehen, ohne daß die befreundete Presse für sie in geeigneter Weise und ohne das Gängelband der Offiziösen eintreten könnte. Die sachliche Erörterung ernster Fragen verringert den Raum, der sonst für häßliche Sensation zur Verfügung steht.

Wir stehn im Zeichen des Kampfes, und die Regierung sollte sich und ihren Freunden die Bedingungen des Kampfes nicht von vornherein erschweren. Im übrigen freuen wir uns des Kampfes; denn nur im Kampf werden alle sittlichen Kräfte der Nation lebendig und kräftig erhalten. Die Politik verdirbt nicht den Charakter, sondern sie stählt ihn wie jede andre ernste Arbeit.

In diesem Zusammenhange betrachtet ist die innerpolitische Lage Preußens und des Reiches trotz der Finanzmisere vor allen Dingen deshalb erfreulich, weil uns die Zeit wieder vor große Aufgaben gestellt hat. Der geschätzte Führer der Nationalliberalen, Abgeordneter Baffermann, hat durchaus die Meinung der Besten im Lande ausgesprochen, als er darauf hinwies, daß er sich vor einer Auflösung des Reichstags nicht fürchte. Auch Fürst Bülow sollte davor nicht zurückschrecken. Denn der heutige Reichstag entspricht weder dem Bedürfnis noch der Stimmung der Nation. In ihm sind nur zwei große Volksschichten geschlossen vertreten: Landwirte und Fabrikarbeiter. Die geistig und wirtschaftlich bedeutendste Schicht fehlt dagegen. Sie ist erst jetzt im Kampf um die Finanzreform zu sich gekommen und steht heute zusammen mit allen national gesinnten Kreisen hinter den Leitern der Regierung, die die Not des Landes richtig erkennt und danach handelt. Die Rede des Fürsten Bülow hat überall den stärksten Widerhall geweckt — wollte er das Sturmbanner erheben, die Mehrheit der Nation stünde hinter ihm!

Das Vertrauen in die Politik des Reichskanzlers ist gegenwärtig um so größer, als ihm auch sein auswärtiges Ressort einige Ruhmesblätter gepflückt hat. Die deutsche auswärtige Politik hat sich bewährt. Klug und unbeirrt hat unsre Diplomatie ihre Kräfte zusammengehalten und in unwichtigen Fragen nachgegeben, um in den großen Fragen, als es die deutsche Ehre galt, nicht vom Fleck zu weichen. Angesichts ihrer Haltung wagte niemand den Frieden

zu stören, und die „gewaltige“ englische Koalition verschwand hinter einem Häufchen Zeitungspapier. Unstre Diplomatie hat sich als gut unterrichtet erwiesen, ihrer würdevollen Haltung dankt Deutschland und mit ihm ganz Europa den Frieden. Aber das deutsche Volk dankt ihr auch das erhebende Bewußtsein, nach außen hin stark genug zu sein, um im Innern einen tiefgehenden Reinigungsprozeß durchmachen zu können.

Berlin, den 27. Juni 1909

G. Cl.



Zur Schicksalsstunde des ehemaligen Königreichs Hannover

Von G. v. Bismarck

1



Als König Georg von Hannover im Jahre 1866 den Entschluß faßte, die preußischen Vorschläge schroff zurückweisen zu lassen, hoffte er auf Österreich und — auf Frankreich. Auch nachdem er sein Land verloren hatte, setzte er seine Hoffnung auf das Ausland. So schreibt er in dem letzten seiner sieben Briefe, dem vom 13. Juni 1869, an seinen in Paris lebenden Agenten Meding:*) „Da ich nur das eine Ziel mit der strengsten Konsequenz und nie ermattender Energie verfolge, unter Gottes gnädigem Beistand und Segen ein großes und mächtiges Welfenreich wiederherzustellen und meinen Thron wieder aufzurichten, sowie von den teuern Meinigen umgeben als König in alter Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu meinem teuern und so beispieslos treuen Volke heimzukehren, überdies auch mit des Allmächtigen Hilfe meinen Thron und mein Reich mit eignen Waffen als Verbündeter Frankreichs und Österreichs mir wieder zu erobern.“ Die Ereignisse der Jahre 1870/71 haben diesen Zielen alle Voraussetzungen abgeschnitten. Der blinde Monarch jedoch war und blieb das Opfer welfischer Starrköpfigkeit, romantischer Auffassungen und gänzlich unzulänglicher Ratgeber.

Nun befand sich König Georg in der Lage, an seinem Hoflager einen Gesandten Preußens beglaubigt zu sehen, dem unbedingt Vertrauen zu schenken er wohl alle Ursache gehabt hätte; auch dann noch, als die durch eigne und seiner Verater Schuld schon aufs Äußerste gespannten Beziehungen mit dem mächtigen Nachbarstaate den Bruch fast unvermeidlich erscheinen ließen. Dieser preußische Gesandte, der Prinz Gustav Meiningen-Büdingen, hatte es sich stets

*) Veröffentlicht in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 3. und 4. November 1874, abgedruckt bei Regibi, Band III, Nr. 10225.

angelegen sein lassen, die staatlichen wie die persönlichen Beziehungen der beiden nah verwandten Häuser aufrecht zu erhalten und Verstimmungen auszugleichen. Und andererseits hatten sich beide, der König und seine Gemahlin, in Anerkennung solcher von Erfolg gekrönten Bemühungen immer dankbar erwiesen; so zwar, daß zu dem vornehmen, ungewöhnlich liebenswürdigen, offenen, keiner Hinterhältigkeit fähigen Manne sich nicht nur ein freundliches, sondern sogar wahrhaft freundschaftliches Einvernehmen herausbilden konnte. Aber gerade diese Eigenschaften des Gesandten mögen wohl auch dazu verleitet haben, in dessen bescheidenen, äußern Persönlichkeit den in altpreussischer Pflichttreue und Disziplin erzogenen Beamten falsch einzuschätzen, zu verkennen. Weniger vielleicht seitens des königlichen Ehepaars als der führenden, altständischen Adels- und Beamtenkoterie, jener „Berücken von Hannover, die, wie Friedrich der Große schon sagte, immer und mit allem einen Posttag zu spät kommen“. Die Versuche dieser Kreise, den Gesandten mit glatt-höflichem Entgegenkommen einzuwickeln, ihn über ihre wahren Gesinnungen zu täuschen, sind freilich mißlungen.

Prinz Osenburg nahm später in vertrautem Kreise zuweilen Gelegenheit, auf die Katastrophe von 1866 und die Art, wie sie sich seit einem Menschenalter schon vorbereitete, zurückzukommen. Besonders dann, wenn die immer an der Arbeit befindliche welfische Publizistik gerade solche Vorgänge und Tatsachen zu entstellen oder zu verschleiern suchte, die er doch sehr genau kennen mußte. Immer natürlich innerhalb des Rahmens gebotener Diskretion und des Taktes. Bei solchen Gelegenheiten bediente er sich zur Verständlichung der partikularistischen Irrgänge jener Staatsleitung kurzer geschichtlicher Exkurse, in denen er die „auf einer bestimmten Tradition beruhenden Aspekte des Königshauses und der jeweiligen maßgebenden Persönlichkeiten in Auffassung und Behandlung der deutschen Angelegenheiten“ Schritt für Schritt beleuchtete.*)

Als den sich durch die gesamte Politik Hannovers hindurchziehenden Faden wies der Prinz auf jene rein dynastisch gearteten Bestrebungen hin, wie sie in unmittelbarer Anlehnung an die englische Festlandspolitik ihren Rückhalt fanden. Es waren Ziele, die seinerzeit Graf Herbert Münster, der englisch-hannoversche Vertreter beim Wiener Kongreß 1814 sowie in Paris 1815, so energisch zu verfolgen wußte. Das Inselreich hat ja eine machtvolle Erstarkung Deutschlands von jeher gefürchtet und tatsächlich lange zu hintertreiben gewußt. Es bediente sich dieses an sich tüchtigen, in vieler Hinsicht verdienstvollen Ministers, indem es dessen tiefe Abneigung gegen Preußen geschickt zu verwerten verstand. Graf Münster war es, der auf dem Wiener Kongresse dem gegen Preußen gerichteten geheimen Januärbündnis Frankreichs, Englands und Österreichs am eifrigsten das Wort redete und mit der Bemerkung beitrug: „Wir spielen

*) Der Prinz bekleidete nach dem Kriege 1866 bis zu seinem am 1. Januar 1883 erfolgten Ableben den Gesandtenposten in Osenburg, wo ihm in besondrer Veranlassung der Schreiber dieser Zeilen persönlich näher getreten ist.

eine partie en trois; ist der Feind geschlagen, so geht es gegen den Freund.“ Bekanntlich verhinderte nur die Landung Napoleons den Krieg, zu dem schon gerüstet wurde. Demselben Grafen Münster entstammt jenes kühne Projekt, mit dem er schon im Jahre 1809 die Phantasie seines Londoner Herrn be-
rauschte, und das seitdem in den Köpfen aller hannoverschen Politiker weiter-
gespuht hat, ja, wie der oben zitierte Brief an Meding zeigt, auch in dem König
Georgs. Das war die Wiederherstellung eines großen welfischen Reiches an
der Nordsee.

Dieses Küstenreich, vom Umfange etwa des Besitzes Heinrichs des Löwen,
des großen Ahnherrn der Dynastie, sollte außer Hannover und Braunschweig
auch Westfalen und die Niederlande umfassen, das gesamte Gebiet also zwischen
der untern Elbe und der Schelde. Hatte dieses Projekt im Laufe der Begeben-
heiten auch eine Einschränkung erfahren müssen, so blieb doch der Grundgedanke
unvermindert bestehen. Dynastisch-partikularistisch mit ultramontanem Einschlag,
war diese Idee, ebenso wie schon vor sechshundert Jahren, bei seiner unmittel-
baren Anlehnung an das Ausland, gegen die vitalsten Interessen Deutschlands
gerichtet. Somit haben also die Ursachen des jähen Sturzes des Löwen
keine warnende Wirkung auszuüben vermocht. Vielmehr erschienen die Aus-
blicke, die eine derartige, wenn auch zunächst nur auf rein deutsche Gebiete
beschränkte Machtrekonstruktion eröffneten, verführerisch genug: eine starke dem
preussischen Staate auf dem Meere, von dem er abgesperrt war, überlegne, zu
Lande mindestens gewachsene Macht. Sie bildete zugleich die natürliche Macht-
und Verkehrsbrücke Englands zum Festlande. Und warum hätte die Ver-
wirklichung eines solchen Planes nicht auch möglich sein sollen? War auch
der König von England nicht mehr zugleich Kurfürst von Hannover, so blieb
doch mit der Dynastie die Interessengemeinschaft dieselbe. Und mußte die
territoriale Lage Hannovers als eines in den langgestreckten, mageren preussischen
Staatskörper hineingetriebenen Keils nicht als viel zu glücklich und zukunftsver-
heißend betrachtet werden? Hatte endlich die englisch-hannoversch-österreichische
Diplomatie im Jahre 1815 die Verbindung der preussischen Staatshälften etwa
umsonst zu hintertreiben gewußt? Darüber war sich England völlig im
Klaren: wuchs ein territorial, militärisch und wirtschaftlich erstarktes Preußen
erst einmal in Deutschland hinein, so übernahm es auch dessen Führung.
Wurde Deutschland dann einig, so hörte es auch auf, Englands bestmögliche
Ruh zu sein. Vorbei war es dann mit dem kostbaren Monopol des Zwischen-
handels; aus mit dem ungeheuern Nutzen, den der nebenbei systematisch be-
triebene und begünstigte Schleich- und Schmuggelhandel ihm die Tasche füllte,
jenem alle Moral abstumpfenden Schaden, der, giftigen Pilzwucherungen gleich,
ganz Deutschland durchsezte. Zu Ende schließlich auch mit der bisherigen,
blöden Bereitwilligkeit Deutschlands, Blut und Waffen weiterhin in den Dienst
der klug verhüllten Pläne Englands zur bedingungslosen Alleinherrschaft über
die Meere zu stellen.

Da setzt nun die Gründung des Zollvereins durch Preußen ein, dieses flug und weitfichtig angelegten, unter tausend Hindernissen mit unendlicher Zähigkeit und Geduld durchgeführten Einigungswerks auf wirtschaftlichem Gebiet, als Vorstufe für das künftige nationale.

Es ist diese Tat Preußens von England immer als ein höchst eigenmächtiger Eingriff in seine gesamte deutsch-mercantile Ausbeutungssphäre sowohl wie in die ihm als besonders bevorrechtet geltende von Hannover empfunden worden. Deshalb befand sich, neben Sachsen und Kurhessen, Hannover in der vordersten Reihe aller gegen die Zollpolitik Preußens gerichteten, von Österreich unterstützten feindseligen Bestrebungen. Einen Beweis, wie tief eingewurzelt die Abneigung war, sich an Preußen anzulehnen, gab der König von Hannover selbst. Er holte nämlich die Ansicht des greisen Herzogs von Wellington darüber ein, ob es nicht gut wäre, wenn Hannover bei der Vereinbarung mit Preußen, zu der es augenblicklich (1848/49) gezwungen sei, freie Hand behalte, um Österreich Zeit zu geben, seinen Einfluß wieder geltend zu machen. Der Herzog gab ihm zu bedenken, daß es ungewiß sei, ob Österreich bei der geographischen Lage seines Staates imstande sein werde, ihn dann gegen Preußen zu schützen. Die Unterlassung leidenschaftsloser Prüfung dieser reinen Machtfrage sollte ihm später zum Verderben gereichen. Jedenfalls beharrte Hannover, indem es die Hoffnung, durch Auflösung des Zollvereins die politische Stellung Preußens geschwächt zu sehen, nicht aufgab, in seiner zurückweisenden Haltung. Erst durch das kraftvolle Auftreten des preußischen Ministers des Auswärtigen wurde dieser Widerstand überwunden. So war denn die Handelseinheit Deutschlands nach vierzigjährigem Federkriege zur endgültig vollendeten Tatsache geworden. Seitdem drängte die schnelle Aufeinanderfolge der politischen Ereignisse und die geschickte Art, wie sie preußischerseits konsequent nach einem Ziele hin gestaltet und verwertet wurden, fast mit elementarer Gewalt auf die Beseitigung des naturwidrigen österreichisch-preußischen Dualismus. Es handelte sich um den Austrag der Frage, wer zur Führerschaft in Deutschland auch in politischer Hinsicht das Zeug habe und deshalb berufen sei, künftighin „Hüter und Mehrer des Reiches“ zu sein.

Schon längst war ja Österreich seinem traditionellen deutschen Berufe durch das Schwergewicht seiner außerdeutschen Kronländer entfremdet worden. Aber es konnte ihm auch nicht verargt werden, daß es Stellung und Einfluß in Deutschland mit allen Mitteln zu behaupten, ja auszudehnen den Willen zeigte. Von diesem Standpunkte aus wurden demnach, ebenso wie beim Zollstreit, alle Fragen behandelt. Der guerillakriegsmäßig geführte Federstreit um die Reform der Bundesverfassung ist sonach nur die Einleitung zum gewaltfamen Austrage gewesen.

Da gab die Aufrölung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit den unmittelbaren Anlaß zum offenen Kampfe um die Vorherrschaft in Deutschland.

Die Gruppierung der Staaten bei ihrer Parteinahme vor und bei Ausbruch des Deutschen Krieges gestaltete sich fast völlig gleichartig derjenigen beim Kampfe um den Zollverein. Auf preußischer Seite seine alten Zollverbündeten, in Österreichs Lager die bewährten Feinde und Neider des norddeutschen Nebenbuhlers; also je nach den durch die geographische Lage gegebenen Einfluß- und Machtphären der beiden Großmächte. Daneben trieben alte Stammes- und Konfessionsfeindschaften ihr sonderbares Wesen, nicht minder jene aus den wunderlichsten Beweggründen entsprungenen „querelles allemandes“, wie sie zur weiblichen Belustigung des Auslands immer einen so breiten Raum im deutschen Bundesleben in Anspruch nahmen. Und wie sich von selbst versteht, hatte der unverföhnliche Gegner, der Todfeind der evangelischen Vormacht, der Ultramontanismus, indem er sich nach seiner Gepflogenheit weiblicher Einflüsse bediente und Wolte schlagend die Karten mischte, seine unsaubere Hand im Spiele. Schien es doch, als ob das Schicksal alle Zwistigkeiten einer anderthalbtausendjährigen Vergangenheit auf eine kurze Zeitspanne noch einmal zusammengebrängt habe, um den Deutschen die Unfruchtbarkeit partikularistischen Habers deutlich vor Augen zu führen; um ihnen nahezu legen, daß von dem Baume ihrer nationalen Hoffnungen zuvor alle wurmtüchtigen Früchte zu beseitigen seien, wenn die gefunden zur Reife gelangen sollten.

In dem je länger je mehr sich zuspizenden Verhältnisse Hannovers zu Preußen kam der uralte Gegensatz des partikularistischen, reichszentrifugalen Wesentums zur ghibellinischen Sache der Hohenzollern zum modernen Ausdruck.

Es ist längst erwiesen, daß bei der bevorstehenden, von Preußen herbeigeführten Auseinandersetzung mit Österreich an eine Einverleibung ganzer gegnerischer Staaten, ohne jede Ausnahme, bis in die Mitte des Monats Juli nicht gedacht worden ist. Weder vom Grafen Bismarck, am allerwenigsten von König Wilhelm, der sich nach harten Kämpfen mit sich und der königlichen Familie nur schwer und fast zu spät hatte entschließen können, überhaupt das Schwert zu ziehen.

Das preußische Vorgehen ist in seinen Maßnahmen und Zielen von Anfang an immer nur von der Verwirklichung des deutsch-nationalen Zusammenschlusses gegen das Ausland beherrscht gewesen. Nach und nach erweitert, hat es schließlich in der am 10. Juni vorgeschlagenen, den Machtverhältnissen Deutschlands entsprechenden Bundesreform unter Ausschluß Österreichs und Annexion Schleswig-Holsteins seinen Ausdruck gefunden. Weitere Ziele in Norddeutschland als die zunächstliegenden der militärischen Sicherung sind bei dem bevorstehenden Zusammenstoße mit Österreich erwießnermaßen nicht gesteckt worden. Denn da es sich in Hinblick auf das numerische Übergewicht der Gegner letzten Endes um die Existenz handelte, gebot es schon die Selbsterhaltung, sich in Norddeutschland unbedingt den Rücken zu decken. Deshalb mußten die dort vorhandenen, in ihrer Haltung zweifelhaften Staaten Farbe zu bekennen gezwungen, und deren Streitkräfte, sofern sie den an sie gestellten Anforderungen

der Sicherheitsgewährleistung nicht entsprachen, militärisch unschädlich gemacht werden. Und gerade Hannover gegenüber hat es Preußen in wochenlangen Unterhandlungen wahrlich nicht an Vorstellungen, Warnungen und Drohungen fehlen lassen. Keinem Staate sind zudem so billige Bedingungen gestellt worden wie Hannover.

Die erste Warnung erging schon am 1. April, als Hannover unter nichtigem Vorwande die Absicht bekundete, seine Urlauber einzuziehen. Prinz Osnenburg hatte zu erklären, daß „Preußen schon mit Rücksicht auf seine geographische Gestalt eine bewaffnete Neutralität Hannovers nicht dulden könne“. Als dann trotz aller Beschwichtigungsversuche die Urlauber am 5. Mai dennoch einberufen wurden, erfolgte am 9. Mai eine weitere Warnung. „Der König von Preußen, so hieß es, habe niemals die Absicht gehabt, die Souveränität deutscher Fürsten anzutasten oder zu gefährden. Wenn wir aber jetzt auch bei denjenigen Regierungen, welche die Natur der Dinge und das Verhältniß der geographischen Lage zu unsern natürlichen Bundesgenossen ebenso sehr in ihrem eignen als in unserm Interesse machen sollten, einer feindseligen Tendenz begegnen, die unsre eigne Sicherheit gefährdet, so kann es nicht ausbleiben, daß wir jede andre Rücksicht dem Bedürfnisse der Selbsterhaltung unterordnen. Seine Majestät der König darf und wird alsdann keinen andern Beweggrund anerkennen als die Pflichten gegen sein Land; und selbst die Rücksicht auf einen ihm so nahe stehenden Monarchen wie der König von Hannover wird dagegen zurücktreten.“ Infolge dieses offenen und ernsten Tones hat sich der hannoversche Ministerrat anfänglich geneigt gezeigt, der preussischen Forderung nachzugeben. Schließlich blieb es aber doch bei der in allerhand Friedensversicherungen eingewickelten Ablehnung. Nun verlangte Preußen am 20. Mai auf Grund der Gewährleistung der Unabhängigkeit Hannovers in einem neuen Bundesverhältniß den sofortigen Abschluß eines Neutralitätsvertrags; und in einer zweiten Depesche von diesem Tage wurde auf die Folgen hingewiesen, die, wie sich auch der Ausfall des Krieges gestalten möge, die Gegner Preußens unter den deutschen Staaten zu tragen haben würden.

Da erschien, ebenfalls an demselben Tage, in besondrer Mission mit einem kaiserlichen Handschreiben der österreichische Gesandte Prinz Solms, ein Stiefbruder König Georgs, in Hannover und drängte, indem er einen bestimmt bezeichneten Territorialerwerb in Aussicht stellte, zu einem schnell abzuschließenden Bündnis mit Oesterreich, dessen militärische Machtstellung er ungebührlich übertrieb. Der König lehnte im Hinblick auf die immerhin gefährdete territoriale Lage seines Landes das offene Bündnis zwar ab; er wollte sich auch von Oesterreich nicht drängen lassen. Solms erreichte aber doch den Abbruch der schon angebahnten Verhandlungen mit Preußen. Als solchergestalt „umworbne Macht“ und für alle Fälle gerüstet, glaubte der König den ihm gar nicht zweifelhaften Ausfall des eisernen Würfelspiels zunächst ruhig abwarten zu können.

Die verführerische Lockung Österreichs, als ein Schicksalswink für die sich offenbar vorbereitende Verwirklichung traditioneller Vergrößerungswünsche aufgefaßt, mag wohl verfangen haben. Dazu kamen die Einflüsse des Boudoirs, die alte, tief eingewurzelte Abneigung gegen den mächtigen Nachbarstaat und dessen Hegemonie. So wirkte alles zusammen, dem unbändig stolzen Manne den Rest politischen Urteils gerade dann zu rauben, als er dessen am dringendsten bedurft hätte. Von da an nahm das Verhängnis unaufhaltsam seinen dramatischen Verlauf. Und so stand es auch wohl in den Sternen geschrieben.

Die nächste Folge des Erscheinens des Prinzen Solms war die schon vierundzwanzig Stunden darauf erfolgende, sehr klar und bestimmt gefaßte Erneuerung der preussischen Forderungen, die Prinz Hsenburg überreichte mit dem Zusatz: „unbewaffneter Neutralität selbst bei angeordneter Mobilmachung durch (rechtswidrigen) Bundesbeschluß. Das Stattgeben einer solchen müsse als Kriegsfall angesehen werden.“

Bei den Verhandlungen hierüber hat Prinz Hsenburg ehrlich sein ganzes Bestreben eingesetzt, durch die ernstesten Vorstellungen das Unheil abzuwenden. Sein freundschaftliches Verhältnis zur königlichen Familie gestattete es ihm, seinen Bemühungen weitere Grenzen zu ziehen, als sonst möglich und rätlich gewesen wäre; und es hat auch Momente gegeben, wo er auf einen Erfolg hoffen zu dürfen geglaubt hat. Umsonst; weder in des Königs unmittelbarer Umgebung noch im Ministerium befand sich jemand, der Einsicht genug und beim Aufdämmern einer solchen den Willen oder den Mut gehabt hätte, die Vorstellungen des Gesandten nachhaltig zu unterstützen. Auch nicht der Mann, dessen Sache und Pflicht es vor allem gewesen wäre, Graf Platen, der Minister des Auswärtigen. Ganz gewiß mochte es nicht leicht sein, den festgewurzelten Grundsätzen und Vorurteilen des sonst gütigen, aber gerade im Stolz seines Souveränitäts- und Machtgefühls gleich seinem herrischen Vater so unnahbaren, äußerst reizbaren und dann geradezu harten Monarchen entgegenzutreten. Ob Platen, sofern er die Gefahr in ihrem vollen Umfange erkannte, hierzu den ernstesten Versuch gemacht hat, muß dahingestellt bleiben. Es ist aber füglich zu bezweifeln, weil er andernfalls pflichtmäßig durch Demission die Folgerung hätte ziehen müssen. Jedenfalls trägt er samt dem Ministerium die ganze Verantwortung.

Graf Platen war eben mehr Hofmann als verantwortlicher Minister. Willig und geschickt schmiegte er sich dem eigenartigen Ideenkreise seines Herrn an, dem er deshalb weniger als charaktervoller Ratgeber diente denn als ein bequemer Interpret und Vertreter seines souveränen Willens. Platen war entschieden befähigt und auch geschäftsgewandt. Zum Grafen Bismarck, der ihn schätzte, hatte er in freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Von außerordentlicher weltmännischer Gewandtheit, liebenswürdig, ein anmutiger Baulderer, aber glatt wie ein Aal und nicht ganz zuverlässig, verwaltete er sein bei der Blindheit des Königs doppelt verantwortliches Amt „nach den abgenutzten Rezepten

und Praktiken der alten Metternichschen Schule“. So suchte er auch jetzt noch der Entscheidung auszuweichen, sie hinzuhalten, indem er sich den Anschein gab, als halte er alle bestehenden Differenzen nur für bedauerliche Mißverständnisse, die sich bei den nahen verwandtschaftlichen Beziehungen beider Fürstenhäuser zweifellos und unschwer beseitigen ließen — sofern man nur nicht drängte. „Der König, gab er zur Antwort, hege keine feindlichen Absichten gegen Preußen; aber er müsse und wolle durchaus Herr seiner freien, souveränen Entschlüsse bleiben und daher auch rüsten können, besonders wenn ein Bundesbeschluß ihn etwa dazu verpflichten sollte.“

Nach diesen durchsichtigen Erklärungen kam Prinz Osenburg gemäß der ihm erteilten Instruktion aus eigener Initiative nicht wieder darauf zurück. Aber statt seiner erschien nun der Großherzog von Oldenburg am Hoflager zu Herrenhausen, um, ohne widerlegt werden zu können, seinem königlichen Herrn Schwager „auf den Kopf zuzusagen“, wie wohl er wisse, was Österreich ihm, dem König, als Bündnispreis auf Oldenburgs Kosten versprochen habe; „und Du hast zugesagt, das hätte ich von Dir nicht erwartet.“

Und in weitem Widerspruch mit seinen abgegebenen beruhigenden Erklärungen setzte sich das hannoversche Kabinett. Denn als Österreich schon am 24. Mai den Krieg für unvermeidlich erklärte und der französische Gesandte beim Bundestage ausführte, daß Napoleon, einverstanden mit Österreichs Beschützung der deutschen Mittelstaaten, die Zeit für diese gekommen erachtete, zu zeigen, daß sie ihres Daseins würdig seien — da versicherte Hannover ausdrücklich seine unbedingte Bundestreue. Damit hatte sich der Welfenstaat an Österreichs Seite gestellt. So nahte der 14. Juni, der beim Bundestage in Frankfurt die endgültige Entscheidung bringen sollte. Eine ungeheure Spannung lastete in diesen gewitterschwülen Tagen auf ganz Deutschland, es lag wie schwerer Alpdruck auf allen Gemütern. War auch das eine gewiß, daß ein ungeheurer Kampf bevorstand, wie aber würde sich die Parteinahme, davon abhängig der Ausfall des Krieges und dann vor allem das Schicksal Deutschlands gestalten?



Ein deutsches Reichsblatt

Von Staatsanwalt Martell Spag in Gnesen



In den letzten Monaten hat, an Umfang und Inhalt sichtlich zunehmend, eine Bewegung begonnen, die für die innerpolitischen Verhältnisse des Deutschen Reiches von großer Bedeutung zu werden verspricht. Zahlreiche Männer von angesehener Stellung und politischer Erfahrung erheben und vertreten die Forderung nach Einführung der „deutschen Bürgerkunde“ in Seminaren, Fachschulen, Fortbildungsschulen, Hochschulen. Schon die Jugend soll Kenntnis erhalten von den

Grundzügen deutscher Verfassung, Verwaltung und Gesetzgebung, sie soll später, ihrer fortschreitenden Entwicklung entsprechend, auch weiter darüber aufgeklärt werden; wohlverstanden alles nur, insoweit objektive und parteipolitisch ungefärbte Darstellung möglich ist. Bezweckt wird damit nicht nur, Verständnis und Liebe für das eigne Volkstum zu fördern, sondern auch die gerade in Deutschland besonders starke Unkenntnis öffentlicher Dinge zu beseitigen, durch Bekanntmachung mit der Bedeutung und dem Werte des staatlichen Organismus politisches Interesse und Verantwortlichkeitsgefühl zu wecken und dadurch eine Sicherung gegen einseitig verheerenden Radikalismus zu schaffen.*)

In jüngster Zeit ist auf dem begonnenen Wege planmäßig weitergeschritten worden. Der Schulunterricht in der Bürgerkunde allein wird als nicht ausreichend erachtet zur Erreichung des Zwecks. Was gibt eine vom Gesichtspunkt staatlicher Notwendigkeit zu verlangende Sicherheit dafür — so wird gesagt —, daß die heilsamen Folgen jenes Unterrichts nach der Schulentlassung noch bleibend wirken, und daß nicht schon nach kurzer Zeit die Schulentlassenen dennoch radikaler Agitation erliegen, weil es gegen diese nun mit einemmal an jedem Gegengewicht für sie fehlt? Und wenn ferner der Staat grundsätzlich Recht und Pflicht zur Aufklärung für sich in Anspruch nimmt, soll er sich hierin eine unübersteigliche Schranke ziehen lassen durch die Schulentlassung, durch einen Zeitpunkt also, wo sich eine gefestigte Grundlage für die Richtung des Denkens und Handelns im Jüngling noch nicht gebildet haben kann?

Einen sehr beachtenswerten Vorschlag nach dieser Richtung hin macht eine kürzlich erschienene Broschüre**). Er gipfelt darin, daß ein „Deutsches Reichsblatt“ als dauerndes Mittel zur Aufklärung der Bevölkerung geschaffen werden soll. Das Reich soll dessen Verlag und Vertrieb übernehmen und geeignete Persönlichkeiten zur Redaktion und Mitarbeiterschaft heranziehen. Erscheinen soll es in etwa zehn verschiedenen Ausgaben, etwa für Nordwestdeutschland, die thüringischen Staaten, Südwestdeutschland, Ostdeutschland usw. Der vordere Teil ist für Veröffentlichung von Erklärungen der Reichsregierung und der betreffenden Landesregierungen zu Gesetzesentwürfen, Wahlen, Verwaltungsmaßnahmen und innerpolitischen Vorgängen bestimmt, der übrige Teil zu belehrenden und aufklärenden Abhandlungen über Verfassung, Verwaltung, Hygiene, Fragen von Industrie, Handel und Landwirtschaft, Landeskunde, Kolonialgeschichte usw. Demgemäß

*) Als grundlegend darf die Schrift des Regierungsrats Regenborn: „Der Deutsche als Staatsbürger“ gelten (München. 1,20 Mark), von der der „Verband zur Verbreitung vaterländischer Schriften“ schon eine billige Massenaufage hat herstellen lassen. Bewährt hat sich für den Unterricht die „Bürgerkunde“ von Hoffmann und Groth.

Der Reichskanzler hat kürzlich auf eine Eingabe an den Oberbürgermeister von Düsseldorf geantwortet, er habe eine amtliche Prüfung der Zweckmäßigkeit des Unterrichts in Bürgerkunde angeregt. Für dessen Notwendigkeit in Fortbildungs-, Handels- und Fachschulen haben sich auch schon die Ältesten der Kaufmannschaft in Berlin vor einigen Wochen ausgesprochen.

**) H. Ehrhard, Oberpostinspektor im Reichspostamt, „Unter dem Reichsbanner“. Berlin. 0,80 Mark.

soll das Blatt ebensosehr das Wissen der Staatsbürger über Bürgerkunde fördern wie sie auch in parteipolitisch unbeeinflusster Weise über die Absichten der Regierungen in wichtigen politischen und sonstigen Angelegenheiten unterrichten. Die Erscheinungsform ist so gedacht, daß es wöchentlich unentgeltlich durch die Post jeder der etwa fünfzehn Millionen deutscher Haushaltungen zugestellt wird. Von Anzeigen und Reklamen soll es sich freihalten und überhaupt nach aller Möglichkeit vermeiden, irgendwie der Presse geschäftlich Wettbewerb zu bereiten. Die Kosten berechnet der Verfasser bei sorgfältiger Berücksichtigung aller Ausgabeposten auf jährlich 6 bis 8 Millionen Mark. Er weist auch nach, daß die gewaltige Auflage eines solchen Blattes mit den rund 600 Rotationsmaschinen der Großstadtdruckereien leicht herzustellen ist, und erörtert als Fachmann eingehend, wie die Postverwaltungen ohne Schwierigkeiten selbst in den kleinsten Landorten die regelmäßige Zustellung besorgen können.

Es ist nicht zweifelhaft, daß ein solches Blatt zahlreiche und erbitterte Gegner finden würde, vornehmlich in Sozialdemokratie, Zentrum, Polentum usw., und daß diese Gegner mit allen Mitteln seine Wirksamkeit zu verhindern suchen würden. Es kann wohl auch nicht verkannt werden, daß in der ersten Zeit die politische Halbbildung und die Neigung zum Bierkantpolitisieren gefördert und der politische Widerpruchsgeist, der dem Deutschen nun einmal angeboren zu sein scheint, geradezu gestärkt werden würde. Aber diese Bedenken dürften kaum stichhaltig sein. Die Wirkung des gedruckten Wortes ist nicht zu unterschätzen. Wer zehnmal ein ihm regelmäßig und kostenlos zukommendes Blatt nur als Schand- und Machwerk angesehen hat, betrachtet es trotzdem vielleicht schon beim elftenmale mit milderer Augen; und dann ist die Zeit nicht mehr fern, wo er dies und jenes darin ganz gern liest, und wo er dem Blatte Interesse entgegenbringt und Anregung daraus entnimmt. Auf die Dauer behalten demgegenüber weder die Bannflüche politischer Führer noch angeborene Mörgelsucht das Feld.

Es mag aber auch dahingestellt bleiben, ob die vorgeschlagene Form die allein richtige ist, und ob sie den Erfolg in dem erwarteten Umfange verbürgt. Der Grundgedanke des Vorschlags ist sicherlich praktischer Art und vom nationalen und realpolitischen Standpunkte aus zu billigen. Das deutsche Volk bedarf bei seinem Mangel an politischem Sinn der politischen Anregung und vorläufig auch noch bis zu einem gewissen Grade in großen Fragen der politischen Führung. Das beweist deutlich genug jeder Wahlkampf.

Daß sich auch die Regierung dieser Erkenntnis nicht mehr verschließt, haben die letzten Jahre gezeigt. Man denke nur daran, mit welcher Entschiedenheit sie nach der letzten Reichstagsauflösung ihr Blockprogramm vor der Öffentlichkeit aufgestellt und vertreten hat. Völlig neu für Deutschland war der Weg, der mit dem Silvesterbrief und mit den öffentlichen Kolonialvorträgen Dernburgs beschritten wurde. Damals zeigte auch schon der Reichsanzler Interesse für die leitenden Gedanken der besprochenen Broschüre, die ihm zwar noch nicht schriftlich formuliert, aber im wesentlichen Inhalt zur Kenntnis gebracht wurden, und

ließ den Verfasser Vortrag darüber im Reichskanzleramt halten. Kennzeichnend für die Willensfestigkeit der Regierung, den begonnenen Weg weiter zu verfolgen, ist aus den jüngsten Tagen noch die bestimmte Erklärung zur Reichsfinanzreform, die in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung am 26. April erschien: „Die Regierung nimmt das Recht für sich in Anspruch, in der öffentlichen Meinung ihre Vorlagen zu vertreten und die konservative Bevölkerung ebenso wie die liberalen in ihrem Sinne aufzuklären.“



Schauspielerelend

Von Georg Jahn



Am 1. Dezember vorigen Jahres der Krieg zwischen Bühnengenossenschaft und Bühnenverein losbrach und Schauspielergewerkschaft und Arbeitgeberverband einander feindlich gegenübertraten, ist die Theaterfrage in der Presse nicht mehr zur Ruhe gekommen. Es hat sich seitdem in der Öffentlichkeit eine Bewegung zugunsten der Schauspieler gebildet, die namentlich durch die Enthüllungen der Bühnengenossenschaft und die Darstellung des „Theaterelends“ in der gleichnamigen Broschüre des Abgeordneten Dr. Pfeiffer verursacht worden ist und schon insofern ein praktisches Ergebnis erreicht hat, als sich der Reichstag in einer erfreulicherweise einstimmig angenommenen Resolution für den baldigen Erlass eines Reichstheatergesetzes ausgesprochen hat.

Es ist hier nicht der Ort, über die internen Streitigkeiten zwischen den beiden Häusern des Bühnenparlaments zu berichten. Aber das eine muß hier doch bemerkt werden: die Beurteilung des Bühnenvereins und seiner Mitglieder in der Öffentlichkeit hat vereinzelt Formen angenommen, die nicht zu billigen sind und sicherlich weit über das Ziel hinauschießen. Der Bühnenverein, zu dem nur 104 Direktoren größerer Stadttheater und Hofbühnen gehören, kann jedenfalls nicht für das Schauspielerelend, das noch immer in ungeahnt starkem Maße besteht, verantwortlich gemacht werden. An den meisten „Vereinsbühnen“ herrschen keineswegs schlechte Zustände. Die Gagen, die hier gezahlt werden, sind im allgemeinen ausreichend, die Arbeitszeit ist nicht übermäßig lang, und der Schutz von Leben und Gesundheit im Theaterbetriebe scheint zumeist hinlänglich und gut geregelt. Bedauerliche Ausnahmen kommen freilich auch unter ihnen vor. Was an den Vereinsbühnen vom Standpunkte des Sozialpolitikers aus gesehen tadelnswert erscheint, das sind vor allem die ungünstige Rechtsstellung, die die Bühnengehörigen im Vergleich zur Masse der übrigen Privatangestellten einnehmen, und der mangelhafte gesetzliche Schutz, den sie heute genießen.

Was zunächst die Rechte der Bühnenleitung und der Bühnenmitglieder bei der Auflösung eines Vertrages betrifft, so wird am besten eine Gegenüberstellung

zeigen, wie ungleich hier die Gewichte auf beide Waagschalen verteilt sind. Nach dem Normalvertrage des Deutschen Bühnenvereins, der infolge der Ablehnung der neuen Bühnenvertragsregeln seitens der Genossenschaft noch heute an den Vereinsbühnen Gültigkeit hat, ist die Direktion in folgenden Fällen berechtigt, den Vertrag sofort zu lösen und das Mitglied zu entlassen: 1. bei wiederholter Versäumnis im Memorieren von Rollen und Partien; 2. bei Widerseßlichkeit gegen Anordnungen der Bühnenleitung, insbesondere die Übernahme einer dem Mitglied vertragsmäßig obliegenden Verpflichtung; 3. bei mehrfacher absichtlicher Übertretung der Vorschriften der Disziplinar- und Hausordnung; 4. bei Verreisen ohne Urlaub; 5. bei Versäumnis einer rechtzeitig bekanntgemachten Vorstellung ohne Nachweis unabwendlicher Verhinderung; 6. bei Verstößen des Mitgliedes gegen die Gesetze des Staates oder die Pflichten der Sittlichkeit und des Anstandes, soweit sie geeignet sind, die Achtung vor dem Künstlerstande zu beeinträchtigen; 7. bei Verheimlichung einer chronischen Krankheit oder eines Leidens, durch das die künstlerische Leistungsfähigkeit wesentlich beeinträchtigt wird (auch Schwangerschaft!), im Zeitpunkte des Vertragsabschlusses. Wenn auch einzelne dieser Bestimmungen ziemlich hart erscheinen, so ist doch kaum eine von ihnen im Interesse eines geregelten Theaterbetriebes völlig zu umgehen. Zudem steht es im Falle 1 bis 5 der Bühnenleitung frei, statt von ihrem Rechte augenblicklicher Entlassung Gebrauch zu machen, eine Geldstrafe bis zum Betrage eines monatlichen Bühneneinkommens des Mitgliedes zu verhängen und in Abzug zu bringen. Weit inhumaner erscheinen die übrigen drei Entlassungsgründe; diese sind gegeben: 8. im Krankheitsfalle nach Ablauf der dritten Woche oder bei wiederholter Erkrankung nach insgesamt (!) 42 Krankheitstagen; 9. bei Krieg, politischen Unruhen, Epidemien und andern die öffentliche Wohlfahrt in ähnlicher Weise schädigenden Ereignissen sowie bei behördlicherseits angeordneter Schließung des Theaters von mehr als achttägiger Dauer; 10. im Probemonat und bei mehrjährigen Kontrakten nach Ablauf der ersten oder dritten Spielzeit. Diesen zehn Kündigungsmöglichkeiten gegenüber hat das Bühnenmitglied nur in zwei Fällen das Recht einseitiger Lösung des Vertrags, und zwar: a) wenn die Direktion trotz Aufforderung ihren Zahlungsverbindlichkeiten binnen drei Tagen nach dem Fälligkeitstermin nicht nachgekommen ist; b) wenn das Mitglied nachweist, daß es ohne Gefährdung seines Lebens oder seiner Gesundheit überhaupt nicht mehr imstande ist, seine Tätigkeit fortzusetzen. Ehrverletzungen und unsittliche Zumutungen seitens des Direktors, wie sie leider nicht selten vorkommen, geben also dem Bühnenkünstler nicht das Recht, seinen Vertrag sofort einseitig zu lösen. Dagegen darf das Mitglied der Bühnenleitung einzelne ihm angebotene Leistungen, die entweder außerhalb seiner Kunstgattung liegen, oder die nachweislich Leben und Gesundheit gefährden, versagen.

Noch ungünstiger sind für die Bühnenangehörigen die Bestimmungen desselben Vertrages über die Gagenzahlung im Krankheitsfalle. Bei Dienstunfähigkeit infolge Erkrankung hat nämlich das Mitglied nur in den ersten vierzehn Tagen

Anspruch auf unverkürzte Auszahlung seiner Gage, nicht aber auf den verhältnismäßigen Teil des garantierten Spielgeldes; von der dritten Woche ab steht der Bühnenleitung das Recht zu, für die weitere Dauer der Krankheit die Gage auf die Hälfte herabzusetzen, nach Ablauf der dritten Woche darf sie den Vertrag kündigen und acht Tage später lösen. Ist das Mitglied dagegen innerhalb eines ganzen Vertragsjahres insgesamt länger als vierzehn Tage krank, so ist die Bühnenleitung ebenfalls berechtigt, für jeden weiteren Tag der Dienstunfähigkeit die Gage unter Wegfall des Spielgeldes auf die Hälfte herabzusetzen; nach zusammen 28 Tagen braucht sie bis zum Wiederantritt des Dienstes weder Gage noch Spielgeld zu bezahlen, und nach insgesamt 42 Krankheitstagen hat sie das Recht, den Vertrag ohne weiteres zu lösen. Das ist im Vergleich zu dem Rechte der Handlungsgehilfen und der andern Privatangestellten auf sechswöchigen Fortbezug ihres Gehalts eine höchst mangelhafte Krankenfürsorge.

Sind somit schon die Verhältnisse an den großen Bühnen nicht gerade verlockend, so ist das natürlich an den kleinern Theatern der Provinz noch viel weniger der Fall. Aus einer Fülle von Beispielen geht hervor, daß die Direktionen kleinerer Bühnen von den erwähnten Kündigungsmöglichkeiten in weit rigoroserer Weise Gebrauch machen als die der großen, und daß in der Provinz an eine hinreichende Krankenfürsorge erst recht nicht zu denken ist. Es kommt nicht selten vor, daß im Krankheitsfalle das Mitglied überhaupt keine Gage erhält und einfach auf die Straße gesetzt wird, wenn es sich etwa einfallen ließe, auf Grund von § 617 des Bürgerlichen Gesetzbuchs eine solche Unterstützung von dem Arbeitgeber zu verlangen. Dabei sind hier nachweislich viele Erkrankungen auf die schlechten Zustände im Betriebe zurückzuführen, sodaß schon deshalb der Theaterunternehmer zur Weiterzahlung der Gage verpflichtet und gezwungen werden müßte. Überhaupt ist der Schutz von Leben und Gesundheit an vielen kleinen Theatern, ganz abgesehen von der eigentlichen Schmiere, höchst mangelhaft durchgeführt. Häufig fehlen sachgemäße Einrichtungen für Luftwechsel und Wärmeregulierung sowie Vorkehrungen gegen maschinelle Gefahren vollständig; auch entsprechen die Ankleide- und Waschräume oft nicht entfernt den Anforderungen der Hygiene und des Anstandes. So wurde, um nur ein Beispiel statt vieler anzuführen, über die Garderoberräume des Volkstheaters zu Nürnberg, also einer Stadt mit mehr als 300000 Einwohnern, wiederholt heftig geklagt. Ohne jede Luftzufuhr und kalt, heißt es, machen sie längeren Aufenthalt unmöglich. Das einzige Fenster geht nicht ins Freie; Klosett und Wasserleitung fehlen. Der Direktor weigerte sich, einen anständigen Ofen zu beschaffen, ja sogar für ordentliche Reinigung zu sorgen. Das ist leider kein vereinzelter Fall.

Auch Arbeitsüberlastung ist nichts seltenes. Im Gegensatz zu den großen Bühnen, die ihren Spielplan mit Stetigkeit pflegen können, nicht fortgesetzt neue Stücke bringen müssen und die Proben nicht zu überhasteten brauchen, drängen sich an der Provinzbühne Oper, Schauspiel und Operette, die zumeist sämtlich von denselben Kräften gespielt werden müssen. Kein Stück wird öfter als zwei-

oder dreimal gegeben; das Repertoire wechselt vielmehr fortwährend, sodaß in rascher Aufeinanderfolge neue Rollen gelernt und studiert werden müssen. Täglich finden Proben verschiedener Art, Vorstellungen und Abstecher statt. Sonntags füllen die Proben die Vormittagsstunden fast ganz aus, während nachmittags und abends gespielt wird. Oft betreibt der Direktor noch eine oder zwei Filialbühnen, nach denen beständig Abstecher gemacht werden müssen. Es ist klar, daß unter solchen Umständen das gesamte Personal mit wenig Ausnahmen alle sieben Tage der Woche voll in Anspruch genommen ist, und daß infolgedessen der Wunsch nach Kürzung und Regulierung der Arbeitszeit durchaus berechtigt erscheint.

Und dann die Gagenverhältnisse! Hier sieht es in der Provinz geradezu schauerhaft aus; doch auch manche größeren Theater lassen viel zu wünschen übrig. Nach einer bisher unwiderlegt gebliebenen Statistik der Bühnengenossenschaft erhielten 50 Prozent aller Theatermitglieder (samt dem Chorpersonal) weniger als 1000 Mark im Jahre; 20 Prozent hatten ein Einkommen von 1000 bis 1500 Mark, 20 Prozent ein solches von 1500 bis 3000 Mark, und nur 10 Prozent verdienten mehr als 3000 Mark jährlich. Mittlere Stadttheater und kleinere Hofbühnen zahlen ein Durchschnittsgehalt von etwa 1200 Mark. Gagen von 150 bis 200 Mark gelten als hoch, obgleich sie bei Berücksichtigung der periodischen Arbeitslosigkeit und der beruflich notwendigen Ausgaben ganz bedeutend zusammenschmelzen. Nur sehr wenig Theater haben ganzjährige Spielzeit, und die meisten sind bloß sechs bis neun Monate geöffnet. Die 11 983 Künstler, die, abgesehen von allen Engagementlosen und dem Chorpersonal, im letzten Spieljahr an den 411 im Theateralbum verzeichneten Bühnen tätig waren, würden bei ganzjähriger Spielzeit insgesamt 143 796 Monate beschäftigt gewesen sein. Sie waren es jedoch nur durch 102 790 Monate, sodaß 41 006 oder 28,5 Prozent von ihnen ohne Beschäftigung und Gage überwunden werden mußten. Die kurzen, schlecht bezahlten Engagements an Kur- und Sommertheatern vermögen hieran auch nicht viel zu ändern. Bei durchschnittlich achtmonatiger Spielzeit hat also ein Bühnengehöriger mit 150 Mark Monatsgage nur 1200 Mark Jahreseinkommen. Davon sind jedoch in Abzug zu bringen: 5 Prozent für den Agenten, 5 Prozent an etwaige Pensionskassen sowie für Strafgebußen und Engagementsreisen und mindestens 20 bis 25 Prozent (bei Damen 25 bis 30 Prozent) für Bühnengarderobe. Bleiben also zum Leben 700 bis 800 Mark jährlich oder 60 bis 65 Mark pro Monat. Und das ist noch ein ziemlich günstiger Fall! Es kommen zuweilen ganz andre Hungerlöhne vor. Gagen von 30 bis 40 Mark monatlich sind keine Seltenheit. Am Theater einer Stadt mit 20 000 Einwohnern wurden erste Fächer mit 70 bis 80 Mark, zweite mit 50 bis 60 und kleinere gar nur mit 30 Mark bezahlt. Die höchste Gage war 120 Mark. Am Theater eines andern Ortes, mit 28 000 Einwohnern, waren die Gagen: für erste Fächer 150, zweite 110, kleinere 60 bis 80 Mark. Eine Gage von 250 Mark wird als Ausnahme bezeichnet; der Direktor dagegen hatte ein Einkommen von 8000 bis

10000 Mark. Am Volkstheater zu Nürnberg schwanken die Monatsgagen zwischen 60 und 175 Mark. Selbst an größern Theatern sind die Gagen nicht immer zureichend. An einer Hofbühne z. B. wurden erste Fächer mit nur 200 Mark, zweite mit 75 bis 100 Mark bezahlt, während der Heldentenor 800 Mark monatlich erhielt, und am Stadttheater zu Halle waren die Gagen für erste Schauspiel-fächer 300 bis 500 Mark, zweite 100 bis 200, Gehälter, die bei dem nötigen großen Garderobe- und Kostümaufwand zweifellos nicht hoch genug sind.

Das wären einige typische Beispiele, deren Zahl leicht vervielfacht werden könnte. Dabei ist vom Elend des Wandertheaters noch gar nicht einmal die Rede. Hier sind die Verhältnisse noch weit ungünstiger. Mehr als 100 Mark pro Person wird nicht gezahlt, dafür aber um so öfter 65 bis 75 Mark, und noch immer kommt es ziemlich häufig vor, daß der Herr Direktor mit der spärlich gefüllten Kasse durchbrennt und sein Personal im Elende sitzen läßt.

Es wird behauptet, daß die Schuld an diesen Mißständen hauptsächlich der Habgier und den Ausbeutungsgelüsten der Theaterdirektoren beizumessen sei. Das ist jedoch in sehr vielen Fällen nicht zutreffend. Gewiß ist es richtig, daß heute die meisten Theaterunternehmer die Kunst als die melkende Kuh betrachten, die sie möglichst reichlich mit Butter versorgen soll, und viele Direktoren machen in der Tat ganz erkleckliche Reingewinne. Aber gerade in der Provinz gibt es ihrer eine Menge, die tüchtig würgen müssen, wenn sie sich nur über Wasser halten wollen. Mir scheint, die Ursache der schlechten Verhältnisse ist vor allem darin zu suchen, daß es viel zu viel Theater gibt, und daß das Angebot an Arbeitskräften die Nachfrage bedeutend übersteigt. Solange jedes Nest sein eignes Theater haben will und jeder dumme Junge, der in der Schule einmal wegen guter Deklamation gelobt worden ist, glaubt, zum Schauspieler geboren zu sein, so lange wird das Proletariat aus diesem Berufe nicht verschwinden. Gewiß kann bis zu einem bestimmten Grade Abhilfe geschafft werden, wenn vor allem die Bühnengehörigen selbst mehr als bisher an der Verbesserung ihrer Lage arbeiten. Durch den Abschluß von Tarifverträgen unter Festsetzung von Mindestgagen und die Einbeziehung des Theaterpersonals in die künftige Pensionsversicherung der Privatangestellten wäre schon sehr viel gewonnen. Die leidige Kostümfrage — die Frage der Prostitution beim Theater — könnte sehr wohl auf Grund der bestehenden Gesetze in befriedigender Weise gelöst werden, denn nach den Prinzipien des allgemeinen bürgerlichen Rechtes hat der Unternehmer dem Angestellten die gesamten für die Berufsausübung nötigen Gegenstände zur Verfügung zu stellen. Was sonst zu regeln ist, läßt sich im Rahmen eines Reichstheatergesetzes zusammenfassen. Es sind hauptsächlich die folgenden Punkte: Konzeptionserteilung, Vertragskündigung und -lösung, Gagenzahlung im Krankheits-falle, Arbeits- und Ruhezeit, Schutz von Leben und Gesundheit im Bühnenbetriebe, Einführung einer ständigen Bühneninspektion. Die Aufgabe dabei ist, den gesetzlichen Schutz, den die übrigen Privatangestellten schon längst genießen, in gleichem Maß und Umfang auch auf die Bühnengehörigen auszudehnen.

Dann wäre erreicht, was die Stunde fordert. Im übrigen aber würden die Städte gut daran tun, ihre Theater recht bald in eigne Regie zu nehmen und die Bühnenkünstler anständig zu bezahlen. Vielleicht wäre es auf diese Weise sogar möglich das Theater aus einem Geschäftsunternehmen endlich wieder zu dem zu machen, was es nach Schiller sein soll: eine moralische Anstalt!



Einiges über das Klima Italiens

Von H. Bachmann in Apenrade



an hat schon viel über Italien geschrieben, nur allgemeine naturwissenschaftliche und geographische Betrachtungen, die doch jeden Italienreisenden interessieren, hat man kaum angestellt. Die Reisehandbücher zeigen in dieser Beziehung eine große Lücke. Daher macht sich der Mangel an Abhandlungen über die Natur einer Gegend und eines Landes recht fühlbar. Den Handbüchern fehlt nichts mehr als allgemein verständliche naturwissenschaftliche und geographische Darstellungen der einzelnen Gegenden und Länder. Historische und kunstgeschichtliche Abhandlungen könnten sicher eingeschränkt werden, solche sind anderswo leicht zu erlangen. Der Gedanke liegt doch nahe, daß man sich zuerst in einem fremden Lande über das Land selbst unterrichtet, und dazu bedarf man vor allen Dingen der Anleitung.

Dies ist der Grund, daß ich hier einige allgemeine Betrachtungen über die klimatischen Verhältnisse Italiens anstelle.

Es herrschen noch vielfach falsche Vorstellungen über das Klima Italiens. Es ist durchaus nicht das Land, wo „der Himmel ewig lacht“. Schon manchem Italiensfahrer ist der Aufenthalt im Winter und Frühjahr durch ungünstige Witterung verleidet worden. Aber nicht immer und nicht überall trifft dies zu. Das Klima ist in diesem Lande recht verschieden, wie es ja bei der Erstreckung der Halbinsel von den Hochgebirgen der Alpen bis weit nach Süden, bis zu dem benachbarten heißen Afrika nicht anders zu erwarten ist. Maßgebend für das Klima eines Landes sind zunächst die Wärmeverhältnisse, die in einzelnen Landesteilen Italiens beträchtlich voneinander abweichen. Die Temperatur beträgt im Mittel für die beiden Monate

Januar				Juli			
in Mailand	0,5 Grad,	in Rom	7,5 Grad	in Mailand	24 Grad,	in Rom	24,5 Grad
„ Neapel	7,5 „	„ Palermo	10,9 „	„ Neapel	23,8 „	„ Palermo	22 „

Danach nimmt im Winter die Wärme nach dem Süden zu und im Sommer etwas ab. Im Süden wirkt im Winter das Meer erwärmend, indem es die

im Sommer aufgenommene Wärme allmählich abgibt. Norditalien wird dagegen vom Meere kaum beeinflusst, wohl aber von der angrenzenden Alpenkette. Von dieser sinkt die kalte Luft herab, die nur langsam nach Osten abströmt. Außerdem kühlt sich der Boden im Winter wegen starker Wärmeausstrahlung sehr ab, da der Himmel meist unbewölkt ist. Daher ist in Norditalien kein Ort von Frost frei. In Mailand friert es jeden Winter, und oft fällt Schnee, der mehrere Wochen liegen bleibt. Man kann in Mailand häufig Schlittschuh laufen, wenn an der Riviera der Frühling herrscht. Auch stellt sich dieser in Mailand weit später als im übrigen Italien ein.

Der Einfluß des Meeres macht sich im Süden auch im Sommer geltend, indem die vom Meere nach dem Lande strömenden Winde die Hitze mildern. Man kann daher recht gut im Sommer eine Mittelmeeresfahrt machen. Norditalien hat dagegen trotz der weit nördlichen Lage ebenso heiße Sommer wie der Süden. Mit der Entfernung vom Meere wird hier sogar die Wärme um diese Jahreszeit größer als im Süden, wie zum Beispiel in Florenz, Verona und Bologna. Im Juli ist es hier am wärmsten, während in Palermo der August der heißeste Monat ist. Die lombardische Ebne hat demnach völlig festländisches Klima mit heißem Sommer und kaltem Winter gleich dem Norddeutschlands, nur hält in Norditalien die kalte Jahreszeit nicht so lange an. Aber auch im März finden noch häufig bedeutende Temperaturschwankungen statt. Nur an der adriatischen Meeresküste und in den geschützten Lagen der oberitalienischen Seen sind die Winter mild und die Sommer weniger warm. In der Poebene ist es im Sommer wärmer als in Sizilien, sodaß hier einjährige Pflanzen der Tropen (zum Beispiel Reis) gezogen werden können. Aber kühle, schwere Luftmassen, die von den Alpen wehen, können die Temperatur stark zum Sinken bringen. Es gibt Winter, wo das Thermometer dreißig Tage lang unter 0 Grad anzeigt. Deshalb finden wir hier auch den Ölbaum nicht, der die anhaltende Kälte nicht verträgt.

Mittelitalien ist, was das Klima anlangt, nicht so günstig gestellt wie die Küste Liguriens und die Ufer der oberitalienischen Seen. Die Temperatur sinkt hier im Winter unter 0 Grad, und es fällt vielfach Schnee. Florenz ist infolge seiner hohen Lage namentlich im Winter recht kalt. In Mittel- und selbst in Unteritalien können plötzliche Kälterückfälle die Baumblüten zerstören, und plötzlicher Wechsel von Regen und Sonnenschein im März, wie bei uns im April, sind hier noch recht häufig. Der Mai ist in Florenz und Rom noch angenehm und nicht zu heiß, während sich die Hitze in dieser Zeit weiter nach dem Süden sehr bemerkbar macht. Mit dem Juni beginnt aber auch hier die Sommerhitze. In Rom und Neapel steigt das Thermometer im Juli und August auf 37 bis 38 Grad, in Palermo auf 40 Grad.

Erst in Süditalien ist mediterranes Klima. Der Regen fällt hier im Winter, im Sommer ist die regenlose Zeit. Die Gegensätze zwischen den einzelnen Jahreszeiten treten hier weniger hervor. Im Winter wie im Sommer kommt

der Einfluß des Meeres zur Geltung, doch fällt solcher im Innern Siziliens fast völlig weg, und es sind hier die Winter kälter und die Sommer wärmer als an der Küste.

Man kann das Klima, was die Wärmeverteilung anlangt, in vier Abschnitte einteilen: 1. Oberitalien bis 45 Grad 30' n. Br. mit einem Kältemaximum von 10 Grad, 2. Mittelitalien bis 41 Grad 30', hier ist die Region des Ölbaumes, Winter ist hier selten, doch kommt ein Kältemaximum von 6 Grad noch vor. 3. Unteritalien bis 30 Grad n. Br., wo selten Kälte vorkommt, aber die Temperatur noch auf 3 Grad fällt. 4. Sizilien, hier sinkt die Temperatur nicht unter 0 Grad. Eine Eigentümlichkeit des südlichen Klimas besteht nun darin, daß die Abende meist recht kühl sind. Zu dieser Zeit erfolgt nach der intensiven Bestrahlung die Ausstrahlung ziemlich rasch, und kurze Zeit nach Sonnenuntergang empfindet man trotz hoher Lufttemperatur ein Kältegefühl, dem man sich wegen der leichten Fieberinfektion entziehen soll.

Großen Einfluß übt auf das Klima Italiens die Alpenkette aus, die die kalten Nord- und Nordostwinde von den westlich liegenden Landteilen abhält, sodaß die adriatischen Küsten heißere Sommer und kältere Winter haben. Auf fallende Unterschiede zeigt auch die ligurische Küste gegenüber der Poebene, indem jene infolge der Milde ihres Klimas um einige Breitengrade nach Süden gerückt erscheint. Die Durchschnittstemperatur des Winters ist hier 9 bis 10 Grad, während sie in Mailand nur 4 bis 5 Grad beträgt. In Norditalien und sogar an der Riviera sind, so mild das Klima im allgemeinen auch ist, die Gegensätze zwischen Sonne und Schatten, zwischen windigen und windstillen Punkten, zwischen Tag und Nacht noch sehr groß. Und ähnlich ist es in Mittelitalien. Erst in Kampanien beginnt wirklich der Süden, und in Sizilien ist die niedrigste Wärme, die unsern Mai entspricht. Erst in Süditalien beginnt die Mittelmeerflora. Und wie wir uns Italien im Geiste vorstellen, so finden wir es hier.

Als ein weiterer Punkt für die Beurteilung des Klimas kommt die jährliche Regenmenge in Betracht. Sie beträgt durchschnittlich am Südfuße der italienischen Alpen 1210 Millimeter, im Pogebiet 840, in Mailand 966, in Venedig 894, in Genua 1268, in Bologna 536, in Florenz 1076, in Nizza 838, in Süditalien 800, in Sizilien 600, in Malta 550, in Palermo 591, in Syrakus 464, in Cosenza 1095, in Neapel 826, in Rom 800, in Ancona 725 Millimeter. Auf die einzelnen Jahreszeiten verteilt sich der Regen wie folgt:

	Palermo	Rom	Genua	Florenz	Siena	Mailand	Verona
Winter . .	39,1	31,1	27,2	35,7	19,7	21,1	18,8
Frühjahr .	24,3	24,9	28,6	20,9	26,2	24,1	25,4
Sommer . .	5,5	9,7	9,2	12,9	18,2	23,9	26,1
Herbst . .	31,1	34,3	35,2	30,5	36,9	30,9	30,2

In der Nordhälfte sind die Niederschläge mehr gleichmäßig über das Jahr verteilt, während sich nach dem Süden zu der Regen nur auf wenige Monate

im Winter beschränkt. Im Norden fällt am meisten Regen im Herbst und im Frühjahr, im Winter weniger.

Der Apennin bildet ebenfalls eine bemerkenswerte Grenze in bezug auf die Verteilung der Niederschläge. Eine von dem ligurischen Gebirge über Pisa, Rom, Salerno, Otranto gezogene Linie scheidet das Gebiet des Winterregens von dem davon nördlich und östlich liegenden Gebiete mit Herbstregen.

Mailand hat ziemlich gleichmäßigen Regen mit kleiner Zunahme im Herbst. Am größten ist die Regenmenge am Comer und Luganer See, sie beträgt hier beinahe 1500 Millimeter Höhe. Im Mittel beträgt die Regenhöhe nördlich vom Po 900 Millimeter, dagegen südlich nur 650 Millimeter. Genua hat dagegen 1268 Millimeter. Der Einfluß des Tyrrhenischen Meeres macht sich noch in Florenz bemerkbar, indem der Wind viel Feuchtigkeit mitführt. Die Regenhöhe beträgt hier 1076 Millimeter.

In den Monaten Dezember, Januar und Februar, wo im allgemeinen die Niederschläge im Poland am geringsten sind, fallen in Sizilien die reichsten Niederschläge, und umgekehrt herrscht dort im Sommer völlige Regenlosigkeit, wo das Poland den meisten Regen aufweist. Nach dem Herbst zu regnet es am meisten: fast jeder vierte Tag ist dann ein Regentag. Dürre gibt es hier selten.

Vom Norden nach dem Süden zu macht sich im Sommer immer mehr eine Minderung des Regens geltend, so daß im Süden der Sommer völlig regenlos wird. Die Riviera hat ein ähnliches Klima, indem auch der Sommer regenarm ist. Nach dem Süden zu verkürzt sich die Zeit, wo Niederschläge zu erwarten sind, mehr und mehr, ebenso die Zahl der Regentage. Die Heftigkeit der Regengüsse ist aber um so größer, was dem Boden nur zu wenig zugute kommt. Der Regen ist auch jetzt nicht anhaltend, er ist nur von kurzer Dauer, die Wolken verteilen sich, und lachend kommt dann die Sonne wieder zum Durchbruch. Einen feinsprühenden, langanhaltenden Regen kennt man dagegen im südlichen Italien nicht.

In Neapel dauert die trockne Zeit vier Monate, von Mitte Mai bis Mitte September, in Sizilien fünf Monate, in Malta sechs Monate, doch sind die Niederschlagsmengen auch für Süditalien für den Anbau des Bodens genügend. Ganz Sizilien hat eine durchschnittliche Niederschlagsmenge von 653 Millimetern, was für den Ackerbau ausreicht.

In Rom fällt der erste Regen anfangs September, dann folgt Platzregen auf Platzregen, der letzte Regen fällt Ende Juni. Man sät im Oktober, November und Dezember, nachdem der Boden durch den Regen aufgeweicht ist. Nach dem Ende der Regenzeit beginnt die Ernte, in Sizilien anfangs Juni.

Die Vegetation wird mit dem Eintritt der Regenzeit neu belebt und erstirbt wieder mit der trocknen Jahreszeit, die dem Winterschlaf der Pflanzen des Nordens entspricht.

Bei Beginn der Regenzeit wird der Weizen gesät, den man an deren Ende erntet. In der Regenzeit grünen und blühen die meisten Sträucher und Pflanzen.

Der Übergang von der Regenzeit zur trocknen und umgekehrt ist im Süden kurz; Frühling und Herbst verkürzen sich oft auf wenige Wochen. Plötzlich hört der Winterregen auf, die Temperatur steigt bedeutend. Dezember, Januar, Februar und März haben fast gleichmäßige Temperatur. April und November haben ziemlich gleich hohe Temperatur. Schon von April bis Mai steigt aber die Temperatur um 4 bis 5 Grad Celsius.

Neben der Temperatur und den Niederschlägen ist das Klima vom Winde abhängig. Der Nordwind (Tramontana), der über den Apennin streicht, ist kalt und bringt klares trocknes Wetter. In Süditalien ist er im Winter gefürchtet, da er die Temperatur unter 0 Grad sinken läßt.

Ebenso fürchtet man den Nordostwind, der im Februar und März kalte Regen bringt, auch wohl selbst noch die Westabhänge des Gebirges bis in Kampanien und in die römische Campagna hinein mit Schnee bedeckt.

Der Ostwind (Levante) ist ein warmer Luftstrom. Der Süd- und Südwestwind, der Scirocco, ist heiß, macht den Menschen müde und schlaff und unfähig zur geistigen und körperlichen Arbeit. Bei diesem Winde ist der Himmel trübe, grau oder gelblich grau oder rötlich gefärbt. Die Luft ist drückend schwül, der Wind ist meist stark. An der Ostküste Siziliens ist die Luft während des Sciroccos feucht, ohne daß es dabei regnet. An der Nordküste ist dagegen die Luft trocken, der Scirocco tritt in Sizilien in jedem Monat auf und hält im Oktober und November wochenlang an.

Im Winter herrschen im südlichen Teile westliche Winde vor, die bedeutende Mengen Feuchtigkeit mitführen und ihrer Herkunft entsprechend stets eine hohe Wärme haben. Im Sommer weht in Italien meist ein nördlicher Wind.

Den Leser wird das Klima der Riviera besonders interessieren.

Es gibt in Europa nur wenige Gegenden, die sich eines so sonnigen Klimas erfreuen wie die Riviera. Die Milde tritt natürlich im Winter zutage, indem Frost nur selten vorkommt. Die Durchschnittstemperatur von Dezember bis März betrug in dreißig Jahren 9 bis 11 Grad. Die Temperatur steigt aber auch in diesen Monaten nicht selten bis zu 21 Grad.

Die Milde des Klimas wird durch die südliche Lage, durch die den Küstenstrich abschließenden Gebirge und nach dem Süden durch das offene Meer verursacht; in den tiefen Buchten kommt noch der Schutz gegen Osten und Westen hinzu, deshalb ist das Klima an der Riviera weit milder als sonst irgendwo unter demselben Breitengrade in Europa. Am auffallendsten tritt dies bei einem Vergleiche mit dem Klima Oberitaliens hervor. Während hier der Frost im Winter oft wochenlang anhält, und der Schnee tagelang liegen bleibt, blüht und grünt es an der Riviera.

Das Klima der Riviera stellen sich viele allerdings milder vor, als es in Wirklichkeit ist. Der Winter kann auch Frost und das Frühjahr kalte Winde bringen. Auch kann im Winter Schnee fallen, er bleibt jedoch höchstens einige Stunden liegen.

In einem Zeitraum von dreißig Jahren (von 1849 bis 1878) blieben sieben Winter ohne Frost. Wir sehen, daß der Frost doch keine ganz seltene Erscheinung ist. In der Regel herrscht jedoch wochenlang ununterbrochen Sonnenschein. Die mittlere Wärme des Januars entspricht der des Aprils in Berlin. In dreißig Jahren (von 1849 bis 1878) betrug die Temperatur in den Wintermonaten in Nizza

	im Minimum	im Maximum
im November	— 1,15	23,7
„ Dezember	— 2,7	18,5
„ Januar	— 8	19,3
„ Februar	— 8,5	18,5
„ März	— 0,6	21,4

Auch kann das Frühjahr viel Feuchtigkeit bringen, aber meist pflegt unangenehmes Wetter nicht lange anzuhalten. Meist herrscht im Winter Nordwind (Tramontana) vor, der gutes Wetter bringt. An geschützten Stellen wird man ihn kaum gewahr. Sonnige Tage im März und April sind über alle Maßen schön. Nach der Heimkehr empfindet man es dann doppelt schwer, wenn der Mai statt der verheißnen „Wonne“ Kälte und Regen bringt.

Am ehesten sinkt die Temperatur am Ausgange der Täler, wo der Schutz gegen Norden unvollkommen ist, weshalb auch hier die Pflanzkulturen zuerst durch Frost geschädigt werden. Namentlich bringt dieser für die Zitronenbäume eine große Gefahr. Die Bäume können eine Temperatur unter — 5 Grad und die Früchte eine solche unter — 3 Grad nicht vertragen. Es sollen daher Zitronenbäume am Ausgang der Täler nicht gepflanzt werden. Doch ihre Anbauer vergessen die Vorsicht, wenn viel aufeinanderfolgende Winter ohne Frost geblieben sind. Die Orangen sind gegen Kälte nicht so empfindlich, weshalb man sie auch schon an weniger geschützten Orten anbaut.

Während die monatlichen Schwankungen in der Temperatur sehr gering sind, sind sie im Winter innerhalb vierundzwanzig Stunden sehr groß. Sie betragen 5 bis 10, selten 12 bis 15 Grad. Auf sonnige Tage folgt während der langen Nächte eine empfindliche Abkühlung, indem die Kalkfelsen die an sonnigen Tagen aufgenommene Wärme des Nachts schnell wieder abgeben. Ein auffallender Unterschied besteht ferner in der Temperatur an sonnigen geschützten Stellen und an schattigen und windigen Orten, der zuweilen 20 bis 25 Grad beträgt, sodaß sich selbst gesunde Personen vor Erkältung schützen müssen. Ebenfalls tritt ein solcher Umschlag in der Temperatur im Winter und im Frühjahr bei Sonnenuntergang infolge starker Taubildung ein. Schonungsbedürftige sollten deshalb vor Sonnenuntergang zu Hause sein. Nach etwa anderthalb Stunden ist der Ausgleich von See- und Landwind erfolgt; es wird dann wieder wärmer, und nun setzt ein leiser Wind von dem sich langsam abkühlenden Lande gegen das bei seiner Temperatur verharrende Meer ein. Der ausgleichende Einfluß des warmen Meeres äußert sich an der Riviera nicht so wie in Norwegen und in England. Abgesehen von geschützten Tagen ist die

Luft immer etwas bewegt, da ein Austausch der See- und Landluft regelmäßig von Ende April bis Ende Oktober und auch im Winter bei schönem Wetter stattfindet. Bei anhaltendem klaren Wetter pflegt in der Morgenstunde ein leichter Landwind von der kühlen Küste gegen das wärmere Meer zu wehen. Die Temperatur des Landes beginnt dann bei Sonnenschein zu steigen, worauf der Seewind einsetzt, der eine merkliche Abkühlung herbeiführt. Die Luft wird aber wieder durch die Sonnenstrahlen erwärmt, worauf dann der Wind vom kühlen Meere gegen die wärmere Küste einsetzt.

An der ligurischen Küste wie in der Provence weht oft der Mistral, der aus Norden und Nordosten kommt. Er tritt mit großer Regelmäßigkeit auf, indem er sich über das Mittelmeer fächerartig verbreitet. Er ist nur angenehm kalt und stürzt mit elementarer Gewalt vom Gebirge, indem er mächtige Staubwolken auf den Straßen aufwirbelt. Sein Hauptverbreitungsgebiet liegt im Rhonetal; doch kommt er auch an einzelnen Stellen der Riviera vor, sobald nämlich das Gebirge Lücken zeigt oder niedriger wird. Sonst bietet die hohe Kette der Seealpen der Küste Schutz, weshalb der Mistral erst weiter von der Küste entfernt das Meer erreicht. Er ist trocken und bringt insolge dessen heiteres Wetter. Er fegt den Himmel rein von Wolken, pfeift bei Sonnenschein, weht in kurzen Stößen und klingt donnerartig. Er entsteht dadurch, daß der Äquatorialstrom von dem mittelfranzösischen Hochlande und von den Alpen nach Süden abgelenkt wird. Wenn er sich mit dem Nordwind vereinigt, wird er so kalt, daß er das Thermometer mit einem Schläge um 7 bis 8 Grad zum Sinken bringt. Wenn er heftig auftritt, weht er oft einige Wochen, besonders im Herbst und im Winter. Der Mistral ist der Vegetation äußerst nachteilig, weshalb auch nur in den vor ihm geschützten Lagen der Riviera Zitronen und Orangen fortkommen. Selbst Nizza hat schon etwas unter dem Mistral zu leiden, noch mehr Hyères, dann Toulon, und er macht sich mit dem Verschwinden der Boralpen alsbald fühlbar. In der Provence macht er oft die Küste eiskalt und neblig.

Um die schädliche Wirkung des Mistral auf die Vegetation abzuschwächen, hat man überall in der Provence auf den Feldern Schutzvorrichtungen errichtet, die aus lebenden Hecken, namentlich aus dicht nebeneinander stehenden Zypressen, Maulbeerbäumen, ebenso aus Rohrmatten bestehen. In der Regel sieht man an Nord- und Ostrand der Felder die Zypressenhecken, während auf dem Felde selbst die etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter hohen Rohrmatten in Entfernung von etwa 20 bis 30 Metern angebracht sind. In der Hauptsache verwendet man die Schutzvorrichtung für empfindlichere Kulturen, wie Gemüse, Obst u. dgl., während sie für Getreide meist entbehrt werden kann.

Am windigsten ist es an der Riviera im Frühjahr, und zwar im April. Der feuchtwarme Südwestwind (Libeccio), der im Sommer die schwülsten Tage bringt (durchschnittlich 21 Tage im Jahre), wirkt sehr erschlaffend.

Was schließlich die Niederschläge betrifft, so regnet es an der Riviera nur an wenigen Tagen, dabei äußerst heftig. Die durchschnittliche Regenmenge beträgt

im Jahre 800 Millimeter. Der Sommer ist fast regenlos. Im Herbst setzt der Regen unter dem Branden des Meeres und unter Donner und Blitz ein, indem er in gewaltigen Strömen herniederflutet. Bei Südwestwind sind in Nizza schon 300 Millimeter Wasser innerhalb 24 Stunden niedergefallen. Es kommen durchschnittlich auf den Winter 16, auf das Frühjahr 11, auf den Sommer 10 und auf den Herbst 22 Regentage. Im Herbst regnet es demnach am meisten.

Nebel kommt an der Riviera kaum vor. Die Luft ist von einer seltenen Klarheit und der Himmel vom tiefsten Blau. Durch die Regengüsse wird die Vegetation von neuem belebt.

Im Winter ist nicht selten drei bis sechs Wochen ununterbrochen heiteres Wetter, wobei die Luft meist durchsichtiger ist als im Sommer. Wenn im Winter trübes Wetter ist, so entspricht dies einer abnormen Witterung im übrigen Europa. Immer ist aber bei Regenwetter die Temperatur äußerst milde. Schöne Tage wurden in Nizza 221, Regentage 67 und trübe Tage 71 gezählt.



Meine Jugend und die Religion

Von Ludwig Germersheim

1. Rotwangig am Rhein



n meine Kindheit führt kein heitrer Weg zurück, und an einigen jahrelangen Wegstellen schließe ich unwillkürlich die Augen, als wenn ich mich dadurch vor dem schmerzenden Anblick dieser Stationen bewahren könnte. Aber sie selbst war heiter: ein hoher, heller Himmel über einer weiten Au, die ein breiter Strom durchwallte, Wiesen grün, Baumgrün, und als Obdach ein großes Haus, in einem Graben geborgen mit kühlen Gewölben und tiefen Fensterbänken, auf deren Sims ich spielte und Bilder las, bevor ich Buchstaben lesen konnte. Wenn ich in diese liebe, helle Zeit zurückgewandert bin, dann gehe ich immer zwei Wege, immer im Sonnenschein: durch blühende oder welke, verbrannte, staubige Anlagen über ein Stück gesangner Landstraße in einem langen, dämmrigen, hallenden Torgang, in dessen Luft sich Landstraßen- und Wachsstockgerüche mischen, an der Infanterie- oder Fußartilleriewache vorbei ins Helle und über eine Zugbrücke ins Grüne. In junges Grün oder in altes, mit Schlehensflocken an den Hecken oder mit Akazientrauben an den Bäumen oder mit Nymphaeensternen auf dem Teich. Darüber Blau, laues Blau, heißes Blau, von weißen Wolken durchwandert. Dann Pappelreihen, Teergeruch, kühler Wasserhauch und die frischgrünen Ufer weit auseinanderdrängend bleichgrün der Rhein.

Das ist der eine Weg. Den andern führt mich nicht der schüchterne Anabemer meiner Kindheit, den zeigt mir nur sein Blick vom breiten Sims des Militärspitalfensters aus. Auch er führt ins Grüne, auf die Baumkronen eines einsamen Gartens mit wildem Rasen, ärmlichen Beeten und Wegen, auf denen Massen schwarzer Käfer wimmeln und hie und da matte Genesende im langen Inneren Spital-

Mittel die ersten Schritte zur Gesundheit machen. Eine Säge singt tagein tagaus. Unten im Holzhaus zernagt sie moosige Scheiter. Und über die grünen Kronen kommt nachmittagelang ein andrer Laut gezogen: die getragenen oder stürmischen Klänge der Signale, die die Trommler und Hornisten des Infanterieregiments irgendwo in den Gräben oder in den Vorwerken der Festung üben. Der Wind verwirrt die Signale, oder er mischt seine Stimme in ihren Gesang. Was bis zu den Spitalfenstern kommt, ist matt, aber es rührt den Knaben zu Tränen, auch wenn es nicht die Trommellaute sind, die einen toten Soldaten zum Grabe geleiten.

Ich glaube, in diesen Lauten der Militärsignale hat Gott zu mir gesprochen. Und die Tränen, die nicht schmerzten, waren meine Antwort. Sonst gab er sich mit dem Kinde nicht ab, und ich fand kein Wort für ihn.

Man wollte mich lehren, mit ihm zu sprechen, und lehrte mich das Wolapük des Gebets. Ich lernte es wie ein junger Vogel, aber eine Scheu, die mich mit eisernen Armen davon abhielt, einen Fremden oder auch nur einen Halbfremden anzureden und das Unbehagen, das mir unverständne Formeln von dem Reich, das zu uns kommen sollte, von Schulden, Schulbigern und Versuchung bereiteten, ließen mich nie beten. Daß man mich lehrte, Gott als Vater anzureden, machte mein Herz noch nicht von Vertrauen überströmen, ich empfand sogar vor meinem irdischen Vater, sogar vor meiner Mutter, so gut sie waren, eine Scheu. Wohler als bei meinen Eltern war es mir bei meiner Großmutter, am wohlsten bei den Mägden und Krankenwärtern, vermutlich weil sie mich gewähren ließen, ohne viel Gehorsam oder gar Vertrauen oder Zärtlichkeit zu fordern.

Gegen die Gebete, die man mir in dieser Zeit beibrachte, hatte ich eine Abneigung, weil ich ihren Inhalt nicht verstand, sie nur mit Mühe im Gedächtnis behielt und mich meiner Unsicherheit schämte. Dagegen hat sich mir in dieser Zeit ein Sprüchlein eingepreßt, auch nicht ganz fest, es blieb mir auch von ihm manches unklar, aber es klang mich freundlich an, gab mir keine allzuschweren Rätsel auf und machte mich vom Schönsten träumen, was es für meine Kindesseele gab, vom Lichterbaum. Das Sprüchlein lautet:

Alle Jahre wieder
Kommt das Christuskind
Auf die Erde nieder,
Wo wir Menschen sind.

Rehrt mit seinem Segen
Ein in jedes Haus,
Geht auf allen Wegen
Mit uns ein und aus.

Geht auch mir zur Seite
Still und unerkannt,
Daß es treu mich leite
An der lieben Hand.

Diese Verse schloßen lange Zeit mit mir ein und wachten mit mir auf. Daß der Weg des Hellands von Bethlehem nach Golgatha führte, daß das Jesuskind, das ich einmal in der Auslage eines Konditors in einer Tragantkrippe sah, und der gequälte Mann am Kreuze dasselbe Wesen seien, wußte ich nicht. Ich erfuhr es auch nicht in dieser glücklichen Zeit. An der Krippe interessierten mich überhaupt weit mehr als Maria und das Kind die Tiere, besonders das Eselchen machte mir einen tiefen, freundlichen Eindruck. Grau und wohl auch zahm wie ein Käpchen, dem Pferde ähnlich, aber der Kinderhand erreichbar, vereinigte es in sich die Anziehungskraft, die Rabe und Pferd auf mich übten. Kreuzfige sah ich selten, ich erinnere mich nicht, in der Wohnung meiner Eltern eines gesehen zu haben, meine Mutter hatte eine Abneigung gegen die Darstellung eines qualvollen Sterbens. Sie füllte also die wohlthätige Lücke, die in meiner Phantasie den

Christbaum von dem Kreuze trennte, nicht aus. Auch sonst machte mich niemand mit der Leidensgeschichte des Erlösers bekannt. Allerlei Grün wuchs in diese Lücke hinein und schied Weihnachten von Golgatha. Das Grün bewahrte mich vor dem Grauen. Damals lernte ich den Kreuzdorn kennen, aber nicht zu einer Krone geformt, mit Blutstropfen behangen auf einem Haupte voll Blut und Wunden, sondern als Kletterreis an einem grünen Bäumchen. Hinter unserm Garten auf dem Rheindamm standen junge Kreuzdorne. Mein älterer Bruder und ich kletterten manchmal hinauf und brachen uns von den Dornen. Mir war, als schmerzte ihr Stich besonders heftig. Damals erfuhr ich, daß aus solchen Dornen die Krone des Gekreuzigten geflochten gewesen sei. Aber da huschte nur eine flüchtige Vorstellung von dem Kreuzifixus durch meine Phantasie. Drüben floß der Rhein, um mich blühte der Damm, die Dornen kamen aus dem Grün, das Tröpfchen eignen Blutes, das mir die spitze Beute gekostet hatte, erregte mir kein Grauen. So blieb der Kreuzdorn für mich ein sommergrünes Bäumchen, ein Sommererindruck, in einer heimlichen, hellen Welt empfangen. —

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen —

Dem Kinde war ich nah verwandt, dieses Kind verstand ich so gut, als ich in meinen Gymnasialjahren das Gedicht Goethes kennen lernte. Ich brauchte mich in meiner Kindheit nicht zur Kirche zu bequemen, man quälte mich nicht damit, aber es zog mich auch nicht in das Gotteshaus, und wenn ich in die Kirche mitgenommen wurde, war es mir unbehaglich und unheimlich. Ich war in der katholischen und in der protestantischen Kirche; wie ich in die protestantische kam, weiß ich nicht mehr, meine Eltern waren beide katholisch. In der katholischen Kirche machten osterelerbunte Kreuzwegstationen Eindruck auf mich, ihre hellere Buntheit mutete mich freundlich an, in der protestantischen gefielen mir abgeschlossene Mischenfisse, die luden mich zum Träumen ein. Aber im übrigen war es mir in den Gotteshäusern nicht wohl. Ich suchte nie ein Wie, den Weg ins Feld zu nehmen, aber ich schlug diesen Weg oft ein. Er führte mich von dem Graben, worin das Militärspital steht, durch einen langen, dunkeln, gewölbten Gang, der unter der Erde oder unter einem Flügel des Spitals — das kann ich nach dem Bilde, das mir mein Gedächtnis aufbewahrt hat, nicht unterscheiden — an Bohlenlagen vorbei in den Festungsgraben führte — „hinne naus“. Ich fühle noch, wie sich die warme Frühlingsluft wie ein weicher Mantel um mich legte, wenn ich aus dem kühlen Dunkel des Ganges geblendet ins Freie trat. Den Ausgang hütete zur Rechten ein Holunderbaum, sein Duft grüßte mich zuerst, zur Linken kam des gleichen Wegs wie ich, auch aus einem Tunnel hervor ein Bach und glitt langsam sich sonnend durch die Wiese.

Hinnen aus aber — das Ortsadverb war für mich zum Ortsnamen geworden und klang mir fröhlich wie später Minnehaha — blühte und zirpte und gaukelte und sang und sumnte seinen Sommergottesdienst. Hier war ich andächtig, andächtig ohne Worte und ohne Vorstellungen. Keine Glocke kam gewackelt, aber feierliche Glockenklänge kamen über das Spital, das, nach dem Kindheitserdruck zu schließen, sehr hoch sein muß, und vermischten sich mit dem leisen Sommerkiede, das meine Wiese im Festungsgraben sang. Meine Andacht war fröhlich, nicht wehmütig, wie oben am Sims des Gartensensters, wenn die Signale mir das Herz bewegten. Daß sie echt war, weiß ich daraus, daß ich nach manchem Jahr, als ich im Gymnasium Schäfers Sonntagslied von Uhlant kennen lernte, ein Morgen vor die

Seele trat, den ich auf der Wiese zwischen den Wällen und dem Spital verliebt hatte: der grüne Raum zwischen der Sonne und dem breiten, schweren Schatten des Spitals geteilt, hier im Schatten tauige Gräser und Weilchen, dort in der Sonne Bienensummen und Schmetterlingsflügelspannen. Vom Dache des Spitals, durch das Echo vervielfältigt, das liebe Geschrei der Sperlinge und aus der leuchtenden blauen Luft das Gebet der Gloden. Dieser Morgen war das Spiegelbild jenes Liebes in meiner Seele.

Aus diesem schlichten, engen und doch dem Sperlingsfluge meiner Seele genügenden Paradiese, wo ich die Bienen, die Schmetterlinge, die Blumen, die Sperlinge und die Gloden für mich beten ließ, weil sie ihre Gebete besser auswendig konnten als ich, und weil ihr Beten auch mein Herz emportrug, führte man mich, damit ich lesen, schreiben, rechnen und beten lerne, in die Schule. Lesen und Schreiben lernte ich bald, Rechnen und Beten nie.

Im ganzen war es in der Schule so übel nicht. Aus einem Garten schien es grün herein. Links saßen die Mädchen, rechts die Knaben, vor uns arbeitete der Lehrer an einem großen Plan und zeichnete mit bunten Tinten Grundstücke und Wasseradern ein. Ich bewunderte und beneidete ihn wegen dieser Tätigkeit. Neben seinem Tische stand ein Harmonium. Darauf begleitete er unsern Gesang. Was wir sangen, weiß ich nicht mehr, keines der Lieder hat sich mir eingeprägt. Auch was und wie wir lernten, hat keinen Eindruck in meiner Phantasie hinterlassen. Ich kann mich nicht erinnern, gelesen oder gerechnet oder auf Fragen geantwortet zu haben. Auch die Tafel kann ich mir nicht mehr vorstellen, ein Faisci von Haselnußgerten stand in der Ecke, aber soviel ich mich erinnere, hat der Lehrer nie als Viktor seines Amtes gewaltet. Als hätte Walther sie belehrt: nieman kan mit gerten kindes zuht beherten, störten meine Eltern und die Lehrer meiner ersten Schuljahre nie durch rachsüchtige Strafen den Frieden meiner Kindheit. Darum liegt ein Schein von freudigem, sonnigem Grün für mein rückschauendes Auge immer noch auf jenen Jahren und leuchtet immer noch in alle Winkel meines ersten Schulzimmers.

Von meiner eignen Tätigkeit in jenem ersten Schuljahre weiß ich nur noch, daß ich eines Tages, als mir Kameraden vor der Schule sagten, heute würden Neujahrsbriefe für die Eltern geschrieben, in den letzten Minuten vor dem Beginn des Unterrichts heimlich, mir Geld für einen Neujahrsbriefbogen erbat, atemlos noch zum Unterricht zurechtkam und dann feierlich, mit klopfendem Herzen auf das festonierete Papier lange, zitterige Kinderrunen rißte, wobei die Zunge nicht minder angestrengt war wie die Hand und die Augen. Dann, daß ich eines Abends im Banne einer schweren Krankheit mit lastenden, sinkenden Lidern über der Schiefertafel brütete. Ein paar Herzenswünsche, die ich in jener Zeit hegte, habe ich noch nicht vergessen: hellblaublaue Tinte, wie sie der Lehrer beim Zeichnen des Plans verwandte, und ein Buttergriffel, eine weiß schreibende graue Masse, die wie die Graphitstange des Bleistifts in buntgestrichnes Holz gefaßt war. Ich glaube nicht, daß mir diese Wünsche erfüllt worden sind, ihre Erfüllung hätte sicher eine Spur in meinem Gedächtnis hinterlassen.

Als ich von meiner Krankheit genas, die sich mit erdrückender Wucht auf den kleinen Abschuß geworfen hatte, ersetzte mir ein Anschauungsunterricht das, was ich durch diese Krankheit und andre versäumt hatte. In jenen Tagen des Genesens lag ein schweres Buch über meinen Knien, ein paar Kissen milderten den Druck, und Stützkissen hielten mich aufrecht, ohne daß ich ermüdete. Das Buch war die illustrierte Geschichte des Kriegs von 1870/71, die Hallberger in Stuttgart, wenn ich nicht irre, unter dem Titel „Vom Kriegsschauplatz“ im Format

seiner Wochenschrift über Land und Meer herausgegeben hat. Unermüßlich blätterte ich darin, meine Mutter erklärte mir die Bilder. Ihre Deutungen deutete meine junge Phantasie weiter, und sie versann sich manchmal. So hatte mir meine Mutter alle Truppen, die auf den Bildern Pickelhauben trugen, als Preußen bezeichnet. Als mein uner müßlich fragender Finger einmal auf einen preußischen Artilleristen wies, an dessen Helm mir die Aufsatzkugel auffiel, sagte sie scherzend: Das ist ein Preußen. Da mein französischer Wortschatz in jener Zeit sehr dürftig war und sich auf die Worte: Toujours travailler beschränkte, die ich als Erinnerung an die Schanzarbeiten der französischen Kriegsgefangenen oft von Erwachsenen gehört hatte, und da mir die Aufsatzkugel und die Aufsatzipitze ihre Träger noch schärfer schieden wie die Namen Preußen und Preußen, sah ich seitdem in den Artilleristen die Vertreter eines besondern Stammes und unterschied sorgfältig zwischen Preußen und Preußen. So vermehrte sich meine Phantasie noch die Rätsel der Welt des Kriegs, die sich im Bilde vor mir aufstaut.

Von allem, was mir meine Mutter aus dem ernsten Bilderbuche vorlas, machte ein Gedicht von Johann Gabriel Seidl auf mich den tiefsten Eindruck. Es hieß „Der tote Soldat“. Ich konnte es nicht oft genug hören, obwohl es mich rührte, und obwohl ich mich damals schämte, meine Rührung zu zeigen. Das Gedicht war mit einem Rahmen von Illustrationen eingefast. Ein Husar und sein Schimmel liegen tot, im Hintergrunde reiten Generale mit Federhüten vorüber:

Auf ferner, fremder Aue
Da liegt ein toter Soldat,
Ein ungeählter, vergeßener,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt keiner, daß der da liegt,
Auch wert eines Kreuzleins sei.

Der Säbel des Reiters hing noch am Handgelenk, der eine Fuß noch im Steigbügel, das Roß war schwer zusammengebrochen — der Tod hatte die starke Kette von Gliedern und Waffen nicht zerrissen, sondern nur ihre Spannung gelöst. Der Reiter hatte die plötzlich gelähmte, in sich zusammengefunktne Wucht des Angriffs gut darge stellt. Das erkenne ich jetzt. Mein Gedächtnis hat mir das Bild treu aufbewahrt. Daß der Soldat tapfer kämpfend gefallen war, sahen schon meine jungen Augen. Unter den Kreuzen und unter den Kreuzlein, wovon das Gedicht spricht, konnte sich mein kindlicher Verstand nur Grabkreuze vorstellen, Ordenskreuze hatten noch keinen Eindruck auf mich gemacht, und nun grübelte ich immer, wo die Generale die Kreuze trugen, und warum sie dem toten Soldaten kein Kreuzlein gaben. Das Gedicht gab mir noch andre Rätsel auf: wie sich der Tote anmelden konnte, wie der Himmel die Tränen der Eltern aufnahm. Ich sah darin natürlich Tatsachen und suchte mir ihren Verlauf zu erklären. Daß die Tränen in Form eines Regens auf den Toten in der Ferne fielen, das leuchtete mir sofort ein, und ebenso daß dem Armen mit dem Tränenregen eine Wohlthat erwiesen wurde.

Oft mußte mir meine Mutter dieses Gedicht vorlesen, und sie wurde nicht müde, es zu lesen, sie erkannte oder ahnte wohl, daß sich ihre Seele und meine in der Teilnahme an dem Leide, wovon das Lied erzählt, begegneten, obwohl ich meine Gefühle, so gut ich es konnte, in mich verschloß und in früh erwachtem Knabenstolz auch vor den Augen meiner Mutter nie weinte, außer im Zorne. Den Rätseln des Gedichts sann ich nur nach, ich fragte ihnen nicht nach, weil ich meine tiefe Teilnahme an den geschilderten Schicksalen nicht durch Fragen verraten wollte.

Dieses Gedicht war das Gedicht meiner Kindheit. Es gab mir nicht nur Rätsel auf, es gab mir auch Lehren, goldne Lehren, wie sie mir niemand gab, weil niemand fähig war, sie mir zu geben, oder mich für fähig hielt, sie aufzunehmen. Es war neben den verwehten Klängen der Signale der tiefste, mächtigste.

Religionsunterricht, den ich in jener Zeit empfing. Irdisches Leid und himmlische Hilfe ließ es mich ahnen, das Mitleid zog mit ihm in mein Herz ein, und das Wölkchen, das die Tränen der Eltern zu dem fernen Sohne trug, daß er unbetweint nicht liege auf ferner, fremder Au, machte in mir die Reigung, fremde Not, fremde Schmerzen, fremdes Leid zu lindern, langsam keimen.

Von dem eigentlichen Religionsunterricht, der mir in der Schule erteilt wurde, ist mir kein Wort und keine Vorstellung im Gedächtnis geblieben. Ich weiß nicht mehr, wer ihn erteilte. Der einzige Priester aus jener Zeit, an die ich mich erinnere, war der Pfarrer meiner Geburtsstadt, ein großer, hagerer Mann. Ich war einmal mit meiner Schwester bei ihm, er schenkte jedem von uns ein Heiligenbildchen, und meine Schüchternheit verging vor seiner Güte. Doch blieb mir nur seine hohe Gestalt im Gedächtnis, die bunten, goldgeläumten Figuren des Bildchens haben seine Züge in meiner Erinnerung verdunkelt. Darum erkannte ich ihn auch nicht, als er mir später im Jahre 1886 als Held des Romans „Der letzte Lieb“ von Hans Hopfen begegnete, eine grüne Kopfsmütze auf dem Haupte, den Schläger in der Hand.

In den letzten Monaten meiner Kindheit am Rhein lernte ich, durch wen, weiß ich nicht mehr, ein Sprüchlein kennen, das so freundliche, heimliche Vorstellungen in mir weckte, daß ich es lieb gewann. Es war das Sprüchlein von den Engeln:

Abends, will ich schlafen gehn,
Vierzehn Engel um mich stehn,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,
Zwei zu meiner Rechten,

Zwei zu meiner Linken,
Zwei, die mich bedecken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weisen
Zu Himmelsparadiesen.

Ich suchte es mir einzuprägen, aber es gelang mir nicht, ich hörte es nicht oft genug und fand mich nicht leicht in der Arithmetik und in dem Zeremoniell dieser Engelwache zurecht. Aber es bereicherte meine Phantasie mit der anmutigen, beruhigenden Vorstellung des Engelschutzes. Die weichen Möwen- und Taubenschwingen, womit die christliche Kunst die Engel ausstattet, macht diese Himmelsboten für Kinder traulicher als alle andern überirdischen Wesen. Der Zauber freundlicher, harmloser, auf lichten, leichten Schwingen zwischen Himmel und Erde verkehrender Tiere verbindet sich mit der schlichten Hoheit schöner, gütiger Mädchen zu einem Bilde, das alle Scheu bannt, alles Zutrauen weckt. Ich stellte mir unter den Engeln immer Mädchen vor; das Flammenschwert in der Hand des Engels, der das Paradies bewachte, gefiel mir gar nicht, daß Michael, Gabriel, Azrael Engelnamen sein sollten, wollte mir später lange nicht in den Sinn. Das Bild, das sich meine kindliche Phantasie von den Engeln zurechtgemacht hatte, fand ich lange Zeit danach in Goethes Wilhelm Meister wieder: „In ein langes, leichtes, weißes Gewand anständig gekleidet, einen goldenen Gürtel um die Brust, ein gleiches Diadem in den Haaren, ein paar großer goldener Schwingen an den Schultern, mit einer Lilie in der einen Hand und mit einem Körbchen in der andern“ — Mignon im Kreise der Kinder. Das Körbchen durfte nicht fehlen, ein Engel mußte geben können, und die Falten des langen weißen Gewandes mußten meiner Kinderhand Halt versprechen. Das Gold zu dem Bilde entlehnte sich meine Phantasie bei dem Rauschgoldchristkind, das in starrer, apfelbauchiger Majestät oben auf der Spitze der Christbäume meiner Kindheit thronte. Ich war so reich, ich konnte Engelsfiguren mit goldnen Ketten schmücken, meine religiösen Vorstellungen waren von allem Grauen so rein, rein wie der Himmel über meiner Kindheit, in dessen sonntäglichem Blau es von Vogel- und Engelschwingen weiß und golden blühte.

Noch tiefer wurde die Vorstellung des Schutzengels in meine Seele geprägt, als der Lehrer oder der Kaplan, von dem sich übrigens jede Spur aus meinem Gedächtnis verloren hat, uns Kinder mit der Zeitschrift bekannt machte, die Ludwig Muer in Donaumörth unter dem Titel Der Schutzengel herausgab und uns zum Abonnement einlud. Ich kann über dieses Blättchen nicht urteilen, ich weiß nichts mehr von seinem damaligen Inhalt, und später ist es mir nicht mehr zu Gesicht gekommen, aber es war mir lieb. In der Mitte des Titelbildes stand ein Engel, wie ich ihn träumte, Kinder an den Händen, Kinder an den Falten seines Gewandes und Güte in der Gebärde und im Blick. Meine Seele nahm auch dieses dürftige Bildchen gern auf. Sie war damals glücklich. In ihr mischten sich helle heitere Farben, das Grün der Wiesen, der Wälder und des Heimatstroms, das Weiß der Wolken, der Vogelschwinge und der Engeltgewänder, das Blau des Himmels, der Wiesenbäche und der Elternaugen mit dem reichen Golde der Sonne und mit schwermütigen, süßen Klängen.

Außer dem Naturlaut der Militärsignale klang damals noch ein süßes Lied durch meine Seele: Lang, lang ist's her. Meine Schwester und mein älterer Bruder lernten Klavierspielen. Von ihnen hörte ich die schwermütige Weise. Den Text und die Herkunft des Liedes habe ich erst nach vielen Jahren kennen gelernt. Es rührte und weichte mein Herz und trug es empor. Leid ahnte ich und Glück, wenn ich im Banne dieser Klänge war.

Das liebe Lied und das trauliche Bild des Schutzengels, das sich meine Seele erträumt hatte, begleiteten mich, als meine Eltern in die Kirchenstadt am Main zogen, über den Rhein. Dann verließen sie mich.



Eines Toren Waldfahrt

Von Ingeborg Andrefen



In Unterlaß braust der Westwind über das weite ebene Land, das die Ufer der Nordsee säumt. Er singt den Herren auf den stolzen Werften wie den „kleinen Leuten“ in den niedrigen Katen sein Lied — das Wiegenlied wie den Grabgesang. Es ist das jauchzende Triumphlied ihres uralten Feindes, der See, das sie immer von neuem zu Kampf und Mühen ruft. So lernten sie klar und nüchtern ins Leben schauen und sich zu sorgen um die kommenden Tage; so lernten sie satt und zufriedener sein, wenn ihre Sorge nicht lohnte. Und doch: eine stille Sehnsucht ruht in ihrer aller Seele. Sie gilt dem Blandämmernden, Unbekannten, Geheimnisvollen, das fern, fern am östlichen Rande der weiten klaren Ebene in den Himmelraum hineinwächst. Bald in tiefen ruhigen Farben und scharfen gigantischen Formen, bald in matten verwischten Tönen und losen wolkengleichen Gruppen grüßt es herüber. Und wer seufzt unter dem satten Reichtum und der fruchtbaren Fülle des Flachlandes, wer ängstlich und bekümmert seine Stürme und seine Rebel erträgt, hebt seine Augen zu den Höhen und Hügeln im Osten, und seine Träume gehen wandern durch das Dunkel ihrer Wälder.

Wer aber allezeit behaglich an vollen Tischen sitzt und Tag um Tag in sicherer Gelassenheit kommen sieht, weiß bald nichts mehr von dem heimlichen Suchen seiner jungen Seele; er vergaß ihrer längst auf ebenen mühelosen Wegen.

Boie Marx Hartwich legte die Zeitung zusammen, die er beim Kaffeetrinken gelesen hatte, und schob das letzte Stück Kandiszucker, das noch auf dem Rande der Kaffeetafel lag, in den Mund, als seine Tochter ungestüm die Thür aufriß und ins Zimmer trat. So konnte er es seiner Frau überlassen, das Thürwerfen zu rügen; sie hatte auch schon gefahrdrohend die glatte Stirn gerunzelt und sagte jetzt scharf und verweisend: Fraule! Kannst du nicht noch etwas mehr Ärm machen? Was ist denn los? Brennt es im Dorf?

Dem jungen Mädchen war ein tiefes Rot ins Gesicht gestiegen; sie preßte trotzig die Lippen zusammen und schiedte sich an, gleich wieder hinauszugehen. Das, was sie soeben jubelnd hatte erzählen wollen, verschob sie auf eine gelegnere Zeit, wo sie den Vater allein treffen würde. Dem aber war es nicht entgangen, daß all das Frohe, Strahlende aus dem Gesicht seines Kindes jetzt plötzlich wieder wie ausgelöscht schien; er räusperte sich hastig und rief die Weggehende zurück: Fraule, erzähl doch erst! Du hattest doch was auf dem Herzen, nicht?

Das Mädchen drehte sich um, sah noch einmal flüchtig zur Mutter hinüber, und dann siegte doch in ihr wieder die Freude von vorhin.

Ach, sagte sie glücklich, mit einem Leuchten in den jungen Augen, ich wollte nur erzählen, Vater — eben haben wir abgemacht, daß die Viedertafel Sonntag in acht Tagen eine Ausfahrt machen soll nach Schwabstedt! Nach dem Walde, Vater! Das sind vier Stunden zu fahren, und alle Bauern sollen Wagen und Pferde stellen. Du auch, Vater!

Donner! lachte der behaglich auf, Fraule, ihr mögt es tun! Wir Alten werden wohl gar nicht erst gefragt?

Was für'n Einfall, unterbrach ihn seine Frau tadelnd, was soll das heißen, nach der Geest zu fahren — was ist da eigentlich zu sehen? Macht doch eine Rundfahrt durch die Marsch, auf den Deichen entlang! Davon hat man doch was!

Aber wir wollen doch gerade mal in den Wald! Niemand von uns hat noch einen Wald gesehen! antwortete Fraule etwas unsicher, dabei stehend den Vater anblickend.

Der kam ihr auch richtig zu Hilfe: Na meinetwegen fährt man los! Ich will auch nichts sagen, das mag ja ganz nett sein, sich mal anzusehen. Wenn man jung ist, hat man immer Grappen im Kopf — Hans Finckert Behm und ich haben früher auch immer viel davon geschmakt, mal hinzufahren, das ist aber nie so weit gekommen. Nun kann ich dich ja hinfahren, mein Deern!

Fraule nickte ihm dankend zu und schlüpfte hinaus. In der Thür hörte sie noch, wie die Mutter weiter über den kindischen Einfall schalt und sich ganz energisch das Mitfahren ihres Mannes verbat. Das Mädchen lachte leise auf — es schadete weiter nichts, wenn der Vater diesmal nachgab; eigentlich hatten sie im Kirchspieltrug abgemacht, daß das junge Volk die Fahrt allein unternehmen wolle. Sie brachte Jacke und Hut an ihren Platz und ging dann halblaut singend über die lange kühle Diele nach dem Hinterhaus. Als sie an der Küchentür vorbei kam, öffnete sie sie vorsichtig und rief dem Mädchen drinnen zu: Mine — weißt du was? Die Viedertafel fährt nach Schwabstedt!

Jeje! schrie die erschrocken auf und setzte dann mißbilligend hinzu: Seid ihr unklug geworden? Nach der Geest?

Da ging Fraule Hartwich weiter und suchte den letzten im Hause auf, um ihm ihre Freude zu sagen.

Momme Tetens stand auf der großen Voodiele bei der Häckelmaschine und drehte langsam und mit Bedacht das Rad herum, sodaß die Schnittpelchen Bohnen-

stroh in gemessenen Abständen auf die Diele hinunterfielen. Er war nicht dafür, sich zu überarbeiten. Das nahm die Gedanken so in Anspruch, daß man darüber völlig das Träumen oder Besinnen, wie Momme es nannte, vergaß — und das war ihm vorläufig das Liebste am Dasein. Überdies hatte es weiter keinen Zweck, sich auf Heesholm so energisch der Arbeit anzunehmen — zum Hof gehörte fast nur Wiesenland, auf dem fette Ochsen ohne jegliches Zutun zu Boie Mars Hartwichs Herzensfreude grast und gediehen. Momme Tetens Haupt Sorge nahmen die vier Pferde des Hofes in Anspruch, und wenn er es sich vernünftig einrichtete, hielten die ihn auch den ganzen Tag in Atem mit Striegeln, Pugen, Füttern und was sonst so dazu gehörte. Jetzt eben zerschnitt er das glänzend schwarze Bohnenstroh zu mündgerechtem Häcksel und ließ dabei seine Gedanken in aller Ruhe und Gemächlichkeit spazierengehen weit fort von der dämmrigen großen Loo auf krasen, wunderlichen Wegen. Da tat sich die Tür zum Stalle auf, und in dem breiten Streifen flimmernden Lichtes, das durch den Spalt fiel, stand Fraule Hartwich. Ihr blondes Haar glänzte auf dem Scheitel wie lauter Sonnenschein, und ihre frohen Augen lachten den Zungen an der Maschine an: Momme! Momme! Der richtete sich auf, daß der schlappe Körper auf einmal wie verwandelt erschien; verwirrt strich er sich noch ein paarmal mit der Hand über die verschlafnen Augen und schüttelte das lange dunkle Haar zurück, das ihm ins Gesicht fiel — er war zwar eben Hand in Hand mit Fraule Hartwich spazieren gegangen und hatte dabei wichtige und merkwürdige Dinge mit ihr beredet — aber als sie hier nun so leibhaftig in der Tür erschien und ihre Stimme ihn zurückrief von seinen heimlichen Wegen, brauchte er doch allerlei Zeit, um wieder in die Wirklichkeit hineinzutappen. Unterdes hatte sich Fraule auf die Häckselkiste gesetzt, beide Hände ums Knie gefaltet und ihn mit einem leisen Nackeln unverwandt angesehen. Solch ein verträumtes Gesicht wie jetzt hatte Momme Tetens auch schon immer in der Schule gemacht, wenn man ihn etwas fragte — zum großen Ärger des Lehrers und zur stetigen Freude der ganzen Klasse. Wie oft hatte sie ihn nicht mit den andern zusammen herzlich ausgelacht deshalb; seit er aber nach ihrer gemeinsamen Konfirmation als Knecht hier auf den Hof gekommen war, hatte sie gemerkt, daß er gar nicht so dumm war, wie man ihn immer im Dorfe verschrte. Es dauerte zwar stets eine ganze Weile, bis er seinen Mund aufthat, und Fraule mußte sich oft ganz heiß und in Eifer reden oder, was noch besser verschlug, nach fernab liegenden wunderlichen Dingen fragen, über die Momme Tetens meist gründlich Bescheid wußte. Er hatte doch nicht umsonst die zerlesenen Bücher der Schulbibliothek durch eifrige Benutzung noch weiter ihrer Auflösung entgegengeführt, sodaß er wohl imstande war, über Siegfried den Drachentöter oder über das Leiden eines unschuldig nach Sibirien Verbannten erschöpfende Auskunft zu geben. Auch war er der glückliche Besitzer einer ganzen Anzahl schrecklicher Indianergeschichten; doch lieferte er die fast stets zur persönlichen Lektüre an seine wißbegierige Herrin aus; ihm widerstand die laute Behandlung eines so blutrünstigen Themas.

Heute aber schnitt Fraule Hartwich eine Frage an, auf die er nicht im geringsten vorbereitet war.

Momme, sagte sie mit einer kleinen Überlegenheit in der Stimme, Momme, erzähl mal etwas vom Walde!

Wovon? fragte er verwundert zurück, vom Walde? Davon weiß ich nichts!

Na ja, das konnte ich mir denken, du Dummbart, antwortete das Mädchen erzürnt, von all den Sachen, die wir in der Schule gelernt haben, weißt du nichts. Du hast nie aufgepaßt! Denn laß nur!

Und dabei machte sie Miene, von ihrer Kiste hinunterzugleiten.



Ich weiß nicht, was du damit meinst! brummte Momme zerfnüschet vor sich hin — Wald ist auf der Geseß! Und das sind lauter Bäume! Na, das ist alles — mehr weiß ich wahrhaftigen Gott nicht davon!

Fraule Hartwich antwortete nicht gleich, sie konnte nicht vor Enttäuschung und Ärger. Als sie sich im Krug mit den andern verabredet hatte, die Waldfahrt zu unternehmen, war sie nach Hause gegangen in der sichern Gewißheit, dasheim von Momme Tetens eine Deutung des geheimnisvollen Wortes „Wald“ zu bekommen; sie selbst hatte eine unbestimmte Vorstellung von etwas Buntem, Grünem, unbeschreiblich Schönerm — und dann wieder von etwas Dunkelm, Miesigem, Schrecken-bergendem — und nun wollte Momme Tetens dies alles in die zwei nüchternen Worte pressen: lauter Bäume! Sie hätte ihm so gern widersprochen, sann und sann, um ein Wort für ihre unklaren Vorstellungen zu finden, und fand doch nichts.

Schließlich sagte sie trotzig und verächtlich: Lauter Bäume? Das wußte ich auch! Aber wie stehen die? Dicht an dicht, daß du nicht mit 'nem Wagen durchfahren kannst. Und so hoch! Und oben die Kronen ganz dicht zusammen, daß man keinen Sonnenstrahl sieht! Und keine gewöhnlichen Apfel- und Birnbäume! Alles andre! Und dann all die wilden Tiere drin! Und wenn man nicht aufpaßt, findet man nie wieder raus. Aber ich paß auf . . . ja, ich geh hin . . . die ganze Niederstafel fährt hin . . . Sonntag in acht Tagen! Und ich hätte nicht gedacht, daß du so dumm bist, Momme Tetens.

Damit raffte Fraule zierlich ihr Kleid zusammen und ging, ohne sich umzusehen, zur Tür hinaus. Der Junge sah ihr regungslos nach. Der Vorwurf, der ihm gemacht worden war, rührte ihn nicht. Er hatte nur das gehört: Fraule Hartwich würde leibhaftig durch einen Wald wandern, etwas sehen, was er nicht kannte, von dem er nichts wußte. Wußte er wirklich nichts davon? Er faßte mit beiden großen Händen an seinen Kopf, als ob er ihn festhalten müßte, daß er nicht zerprüge von all den Bildern, Träumen und Vorstellungen, die in verwirrender Fülle auf ihn einbrangen. Herr Gott — im Walde lebten und webten doch alle seine Geschichten — da hausten greuliche Drachen, die von tapfern Helden erschlagen wurden, da starb Siegfried eines schmachvollen Todes, da fand der Ritter seine wunderbare Prinzessin . . . Momme Tetens stieß mit dem Fuß hastig das Bohnenstroh zur Seite, schob die Hände in die Taschen und ging rasch und so leise es seine Holzvantoffel nur erlaubten, durch den angrenzenden Stall nach seiner Schlafkammer. Achtlos schob er die Kleidungsstücke, die auf dem kleinen hölzernen Koffer lagen, der unter dem Fenster stand, hinunter auf die Lehmbiele. Der Deckel klappte zurück, und ein Durcheinander von Wäsche und allerlei alten Büchern und Heften wurde sichtbar. Der Junge warf den ganzen Inhalt der Kiste nach zu den Sachen auf den Fußboden — immer größer wurde der regellose Haufen. Endlich, fast am Grunde seiner Lade, entdeckte er das Gesuchte: ein kleines zusammenlegbares Bilderbuch — vor Jahren hatte es ihm der Krämer einmal zu Weihnachten geschenkt. Eifrig zog er es auseinander: in schreienden bunten Farben stellten die acht Bildchen das Märchen von Hänsel und Grete dar — und wahrhaftig! vom zweiten ab hatte jedes als Hintergrund eine Reihe grüner Bäume — ganz unzweifelhaft ein Wald! Der Wald! Momme klappte die Lade zu und setzte sich drauf, um seinen Schatz besser in Augenschein nehmen zu können. Seine großen Augen welteten sich noch mehr, seine Stirn legte sich in grübelnde Falten, und seine Lippen, über die der erste blonde Bart sproßte, kniffen sich fester zusammen: er muß das Geheimnis des Waldes enträtseln. Und lange und ernsthaft bestieht er Blatt um Blatt: immer dicht an dicht die starken Bäume, rechts und links und rundherum. Ihre Füße deckt ein weicher grüner Teppich, hinter ihren grauen Stämmen lauert eine geheimnisvolle, lodende

Dämmerung — ein Vogel oben in den Kronen — ein huschendes Eichhörnchen am schwanken Ast. Und nirgend eine Weite und nirgend eine Ferne — und kein Mensch ringsumher. In trostloser Verlassenheit nur die beiden Kinder Hand in Hand.

Dem Jungen rinnt plötzlich ein Schauer über den Rücken, er kennt in ahnender Gewißheit auf einmal die Schönheit des Waldes: die Einsamkeit. Und in demselben Augenblick bangt er um ihr Heiligtum: wird es nicht entweiht werden, wenn lachende, schwagende Menschen sich in Scharen hineindrängen? Wer von den Mitglieðern der Liebertafel wird es verstehen? Etwa der reiche Frie Bruhn, der stets mit seinen Talern in der Tasche kimpert und sie haufenweise über die Wirtstafel rollen läßt? Oder sein Schulgenosse Hans Jessen, der sich seine Freunde wählt nach der Anzahl der fetten Döfen, die ihre Väter zum Markte schicken? Oder Henning Sierts, der Mädchenjäger? Oder von den Mädchen eine? Nein, auch unter diesen weiß er keine. Keine außer Fraule Hartwich. Sie darf hinein; die andern . . . der ganze lachende, schwagende Schwarm muß draußen vor den Toren bleiben — mit einer unsichtbaren Hecke muß sich der Wald schützen vor diesen Fremden! Nur ein geheimes Türlein bleibt offen — leise geht Fraule hindurch. Und mit ihr Hand in Hand wie die Kinder im Märchen — er, Momme Tetens. Und vor ihnen weicht Schritt um Schritt die Dämmerung zurück und schlägt hinter ihrem Rücken wieder in lautlosen Wogen zusammen. Weiter und weiter geht es so . . . immer tiefer hinein in Wunder und Märchen —

Des Träumers Augen hafteten längst nicht mehr an den armseligen Blättern in seiner Hand. Als sich jetzt die Tür der kleinen Kammer öffnete und Fraule Hartwich eintrat, sah er noch immer weit über sie hinweg; erst als sie ihn leise mit Namen rief, kehrte seine Seele langsam heim.

Momme, sagte das Mädchen zaghaft, du, Vater ist in der Zoo . . . Du hast das Häckel nicht fertig!

Im Nu glitt er von seinem Sitz herunter und fuhr in die hölzernen Pantoffeln. Bestürzt und ehrlich bekümmert strich er sich durch die Haare: Donner, Fraule, daß ich das auch ganz vergessen mußte! Nun wird's 'n naß Wetter geben — oha! Und dabei wollt ich bloß mal sehen, ob ich noch das alte Bilderbuch vom Walde hätte. Na da hilft nichts . . .

Ergeben duckte der große Bengel den Kopf zwischen die Schultern und wollte zur Tür hinaus.

Ein leises Auflachen des Mädchens ließ ihn noch einen Augenblick anhalten: Das sag lieber nicht zu Vater, armer Momme. Was geht dich der Wald an? Bist du mit in der Liebertafel? —

Es war gut, daß in demselben Augenblick die Stimme des Bauern laut und unheilverkündend seinen Namen rief; unwillkürlich setzte er sich in Trab und stand gleich darauf seinem Dienstherrn gegenüber. Ergeben ließ er das Gewitter über sich dahinziehen, nur halb verstand er die Vorwürfe, mit denen Voie Marx Hartwich ihn überschüttete. Während er wieder das schwarze Stroh in die Maschine stopfte, horchte er unablässig auf das, was das Mädchen ihm soeben zugerufen hatte. — Was geht dich, Momme Tetens, der Wald an? Du gehörst nicht mit dazu! Nicht mit zu denen, die in Wirklichkeit schauen dürfen, was du armer Schelm nur träumst! Jamohl — sie hatte ganz recht: er würde zu Hause bleiben müssen — es war gar nicht daran zu denken, daß man den Knecht mitnehmen würde auf diese Fahrt! Und ein Bohn packte ihn, daß er das Messer der Maschine Zug um Zug nieder-saußen ließ. Wohin hatte er hochmütig die andern alle zurückgewiesen von den Toren des Waldes. Nur für sich und noch ein Menschenseelchen hielt er eine Tür

offen . . . und in Wahrheit blieb er mutterseelenallein zurück, während alle andern sein Wunderreich betraten, sein Reich, in dem ihre plumpen Füße nichts zu suchen hatten! Rrrsch! Rrrsch! zerbiß das Messer die zähen Fasern . . . immer stärker wuchs sein Zorn . . . wieder fauste das Rad herum, und dann hielt es mit einem Ruck an: Momme Tetens wischte sich den Schweiß von der Stirn und schlug dann mit der geballten Faust auf das hölzerne Seitenbrett nieder: Ich will doch mit, kleine Frauke!

* * *

Tetenssche bewohnt das letzte Häuschen in der langgestreckten Dorfstraße. Es ist fast das kümmerlichste von allen, verdroffen lauert es etwas abseits von den andern an der Chauffee. Es hat kein Gegenüber mehr, und so schauen die beiden niedrigen Fensterchen der Wohnstube denn ungehindert hinaus über die weitgestreckten Fennen, nach Osten zu, dem Frühlicht entgegen. Tetenssche hat wenig von dieser Aussicht gehabt, sie hat fast immer noch früher als die Sonne draußen sein müssen zu ihren täglichen Botengängen nach der Stadt. Erst seit sie ihren Jüngsten, Momme, auch aus der Schule hat, nimmt sie sich das Leben etwas gemächlicher, besonders abends gönnt sie es sich, die letzte Tasse Tee behaglich im Rohrstuhl am Fenster zu trinken. Unablässig klappern dabei die Nadeln des Strickstrumpfes in ihren Händen, während ihre Augen hinter der großen Brille jeden Vorübergehenden verfolgen. Heute ist nach dem Abendbrot auch ihr Junge gekommen, schweigsam sitzt er im Stuhl am andern Fenster und starrt hinaus. Sie bemüht sich nun schon die ganze Zeit, aus ihm herauszufriegen, ob er die blaue Leinenhose wiedergefunden hat, die sie bei der vorigen Wäsche vermißte — umsonst, als Antwort kommt nur ja und nein und nein und ja.

Da reißt ihr schließlich die Geduld: Soll das noch lange so beibehalten, mein Jung? Was ist eigentlich los mit dir?

Momme wühlt etwas auf seinem Stuhl hin und her und stößt schließlich mit verbissenem Gesicht heraus: Die Liedertafel will nach Schwabstedt!

So? antwortet seine Mutter trocken, ich seh aber nicht ein, weshalb unser-eins dann unordentlich mit seinem Zeug umgehn soll! Haben die Bauernsöhne dich vielleicht mit eingeladen, weil du dich nicht mehr um dein bißchen Armut kümmerst?

Als sie keine Antwort bekommt, strickt sie schweigend weiter und sucht durch eigne Nachforschung das Schicksal der Vermissten zu enträtseln. Der Junge am andern Fenster sieht unablässig hinüber nach Osten. Die Dämmerung zieht schon ihre grauen Schleier über das Land, und kaum unterscheiden sich die fernern Höhen am Horizont von den dunkeln Abendwolken.

Mutter, sagt er plötzlich, warst du nicht früher auf der Oese? Wißt du nicht auch im Walde gewesen?

Die Gefragte sieht nicht vom Stricken auf, als sie gleichgiltig antwortet: Du weißt ja, ich hab ein Jahr in Schwabstedt gedient.

Einen Augenblick wartet er noch; als die Mutter aber gar keine Neigung zeigt, weiter darüber zu reden, drängt er ungeduldig: — ob du im Walde warst? ob es schön war? — sag doch!

Da sieht sie verwundert auf und fängt unwillkürlich an zu erzählen, so wie sie ihm früher, als er kleiner war, auf sein Quälen und Witten hin Geschichten erzählt hatte, nüchterne unbeholfene Geschichten, die sie sich mühsam abrang, und die er sich selber mit Farben und Flimmer gepußt hatte.

Natürlich war ich im Walde, Jung. Ja, da ist es ja ganz fein im Sommer, schattig und nett. Aber sonst ist es nichts für unsereinen auf der Geseß, man kann sich ja nicht mal ordentlich umgucken, überall stößt du mit der Nase gegen einen Baum, einen Ball oder sonst was. Und auch die Leute sind anders. Alles durcheinander. Bauern und Knechte arbeiten miteinander und sitzen miteinander am Tisch! Und Sonntags gingen wir zusammen zu Tanz. Und es wäre gar nicht so unmöglich für mich gewesen, da Bauernfrau zu werden. Aber ich bin nicht für solche Vermengerei — jeder in seine Ecke! Ich war froh, als mein Jahr um war und ich wieder hierher kam, wo alles ordentlich auseinander ist, wie sich gehört.

Als Momme Tetens etwas später im Dunkeln heimging nach Heesholm zu, versuchte er in Gedanken, Vole Mars Hartwich und seine Frau auf einem hecken-umzäunten Hof in der Nähe des Waldes anzusiedeln. Es gelang ihm auch alles ganz gut, nur als er sich kühnlich zu einer Mahlzeit bei ihnen am Tische niederlassen wollte, erschrak er insgeheim wegen solcher Anmaßung und zog sich bescheiden wieder in die Küche zurück. Am Sonntag jedoch . . . sollte er nicht den Mut haben, mit Fraule Hartwich zum Tanz zu gehn? Gewiß würde er es tun! O, wie die Musik lockte und jubelte! Und er tanzte, tanzte . . . immer wieder mit Fraule! . . . Und nachher gehn sie zusammen nach Haus, durch den Wald nach Haus. Und nicht auszusagende Wunder birgt der Wald, wenn sie Hand in Hand hindurchgehn . . .

* * *

Momme Tetens war wie trunken durch das Glück, das ihm bevorstand: er würde die Waldfahrt mitmachen! Sein Traum würde in Erfüllung gehn. Der Bauer hatte so viele Vorhaltungen seiner Frau anhören müssen wegen seines Planes, selbst mitzufahren, daß er ihn seufzend aufgegeben hatte; nun sollte Momme ihn vertreten und vor allen Dingen über das Wohlbefinden der beiden Füchse wachen. Er versuchte jetzt schon jeden Tag, seine ganze Vertrauenswürdigkeit durch rastlosen Eifer in Stall und Hof immer aufs neue zu beweisen; noch nie war dem Lebenden, das unter seiner Hand stand, ein so vollgerüttelt Maß an Pflege und Futter geworden wie in diesen Tagen. Und dabei fand er doch noch Zeit, all die zerrissenen Bücher in seiner Lade noch einmal wieder zu lesen — so war er denn wohl ausgerüstet für seine Fahrt und wußte genau, was ihm begegnen würde im Dunkel ragender Bäume. Seine Hände sind geöffnet, und sein Herz ist voller Sehnsucht, in Andacht und Entzücken deine Schönheit zu schauen, o Wald! Wird dein wundersamstes Märchen der Wunder genug bergen? Wird dein geheimnisvollstes Dämmern seine Seele genug erschauern lassen? Werden deine Vögel süß genug jauchzen und klingen, deine Blumen genug leuchten und duften? Wird das Rauschen und Flüstern, das durch deine Kronen geht, genug zu offenbaren haben? Wird das zitternde Spiel der Sonnenlichter, die durch deine grünen Schleier schlüpfen, leuchtend und schimmernd genug sein?

Rüfte dich, o Wald, ein Tor wird gläubig an deine Pforten pochen!

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 28. Juni 1909

(Das Schicksal der Reichsfinanzreform und die innere Lage.)

Am 24. Juni ist im Reichstage die Entscheidung gefallen, die das Reich in eine schwere Krise gestürzt hat. Die vollständige Ablehnung der Erbanfallsteuer — so nämlich, daß sie überhaupt nicht mehr in die dritte Lesung kommen konnte — und die Annahme der Rotierungssteuer haben eine Lage geschaffen, deren Vermeidung bis dahin immer noch erhofft werden konnte, deren Eintritt aber jetzt die schlimmste Verwicklung bedeutet, der das Reich seit langer Zeit ausgesetzt gewesen ist.

Die Ablehnung der Erbanfallsteuer geschah mit der geringen Mehrheit von acht Stimmen. Alle parlamentarischen Erfahrungen lehren, daß eine so geringe Mehrheit lediglich als ein Zufallsergebnis anzusehen ist. Es brauchten nur einige Verschiebungen in der Parteizugehörigkeit der gerade Abwesenden einzutreten, dann war die Mehrheit eine Minderheit. Das Ergebnis der Abstimmung erhält auch dadurch noch eine besondere Beleuchtung, daß die Elsaß-Lothringer, die gegen die Vorlage stimmten, dies nicht taten, weil sie Gegner der Erbschaftssteuer waren, sondern im Gegenteil, weil sie als Freunde der in den Reichsländern schon bestehenden Erbschaftssteuer für Deszendenten diese nicht dem Reich überlassen wollten. Man darf diese nachträglichen Betrachtungen, obwohl sie vielleicht wie überflüssige „Reichenreden“ nach verlornem Spiel aussehen, nicht ganz unterlassen, weil es wichtig ist, festzustellen, daß die Regierung keineswegs, wie es jetzt von der siegreichen neuen Reichstagsmehrheit behauptet wird, mit ihrem Festhalten an der Erbanfallsteuer eine aussichtslose Taktik eingeschlagen hatte. Daß die Mehrheit für die Rotierungssteuer recht bedeutend war, ergab sich aus der durch die Ablehnung der Erbanfallsteuer geschaffenen Lage von selbst, da nun auch die Reichspartei sich verpflichtet glaubte, den Ersatz für den Ausfall an Besitzsteuern nicht zu versagen.

Daß wir durch diese Abstimmungsergebnisse in eine sehr schlimme Lage gekommen sind, und daß diese durch elende Parteilucht herbeigeführte Lage jeden Vaterlandsfreund in eine Stimmung versetzen muß, in der tiefste Niedergeschlagenheit und heller Zorn miteinander ringen, braucht für unsere Freunde kaum besonders erwähnt zu werden. Aber gerade das Interesse des Vaterlandes fordert, daß man in kritischen Tagen alle Gefühlsmomente niederzwingt und ausschaltet und alle Möglichkeiten mit kaltem Verstande erwägt — um so kälter und ruhiger, je größer die Schwierigkeiten und je stärker die Versuchungen sind, den Gefühlsregungen zu folgen. In der Politik ist der Zorn immer ein schlechter Berater, und die Niedergeschlagenheit nichts weiter als ein Hemmschuh der Überlegungen und Taten, die allein helfen können. Es kommt also darauf an, die Lage fest, klar und leidenschaftslos ins Auge zu fassen.

Zunächst eine notwendige Feststellung: Die Reichsfinanzreform, so wie sie gedacht und gewollt war und wie sie allein dem Reiche helfen konnte, ist gescheitert. Denn was bedeutete und bezweckte diese Reichsfinanzreform? Sie wollte durch Eröffnung neuer, ergiebiger Einnahmequellen, die sich durch ihren Zusammenhang mit dem Volkswohlstand den Bedürfnissen des Reichs anpassen und die das Reich für sich haben sollte, das Reich finanziell auf eigne Füße stellen, die Herstellung des Gleichgewichts im Reichsbudget ohne Störung der einzelstaatlichen Finanzwirtschaft ermöglichen und dadurch überhaupt erst den Grund zu einem gesunden Wirtschaftssystem im Reiche legen. Wenn diese Aufgabe nun dadurch gelöst werden soll, daß jetzt zwar eine Serie von neuen Reichsteuern genehmigt wird,

aber der schon jetzt festgestellte Bedarf des Reichs nicht gedeckt wird, so ist eine gründliche Beseitigung des alten ungesunden Verhältnisses zwischen Reichseinnahme und einzelstaatlichen Finanzen wiederum unmöglich gemacht, und es kann eben nur von einer vorläufigen Aufbesserung der Reichsfinanzen, nicht aber von einer organischen Neuordnung des Reichsfinanzwesens gesprochen werden. Dieser Unterschied muß besonders hervorgehoben werden, wenn das Zentrum immer wieder von seiner „Mitarbeit“ an der Reichsfinanzreform spricht. In Wahrheit ist das Zentrum — trotz seiner Mitarbeit an der Bewilligung neuer Steuern, die es natürlich als „Reform“ anpreist — auch jetzt seiner alten Rolle getreu geblieben, in der es sich seit der Reichsgründung bewegt, und die darauf ausgeht, jede wirkliche Reform unmöglich zu machen. Ist auch die alte *clausula Francenstein* tot, ihr Prinzip lebt in unserer Finanzwirtschaft noch fort und wird auch jetzt einstweilen fortleben, denn so entspricht es dem Willen der ultramontan-polnisch-konservativen Reichstagsmehrheit, die durch ihren Sieg gerade diesen entscheidenden Punkt des Regierungsprogramms an der Verwirklichung gehindert hat. Also die Reichsfinanzreform in ihrem wahren Sinne ist tot.

Gibt es ein Mittel, sie wieder ins Leben zurückzurufen? Bis jetzt hat noch niemand ein solches Mittel gefunden oder verraten. Das einzige und letzte Mittel war der Appell an den Patriotismus der Partei, von der vielleicht angenommen werden konnte — nach den Traditionen der Partei und nach früheren Erfahrungen sogar angenommen werden mußte —, daß sie in Erkenntnis der mannigfachen Schäden, die dem Reich aus dem Scheitern des Werks erwachsen, ihre Parteiwünsche unterordnen würde. Dieses Mittel hat vollständig versagt, und mit dieser Tatsache muß jetzt gerechnet werden. Darum bleibt nichts anders übrig, als an Stelle der Reichsfinanzreform, die gemacht werden sollte, eine Aufbesserung der Reichsfinanzen in dem Umfange, der jetzt ohne Demütigung der Reichsautorität zu haben ist, und in der Form, die bei den jetzigen Parteiverhältnissen möglich ist, vorzunehmen.

Man hat nun gesagt, diese Resignation sei nicht nötig. Die Entscheidung des Reichstags habe sofort mit dem Rücktritt des Fürsten Bülow oder der Reichstagsauflösung beantwortet werden müssen. Man wird sich klar zu machen haben, weshalb keins von beiden in diesem Falle geschehen ist, vielmehr an entscheidender Stelle der Beschluß gefaßt wurde, unter Führung des Fürsten Bülow mit diesem Reichstage vorläufig weiter zu arbeiten, bis an neuen Einnahmequellen für das Reich so viel gerettet worden sein werde, als in der gegenwärtigen Lage möglich sei.

Die erste Frage ist also, was geschehen sein würde, wenn Fürst Bülow jetzt sofort zurückgetreten wäre. Fürst Bülow hat sich durch seine ausgezeichnete Führung der politischen Geschäfte des Reichs im Bundesrat ein so außerordentliches Vertrauen erworben, daß die einzelstaatlichen Regierungen auch unter schwierigen Verhältnissen seiner bewährten Führung folgen würden. Wie sich das alles jedoch gestalten würde, wenn Fürst Bülow seinen Posten verließ, das ist doch sehr zweifelhaft. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß im Fall eines Kanzlerwechsels die Mehrheit der deutschen Bundesregierungen doch bereit sein würde, eine politische Konstellation anzuerkennen, der sie sich bei Fortdauer der jetzigen Reichskanzlerschaft im Interesse der eignen Autorität nicht so leicht unterordnen, die aber unter neuer Führung manche Bequemlichkeiten bieten würde. Für den Fürsten Bülow selbst konnte diese Erwägung natürlich nicht maßgebend sein. In die Lage versetzt, den Erfolg einer Mehrheit anerkennen zu müssen, mit der er um seiner politischen Reputation willen nicht regieren kann, hat er den Schritt getan, den

ein verantwortlicher Staatsmann in solcher Lage tun mußte, der ihm allein übrig blieb, nachdem alle Mittel erschöpft waren, das unternommene Werk auf dem von ihm für allein richtig gehaltenen Wege zu Ende zu führen. Er hat also um seine Entlassung gebeten und diesen Schritt in eingehender persönlicher Aussprache mit dem Kaiser motiviert. Der Kaiser aber hat diese Entlassung vorläufig nicht angenommen, hält es vielmehr für notwendig, daß Fürst Bülow im Amte bleibt, bis eine vollständige Entscheidung über die Finanzvorlagen gefallen ist, die an die Stelle der gescheiterten Reformprojekte treten sollen. Für diesen Entschluß, dessen Berechtigung Fürst Bülow unter solchen Umständen selbstverständlich anerkennt, und der es ihm auch wirklich ermöglicht, einstweilen im Amte zu bleiben, wird man dem Kaiser besonders dankbar sein müssen. Denn der dem Fürsten Bülow damit gewissermaßen erteilte Auftrag gibt auch dem Bundesrat den nötigen Rückhalt durch die Gewähr, daß wenigstens ein großer Teil des Finanzbedarfs des Reichs beschafft werden kann, ohne daß die verbündeten Regierungen schon jetzt vor der neuen Reichstagsmehrheit kapitulieren. Vielleicht glückt es, noch ein Stück gesetzgeberischer Arbeit zu schaffen, woran sich auch Liberale beteiligen können, sobald sich daran auch die weitere Aussicht knüpfen könnte, den Reichskanzler länger im Amte zu halten. Und das wäre dringend zu wünschen schon im Interesse der auswärtigen Politik; denn wir haben seit der Kanzlerschaft des Fürsten Bülow — besonders seit den letzten Jahren — den Fall, der in Deutschland selten ist, daß der Kanzler nicht nur tatsächlich geschickt und erfolgreich operiert hat, sondern auch von dem größern Teil der öffentlichen Meinung anerkannt wird. Fürst Bülow wird sehr schwer, vorerst wohl gar nicht zu ersetzen sein. Denn unsern vielen tüchtigen hohen Beamten und politischen Persönlichkeiten, soweit sie staatsmännische Qualität beanspruchen können, fehlt es durchweg an diplomatischer Erfahrung, und von den ausgezeichneten Diplomaten, die wohl in Betracht kommen könnten, hat keiner so wie Fürst Bülow das Zeug, das Vertrauen unsrer so schwierigen öffentlichen Meinung zu gewinnen. Wir müssen also jeden Weg mit Freuden begrüßen, der wenigstens eine Aussicht öffnet, den Fürsten Bülow noch länger an das Amt zu fesseln, in dem er so schwer entbehrt werden kann. Dem Fürsten Bülow selbst aber muß man dankbar sein, daß er um der vaterländischen Interessen willen die große Entsagung geübt hat, in so undankbarer Arbeit auszuharren und weder der brutalen Eigensucht der Agrarier noch der Nachsucht der Ultramontanen ohne weiteres das Feld zu räumen.

Wie steht es nun aber mit der schwierigen Frage der Reichstagsauflösung? Die Presse, die der neuen Mehrheit feindlich gegenübersteht, hat sie fast ausnahmslos gefordert und als einzigen Ausweg aus der sonst ganz verfahrenen Lage empfohlen. Fürst Bülow ist darüber anderer Meinung. Es ist verständlich, daß der verantwortliche Staatsmann diese Frage anders ansieht als die Parteien. Er muß vor allem fragen, ob der Zweck erreicht wird, für dessen Erreichung zu sorgen ihm obliegt. Stellt man die Frage so, daß man untersucht, was die Auflösung des Reichstags dem Zustandekommen der Reichsfinanzreform nützen kann, so muß man bei nüchterner Prüfung anerkennen, daß die nächste Folge eine verhängnisvolle Verzögerung der Lösung sein würde. Das würde nur dann in den Kauf zu nehmen sein, wenn einige Sicherheit bestünde, daß ein neugewählter Reichstag die Reform wirklich im Sinne der Regierung durchführen werde. Fürst Bülow glaubt, und wohl mit Recht, daß das nicht anzunehmen sei. Es würde vielleicht die Erbansfallssteuer durchgebrückt werden können, aber dafür würde auf dem Gebiete der Verbrauchssteuern andres wieder in Frage gestellt werden, was jetzt mit leidlicher

Sicherheit noch erreicht werden kann. Es muß alles versucht werden, um für den Reichsfüßel sobald als möglich so viel neue Einnahmen zu schaffen, wie nach Lage der Umstände zu haben sind, und es ist notwendig, daß diese Aufgabe von dem gegenwärtigen Reichstag zu lösen ist. Das ist der Grund, weshalb der Reichstag nicht aufgelöst werden soll, bis nicht alles durchgeführt worden ist, was jetzt noch in der Schwebe ist. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Auffassung vom Standpunkt der praktischen Staatskunst durchaus berechtigt ist.

Etwas anders sieht die Sache freilich aus, wenn man ruhig darüber nachdenkt, was weiter werden soll. Wenn die Konservativen die Sache so weit getrieben haben, daß sie kalten Bluts einen Kanzler, der in der auswärtigen Politik das Ansehen und die Interessen des Reichs mit Geschick und Erfolg im Sinne der nationalen Wünsche gewahrt hat, und der sich zugleich in der innern Politik gerade um die landwirtschaftlichen Interessen und um eine Politik im Sinne gesunder konservativer Anschauungen so große Verdienste erworben hat, glatt im Stich lassen, als er einer gewissenlosen Machtpolitik und dem Eigennutz der Großgrundbesitzer die Reverenz versagte, dann hört überhaupt jede Berechnung auf, die für die konservative Politik unter ihrer jetzigen Führung andre Beweggründe annimmt, als eben die nackte Herrschsucht und den allergewöhnlichsten materiellen Egoismus. Wir lesen immer wieder in der agrarisch-konservativen Presse, die Reichsfinanzreform sei keine „nationale“ Frage, sondern eine wirtschaftliche. Das ist eine Unterscheidung, die nur für jemand zu verstehen ist, der schon den Suggestionen der agrarischen Politiker unrettbar unterlegen ist und nur noch auf Schlagwörter hört, auch wenn sich nichts dabei denken läßt. Die Unterscheidung zwischen wirtschaftlichen und nationalen Fragen ist ungefähr ähnlich zu bewerten, als wenn man die Begriffe „Laubwald“ und „Buchenwald“ gegenüberstellen wollte. Jede wirtschaftliche, soziale, politische Frage, unter Umständen jede wissenschaftliche, künstlerische, sogar kirchliche Frage kann eine nationale Frage werden, wenn sie durch die Verhältnisse eine solche Bedeutung für die Existenz und die Stellung eines ganzen Volkes gewinnt, daß die Überzeugung Platz greift: hier müssen sonstige Unterschiede der Anschauungen so weit zurückstehen, daß die Lösung der Aufgabe durch gemeinsame Arbeit aller Parteien, die die Bedeutung der Frage erkennen, und folglich auch durch gegenseitige Rücksichtnahme und gegenseitige Opfer dieser Parteien ermöglicht wird. Das trifft auf die wirtschaftliche Frage, die sich auf die Neuordnung der Reichsfinanzen bezieht, in vollem Maße zu. Wenn sich nun die konservative Partei bei der Arbeit an dieser Frage mit dem Zentrum gegen die Liberalen verband, nur weil sie das Zentrum bereit fand, den Großgrundbesitzern eine Last von den Schultern zu nehmen und sie andern, darunter auch weniger Vermögenden aufzubürden, so kann das nicht die Bedeutung eines einzelnen nebensächlichen Falls haben, eines zufälligen Zusammengehens der beiden Parteien, sondern einer deutlichen Absage an die Politik des leitenden Staatsmanns, der sich in nationalen Fragen auf Konservative und Liberale stützen und dem Zentrum in solchen Fragen keine maßgebende Rolle zugestehen wollte. Den konservativen Führern mußte überdies klar sein, aus welchen Gründen sich das Zentrum der konservativen Politik angeschlossen, die seinen früher und von einem starken Bruchteil der Partei noch heute vertretenen Grundsätzen gar nicht entsprach — abgesehen davon, daß gewiegten Politikern Charakter und Ziele des Zentrums ohnehin geläufig sein müssen. Man wird den konservativen Führern nicht einen solchen Mangel an Intelligenz zutrauen dürfen, daß sie nicht ganz genau die Motive des Zentrums durchschaut hätten. Sie wußten, daß das Zentrum eine Politik der Rache treibt,

und daß jeder Sieg dieser Politik nicht eine Episode bedeuten kann, sondern die Lage dauernd verschieben muß. Trotz allen diesen Erkenntnissen hat sich die konservative Partei von den agrarischen Sonderinteressen leiten lassen und bewußt der Partei, die den Kanzler stürzen wollte, ihre Unterstützung geliehen. Ein Kanzler, der sich mit dieser Parteikoalition verständigen wollte, würde in Wahrheit nur durch Unterwerfung zum Ziele gelangen können; damit würde er die Möglichkeit, bei irgendeiner politischen Aktion das Vertrauen der Liberalen zu gewinnen, dauernd verschmerzen. Das könnte heutzutage auch ein neuer Kanzler nicht unternehmen, geschweige denn Fürst Bülow, der die Parteikombination, die jetzt wiederhergestellt werden soll, unter der jubelnden Zustimmung der Besten der Nation einst in dem glücklichsten Augenblick seines politischen Wirkens zertrümmert hat.

Was soll nun also werden, wenn das, was man von jetzt an um der Kürze des Ausdrucks willen gleichfalls „Reichsfinanzreform“ zu nennen liebt, zu Ende gebracht worden ist? Wir hoffen ja, daß es der Geschicklichkeit des Fürsten Bülow glücken wird, diese sogenannte Reichsfinanzreform doch zuletzt in einer Form zu machen, die vielleicht einem Teil der Liberalen die Mitwirkung möglich macht. Damit wäre wenigstens vorläufig die so dringend erwünschte Möglichkeit für das Verbleiben des Fürsten Bülow im Amte gegeben. Aber wir zweifeln, daß sich die Spuren der gegenwärtigen Parteikonstellation einfach verwischen lassen. Und dann wird doch wahrscheinlich sehr bald die Notwendigkeit hervortreten, das Volk zu befragen, anstatt den Reichstag, der das Zeichen, unter dem er 1907 gewählt worden ist, verfälscht hat, bis an das natürliche Ende seiner Sünden fortwirtschaften zu lassen. Dann treten auch ganz andre Gesichtspunkte in den Vordergrund.

Läßt man nämlich die Dinge gehn, bis das Mandat des jetzigen Reichstags abläuft, so läßt sich schon jetzt voraussehen, daß die Neuwahlen sehr schlimm ausfallen werden. Die Hoffnungen, die man auf den jetzigen Reichstag gesetzt hat, sind enttäuscht worden, und wieder sind alle Bedingungen gegeben, die der Sozialdemokratie neue Nahrung zuführen werden. Sollte es gar inzwischen zu einer Wiederkehr der Zentrumshegemonie gekommen sein, so wird sich in den darüber erbitterten Kreisen die Stimmung bei den Wahlen schwerlich wieder in der Weise äußern, daß man die Regierung wie im Jahre 1907 vom Zentrumsjoch befreien hilft. Man kann vielmehr überzeugt sein, daß die Neigung überwiegen würde, der Regierung alle Schuld beizumessen; wieder würde, wo nicht eine ziellose, verbissene Oppositionsstellung Platz greift und in sozialdemokratischen Stimmzetteln ihren Ausdruck findet, die „Partei der Nichtwähler“ einen starken Zuwachs erfahren. Den größten Schaden werden die nächsten Wahlen voraussichtlich der konservativen Partei bringen, denn es ist nicht anzunehmen, daß das neue Bündnis mit dem Zentrum nicht noch weiter seine Wellenkreise zieht und die Stellung der Partei weiter beeinflusst. Das wird aber auf die Stimmung der Wähler viel stärker wirken als die frühere Freundschaft mit dem Zentrum. Nach den neuesten Erfahrungen ist damit zu rechnen, daß sich ein starker Haß gegen die konservative Partei einnistet, wie man ihn doch früher nicht gekannt hat.

Ist nun aber bei gleichzeitiger Stärkung der Sozialdemokratie und Befestigung der Machtstellung des Zentrums eine Schwächung der konservativen Partei wünschenswert, zumal da auch der Liberalismus so schlecht die Probe bestanden hat? Gewiß nicht! Und schon aus diesem Grunde wäre vielleicht eine Auflösung des Reichstags, wenn sich bald eine Gelegenheit dazu fände, als eine glückliche Wendung zu betrachten. Man hört freilich meist die Ansicht, daß Neuwahlen gerade jetzt für die konservative Partei vernichtend sein müßten. Das ist nicht so ganz über allen

Zweifel erhaben. Jetzt haben wir noch die große Zahl von Männern von aufrichtig konservativen Überzeugungen, die kopfschüttelnd und verständnislos vor ihren eignen Parteiführern stehen. Sie würden in einem Wahlkampf gewiß mit ihren parlamentarischen Vertretern ein ernstes Wort reden, aber ihre Partei geben sie darum nicht auf. Solche Auseinandersetzungen können während der Wahlen nicht so leicht unterbrückt und abgeschüttelt werden, wie es mit den Kundgebungen aus den Wahlkreisen während einer parlamentarischen Beratung geschieht. Und so gäbe unter Umständen ein in nicht zu ferner Zeit stattfindender Wahlkampf sehr wohl die Gelegenheit, das Gewebe der agrarischen Lüge und Verheißung zu durchreißen, ohne die konservative Sache allgemein zu schädigen. Als der Zolltarif beraten wurde, waren es ebenfalls die extremen Agrarier, die durch die Überspannung ihrer Forderungen die Konservativen fortzureißen versuchten. Das glückte ihnen bekanntlich nicht. Die Konservativen waren damals politisch besser beraten, und besondere Umstände begünstigten das Zustandekommen der Verständigung. Die Partei setzte sich nachträglich mit den Agrariern auseinander, und der Streit endete damit, daß bei den bald darauf stattfindenden Neuwahlen zum Reichstage gerade die Nichts-als-Agrarier aus dem Reichstage verschwanden. Damals zeigte die konservative Partei unter ihrer offiziellen Führung den Agrariern mit Glück die Zähne, ohne daß es ihrer Sache etwas schadete. So wäre es durchaus nicht undenkbar, daß sich gerade unter dem frischen Eindruck der jüngsten Haltung der Partei die konservativen Wähler mit ihren Führern auseinandersetzten und das agrarische Joch abschüttelten. Das könnte aber nur geschehen, wenn ein Wahlkampf stattfände, ehe die Mitschuld der konservativen Führung an den Sünden des Zentrums einen großen Teil der Parteifolgschaft zum Abfall getrieben hat.

Die Frage der Reichstagsauflösung ist so überaus schwierig und so unsicher zu beantworten, daß es gewiß richtig ist, wenn die verantwortlichen Stellen nur im äußersten Notfall an diese Möglichkeit herantreten wollen. Wir meinen die soeben angeführten Betrachtungen auch keineswegs so, daß damit eine Reichstagsauflösung unter allen Umständen empfohlen werden soll, aber besprochen werden müssen bei der Unberechenbarkeit der Lage auch die Gesichtspunkte, die für eine Auflösung sprechen, und das um so mehr, als eine nationale Eigentümlichkeit unsers deutschen Volkes in Betracht gezogen werden muß. Wir meinen den starken Einfluß, der von jeder entschlossenen Initiative der Regierung ausgeht. Was ist denn im Jahre 1907 für die Sozialdemokratie so verhängnisvoll geworden? Weiter nichts als der feste Griff in die Zügel, den Fürst Bülow wagte! Was hat jetzt die Situation so verschlimmert? Weiter nichts als der — gar nicht einmal begründete — Eindruck, daß die Regierung den Reichstag arbeiten ließ und nicht zupackte! Der Deutsche will gar nicht selber regieren, aber er will regieren sehen. Das Abwarten bis zum Ablauf der Legislaturperiode mag recht korrekt und staatsklug sein, aber wir fürchten, es ist für den deutschen Geschmack zu korrekt, und die Regierung begibt sich des einzigen Mittels, auf die Wiederverkehr einer sozialdemokratischen Flutwelle, mit der wir bei den nächsten Wahlen ohnehin zu rechnen haben, abschwächend zu wirken. Deshalb ist es gewiß richtig, daß zunächst noch mit diesem Reichstag unter Dach gebracht wird, was von annehmbaren Steuervorlagen zu reiten ist, aber bei der ersten Gelegenheit, wo im weiteren Verlauf der politischen Arbeit ein Machtgelüst der neuen Mehrheit bemerkbar wird, wäre doch zu erwägen, ob denn nicht sogleich ein entscheidender Schritt zu tun ist.

Koloniale Rundschau

Berlin, 29. Juni 1909

Die öffentliche Meinung über den gegenwärtigen Kurs der Kolonialpolitik ist neulich bei der Dresdner Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft unzweideutig zum Ausdruck gekommen. Seit den letzten Reichstagswahlen ist bedeutend mehr Leben in die Gesellschaft gekommen, und sie hat dadurch sichtbar an Sympathien bei der Allgemeinheit gewonnen. Und da bei den Hauptversammlungen neben zahlreichen Kolonialkennern Delegierte aus allen Teilen des Reichs beisammen zu sein pflegen, so kann man mit Zug und Recht die bei ihren Verhandlungen zum Ausdruck gekommene Stimmung als die koloniale öffentliche Meinung bezeichnen. Und das gilt ganz besonders für die in Rede stehende Versammlung. Es wurde diesmal deutsch geredet über die gegenwärtigen Hauptfragen auf dem Gebiete der Kolonialpolitik, nämlich die Behandlung der deutschen Ansiedler in den Kolonien einerseits und der farbigen Bevölkerung anderseits. Denn hierum drehten sich die Hauptpunkte der Tagesordnung: der Streit um die Selbstverwaltung in Südwest, der Zolltarif in Neuguinea und der Negereid.

Es mag dem Regierungsvertreter, Gouverneur Seiz aus Kamerun unbehaglich zumute geworden sein, als der Schöpfer der südwestafrikanischen Selbstverwaltung, Dr. Külz, mit erfreulichem Freimut über die in Südwest gegen die Kolonialverwaltung herrschende Mißstimmung sprach. Wenn er auch in der Sache der Selbstverwaltung selbst die Partei der Regierung nahm und den Südwestafrikanern riet, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben, sondern sich weitergehende Rechte durch energische Mitarbeit an der bewilligten Selbstverwaltung erst zu verdienen, so machte er doch kein Geheimnis daraus, daß es die Regierung in der Hand gehabt hätte, durch verständnisvolleres Eingehen auf die Eigenart der Ansiedler und minder schroffes Verhalten bei Meinungsverschiedenheiten, endlich durch loyale Anwendung der Grundsätze der Selbstverwaltung bei der Entscheidung der Diamantenfrage den Streit zu vermeiden oder doch zu mildern. Und der lebhafteste Beifall der Versammlung zu den klaren und anschaulichen Ausführungen des Redners mußte dem Regierungsvertreter zeigen, daß die Klagen unserer südwestafrikanischen Landsleute in der Heimat nicht ungehört verhallt sind.

Auch beim Zolltarif von Neuguinea sprang man mit der Regierung nicht fein säuberlich um. Es konnte ja auch selbstverständlich über den Ausfuhrzoll auf Kopra, die Glanznummer dieses Zolltarifs, nur eine Stimme geben. Daß man gerade in der kaufmännischen Ära Dernburg auf ein so merkwürdiges Mittel zur Verbesserung der Finanzen der Kolonie oder zur Verschönerung des Etats verfallen mußte, ist bezeichnend für die herrschende Neigung, durch schöne Bilanzen einen guten Eindruck zu machen. Nun ist ja zwar der Etat von Neuguinea an sich nichts so ungeheuer Wichtiges, daß man sich darüber sonderlich zu erregen brauchte. Aber — principiis obsta! Wenn man sich als ein Verschönerungsmittel einen Ausfuhrzoll auf Plantagenprodukte in Neuguinea gefallen läßt, so ist Gefahr vorhanden, daß dieser volkswirtschaftlich unsinnige Zoll eines Tags auch anderswo in den Kolonien auftaucht. Ausfuhrzölle sind nur da gerechtfertigt, wo man im Interesse des Landes die Ausfuhr eines Produkts künstlich verhindern will, oder wo ein Produkt so große Gewinne abwirft, daß auch der Fiskus seinen Anteil verlangen kann. Beides ist bei landwirtschaftlichen Produkten wohl nie der Fall. Im Gegenteil sollte man eine aufstrebende Kultur, die, wie die Kopraproduktion in Neuguinea, wegen der Abgelegtheit vom Markt sowieso

schwer konkurrieren kann, nach Möglichkeit entlasten, nicht belasten. Auch bei diesem Punkt der Tagesordnung sprach sich die Versammlung einmütig gegen die Maßnahmen der Regierung aus und stellte sich auf den Standpunkt, den auch wir hier wiederholt vertreten haben.

Nicht anders war es beim Kapitel Negercid, den Dernburg gern einführen möchte. Allerdings ist ihm noch nicht klar, wie seine Idee in die Praxis umgesetzt werden soll. Zwar kann man die sogenannten „christlichen“ Neger „bei Gott dem Allmächtigen usw.“, die mohammedanischen bei „Allah“ schwören lassen, aber was soll man mit den heidnischen machen? Soll man sie vielleicht rasch samt und sonders zwangsweise taufen lassen, damit sie der Segnungen des Negercids teilhaftig werden können? Rein formalistisch genommen, ginge das ja alles ganz gut. Aber dann ade mit dem Respekt vor der deutschen Rechtsprechung, den jetzt die Neger immerhin haben. Das gäbe ein Leben wie im Paradies für sie, wenn sie nur die Hand hochzuheben bräuchten, um jeden gewünschten Vorteil zu erreichen oder ihren Gegner unschädlich zu machen. Selbst ein sehr bekannter Missionar erklärte sich in der Dresdner Versammlung energisch gegen den Negercid. Denn der Neger lügt eben grundsätzlich, wo er einen Vorteil für sich sieht, und der Eid würde ihn nicht daran hindern, auch nicht sein etwaiges christliches Bekenntnis. Also auch das Christianisieren hilft nichts. Übrigens hat unser Eid mit der Religion im Grunde genommen nichts zu tun, er beruht mehr auf den ethischen Begriffen des Kulturvolks oder auf der Furcht vor der Strafe und ihren Folgen. Für ethische Begriffe hat der Neger kein Verständnis, für Strafen ebensowenig, denn eine längere Kettenhaft geniert ihn wenig und entehrt ihn auch nicht in den Augen seiner schwarzen Mitbrüder. Die Zulassung des Negers zum Eid wäre falsche Humanität, die gar nichts nützen, aber unendlich viel Schaden würde. Das war der Grundton in den Äußerungen aller maßgeblichen Redner. Und hiernach kann man wohl auch die Idee des Negercids als erledigt betrachten.

Kurz und gut, die ganze Haltung der Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft sah einem Mißtrauensvotum gegen den Staatssekretär des Reichskolonialamts verzweifelt ähnlich, war aber zum mindesten eine ernste Mahnung zur Umkehr. Darin sind alle Teilnehmer an der Versammlung, zu denen auch der Unterzeichnete gehört, einig.

Nur ein gewisser Dr. Bongard, der sich immer Reisebegleiter Dernburgs nennt, sich ihm aber in Wirklichkeit nur aufgedrängt hat, bestreitet in einem Artikel in der Boffischen Zeitung (Nr. 271) die Richtigkeit dieser allgemein anerkannten Auffassung und erklärt die in der Versammlung hervorgetretene Stimmung als eine Rache von Interessenten, die sich durch die Dernburgsche Politik an ihrem Geldbeutel gekränkt fühlen. Wir möchten dieser unerhörten Beschuldigung gegenüber feststellen, daß von den Rednern des Tages kaum einer als „Interessent“ in materieller Hinsicht angesehen werden kann. Nun wird zwar Dr. Bongard in der Boffischen Zeitung als ein Ausbund von kolonialer Weisheit in einer Fußnote angepriesen, in der es heißt: „Wie erinnerlich haben sich die Ausführungen Dr. Bongards in unserm Blatte über Dernburgs Afrikareise bei den Reichstagsdebatten als durchaus zutreffend erwiesen und haben mit Recht große Beachtung gefunden.“ Das ist neu. In den Reichstagsdebatten ist der Name Bongard überhaupt nicht genannt worden, und die Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung, die doch von kolonialen Dingen mindestens soviel versteht wie die „Tante Boß“, hat die Bongardschen Berichte seinerzeit als „Salat“ bezeichnet. Jedenfalls ist Herr Bongard nicht der Mann, der andern Leuten „Rache“ vorwerfen kann, denn

seine Berichte sehen samt und sonders nach allgemeinem Urteil einer großen *Mache* in majorem gloriam Dernburgs ähnlich, und ob er dabei nicht mehr „Interessant“ ist als die Redner in Dresden, wollen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls mußte er manchmal Tatsachen zu berichten, von denen kein anderer Mensch etwas weiß. So bezeichnete er zum Beispiel in seinem ostafrikanischen Reisebericht (S. 33) Herrn Kurt Töppen in Sansibar gewissermaßen als Nestor der jungen Afrikaner, denselben Herrn Töppen, der einst eine Farbige geheiratet hat und zum Islam übergetreten ist, „da er — wie Herr Bongard sagt — im Islam die dem Orient am besten angepasste Religion zu erkennen glaubte“. Eine reizende Moral, die für den Geldbeutel allerdings sehr vorteilhaft ist. In der Tat ein trefflicher Nestor für junge Afrikaner! Es ist nur gut, daß das nicht wahr ist. Allerdings, Herr Staatssekretär Dernburg soll ja seinen letzten Abend in Sansibar statt im Deutschen Klub in der Familie Töppen verbracht haben. Tatsache ist, daß mit Herrn Töppen kein Deutscher verkehrt, der etwas auf sich hält, daran ändert auch die Auszeichnung durch Dernburg nichts. Und wozu diese Verhimmelung Dernburgs, dessen Verdienste doch gewiß niemand verkennet? Herr Bongard möchte brennend gern ins Kolonialamt, und zwar in den höheren Dienst. Er war früher einmal Subalternbeamter im Kolonialdienst und ließ sich pensionieren, weil er, wie er selbst klagte, an „Zwangsvorstellungen“ litt. In dem erwähnten Artikel in der Vossischen Zeitung macht er Dernburg andeutungsweise auf allerlei Mißstände im Kolonialamt aufmerksam, die, wie er in Aussicht stellt, „von anderer Seite behandelt werden sollen“. Namentlich das Präferat im Kolonialamt hat nicht seinen Beifall. Das hätte für andre Stimmung sorgen sollen. Ja, Herr Bongard, das wäre doch auch nichts anderes als die von Ihnen verpönte „Mache“! Die „Mache“ ist ja allerdings in der Politik und in andern Dingen ein altbewährtes Mittel, etwas zu erreichen, worauf man moralisch kein Anrecht hat. Man kann in Versammlungen durch Beifallsgeschrei Stimmung „machen“, man kann sich durch die Presse als Beamter unentbehrlich „machen“, man kann sich durch gefährliche Attentate zum berühmten Mann oder zum Märtyrer „machen“. Das alles ist schon dagewesen. Aber man kann denkende Publizisten als amtlicher Präferat nicht durch Waschzettel und lancierte Artikel in gefälligen Zeitungen in ihren Anschauungen irre machen. Wenn Herr Bongard das glaubt, so beleidigt er die anständige deutsche Presse oder leidet an Zwangsvorstellungen. Jedenfalls täte Herr Bongard nach allgemeiner Ansicht derer, die hier und draußen mit ihm zu tun hatten, gut, Presse, Kolonialgesellschaft und Kolonialverwaltung mit seinen Anschuldigungen und Ratschlägen zu verschonen. An der allgemeinen Beurteilung kolonialer Dinge, insbesondre der Punkte in der Dernburgschen Politik, die anfechtbar sind, haben seine Artikel jedenfalls nichts geändert, im Gegenteil, denn die Bongardschen Anschauungen sind in Presse- und kolonialen Kreisen hinreichend bekannt.

Zwei Fragen sind es weiter, die neben der grundsätzlichen Stellungnahme der Deutschen Kolonialgesellschaft die Öffentlichkeit beschäftigten, nämlich die Beschwerden der südwestafrikanischen Ansiedler gegen Dernburg und die samoanischen Wirren.

Die Beschwerden der Südwestafrikaner wegen der Selbstverwaltung haben wir schon mehrfach besprochen, und wir glauben, daß sich die Ansiedler beruhigen und die Erfüllung weitergehender Wünsche von der natürlichen Entwicklung erwarten werden. Schlimmer ist die Aufregung der Lüderitzbucher wegen der Diamantenverordnung. Diese fühlen sich zugunsten des Großkapitals benachteiligt und haben ein Syndikat gegründet, dessen Mitglieder die Vorschriften der amtlichen Diamantenregie ignorieren und es auf die Anwendung der in der betreffenden Verordnung enthaltenen Strafbestimmungen

ankommen lassen wollen. Die Sache ist einigermaßen kompliziert durch die Tatsache, daß das Gericht das Diamantensyndikat ohne Widerspruch in das Handelsregister eingetragen hat, und dies bietet natürlich den Lüderitzbuchtern in ihrem Vorgehen eine gewisse gesetzliche Handhabe. Nun hat ein Mitglied dieses Syndikats, der zurzeit in Deutschland weilende Hauptmann C. Weiß, eine Eingabe an den Reichskanzler gerichtet, in der er die Verhältnisse eingehend darlegt und den Reichskanzler für die Lüderitzbuchter Diamanteninteressenten um Schutz gegen die Kolonialverwaltung bittet. Es wird Dernburg in der Eingabe unter anderm Begünstigung des Großkapitals vorgeworfen, und man kann nicht bestreiten, daß der Schein gegen ihn ist. Dernburg hat zweifellos in dieser Angelegenheit recht schnell gehandelt und die Stellen übergangen, die ihm die notwendige Rückendeckung gesichert hätten. Die Rechtslage ist ohne Zweifel sehr verzwickelt und läßt sich nicht mit zwei Worten klarlegen. Wir werden daher in einem besondern Artikel auf diese und andre südwestafrikanische Angelegenheiten zurückkommen.

Die Samoawirren sind beigelegt, und der Frieden in der Kolonie ist durch Deportierung der schuldigen Häuptlinge vorläufig gesichert. Gouverneur Dr. Solf hat inzwischen seinen amtlichen Bericht eingereicht. Aus diesem geht zweifellos hervor, daß Dr. Solf vortrefflich versteht, mit den Samoanern umzugehen, und daß er an sich deswegen ein recht brauchbarer Gouverneur wäre, wenn er mit größerer Entschiedenheit den deutschnationalen und den Herrenstandpunkt vertreten wollte. Allzuviel Rücksichten auf Eingeborneninteressen, die den unsrigen zuwiderlaufen, sind vom Übel. Die Eingebornen müssen sich eben unsern Anschauungen über „Recht“ und „Wirtschaft“ anpassen, nicht wir den ihren. Im übrigen können wir nur auf dem Standpunkt beharren, den wir in frühern Heften wiederholt deutlich vertreten haben.

Rudolf Wagner

Wenn das Gefühl sich herzlich oft in Dämmerung freut,
So g'nüget heitre Sonnenklarheit nur dem Geist.
Und eurem Geiste zuzusprechen haben wir
Besondrer Formen bunte Mannigfaltigkeit
Berwegen und vertraulich euch vorbeigeführt.

(Goethe: „Was wir bringen“)

Lauchstedter Eindrücke. Das zweite Jahr der wiedererwachten Lauchstedter Kunst hat begonnen. Natürlich stand die Eröffnungsvorstellung unter dem Zeichen Goethes, und zwar hatte der rührige Theaterverein für diesen Zweck Werke auszuwählen, die seit des Dichters Erdentagen nie wieder auf der Bühne erschienen sind: das kleine, für das restaurierte Lauchstedter Theater recht passende symbolische Stück „Was wir bringen“, das tiefsinnige Festspielfragment „Pandora“ und das lustige, lecke Jugendwerkchen „Sathyros“.

Es ist gewiß ein verdienstvolles und dankenswertes Unternehmen, Goethes dramatischen Gelegenheitsdichtungen an klassischer Stätte Bühnenleben zu verschaffen, und es wird wohl kaum jemand dagegen Einspruch erheben; denn wie es eine Kunst für die breite Masse gibt, so gibt es natürlich auch eine, die sich an eine ausgewählte Gemeinde richtet und ein zarter besaltetes, ästhetisches Empfinden fordert. Dieser Kunst, in der Goethe eine Epoche bedeutet, dieser Kunst soll ja auch Lauchstedt dienen. — Eine Frage scheint mir jedoch zur Vervollständigung jener Aufgabe der Diskussion wert. Sie betrifft das Publikum. Finden alle Anwesenden in dem dort Gebotnen eine vollkommene Befriedigung, oder tritt nicht mancher nach der Vorstellung mit leisem Kopfschütteln über das Gesehene seinen Heimweg an? — Seiten wir ehrlich. Sie schütteln alle den Kopf und stellen mit ihren stummen Blicken Fragen, sie alle, die ihren Goethe nicht aus dem ff kennen. Es ist auch ganz natürlich.

Nicht jeder Gebildete kann ein Goethekenner sein, nicht jeder weiß etwas von den Tagesereignissen und Anlässen, nach denen sich so oft die Goethische Muse richtet. Selbst wenn sich hier und da ein wissensdurstiger Zuschauer findet, der die Eisenbahnfahrt benutzt, um sich in irgendeiner kommentierten Goetheausgabe — und deren gibt es ja so viele — die nötige Vorbereitung zu holen, auch der wird dem dargebrachten Kunstwerk noch nicht das rechte Verständnis abgewinnen, denn er ist an einzelne Daten, Sach- und Worterklärungen und allenfalls noch einige Einleitungsphrasen gebunden, die ihm literarhistorisch trocken den Zusammenhang zwischen Dichtung und Leben deutlich machen wollen, und er wird vielleicht nach der Lektüre nur mißgestimmt dem Lauf der Dinge auf der Bühne folgen. Für „Satyros“ mag eine solche Vorbereitung wohl genügen. Wir erfahren jedenfalls das Nötigste über Goethes Beziehungen zu Rousseau, Herder, um die kräftige Satire auf das Naturevangelium der Sturm- und Drangzeit zu begreifen. Das übrige ergänzt uns anschaulich die Darstellung. Für „Pandora“ bietet aber das vor dem Eingange des Theaters kaufbare Flugblättchen, das uns die Pandorasage kurz erzählt, nicht den wünschenswerten Anhalt. Wie sollen auch ein paar Zeilen ausreichen, den Zuschauer in die geistige Grösze einer Dichtung einzuführen, die zu dem Tiefsten gehört, das Goethe geschaffen hat? Hier ist eine Abhilfe gewiß am Platz. — Sie läßt sich auch leicht finden. Man gewinne nur irgendeine berufne wissenschaftliche und rednerisch gewandte Persönlichkeit, die dem Publikum durch einen kurzen, inhaltreichen Vortrag zu Beginn der Aufführung das Wesen der betreffenden Dichtung erläutert, kurzum alles sagt, was zum Verständnis des betreffenden Werkes notwendig scheint. Auf diese Weise würde auch der nichtliterarische Teil des Lauchstedter Publikums, besonders die zahlreich vertretene Damentwelt, auf seine Rechnung kommen.

Über die Festvorstellung an sich brauche ich wohl nichts zu berichten. Sie ist durch die Tageszeitungen genügend beschrieben worden. Nur eins möchte ich auch hier in den Kreis der Betrachtung gezogen wissen: die Frage nach dem schauspielerschen Stil. Kann nicht in Anbetracht der Ausnahmestellung, die das Lauchstedter Theater einnimmt, die Tradition der Darstellung gewahrt bleiben? Goethe schuf für sein Drama höhern Stils auch eine gleichwertige Schauspielkunst, die dem Ideal des Schönen dienen sollte, und deren erste Forderung eine typische, symbolische, harmonische und plastische Darstellung war. Gerade seine kleinern Bühnenwerke hatten den Zweck, diese Theorie in Praxis umzusetzen. Wer sich eingehend mit ihnen beschäftigt, wird die Nebenabsicht überall deutlich herausmerken. Es müßte darum wohl der Mühe wert sein, sich in Inszenierung, Sprache und Bewegung ganz nach den Vorschriften Goethes zu richten. Erst dann, wenn sich auf diese Weise Form und Inhalt decken, können wir den vollkommenen Genuß jener Werke empfinden, erst dann werden wir das rechte Verständnis für Schillers Worte haben, die er über Goethes Schauspielkunst in die Verse faßte:

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Szene.
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lieb;
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ersten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Dr. Valerian Cornius

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten.
Verlag von Fr. Wllh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Zu Bülow's Rücktritt



Was nun? war in den letzten Wochen eine fast in allen Blättern vorzufindende Überschrift eines Leitartikels. Es waren natürlich in der großen Mehrzahl liberale Blätter, denn neben ihnen verschwindet ja die Zahl der wenigen nichtliberalen Journale, und auch die sogenannten unparteiischen Zeitungen haben in ihrem politischen Teile einen deutlich erkennbaren städtisch-liberalen Anstrich. Ja, was nun? Man pflegt mit diesen Worten die eigne Ratlosigkeit auszudrücken. Nach dem ersten entschiednen Hervortreten der neuen Reichstagsmehrheit, die sich leider nicht mit der durch die Neuwahl vor zweieinhalb Jahren ausgesprochenen Richtung deckt, schallte es aus diesem gesamten Lager: Rücktritt des Reichskanzlers! Dann trat nach der Annahme der Kotierungssteuer Fürst Bülow wirklich zurück und bleibt nach seinem und des Kaisers Willen nur noch bis zur Erledigung der Reichsfinanzgesetze, und wieder lauteten die Überschriften: Was nun? Dazwischen erklang auch der Ruf innerhalb wie außerhalb des Reichstags nach Neuwahlen. Die Kühle des Bundesrats hat das Reich und auch die Liberalen vor solchen bewahrt, denn diese wären trotz der augenblicklichen Mißstimmung gegen die konservative Parteileitung zu einer unzweifelhaften Niederlage der Liberalen zugunsten der Sozialdemokratie geworden. So tief geht die augenblickliche Mißstimmung nicht, daß Konservative in hellen Haufen ins liberale Lager gelaufen wären. Bei einer Neuwahl hätten doch nur die Parteien sichere Aussichten gehabt, die über Wahlkreise verfügen, die sie aus eigener Kraft und ohne Mithilfe andrer Parteien zu behaupten vermögen. Die Mehrzahl der liberalen Mandate liegt aber in Stichwahlkreisen, von denen bei der letzten Wahl die meisten nur durch kräftige Unterstützung von rechts den Sozialdemokraten entrißen werden konnten.

Von den vorliegenden Tatsachen ist die betrübendste die, daß Fürst Bülow geht, definitiv geht, selbst wenn sich die Konservativen in letzter Stunde noch entschließen könnten, ihm das Opfer der schon herabgemäßigten Erbanfallsteuer zu bringen. Es ist falsch, wenn behauptet wird, daß das geschäfts-

ordnungsmäßig unmöglich wäre. Wo ein Wille vorhanden ist, findet sich nichts leichter als ein parlamentarischer Weg. Fürst Bülow ist wegen der parlamentarischen Vorkommnisse gegangen, und ob es gerade notwendig war, aus diesen Vorgängen die äußersten Folgerungen zu ziehen, darüber zu urteilen ist er allein zuständig. Die ihn Jahre hindurch wegen seiner „schwächlichen“ äußern und seiner „agrarischen“ innern Politik herabgesetzt, die Stimmung verdorben und die Arbeit nach außen wie nach innen erschwert hatten, haben nun am meisten zu bedauern, daß er geht. Verlangte es freilich die Lage der äußern Politik, so würde ihn sein patriotisches Pflichtgefühl unzweifelhaft trotzdem im Amte erhalten haben. Bei dem Scheitern seiner Pläne im Innern, denen die Parteipolitiker die Mitwirkung versagten, mag ihn wohl auch die Empfindung angewandelt haben, der Bismarck in ähnlicher Lage mit den Worten Ausdruck verlieh: „Ich kann es ebenso gut aushalten wie Sie.“ In der auswärtigen Politik stand seine großzügige Diplomatie gerade auf der Höhe des größten Erfolges, selbst die, deren wenig beneidenswertes Gewerbe es ist, alles über ihnen stehende ins Lächerliche zu ziehen, mußten das anerkennen. Als die Ententenpolitik, die die deutsche Presse mit Vorliebe als „Einkreisungspolitik“ mit deutlichen Fingerzeigen auf die Unfähigkeit unsrer Diplomaten bejammerte, auf ihrem Höhepunkt stand, als sich eine Macht nach der andern anscheinend in den Zauberkreis der Freundlichkeit König Eduards hineinziehen ließ, da pries ihn eine schmeicheleische und ruhmredige Presse als einen großen Politiker. Dagegen vermochte nach der in unsern Blättern allgemein zur Schau getragenen Auffassung natürlich der „ewig lächelnde“ Bülow mit seinen angeblichen Zitaten aus Büchmann nichts auszurichten. O, wie waren wir damals schlecht beraten, und was für überlegne Diplomaten hatten wir in jeder Redaktionsstube! Leider waren sie nicht ablig — was ja bekanntlich in Deutschland notwendig sein soll —, sonst wären sie damals alle Gesandte, wenn nicht gar Botschafter geworden. Heute hat sich der imposante Ententenbau als ein hinfalliges Kartenhaus erwiesen, ein einfaches Wort aus dem Munde des Leiters der deutschen Politik: Deutschland steht in jedem Falle zu seinem Verbündeten! hat es zum Zusammenklappen gebracht, alles fiel platt mit zu Boden. Natürlich hatte das Wort bloß geholfen, weil es nicht im Büchmann stand.

Doch Scherz beiseite! Der Nachlaß Bülow's als Ministers des Äußern ist glänzend; diese Höhe zu wahren, wird jedem Nachfolger wohl eine schwere Aufgabe, aber wenigstens einen leichten Anfang bieten. England wird seiner Ententenspielerei, soweit sie gegen den Dreibund gerichtet ist, schwerlich wieder eine ernste Spitze geben, um so mehr, da Frankreich sich um britischer Interessen willen keiner ernstern Gefahr aussetzen und Rußland sein Abkommen mit England beileibe nicht als gegen Deutschland gerichtet angesehen haben will. Ohne Besorgnis darf Fürst Bülow vom auswärtigen Dienst zurücktreten, so sehr es auch das deutsche Volk, bis tief in die Reihen seiner bisherigen Gegner hinein, betrauern wird. Es hat sich schon in den viel größern Verlust des Reichskanzlers

schicken gelernt und seitdem die Erfahrung gemacht, daß es auch nach ihm tüchtige deutsche Männer geben kann. Darum wird es in dankbarer Erinnerung immer den vierten Reichskanzler dicht neben den ersten stellen. Es darf sich auch der Hoffnung hingeben, daß er auch einen tüchtigen Nachfolger haben wird, obwohl dieser wahrscheinlich wieder vom Adel sein dürfte, was seine Aufnahmefähigkeit bei unserm parlamentarisch-journalistischen Milieu unzweifelhaft beeinträchtigen und ihm einen ständigen Anrempelplatz mit unerschütterlich gleichen Wizen, sobald sie ein Schlaupopf erst erdacht hat, in unsern sogenannten Witzblättern eintragen wird. Es ist ihm wenigstens zu empfehlen, einen Hund zu halten, sonst könnte es den Witzbolben an Stoff gebrechen. Also, es wird sich schon ein Tüchtiger finden, der freilich, ebenso wie Bülow, mindestens zehn Jahre brauchen wird, bis er sich gegen das Milieu durchgesetzt hat. Aber das mag sich das deutsche Volk ins Gedächtnis schreiben, daß es allein die Unlust war, sich ferner mit unsrer Parlamentsmisere herumzuschlagen, die Bülow aus dem Amte getrieben hat, und daß das nachträgliche Streiten der raufenden Parteien, wer daran die größte Schuld hat, sehr wenig würdevoll ist.

Der Rücktritt Bülow's hat seine Vorgeschichte, die aber auch in den Darstellungen der Milieupresse arg verschleiert worden ist. Er hat schon einmal seine Demission eingereicht in einer Stunde, da unter seiner Verantwortung für Kaiser und Reich eine ärgerliche Geschichte passiert war. Das war bei den bekannten Veröffentlichungen des Daily Telegraph Ende Oktober der Fall, zu deren Aufbauschung die deutsche Presse ihr redliches Teil beitrug. Den gegenüber den gehäuften Angriffen des Auslands auf Kaiser und Kanzler einzig gebotnen Standpunkt, zu sagen: Es handelt sich um unsern Kaiser und unsern Kanzler, zu denen stehn wir, und wenn sie sonst etwas getan haben, was uns nicht gefällt, so machen wir es mit ihnen ab — diesen Standpunkt fand niemand. Im Gegenteil wurde alles mit Eifer zusammengetragen, was im Ausland Nachteiliges aufgebracht wurde. Nun hatte im vorliegenden Falle der Kaiser vollkommen korrekt gehandelt, denn er hatte die Entscheidung über die Veröffentlichung seiner Gedanken der ressortgemäß zuständigen Stelle überlassen. Dort war unzweifelhaft das Versehen begangen worden, und darum bat auch Fürst Bülow in ritterlicher Einsetzung seiner Person um seine Entlassung. Hätte es sich um einen beliebigen Diplomaten gehandelt, so wäre mit der Annahme der Entlassung das unleugbare Ärgernis aus der Welt geschafft gewesen, wenn auch nicht aus den Spalten der deutschen Presse, die ohne Zweifel noch lange darüber Erörterungen angestellt hätte, daß so etwas nur passieren konnte, weil Bülow ein Junker war — und nicht Müller, Schulze oder Meyer geheißen hatte. Nun lag aber die Sache so, daß der Kaiser den Fürsten Bülow nicht entbehren mochte, und die bürgerlichen Parteien, mit Ausnahme des Zentrums, ihn gar nicht missen konnten. Darum verstummten die ersten, an sich verfassungsmäßig vollkommen berechtigten Rufe der Milieupresse nach dem Rücktritt des Kanzlers merkwürdig schnell, denn es schien wenig wahrscheinlich, daß ein ihr angenehmerer nachfolgen werde.

Aber sonst lärmte die Presse zur offenbaren Freude des Auslands und der Sozialdemokratie weiter, und die Spitze kehrte sich nun ausschließlich gegen die Person des Kaisers mit dem ständigen Refrain, es habe sich eine tiefe Kluft zwischen ihm und dem Volke aufgetan. Unausgesetzt wurde die Phrase vom persönlichen Regiment wiederholt, und die seit der großen Wahlniederlage des liberalen Radikalismus im Jahre 1887 sorgsam zurückgehaltne Forderung nach dem parlamentarischen Regiment tauchte geräuschvoll wieder auf.

Unter dieser von der Presse hervorgerufenen Stimmung trat am 4. November der Reichstag wieder zusammen, der die mit dem Bloß vereinbarte, aber vom Bundesrat in betreff der Besitzsteuern abgeänderte Reichsfinanzreform beraten sollte. Es mußte sich nun zeigen, wie weit sich die zunächst in Frage kommende Bloßmehrheit auf den Standpunkt der Milieupresse stellen werde, worauf bei der Entscheidung über die Finanzreform viel ankam. Der Reichstag verschob die Verhandlung über den ärgerlichen Zwischenfall bis zum 12. November, denn man war nicht darüber einig, wie man die Sache anfangen sollte. Den richtigen Weg, den verfassungsmäßig allein verantwortlichen Reichskanzler gewissermaßen als Sündenbock in die Wüste zu stoßen, wollte man nicht betreten, und eigentlich waren alle froh, daß der Kaiser durch seine Entscheidung bereits ein Hindernis dagegen aufgerichtet hatte. Ein wirklich starkes Parlament würde vielleicht anders gehandelt haben, aber das war eben nicht vorhanden. Also wollte man das nicht, so mußte man sich auf einen Tadel gegen das Auswärtige Amt beschränken und konnte auch unter den obwaltenden Umständen die mehr oder minder bestimmte Bitte an den Kaiser richten, nach den neuerlichen Erfahrungen eine Änderung in seiner persönlichen Beteiligung an der Politik eintreten zu lassen. Dafür wäre vielleicht Einstimmigkeit zu erzielen gewesen, und der deutsche Reichstag hätte damit eine Tat getan, die seiner würdig gewesen wäre, und die ihm niemand, auch der Kaiser nicht, hätte übelnehmen können. Dagegen wollten die Bloßlinken und die Sozialdemokraten die Macht des Reichstags durch Kraftreden gegen den Kaiser erweisen, die übrigens nichts brachten, was nicht in der Milieupresse hie und da schon besser gestanden hatte. Und dazu wurde die Forderung des parlamentarischen Regiments mehr oder weniger offen erhoben. Nur die beiden Redner der konservativen Parteien hielten sich im Rahmen der obigen Ausführung. Man wird sich wohl keiner Täuschung mit der Annahme hingeben, daß Fürst Bülow angesichts dieser ausgesprochenen Stellungnahme der Bloßlinken auf dem Standpunkt der Milieupresse jede Aussicht zusammenbrechen sah, die von ihm angestrebte Hebung des Reichstags durch das Zusammenarbeiten der Konservativen und Liberalen zu verwirklichen.

Seine kurze, aber sehr ernste Rede ist von der Milieupresse nur in ihrem Sinne ausgelegt, aber kaum richtig verstanden worden. Sie wird nach verschiedenen Richtungen erst vollkommen klar, wenn man sie unter dem vorhin ausgesprochenen Gesichtspunkte betrachtet. Bülow's Mahnung, das Unglück nicht zur Katastrophe zu machen und die Besonnenheit zu wahren, die dem Ernste der

Lage entspreche, konnte sich doch nicht auf den eigentlich bereits abgetanen Zwischenfall mit dem Monarchen beziehen, dem der Reichstag verfassungsmäßig gar keine Vorschriften zu machen berechtigt war. Mißverstanden wurde auch seine Betonung der Schwere des Entschlusses, im Amte zu bleiben, „weil ich glaube, gerade unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen dem Kaiser und dem Lande weitere Dienste leisten zu können. Wie lange mir das möglich ist, steht dahin.“ Die Schwierigkeiten der äußern Lage waren offenkundig, darum hielt ihn die Pflicht im Amte fest. Die Schwierigkeiten der innern Lage bestanden in der Durchführung der Finanzreform durch den Bloß. Darauf allein konnten sich die Worte beziehen: „Wie lange mir das möglich ist“, und die darin liegende Resignation drückt schon eine tief gesunkne Hoffnung aus. Die Milieupresse und wohl auch der Reichstag legte sie aber in der Richtung gegen den Kaiser aus, und man ließ sich auch in der Auffassung nicht beirren, als dieser am 17. November freiwillig gewissermaßen die Antwort veröffentlichen ließ, die er auf eine an ihn gerichtete Adresse des Reichstags erteilt haben würde, „unbeirrt durch die von ihm als ungerecht empfundenen Übertreibungen der öffentlichen Kritik“. Zugleich versicherte der Kaiser den Reichskanzler abermals des fortdauernden Vertrauens. Bei den bekannten freundschaftlichen Beziehungen zwischen Kaiser und Kanzler war Bülow des Monarchen sicher, der ihm sogar den persönlich so überaus ärgerlichen Verstoß im Auswärtigen Amte verzeihen hatte, auf dieses Verhältnis konnte sich das „Wie lange noch“ nicht beziehen. Aber die Abgeordneten und noch mehr die Milieupresse täuschten sich in ihrer Selbstsuggestion ebenso sehr über den Sinn dieser Worte wie über die Wirkung ihrer Reden gegen den Kaiser, die in den weitesten Kreisen des Volks das Gegenteil von dem gewollten Eindruck hervorgerufen haben.

Aus dieser Auffassung erklärt sich auch das weitere Verhalten des Fürsten Bülow ohne jede Schwierigkeit. Am zweiten Tage der Debatte beteiligte er sich nicht mehr. Er sah, daß die Redner, um anscheinend etwas Neues zu sagen, ihre Vorgänger überboten und das gestern noch eingehaltne Maß weit überschritten. Seine Hoffnung mußte darum noch tiefer sinken, denn seinem Weitblick verbarg sich nicht die tiefe Kluft, die sich da zwischen rechts und links aufgetan hatte, und die sich bei der Beratung der Finanzreform als unüberwindliches Hindernis erweisen würde. Noch einen letzten Versuch machte er in seiner großzügigen Einleitungsrede zur Finanzreform am 19. November, um den nationalen Sinn zu beleben, der allein das Zusammenwirken von rechts und links zu ermöglichen vermag.

Nach der Zusammensetzung des Reichstags konnte die Regierung eigentlich zwei Eisen im Feuer haben. Sie konnte mit dem Bloß regieren oder mit der konservativ = klerikalen Kombination. Fürst Bülow hatte darauf verzichtet und sich bloß auf den Bloß festgelegt, mit dem er seine Ziele zu erreichen sich getraute. Das war weder ein Irrtum noch eine Überhebung, denn er hatte die bedenklichen Folgen der Mitwirkung der im Banne einer nicht reinnationalen

Auffassung stehenden Parteigruppe empfunden und suchte diesem Übel abzuhelpen, indem er beim ersten geeigneten Anlaß an die nationale Aber appellierte, die in dem bunten Milieu, das sich in seinen Blättern selbst liberal nennt, unzweifelhaft vorhanden ist. Im deutschen Volke hatte er sich nicht getäuscht, aber die Parteiführer vermochten den nationalen Sinn seiner Bestrebungen nicht zu erkennen oder wenigstens nicht dauernd über ihre Überlieferungen zu stellen."

Die Reichsfinanzreform legte allerdings dem Bloß eine Belastungsprobe auf, die seine Parteien nur unter einem mächtigem nationalen Impuls und bei fehlerloser Führung überstanden hätten. Die Volksstimmung war im Herbst so günstig, daß unter ihrem Einfluß eigentlich die ganze Steuerreform auch mit der Nachlaßsteuer vollkommen gesichert erschien, man hätte nur rasche Arbeit machen müssen. Das Volk würde sie mit tiefer Achtung vor dem Reichstage aufgenommen haben. Die in ihrer politischen Zuspitzung gänzlich überflüssigen Kaiserdebatten änderten zwar nicht die Volksstimmung, aber sie erregten das Mißtrauen der Bloßparteien gegeneinander von neuem in der gefährlichsten Weise. Die Führung war auf beiden Flügeln mangelhaft und verkannte die Katastrophe, der man zutrieb, und die nun als Rücktritt des Reichskanzlers von rechts und links tief betrauert wird und den seit Bismarcks erstem nun abermals von Bülow aufgenommenen Versuch, eine nationale Mehrheit aus der Rechten und den zur positiven politischen Betätigung fähigen Liberalen zu schaffen, auf längere Zeit, vielleicht für immer, vereitelt hat. Daß sich die liberalen Führer über den Ernst der Lage getäuscht haben, wird aufmerksame Beobachter nicht in Verwunderung setzen. Ihr gesamtes Tun seit der letzten Reichstagswahl beruhte auf einer Reihe von Täuschungen. Im Besitz einer unerwartet großen Zahl von Mandaten täuschte man sich vollständig über ihren Ursprung. Schon am Tage nach den Stichwahlen verlangte die Boffische Zeitung vom Reichskanzler, nun auch „aus dem Aufschwung des Liberalismus die Nutzenwendung für die praktische Politik zu ziehen“. Die Boffische Zeitung ist unter der Unzahl in allen liberalen Schattierungen schillernder Blätter doch eins der ernsthaftesten und sachlichsten Organe, aber auch sie machte den bedeutenden Zuwachs liberaler Abgeordneter ohne weiteres zu einem Siege des Liberalismus. Warum war denn dieser Aufschwung früher nicht erfolgt? Einfach, weil es dazu an den nötigen liberalen Wählern fehlte, und ihre Abgeordneten in der großen Mehrzahl nur durch die Stichwahlen, weil man sie für das kleinere Übel hielt, von rechts oder links in den Reichstag gesandt wurden. Diesmal war es anders gewesen. Auf den Ruf Bülow's waren Wähler aller Parteien, dazu auch sehr viele bisherige Nichtwähler, herbeigeeilt und hatten in nationaler Begeisterung jeden gewählt, der sich für Kaiser und Kanzler bekannte.

Troßdem hätte die Wahlentscheidung einen Aufschwung des Liberalismus bringen können, und das lag auch im Plane Bülow's. Die mehr oder weniger vorteilhafte Stellung in einem Parteienbündnis, das der Bloß doch darstellen sollte, hängt lediglich von dem Maße des Vertrauens ab, das sich eine Partei

bei den andern erwirbt. Es darf nicht verkannt werden, daß sich namhafte Führer der Liberalen, freisinnige noch mehr als nationalliberale, in der ersten Zeit redlich bemüht haben, auf diese Vertrauensstellung hinzuwirken, und sie haben auch bei den Konservativen dafür das wärmste Entgegenkommen gefunden. Aber schon Bulteney hat gesagt: Es geht den Häuptern der Parteien wie den Köpfen der Schlangen: der Schweif schiebt sie fort. Der Schweif der Liberalen ist die weit über den Umfang und die Bedeutung der Partei selbst hinausgehende Zahl der Blätter, die sämtlich in Städten erscheinen und darum, wenn auch in den verschiedensten Nuancen, eine städtisch-liberale Haltung haben. In diesen Blättern tauchte der zuerst in der erwähnten hauptstädtischen Zeitung ausgesprochne Gedanke immer wieder auf, wurde zwischen ihnen hin und her geschoben, variiert und gesteigert, und das mußte auf Leute, die bloß zwischen Häusern und Zeitungen leben, schließlich den Eindruck machen, als habe man die öffentliche Meinung vor sich. Dann traten bestimmte liberale Forderungen auf, die auf demselben Wege anscheinend ebenfalls zur öffentlichen Meinung wurden. Die auffälligste war die auf Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Preußen. Das allgemeine Wahlrecht ist ursprünglich gar kein liberaler Grundsatz, im konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes hat sich gegen seine Einführung niemand entschiedner ausgesprochen als die damalige Fortschrittspartei.

Es ist den Führern der Liberalen vollständig entgangen, daß die Aufröhlung dieser Frage, die doch eigentlich nur von der Sozialdemokratie vertreten wurde und nur ihr zugute kommen mußte, im vollständigen Widerspruche mit der Block-idee stand und doch nicht erhoben werden durfte, solange man darin bleiben wollte. Auch die entschiedne Niederlage des Liberalismus bei den preußischen Landtagswahlen bewies, daß die Bevölkerung nichts davon wissen will. Aber mit um so größerer Hartnäckigkeit beharrte man darauf, und immer stürmischer wurde das Begehren, sie als Gegengabe für die Zustimmung zur Finanzreform im Reiche zu fordern. Das Entgegenkommen der preußischen Regierung (also doch auch Bülow's), in der Thronrede eine organische Abänderung des preußischen Wahlrechts (kein allgemeines gleiches Wahlrecht) in Aussicht zu stellen, verfehlte seinen Zweck. Dann kam noch die Forderung des parlamentarischen Regiments hinzu, weil man nach der allgemeinen Abkanzelung in der Milieupresse den Kaiser und wegen des argen Versehens im Auswärtigen Amte den Kanzler als dafür genügend mürbe gemacht ansah. Seit der Konfliktperiode war keine gleich große Täuschung einer Partei über ihre Macht vorgekommen.

Alldem gegenüber mußte Fürst Bülow seine Idee einer Reform des parlamentarischen Lebens durch den Block als gescheitert ansehen, denn der Augenblick mußte kommen, wo die Konservativen diesem sich selbst überstürzenden demokratischen Drängen eine unzweifelhafte Absage erteilen würden, und sie ist bei der Beratung der Reichsfinanzreform erfolgt. Fürst Bülow hat sich danach darauf beschränkt, wenigstens noch das gänzliche Scheitern der Finanzreform zu verhüten, die dem

Reiche augenblicklich nötiger ist als der Block. Er hat darum nur wenig in die Beratungen eingegriffen, den Liberalen nur gelinde Vorwürfe wegen ihres parlamentarischen Verhaltens gemacht, sich hauptsächlich an die Einsicht der Konservativen gewandt und gerade von ihnen verlangt, dem Zustandekommen der Reichsfinanzreform die Opfer zu bringen, die sie nach ihren Grundsätzen und ihrer Geschichte stets dem Staate gebracht haben. Es bleibt ein Fehler der konservativen Parteileitung, diese dringende Mahnung nicht beherzigt und durch hartnäckiges Beharren auf ihrem Standpunkt gezeigt zu haben, daß sie nicht besser waren als andre Parteien. Das geht wider die konservative Tradition. Auch die konservative Partei hat ihr Schweif fortgeschoben. Das ist der Bauernbund, der ja an sich ganz gut, aber die demagogische Redeweise der Volksversammlungen unter konservativer Flagge in den Reichstag getragen hat. Die tragischen Worte über Untergrabung des Familiensinns und andre sentimentale Anwandlungen können in einer Versammlung wie der Reichstag nicht überzeugend wirken. Und schließlich fällt auf die konservative Parteileitung der Vorwurf, daß sie verkannte, wie Bülow bei der dringenden Mahnung zur Annahme der Erbanfallsteuer indirekt die Vertrauensfrage stellte. So bleibt auf den Konservativen der Vorwurf haften, daß sie, wenn auch ungewollt, den äußern Anlaß geboten haben, der Bülow zum Rücktritte veranlaßte. Bülow war ein Liebling des Volks, und die Milieupresse benutzte die Gelegenheit, ihre Parlamentarier zu preisen. Zur Entschuldigung der konservativen Parteileitung mag dienen, daß die Reichsregierung bei der Versenkung der Beleuchtungs-, Inseratensteuer usw. in den Drusus keine Miene verzogen hatte, und daß gerade die Erbanfallsteuer entscheidender sein sollte als andre, war nicht direkt ausgesprochen worden. Im übrigen werden auf die Dauer alle Bemühungen der Milieupresse doch ebenso wenig eine tiefgehende Wirkung ausüben wie in frühern kritischen Zeiten. In wenigen Monaten werden die Leser wieder nur die Telegramme, Inserate und Lokalnachrichten beachten und den Redakteuren usw. überlassen, sich gegenseitig öffentliche Meinung zu machen.

Wenn nicht alles täuscht, hätte Fürst Bülow nach Durchführung der Finanzreform doch seinen Rücktritt genommen, nachdem sein Blockgedanke wegen Mangel an Verständnis der Parteien wie der Presse undurchführbar geworden war. Er hatte sich damit persönlich zu eng verknüpft, sich schließlich zu sehr für die Erbschaftssteuer eingesetzt (obgleich tags darauf offiziös wurde, daß sie nicht die Steuerreform bedeute), sodaß er bei seiner Feinfühligkeit annehmen mochte, sein staatsmännisches Ansehen habe gelitten. Im Reichstag vielleicht, beim deutschen Volke sicher nicht.





Der englische Staat von heute



Im dritten Bande des Jahrgangs 1901 und im dritten Bande des Jahrgangs 1906 der Grenzboten ist aus den beiden großen Werken Josef Neblichs über die englische Lokalverwaltung und das englische Parlament das Wichtigste mitgeteilt worden. Das kleine Buch von Sidney Low: Die Regierung Englands (deutsch von Johannes Hoops, mit einer Einleitung von Georg Jellinek, Tübingen, J. C. B. Mohr, 1908) kann seinem Umfange und seiner auf einen weiten Leserkreis berechneten Anlage nach weder alle für das Verständnis dieser komplizierten politischen Maschinerie notwendigen Einzelheiten darstellen noch die Gesetze und sonstigen Urkunden im Wortlaut anführen, wie Neblich tut, auch fallen die dafür ausgewählten Gegenstände mit den von dem deutschen Forscher bearbeiteten nicht ganz zusammen, aber es bestätigt die Auffassung vom Wesen des englischen Staats, die man aus Neblichs Werken gewinnt — unabsichtlich, denn Low scheint dessen Arbeiten nicht zu kennen —, und wir erfahren die Bestätigung nicht bloß aus seinem Munde, sondern auch aus dem der zahlreichen englischen Autoritäten, auf die er sich beruft. Er beginnt natürlich mit dem, womit jeder beginnen muß, der über die englische Verfassung spricht, daß sie nicht existiert, in dem Sinne, den man andernwärts mit dem Worte verbindet. Sie ist ein lebendiger Organismus, der sich in jedem Jahrzehnt den Bedürfnissen anpaßt, die unaufhörlich wechseln; und zwar ist die Anpassung tatsächlich, durch Brauch und Gewohnheit, oft schon lange vollzogen, ehe sie durch ein Gesetz anerkannt wird. Namentlich die äußere Form, der „zeremonielle Teil der Regierung“ wird von dem im höchsten Grade konservativen Engländer mit solcher Beharrlichkeit festgehalten, daß Geschichtsforscher späterer Jahrtausende, die das heutige England nur aus amtlichen Dokumenten kennen lernen, zu dem Irrtum verleitet werden müssen, es habe sich in der Verfassung des Landes seit 1700 nichts geändert. „Wir haben seit zwei Jahrhunderten keine Revolution gehabt; wir sind nicht genötigt gewesen, reinen Tisch zu machen und die Grundlagen unsers Staatswesens zu untersuchen, und wir sind stolz darauf, ein unlogisches Volk zu sein. So haben wir sorgfältig die Systematisierung vermieden. Wir sorgen für den gegenwärtigen Augenblick, und wir sind zufrieden mit einer Verfassung, die erfahrungsgemäß unsern praktischen Bedürfnissen entspricht, obwohl sie nur ein Gemisch aus Recht, Geschichte, Ethik, Gewohnheit und das Ergebnis der verschiedenartigen Einflüsse ist, die den Bau der Gesellschaft von Jahr zu Jahr, man kann fast sagen von Stunde zu Stunde umformen.“ Deshalb

ist es aber auch unendlich schwierig, die englische Verfassung zu beschreiben, anzugeben, was verfassungsgemäß ist und was nicht. „Kein Statut, keine Regel des Gemeinen Rechts, kein Parlamentsbeschluß hat bis jetzt das Kabinett anerkannt. Eine verantwortliche Regierung existiert nicht nach allem, was unsre Rechtslehre davon weiß. Von den zwei Parteien und von der Tatsache, daß die Exekutive ein Ausschuß aus einer von ihnen ist, wird vom Unterhause formell nie Notiz genommen. Die weitere Tatsache, daß dieser Ausschuß sein Amt von Mehrheitsgnaden inne hat, wird nicht nur nicht erwähnt, sondern sehr sorgfältig und kunstvoll verborgen. Professor Dicey weist darauf hin, daß man nicht behaupten könne, unsre Verfassung enthalte das Recht der Preßfreiheit und der Versammlungsfreiheit. Das Versammlungsrecht ergibt sich von selbst aus der von den Gerichtshöfen anerkannten individuellen Freiheit der Person und der Rede, zu einer formellen Anerkennung dieses Rechts wie z. B. in Belgien ist es bei uns niemals gekommen.“ In England gilt eben der vernünftige Grundsatz: was nicht verboten ist, das ist (politisch) erlaubt, und die englischen Gesetzgeber sind niemals so dumm gewesen, den Leuten zu verbieten, nach Belieben in Sälen oder auf öffentlichen Plätzen zusammenzukommen und dort zu reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist.

Wolle man einen richtigen Begriff von englischen Staatseinrichtungen bekommen, führt Low aus, so müsse man unterscheiden, was formal (juristisch), was konventionell gilt, und was die Sache in Wirklichkeit ist. Vom juristischen, formalen oder legalen Standpunkt aus ist das Kabinett nur ein Ausschuß des Staatsrats (Privy Council), und seine Mitglieder sind lediglich Seiner Majestät Diener, die vom Souverän mit der Leitung der großen Verwaltungszweige betraut sind, und von denen er vertraulichen Rat einholen kann. Nach der Konvention besitzt das Kabinett die Exekutivgewalt, die es unter der strengen Kontrolle des Abgeordnetenhauses ausübt, dem es für alle seine Handlungen und Unterlassungen Rechenschaft schuldet. In Wirklichkeit endlich ist es nicht ein Ausschuß des Parlaments, sondern nur einer Partei des Parlaments, der Majorität, und ist nur der Wählerschaft verantwortlich, die es in der Hand hat, es zu strafen, wenn sie mit ihm nicht zufrieden ist; die ganze Strafe besteht in dem Zwange zum Rücktritt, und diese Strafe kann nicht zu jeder beliebigen Zeit verhängt werden, sondern nur, wenn es zur Auflösung des Parlaments kommt und so oft dessen natürliche Lebensdauer abgelaufen ist. Die Engländer seien geneigt, diese Einrichtung als einen Beweis für die praktische Weisheit ihres Volkes zu preisen (die Deutschen tun das noch mehr). In Wirklichkeit sei sie ein Werk des Zufalls, oder vielmehr einer Reihe von Zufällen, wie überhaupt alles Große, das England vollbracht hat; so habe es nach Lord Seeleys Ausspruch sein Kolonialreich in ununterbrochenen Anfällen von Geistesabwesenheit gegründet, ohne von der Größe des Werkes eine Ahnung zu haben. (Später hat sich ja wohl die klare Erkenntnis eingestellt und ist der instinktiven Expansion die berechnende gefolgt.) Ja, an und für sich betrachtet, ohne Rücksicht auf die praktische Bewährung, sehe es gar nicht wie ein Werk der Weisheit, sondern wie eine Burleske von Aristophanes oder Rabelais aus, daß eine Anzahl müßiger Leute,

die in die Versammlung kommen oder wegbleiben dürfen ganz nach Belieben, die Gesetze machen, daß die größere Hälfte dieser Versammlung ihren Vertrauensmännern die Hauptfunktionen der Regierung überträgt, daß diese Vertrauensmänner ihre Pflichten nicht ausüben können, ohne durch immertwährende Angriffe des andern Teils belästigt zu werden; daß die Staatsverwaltung in einer Weise geführt wird, mit der regelmäßig ein Drittel oder nahezu die Hälfte der Wähler unzufrieden ist, und daß ihre Mitglieder belohnt oder bestraft werden, nicht für ihre eignen Handlungen oder Unterlassungen, sondern für die Handlungen oder Unterlassungen andrer; denn ein Minister mag sein Amt noch so gut verwalten, fällt wegen eines andern Ministers die Mehrheit bei den Wählern in Ungnade, so verliert auch er sein Amt. Die ganze Einrichtung ist, wie gesagt, ein Werk von Zufällen, die Low folgendermaßen darstellt. Die ältere Zeit kennt kein zu Recht bestehendes Kabinett; der Name war geradezu verhaßt. Denn es verband sich damit die Vorstellung einer Verschwörerbande, die im Geheimen Beratungen pflege und, vom Geheimnis gedeckt, Verderbliches plane und beschließe. Noch im Jahre 1851 wollte das Unterhaus von der Existenz eines Kabinetts amtlich nichts wissen. Ein Kommissionsantrag, worin von Kabinettsministern die Rede war, wurde verworfen, weil die Verfassung solche Beamte nicht kenne. Erst im Jahre 1900 erscheint der Ausdruck einmal in einer amtlichen Rundgebung. In die Adresse wurde der Satz aufgenommen: „Wir drücken untertänigst unser Bedauern aus über den Rat, der Euer Majestät von dem Premierminister [Salisbury] erteilt worden ist, indem er die Ernennung so vieler Mitglieder seiner eignen Familie zu Ämtern im Kabinett empfahl.“ Das Kabinett hat sich aus dem Geheimrat entwickelt, und zwar gerade zu dem, was der Engländer an dem alten Kabinett so verabscheute: zu einem Geheimrat oder Geheimkomitee. Die Mitglieder des alten Geheimrats, zu denen die Minister gehören, müssen Geheimhaltung alles dessen schwören, was in seinen Sitzungen vorgeht. Nun hat dieser Schwur für die große Mehrzahl der etwa dreihundert Mitglieder gar keine Bedeutung, denn sie werden nie zu einer Sitzung geladen und erfahren nichts. Es gehören nämlich nominell zum Königlichen Rat alle, die mit dem Titel Right Honourable ausgezeichnet werden, und der wird zum Beispiel berühmten Gelehrten erteilt, die für die Ritterwürde zu gut und für die Peerage noch nicht gut genug erscheinen. Für die Minister aber ist der Schwur eine sehr ernste Sache. Von den Staatsrechtslehrern wird das englische Kabinett gewöhnlich mit drei Zügen charakterisiert: daß es dem Unterhause verantwortlich ist und mit dem Vertrauen des Hauses zugleich seine Stellung verliert, daß die Minister solidarisch verantwortlich, und daß dem Premier die übrigen Minister, die er der Nation und der Krone gegenüber vertritt, untergeordnet sind. Dagegen werden zwei andre ganz wesentliche Eigenschaften gewöhnlich verschwiegen: daß es ein Parteikomitee und ein Geheimkomitee ist. Die zuletzt genannte Eigenschaft ist so stark ausgeprägt, daß es nach Low in der ganzen Weltgeschichte nur ein einziges Seitenstück dazu gibt: den Rat der Zehn in der ehemaligen Republik Venedig. Die

wichtigsten Angelegenheiten werden in undurchbringlichem Dunkel entschieden. Die Beratungen verlaufen ganz formlos. Dieses Komitee hat keinen gewählten Vorsitzenden, keinen Sekretär, keine Statuten, keinen bestimmten Versammlungsort, keine feststehende Versammlungszeit, kein Siegel, kein Briefpapier und kein Geld, Briefpapier zu kaufen und einen Voten zu bezahlen. Die gedruckte Einladung zu den formlosen Sitzungen trägt keine Unterschrift; sie geht vom Ersten Lord des Schatzamts aus und besagt, daß sich „die Diener Seiner Majestät“, im Auswärtigen Amt oder Nr. 10 Downing Street zu der und der Zeit versammeln werden. Die Leitung — von Vorſitz kann nicht wohl die Rede sein — hat der Premierminister in der Hand, der zur Sprache bringt, was ihm beliebt. Die Beratung wird im Tone einer zwanglosen Unterhaltung gepflogen. Es gibt kein Protokoll, keine Akten. Während der Sitzung Notizen zu machen, ist nicht gestattet. Algernon West erzählt, daß er als Privatsekretär des Premiers nach der Sitzung alle beschriebenen Papiere, die etwa im Beratungszimmer liegen geblieben waren, zu sammeln und zu vernichten pflegte; er habe aber selten etwas gefunden, weil es gegen die Etikette verstößt, in der Sitzung zu schreiben. „Vom Premierminister wird erwartet, daß er dem Souverän einen schriftlichen Bericht über das Ergebnis der Sitzung übersendet; sonst wird an niemand berichtet. Mag eine Kohorte von Zeitungsreportern in Downing Street warten — sie erfahren nichts.“ In sehr seltenen Fällen wird auf Beschluß der Mitglieder und mit Erlaubnis des Souveräns ein Sitzungsergebnis bekannt gemacht, so der Rücktritt von Chamberlain, Ritchie, Hamilton und Balfour im September 1903. Dieser Fall wirft ein Licht auf die Formlosigkeit der Verhandlungen, denn aus der nachträglichen Erklärung mehrerer Mitglieder geht hervor, daß sie von der Hauptsache in der Sitzung fast gar nichts erfahren haben, im Stimmengewirr der zwanglosen Unterhaltung ist sie ihnen entgangen. Nur durch diese Heimlichkeit wird die Parteiregierung ermöglicht. Wenn, wie ehedem, der König den Vorſitz führte (was er de jure auch heute noch darf), und wenn Protokollführer wenigstens eine beschränkte Öffentlichkeit sicherten, müßten die politischen Fragen rein sachlich erörtert werden, und es wäre ganz unmöglich, daß einer der Right Honourables etwa sagte: nein, diese Steuer dürfen wir nicht vorschlagen, da verlieren wir die Stimmen der Bierbrauer oder der Kneipwirte oder was sonst für Gewerbetreibende betroffen sein mögen. Im Geheimkomitee können solche Argumente entscheiden. Geschaffen ist dieses Geheimkomitee durch den Zufall, daß Georg I. kein Englisch verstand, demnach an den Beratungen der Minister nicht teilnehmen konnte. Seitdem sind die Herren unter sich geblieben. (Übrigens regiert nicht das ganze, aus 16 bis 20 Mitgliedern bestehende Kabinett, sondern nur „der innere Ring“, der seine besondere Heimlichkeiten hat, und dessen Mitglieder sich, wie es scheint, aus einer kleinen Gruppe mächtiger Familien rekrutieren.) Ein anderer Zufall stiftete die Verbindung zwischen Kabinett und Parlamentsmehrheit. In der Zeit der heftigen Kämpfe zwischen König und Parlament galt es als Regel, daß kein Beamter im Unterhause sitzen dürfe. Später wurde es Brauch, daß keiner Minister

werden kann, der nicht im Unterhause sitzt, und daß jeder Minister einem der beiden Häuser des Parlaments als Mitglied angehören muß. Und das zufällig gewordene hat sich, so unlogisch es aussieht, bewährt. Es ist dadurch dafür gesorgt, daß Gesetzgebung und Verwaltung im großen und ganzen in Übereinstimmung bleiben mit dem Willen, den Wünschen, den Bedürfnissen der überwiegenden Mehrheit der Wähler, die seit der letzten Parlamentsreform beinahe die Mehrheit der Nation bedeutet. Jedes Kabinett erzeugt durch seine Parlaments-tätigkeit Unzufriedenheit, und hat sich eine genügende Menge von Unzufriedenheit angesammelt, so wird es durch ein aus der bisherigen Opposition hervorgehendes Kabinett ersetzt. So schwankt der Staatskarrren im Zickzackkurs vorwärts; biegt er zu weit rechts ab, dann bringt ihn ein Stoß von der Linken, im entgegengesetzten Fall einer von der Rechten wieder der Mittellinie nahe. Wobei links und rechts rein geometrisch zu nehmen sind, sodaß man unter links nicht unbedingt soviel wie liberal, demokratisch oder volksfreundlich zu verstehen hat, denn manchmal, wie im Anfange der Arbeiterschutzesetzgebung, sind es die Tories, die den ärmern Volksklassen größere Zugeständnisse machen, und für Schutzoll hat der Bourgeois Chamberlain agitiert. Solange der englische Premier der Mehrheit des Unterhauses sicher ist, und diese das Vertrauen der Mehrheit der Wähler behält, ist er mächtiger als der deutsche Kaiser; „denn er kann Gesetze ändern, er kann Steuern auferlegen und aufheben, und er kann alle Staatsgewalten dirigieren.“ Die Trennung der Gesetzgebung von der Verwaltung, die seit Montesquieu als das wichtigste aller konstitutionellen Dogmen gilt, hat im modernen England der innigsten Verschmelzung Platz gemacht. Die Minister gehen aus der gesetzgebenden Versammlung hervor und gehören ihr an — gegen die alten Grundsätze, die auch heute immer noch Verteidiger finden —, und das Parlament greift selbst vielfach in die Verwaltung ein. Wenn die große Veränderung seit 1688 darin besteht, daß (infolge der Unfähigkeit einiger, der Landfremdheit anderer, aus Holland und Deutschland stammender Monarchen und im Grunde genommen gegen den Willen der Nation und des Parlaments selbst) die Staatsgewalt von der Krone auf das Unterhaus übergegangen ist, so waltet seit 1832 die Tendenz vor, die Staatsgewalt vom Unterhause auf das Kabinett zu übertragen.

Wie sich diese Tendenz durchgesetzt hat — wiederum durch einen Zufall —, haben wir schon von Redlich erfahren. Die Obstruktion der Tren hat das Unterhaus gezwungen, sich eine Geschäftsordnung zu geben, die dem Speaker diktatorische Gewalt verleiht und dem Kabinett das Monopol der Initiative in der Gesetzgebung sichert. Nicht Herrschsucht der Minister, schreibt Low, hat diesen Wandel bewirkt. „Unsre Staatsmänner haben nicht im geringsten Neigung, die Rolle eines Strafford zu spielen oder ihre Verantwortlichkeit auszudehnen. Aber »die Geschäfte des Königs müssen besorgt werden«, und jede Session beweist aufs neue, daß sie nicht besorgt werden können ohne drastische Disziplinarmittel.“ Um 1700 war das Unterhaus vollkommen führerlos, wurde bei der Schwäche der Krone weder durch deren Beamte noch durch Minister eigner

Mache geleitet und war deshalb, wie Macaulay schreibt, zügellos: verletzten alle Rechte und machte sich so verhaßt, daß das Volk froh war, vor der Tyrannei seiner erwählten Vertreter Zuflucht zu finden unter dem Schutze des Thrones und der erblichen Aristokratie. Als sich dann der Brauch herausbildete, die Kabinettsmitglieder aus der Mehrheit des Unterhauses zu wählen, erlangten die Minister, als Führer der Mehrheit, eine gewisse Disziplinargewalt, während sie selbst zugleich, weil von dem Wahlausfall abhängig, unter die Kontrolle der Nation gerieten. Aber die Unbotmäßigkeit einzelner Parlamentsmitglieder und ganzer Gruppen blieb ein beständiges Hemmnis der Geschäftsführung und nötigte zu einer starken Einschränkung der Rechte der Mitglieder. Theoretisch, schreibt Dow, besitzt ja das Unterhaus noch das Recht, selbst Gesetzentwürfe einzubringen und Gesetzentwürfe der Regierung zu verändern oder zu verwerfen, und diese Rechte werden noch oft, bald in klagendem Tone, bald mit Erbitterung verteidigt, aber praktisch sind diese Rechte kaum noch vorhanden. Sie werden vereitelt durch Formalitäten, die dazu dienen, Anträge und Beschlüsse als geschäftsordnungswidrig unwirksam zu machen. Die strenge Zeiteinteilung sodann, die den Regierungsvorlagen den größten Teil der Zeit sichert, den Anträgen der „privaten“ Mitglieder, das heißt derer, die nicht Minister sind, nur wenig übrig läßt, und die planmäßig zur Abkürzung unliebsamer Debatten gehandhabte parlamentarische Guillotine, die Closure, bringen die Mitglieder um allen Einfluß. Ihre Anträge sind Demonstrationen ohne Wirkung, Resolutionen des Hauses werden von der Regierung ignoriert. Jahr für Jahr wurde der Gesetzentwurf eingebracht, nach dem die Ehe mit der Schwester der verstorbenen Frau gültig sein sollte. Im Jahre 1902 fand der Antrag eine Zweidrittelmehrheit. Aber die Regierung machte ihn nicht zu dem ihrigen, und die Abstimmung blieb ohne Wirkung. Sie bedeutete nicht mehr als die Annahme einer beliebigen Resolution in irgendeiner Volksversammlung. De Solme hat gesagt: das Unterhaus könne alles, nur nicht aus einem Weibe einen Mann oder aus einem Manne ein Weib machen. In Wirklichkeit kann es nicht einmal ein Gesetz aufheben, das von der Mehrheit des Volkes für unvernünftig und schädlich gehalten wird. Der Sieg bei jener Abstimmung „war eine die Agitation fördernde Reklame; aber das war alles. Sie zeigt auf das deutlichste, daß die Legislativgewalt von dem Hause als Ganzem auf sein Exekutivkomitee übergegangen ist.“ Die hergebrachte Redensart, das Unterhaus mache die Gesetze, entspricht dem heutigen tatsächlichen Zustande so wenig mehr wie die in der Theorie gültige Formel: jedes Statut werde vom Könige erlassen auf den Rat und mit der Zustimmung des Parlaments. Tatsächlich werden neue Gesetze vom Ministerium mit der Billigung der Majorität und unter dem heftigen Widerspruch der Minorität gemacht. Die Krone hat mit der Sache gar nichts, das Oberhaus sehr wenig zu tun; es hat die Macht, die aber in Fällen von wirklicher Bedeutung nur selten ausgeübt wird, das Inkrafttreten der vorgeschlagenen Maßnahmen aufzuschieben. Die Opposition protestiert in jedem Stadium energisch, aber vergebens, dagegen, und die Parteigänger des

Ministeriums, die ihm selbst nicht angehören, können höchstens Einzelheiten an den Gesetzentwürfen ändern. Sie machen auch von dieser Machtvollkommenheit nur einen sehr bescheiden Gebrauch und hüten sich davor, wegen einer solchen Einzelheit gegen das Ministerium zu stimmen, sich von der Mehrheit abzusondern. „Ein Abgeordneter wird gewählt, um für oder gegen das eben regierende Ministerium zu stimmen. Er ist der Delegierte seiner Wähler oder vielmehr der aktiven Gruppe seiner Wähler, die an ihrem Wohnort die Leitung der politischen Angelegenheiten in die Hand genommen hat. Sie schicken ihn nicht ins Parlament, damit er dort seine eigne unabhängige Überzeugung durchsetze; sie würden sehr unwillig werden, wenn er es täte; seine Abstimmungen verfolgen sie mit mißtrauischer Aufmerksamkeit, und wenn er Neigung zu eigenmächtigen Seitensprüngen zeigt, so stellen sie ihn in einer Form zur Rede, die man schlechterdings nicht übertrieben zart und rücksichtsvoll nennen kann.“ Also das Mitglied der Mehrheit ist an das Ministerium gebunden, sodaß dieses auch vollkommen Herr seiner Partei ist, während die Opposition, wie gesagt, nur unnütze Worte machen kann, Worte, die ebenso wirksam sein würden, wenn sie in einer Volksversammlung gesprochen oder in einer Zeitung gedruckt würden. Hier sogar noch wirksamer. Denn die Zeitungen machen die öffentliche Meinung und können bewirken, daß bei der nächsten Wahl die bisherige Opposition die Mehrheit erlangt. Die öffentliche Meinung ist demnach die einzige Macht, die wirksame Kontrolle über das Ministerium ausübt, und deren Äußerungen dieses sorgfältig beachten muß, wenn es sich behaupten will. Schöne Reden im Parlament sind völlig unwirksam. Kein Cicero und kein Demosthenes würde imstande sein, an dem Ergebnis der Abstimmung, das immer im voraus feststeht, etwas zu ändern. Nur in solchen Fällen wird die Regel durchbrochen, wo wegen einer sehr wichtigen Maßregel die Mehrheit zerfällt, wie die Mehrheit Gladstones in dem Streite um Homerule 1886. Eine Art Meuterei und Bürgerkrieg nennt Vow die damalige Spaltung der Mehrheit in Liberale und Unionisten.

Er meint, die jetzige Geschäftsordnung, deren Anwendung wirklich brutal aussehe und für die Mitglieder fränkend sei, werde wohl mit der Zeit gemildert werden, aber die Macht des Ministeriums und die Ohnmacht der Mitglieder sei keineswegs bloß in dieser Geschäftsordnung begründet, sondern hauptsächlich in den Verhältnissen und Zuständen. Von den Mitgliedern seien die einen so sehr durch ihre Privatgeschäfte, die andern so sehr durch das Vergnügen in Anspruch genommen — die Whigs mehr durch das Geschäft, die Tories mehr durch das Vergnügen —, daß ihnen für die Sitzungen wenig Zeit übrig bleibe. Diese seien darum schlecht besucht, und es sei meist schon schwierig, die für die Abstimmungen notwendige Zahl hineinzupfeischen. Die wenigen aber, die kommen, sind ebenso unlustig wie unfähig zur Arbeit, einer Arbeit, die schon durch ihre ungeheure Größe und Schwierigkeit abschreckt. „Gleich nach den ersten paar Wochen der Session ist man mit dem Arbeitspensum im Rückstande, und mit Widerstreben zwar, aber zugleich mit dem Gefühl der Erleichterung übergibt man die Leitung den Ministern, die, von ihren Beamten informiert, allein wissen, was eigentlich

vorgeht.“ Es gilt das besonders auch von den Finanzen. Der Theorie nach liegt gerade in diesen die Stärke des Unterhauses, da es durch Ablehnung des Etats das Ministerium zum Rücktritt zwingen kann. Abgesehen jedoch davon, daß es der Mehrheit gar nicht einfällt, das Ministerium, ihr Ministerium, stürzen zu wollen, ist die Budgetverweigerung nur „eine konstitutionelle Fiktion“. In Wirklichkeit wird das Budget niemals verweigert, ebensowenig wie das Mutiny Act genannte Armeegesetz. (Bekanntlich hat England verfassungsmäßig kein stehendes Heer; daß es tatsächlich eins unterhalten kann, wird durch die alljährliche Bewilligung jenes Gesetzes ermöglicht, das die Regierung ermächtigt, auch in Friedenszeiten wegen Gefahr eines Aufstandes im Lande Truppen zu unterhalten.) Was das Budget betrifft, so haben die Abgeordneten freilich das Recht der Kritik, aber diese bleibt bei der Kürze der Beratungszeit und wegen der technischen Einzelheiten, für die der Mehrzahl der Mitglieder das Verständnis fehlt, ganz unwirksam. Die Erörterung wird einer Handvoll von Sachverständigen überlassen, „die zu gering an Zahl und zu einflußlos sind, um ihre Ansichten den Ministern aufzwingen zu können. Wem ist nicht die Farce einer Armee- oder Marine-debatte in der Kommission bekannt? Über Millionen wird abgestimmt, Lebensfragen von nationaler Bedeutung werden diskutiert und erledigt in Gegenwart von einem Minister und ein bis zwei Unterstaatssekretären, einem Ex-premierminister, ein paar gedankenvollen Sozialpolitikern und etwa einem Duzend knurrender Obersten und brummender Hauptleute. Die Masse des Hauses — beschäftigt, ermüdet, gelangweilt und träge — ist abwesend beim Mittagessen oder auf der Terrasse oder im Rauchzimmer; die Mitglieder kommen zur Abstimmung, wenn sie gerufen werden, wissen aber nicht mehr von dem Gegenstande der Abstimmung als die Zeitungsleser, die am nächsten Morgen schläfrig einen Blick auf die Reihe unverständlicher Ziffern und technischer Ausdrücke werfen. Auch in dieser Sache funktioniert das Unterhaus nicht mehr. Andre Organe können es ersetzen und ersetzen es jetzt schon. Der Brief einer Fachautorität an eine Zeitung wird weit mehr beachtet und kann eine Wirkung erzielen.“ Mit der „Kommission“ ist im vorstehenden ohne Zweifel nicht das gemeint, was wir eine Parlamentskommission nennen, sondern die sonderbare Einrichtung des Committee of the whole House. Das Unterhaus konstituiert sich, wie den Lesern aus dem Bericht über Reblitchs Werk immerlich sein wird, mitunter als eine Kommission, der dann statt des Speakers ein Chairman präsidiert, und zwar geschieht das immer bei der zweiten, die Durchberatung der einzelnen Punkte fordernden Lesung aller Gesetze, die sich auf Steuern und Finanzen beziehen. Die wirklichen Kommissionen erwähnt Low nicht. Nach Reblitch wird in diesen viel mühsame und nützliche Arbeit geleistet. Wäre das nicht der Fall, so könnte man es kaum verstehen, wie Low das Unterhaus, das er als einen ziemlich überflüssigen Disputierklub schildert, noch für eine unentbehrliche Pflanzschule und Siebungsmaschine für Staatsmänner halten kann, für die Anstalt, in der sich die politischen Talente bilden, üben und hervortun, sodaß aus den durch ihre parlamentarische Tätigkeit bekannt gewordenen die politischen Führer und die

Minister ausgewählt werden können. Wenn die Begabten nichts Reelles zu tun fänden — daß bloße parlamentarische Beredsamkeit heute nichts mehr gilt, wird wiederholt versichert —, so könnten sie sich nicht bewähren. Ihre Zahl ist natürlich nicht groß, und die überwiegende Mehrzahl der Parlamentsmitglieder besteht aus Unwissenden und Unfähigen. Es ist schon von vielen andern Autoren hervorgehoben worden, daß die Unterhausmitglieder meist vornehme und reiche Herren sind, und daß die Parlamentsreformen daran im wesentlichen nichts geändert haben. Erst in den letzten Dezennien haben sich einige Arbeiter in diese gewählte Gesellschaft hineingewagt. Die Ursachen dieser Erscheinung sind bekannt. Der Engländer findet es praktisch, die Besorgung der Staatsgeschäfte den Leuten zu überlassen, die die Zeit und die notwendigen Kenntnisse dazu haben — diese setzt er bei den Vornehmen voraus —; er hegt außerdem eine angeborene Ehrfurcht vor seiner Aristokratie, und die Arbeiter stehen sich gut bei der Praxis, immer für die Partei zu stimmen, die ihnen am meisten verspricht, da die beiden Parteien in Versprechungen, die sie zu halten ehrlich bestrebt sind, einander überbieten. Endlich ist eine Kandidatur, ein Mandat, ein höllisch teures Vergnügen. Die Wahlkosten belaufen sich, in Mark gerechnet, auf Zahlen mit vier Nullen, und wie Low mitteilt, muß der Gewählte dann, wenn er sich sein Mandat sichern will, seinen Wahlkreis „pflegen“, das heißt er muß jede der unverkäuflichen Bettelarten befriedigen, mit denen er von Personen und Vereinen seines Wahlortes fortwährend belästigt wird, und muß auch der Kommune im ganzen allerlei Wohlfahrtseinrichtungen stiften. Die meisten Unterhausmitglieder, schreibt Low, würden froh sein, wenn sie das nicht mehr als fünfhundert Pfund jährlich kostete. Da nun aber die Begabung durchaus nicht unbedingt an den Geldsack gebunden ist, so hat das System die Folge, daß das Unterhaus keineswegs die Blüte der Intelligenz darstellt, und daß die meisten gescheiten und tüchtigen Männer keine Aussicht haben, in den höhern Staatsdienst zu gelangen. Mit Beziehung darauf, daß meist Aristokraten kandidieren, die nichts anderes zu tun haben, und daß die gewerkschaftliche Organisation die Mittel für Arbeiterkandidaturen aufbringt, schreibt Low: „Eine große städtische Wählerschaft könnte eine Fülle von Kenntnissen und bewährten Fähigkeiten finden unter ihren Handelsfürsten, ihren hervorragenden Großindustriellen, ihren scharfsinnigen Finanzmännern, ihren feingebildeten Vertretern der höhern Berufsarten, ihren Werkmeistern und geschickten Handwerkern. Es erscheint wunderbar, daß ein so reicher Mikrokosmos, wenn er seinen Vertreter für die höchste Ratversammlung der Nation ernennen soll, nur zu wählen hat zwischen einem vornehmen Manne, der nie in seinem Leben auch nur eine Woche lang wirklich gearbeitet hat, und einem Tagelöhner, der keinen ordentlichen Brief schreiben kann und nicht imstande wäre, ein gehaltvolles Buch zu lesen. Beide mögen rechtschaffen und wohlgefinnt, vielleicht sogar begabt sein; aber der eine ist oberflächlich, der andre unwissend, und man könnte um Mittag auf der Hauptstraße kaum einen Stein werfen, ohne jemand zu treffen, der einen bessern Volksvertreter abgeben würde als einer von jenen beiden.“

Daß bei der ungeheuern Menge, Mannigfaltigkeit und Verzweigung der heutigen Staatsangelegenheiten die unmittelbare Beteiligung des einzelnen an der Staatsverwaltung unmöglich ist, und daß sogar die im Parlament sitzende Elite der Nation, wenn sie eine Elite ist, im Grunde genommen aus Unfachverständigen besteht, gilt natürlich nicht bloß für England, sondern für jeden modernen Großstaat. Darum wird jeder gebildete und fähige Mann, dem es wirklich um gemeinnützige Tätigkeit und nicht um bloße Befriedigung des Ehrgeizes zu tun ist, wenig Verlangen nach einem Abgeordnetenmandat tragen und die Kräfte, die ihm sein Beruf übrig läßt, lieber einem Verein oder der Kommunalverwaltung widmen, einem Kreise, den er zu übersehen vermag. Nach Low ist in England auch die Kommunalverwaltung schon so unübersehbar geworden, daß der durchschnittliche Bürger kein persönliches Verhältnis mehr zu ihr hat und sie gern dem engen Kreise der Sachverständigen überläßt. Als sich die Gemeindeangelegenheiten, schreibt er, noch auf die Instandhaltung des Dorfbrunnens beschränkten, war jedermann sachverständig und zugleich persönlich interessiert, und als noch der Gutsherr durch ein Verbot des Holzsammelns den Bürgern ihr Winterholz entziehen konnte, wandten sich alle einmütig an den Staat um Schutz ihrer Gemeinderechte. Den heutigen verwickelten Staats- und Gemeindeangelegenheiten steht der gemeine Engländer verständnislos und darum ohne alles Interesse gegenüber. „Die große Maschine wird für ihn getrieben teils von bezahlten Beamten teils von kleinen Gruppen freiwilliger Arbeiter. Es gibt Zehntausende intelligenter Londoner, die nicht die Namen der Mitglieder ihres Stadtrats und ihres Armenrats kennen, die nicht die geringste Ahnung von den Pflichten einer Schulverwaltungskommission haben, die, außer in Wahlzeiten, kaum wissen, in welchem Wahlbezirk sie eine Stimme haben. Die Ausübung des Wahlrechts ist die einzige Gelegenheit, bei der sich der gewöhnliche Mann seiner Verbindung mit dem Staate bewußt wird. Die Ausübung dieses Rechtes wird uns als eine ernste Pflicht dargestellt. Aber es gibt keine Pflicht, die leichter zu tragen wäre als diese, die mit weniger Sorgfalt und Aufmerksamkeit erfüllt würde und die weniger Zeit, Mühe und Opfer kostete. Eine Parlamentswahl verursacht dem Wähler nicht mehr Mühe als die Besorgung eines Scheines, der ihm erlaubt, einen Hund zu halten.“ Die Folge von alledem ist, daß die Staatsverwaltung in England immer mehr bureaukratisch wird, und daß auch die Selbstverwaltung der großen Kommunen zu einem immer größern Teile auf sachmännisch gebildete bezahlte Beamte übergeht. Auch die Minister sind, wie Low hervorhebt, nur Dilettanten und müssen sich auf die sachmännisch gebildeten mittlern und Unterbeamten verlassen, von denen sie auch die Informationen für die zu entwerfenden Gesetze einholen. Übrigens ist, wie noch zur Ergänzung des weiter oben gesagten nachgetragen werden mag, der Parteimechanismus für die Gesetzgebung von Vorteil, da er „Dilettantismus und hastiges Experimentieren verhütet“. Die Gesetzentwürfe müssen im Kabinett unter Zuziehung sachverständiger Parteigenossen sehr sorgfältig ausgearbeitet werden; denn dieselben Männer, die ein Gesetz machen, haben es

auch durchzuführen, und bewährt es sich nicht, so verscherzen sie sich damit die Gunst der Wähler, gefährden ihre Stellung und versperren sich die Rückkehr ins Amt.

Lom beschreibt u. a. noch den gründlichen Wandel, der sich seit dem Regierungsantritt der Königin Viktoria in der Schätzung und Stellung des Monarchen vollzogen hat, und macht eine Reihe von Vorschlägen zur Reform beider Häuser des Parlaments. In einem Ausblick in die Zukunft, mit dem er schließt, erinnert er an die politische Bedeutung des Gegensatzes von reich und arm, der oft so grell hervortrete, z. B. wenn die Gäste eines vornehmen Hauses ihre Wagen besteigen, und die umherstehenden Zuschauer auf den Stirnen der Damen Steine funkeln sehen, deren jeder so viel kostet, wie ein Arbeiter an Jahreslohn einnimmt. „En effet, ils sont des hommes, schrieb La Bruyère in seiner bitteren Beschreibung des französischen Landvolks unter dem ancien régime. Sie waren Menschen, aber sie waren keine Wähler. Unser moderner Reichtum, der wohlwollender, zurückhaltender, weniger anmaßend ist als der der frühern Zeiten, lebt gleichwohl unter den prüfenden Blicken eines bewaffneten und mitunter hungrigen Riesen. Die Demokratie Englands hat bis jetzt ihre Macht noch nicht benutzt, ja sie ist sich ihrer kaum bewußt worden. Aber das ist Umständen und Bedingungen zuzuschreiben, die nicht ewig sind, und die vielleicht nicht mehr lange fortauern werden.“ Zu den hemmenden Umständen hat, wie ich oft hervorgehoben habe, das Analphabetentum der ärmern Bevölkerung gehört; erst jetzt fängt die Schulbildung an, allgemein zu werden, und ist den sozialistischen Agitatoren die Möglichkeit gegeben, durch die Presse auf alle Angehörigen des vierten Standes einzuwirken. Bis jetzt sind die Parlamentsparteien nichts weniger als Vertretungen sozialer Schichten gewesen, in Zukunft können sie das werden.

Carl Jentsch



Zur Schicksalsstunde des ehemaligen Königreichs Hannover

Von G. v. Bismarck

2



ar nicht zweifelhaft über die sicher bevorstehende Demütigung Preußens zeigte sich nur der eingefleischte Partikularismus, der dynastische wie der radikal demokratische und, gegen das protestantische Preußen stets auf der Lauer liegend, der Ultramontanismus. In diesen Lagern war lediglich der Wunsch der Vater des Gedankens. Das übrige Deutschland schaute doch besorgt auf Preußen, von dem es bei aller Abneigung gegen dessen Staatswesen und seine augenblickliche Leitung dennoch die Zukunft Deutschlands erhoffte. Denn ganz unvermerkt,

den Deutschen kaum selbst bewußt oder uneingestanden, war in stillem Werdeprozeß das „Hineinwachsen preußischen Einflusses in Deutschland“ stetig vor sich gegangen. Es offenbarte sich die propagandistische Kraft der segensreich wirkenden Handelsunion Deutschlands in seiner Übertragung auf den nationalen Gedanken — die reife Frucht des Zollvereins. Wie sehr aber der preußische Staat trotz garstigen konstitutionellen Habers tatsächlich innerlich erstarkt war, auf allen Gebieten, besonders in seinem verspotteten Heerwesen, das haben in jenen Tagen weder seine Gegner gewußt noch auch seine Verbündeten.

In Hannover war man inzwischen an den preußischen Gesandten wieder herangeritten. Das Kabinett glaubte immer noch hindurchzulaufen, freie Hand behalten, dem Meistbietenden den Zuschlag erteilen zu können. Man wollte nicht begreifen, daß, wie immer auch das formelle Recht lag oder ausgelegt wurde, Preußen in diesem bevorstehenden Kampfe dem inmitten seines auseinandergerissenen Staatsgebiets liegenden Hannover nunmehr keine andre Wahl lassen durfte als: Freund oder Feind. So sehr sich Prinz Osnburg auch bemüht zeigte — und er ist nach eignem Eingeständnis darin bis hart an die Grenze seiner Pflicht gegangen —, den König, die Königin und Platen hiervon zu überzeugen, er hat tauben Ohren gepredigt. Es blieb bei dem Rehrreim der Versicherung friedfertiger Gesinnung und der Berufung auf den ausstehenden Bundesbeschluß. Noch am 14. Juni, dem Tage also der entscheidenden Abstimmung in Frankfurt, bezweifelte Platen, als er auf die Gefahr des Einmarsches preußischer Truppen aufmerksam gemacht wurde, überhaupt die Möglichkeit, daß Bismarck solchergestalt wider Bundesrecht handeln oder ohne mehrwöchige Friststellung die Feindseligkeiten eröffnen lassen würde. Wenige Stunden darauf ging die Nachricht vom Ausfalle des Bundesbeschlusses ein: Mobilisierung der vier mittelstaatlichen Bundeskorps, die darauf erfolgte Gegenerklärung Preußens durch seinen Gesandten von Savigny, daß es den Bundesvertrag als erloschen betrachte und behandle, an der Grundlage der nationalen Einigung, wie sie von ihm formuliert sei, dagegen festhalte, sowie endlich, daß infolge des Austritts Preußens der Gesandte seine bisherige Tätigkeit als beendet verkündet habe.

Der Deutsche Bund hatte ausgelitten. Die Wiener Verträge von 1814 und die Abmachungen des zweiten Pariser Friedens 1815 waren, eine historische Notwendigkeit, ihrem verdienten Schicksale verfallen. Denn die aus der Zuspitzung der dort in aller Form kodifizierten österreichisch-preußischen Interessengegensätze je länger je mehr zusammengeballten Verwicklungen konnten nur mit dem Schwerte gelöst werden.*) Zu dieser Ausreifung der Dinge hat die Heuchelei und Mißgunst der mit dem Auslande gegen die deutsche Vormacht verbündeten deutschen Widersacher die Saat gestreut. So wurden sie die Totengräber ihres eignen Werks und — zum Teil ihrer selbst.

*) Schon im Jahre 1850 hatte sich der österreichische Minister Fürst Felix Schwarzenberg über das Schicksal des Deutschen Bundes vorahnend so ausgelassen: „Ich glaube, daß die gründlich erschütterte, sehr wacklige Butte beim nächsten Anstoße von innen oder von außen schmachvoll zusammenrumpeln wird.“ (Friedjung.)

König Georg erließ nach Eintreffen der Nachricht sofort den Befehl zur Kriegsrüstung und Zusammenziehung der Truppen bei Hannover. Daraufhin führte Prinz Osnburg am Morgen des 15. Juni den Befehl seines Kabinetts aus: die wiederholt gestellten preussischen Forderungen als Ultimatum vorzulegen, mit Friststellung zur Beantwortung bis 12 Uhr Mitternacht. Es bedeutete also den Krieg, wenn der Entscheid ablehnend ausfiel oder die Frist unbeantwortet ablief.

Die Art nun der Behandlung dieser doch über Sein und Nichtsein zu treffenden Entscheidung des hannoverschen Kabinetts ist durchaus typisch für die auf kraftlose Belleitäten fast angewiesene Politik der damaligen Mittelstaaten. Statt wie geschehen, mußte es handeln wie Sachsen, diplomatisch wie militärisch schnell entschlossen und konsequent. Ja die territorial gefährdete Lage und die Unfertigkeit seiner Rüstungen wiesen gebieterisch darauf hin. Wieder wurde versucht, Zeit zu gewinnen, obwohl doch nicht eine einzige Minute mehr zu verlieren war. Weshalb dies bei der sonstigen Entschlossenheit König Georgs unterblieb, dafür steht eine zuverlässigere Erklärung als die, sie nur in der Person des Grafen Platen zu suchen, noch aus. Und dennoch, so unzulänglich sich jener als Minister erweisen haben mag, so ist es doch beinahe unmöglich, ihm seine Haltung unmittelbar vor dem 15. Juni sowie während dieses Tages dem Konto verantwortlicher eigener Entschlüsse, der Überzeugung also, oder auch nur des leisen Einverständnisses zuzuschreiben. Hat er aber auf Befehl seines allen politischen Wirklichkeitsverhältnissen entfremdeten oder sich verschließenden königlichen Herrn gehandelt, so entsprach es seiner Pflicht, den vorletzten Akt des Dramas mit seinem nicht mehr auszuweichenden Appell an die Entscheidung durch das Schwert würdiger vorzubereiten und zu gestalten. Das wäre er sowohl wie auch die Umgebung des Königs, soweit sie Einfluß ausübte, dem Monarchen und dem Lande schuldig gewesen. Ja, diese Umgebungen! Wie eine lose Farce mutet die Tatsache an, daß Tschirschnitz, der Generaladjutant und Divisionär, sowie der Chef des Generalstabes, Sichert, beide, als sie am 14. Juni abends auf die Nachricht vom Zusammenziehen preussischer Truppen hart an den Grenzen des Königreichs*) nach Herrenhausen eilten, dort, weil der hohe Herr einem Hofkonzert bewohnte und im Kunstgenuß nicht gestört werden dürfe, zwei geschlagene Stunden „antichambrieren“ mußten, bevor man sie vorließ. Kunstgenuß — und Hannibal ante portas!

Weniger verwunderlich erscheint die Haltung der Königin als Frau und Gattin. Bei der Meinungsübereinstimmung der ganzen königlichen Familie über den einzuschlagenden Weg — nur der Kronprinz soll anfänglich Einwendungen gemacht haben — war ihre Stellungnahme in der Entscheidungsstunde ohne weiteres gegeben. Das brachte sie zu unzweideutigem Ausdruck, als sie den um die Mittagsstunde des 15. Juni zu einer letzten Audienz vom König erwarteten preussischen Gesandten, bevor man ihn jenem zuführte, in ihrem Zimmer, wohin sie ihn noch schnell hatte bitten lassen, anging: „den König, ihren Gemahl nicht

*) Division Göben bei Minden und das Korps Manteuffel an der untern Elbe.

mit dem Ansinnen zur Nachgiebigkeit zu behelligen.“ Prinz Osenburg hat nach Pflicht und Gewissen diesem Wunsche nicht entsprechen können.

Als der König ihn vorgelassen hatte, verwarf er sofort die gesamten preußischen Forderungen mit der Begründung, daß sie geradezu ungeheuerlich seien. Sie kämen einer Mediatifizierung gleich, der sich zu unterwerfen er unter keiner Bedingung gewillt sei. Mit seinen 50000 Mann werde er die geringen nächsten preußischen Streitkräfte bequem zur Seite drängen können. Da setzte ihm der Gesandte auseinander, daß er zur Stunde über nicht viel mehr als 15000 Mann verfügen könne, deren Ausrüstung für den Krieg zudem gänzlich unzulänglich sei. Zur sofortigen Eröffnung der Feindseligkeiten, wie sie eventuell zu erwarten seien, fehle es an allem, an Bekleidung, Proviant, Kolonnen. Nur die Kavallerie wäre einigermaßen vollzählig nach Mannschaft und Pferdebestand. Der Artillerie dagegen fehle beinahe die Hälfte der Bespannung usw. Mit unwilligem Staunen und häufigen Unterbrechungen hatte der König diese Eröffnungen angehört, sodaß der Gesandte zweifelhaft war, ob er jenem Neues gesagt habe oder nicht. Jedenfalls brach es nun los: „Osenburg, woher wollen Sie das alles wissen? Nur schmählicher Landesverrat kann dem preußischen Kabinett oder Ihnen die Kenntnis dieser Dinge zugetragen haben; antworten Sie!“ Dieser erwiderte etwa wörtlich, „daß es seinen Posten schlecht ausfüllen hieße, wenn er nicht über alles genau orientiert wäre. Zugleich sei er aber auch, was er oft bewiesen zu haben glaube, Sr. Majestät viel zu aufrichtig ergeben, um in diesem Augenblick höchster Gefahr, die er zu beschwören wünschte, mit Kenntnisgabe dieser Details zurückzuhalten.“ Nach einer kurzen Pause sagte der König: „Dem sei nun, wie es sei“, um dann, nach einigen Ausführungen über seine Armee, dem Gesandten zu versichern, daß 25000 Mann sehr bald zur Stelle sein würden und die übrigen 25000 Mann nach einiger Zeit: „Verlassen Sie sich darauf, Osenburg.“ Dieser erwiderte, „daß die an den Grenzen des Landes stehenden, des Einmarschs gewärtigen preußischen Generale dies sehr wahrscheinlich zu verhindern wissen würden“. Dem nun wiederholt gemachten Vorwurfe illoyalen Vorgehens Preußens gegen bundespflichtige und bundestreue Staaten begegnete Osenburg mit dem Vorhalt, wie das preußische Kabinett von der seitens Österreichs in Aussicht gestellten und von ihm, dem König, nicht zurückgewiesenen Arrondierung Hannovers durch Lippe, Waldeck, Odenburg und Teile des preußischen Westfalens sehr wohl unterrichtet sei. Der König fand eine Antwort darauf nicht, blieb aber bei seinem Entschlusse und entließ den Gesandten kalt, ja ungnädig mit dem Bescheide, „daß ihm endgiltige Antwort nach stattgehabtem Ministerrate zugestellt werden würde“. Dies begab sich etwa zehn Stunden vor Ablauf der gestellten Frist.

Osenburg fuhr nach Hannover zurück, wo die Aufregung der Bevölkerung über die bekannt gewordene kritische Lage einen überaus hohen Grad erreicht hatte, dergestalt, daß eine Abordnung der Hauptstadt den König inständigst um Herbeiführung einer Einigung mit Preußen, auf Grund von dessen Vorschlägen, zu bitten wagte. Dieselbe Vorstellung hatte in freimütiger Weise und sehr ernst

schon der greise Generalleutnant von Jacobi gemacht. Alles vergebens. „Als Christ, Monarch und Belfe, erklärte der König, dürfe er anders nicht handeln.“

Es hatte also kein menschliches Zutun dem rollenden Schicksalsrade in die Speichen zu fallen vermocht.

Mit dem Entwurfe der Beantwortung der preußischen Commation wurde Graf Platen beauftragt. Aber erst am Abend hat sie in Herrenhausen dem Könige vorgelegen. Hienburg konnte nach allen ihm gewordenen Eindrücken über den Ausfall der Antwort kaum mehr zweifelhaft sein; auch darüber nicht, daß sie ihm schnell zugestellt werden würde. „Als sie jedoch, so erzählte der Prinz, um elf Uhr nachts noch ausstand, wagte ich beinahe an eine in letzter Stunde erfolgte Sinnesänderung des Königs denken zu dürfen, weil ich sie eben erhoffte. Denn das bevorstehende Schicksal des in allen seinen Mitglieðern mir stets gütigen Königshauses mußte mir die ernstesten Besorgnisse einflößen. blieb also das Ultimatum punkt zwölf Uhr unbeantwortet, so mußte schon innerhalb der nächsten Stunde der Krieg erklärt und die Meldung hiervon nach Berlin abgegangen sein. So verstrich Minute auf Minute, und meine Spannung wuchs mit dem Fortschreiten der Zeiger aller meiner Uhren und deren mahnenden, vielstimmigen Anschlag. *) Niemals waren sie so präzise übereinstimmend gegangen. Da, es war schon elfeinhalf Uhr durch, hörte ich einen Wagen vorfahren, und mein alter Diener Schäfer meldete kurz darauf den Grafen Platen an. Ich ließ ihn heraufbitten, schärfte zuvor aber dem Diener ein, nach Verschließen der Haustür deren Schlüssel an sich zu nehmen und auf seinem Zimmer mein Klingelzeichen zum Öffnen unbedingt abzuwarten.

Getreu seiner Gepflogenheit, lebhaft und als handle es sich um einen gelegentlichen freundschaftlichen Besuch, mit weltmännisch liebenswürdiger Kor-dialität, die ihm sonst so gut anstand, erkundigte er sich, nachdem ich ihn sehr förmlich begrüßt hatte, nach meinem und meiner Frau Befinden, dann klagte er über Ruhelosigkeit, die sein Amt, jetzt zumal, mit sich bringe, und kam auf die Oper zu sprechen, auf deren Stern, die Weise als Primadonna und auf Niemann, über die er sich sehr entzückt ausließ. Ich kannte Platen sehr genau, schätzte ihn sogar vieler guten Eigenschaften wegen, trotz seiner etwas kavalieren Art der Geschäftsbehandlung. Aber diese Manier der Einführung und Einleitung einer überaus ernsten Angelegenheit frappierte, verletzte mich doch. Da ich ihn aber darauf fest ins Auge faßte, wurde mir klar, daß all diese an den Tag gelegte Sorglosigkeit nur Maske war, um seine innerliche Aufregung zu verbergen.

Bis dahin hatte ich, abgesehen von der kurzen, in kühlem, befremdeten Tone gehaltenen Beantwortung seiner Fragen, kein Wort gesprochen, nur zugehört. Da er aber Miene zu machen schien, in Nichtigkeiten fortzufahren, so erinnerte ich ihn ohne weiteres an den vermutlichen Zweck seines Erscheinens. „Ach ja, liebste Durchlaucht, antwortete er betreten, freilich komme ich deshalb;

*) Der Prinz besaß eine große Sammlung seltner und kostbarer Uhren jeder Gattung.

aber ich bin ganz untröstlich, Ihnen die Entscheidung meines allergnädigsten Herrn so schnell denn doch nicht vorlegen zu können. Er sei übrigens, so fuhr er fort, fest davon überzeugt, daß man über alle Schwierigkeiten, welche die bedauerliche Divergenz in Auffassung der Regelung der schwebenden Fragen hervorgerufen habe, noch hinwegkommen und alles sich noch zu beiderseitiger Befriedigung arrangieren lassen werde.« Als ich nun, ohne mich ablenken zu lassen, sehr ernst auf die Punkt zwölf Uhr ablaufende Frist des in seiner Fassung keinem Zweifel unterliegenden, in aller Form ihm zugestellten Ultimatus aufmerksam machte, da sagte er: »Aber liebste Durchlaucht, ich bitte Sie um alles in der Welt, sollten Sie es denn wirklich für menschenmöglich halten, daß es bei den so nahen verwandtschaftlichen Beziehungen unsrer beiderseitigen allerhöchsten Herrschaften zu einem Bruche kommen könnte?« Er wollte weiter sprechen, ich unterbrach ihn jedoch mit dem Hinweis darauf, daß ein solcher allerdings zu vermeiden sei, jedoch nur bei Bewilligung der preussischen Forderungen und innerhalb der gestellten Frist. Und diese war, wie ich mich nach dem Zeiger der Uhren überzeugte, in wenigen Minuten abgelaufen. Auch er mußte es bemerkt haben, denn er griff sehr schnell nach seinem Hute. Wohl beherrschte er sich äußerlich durchaus, aber die Enttäuschung, die quälende innere Unruhe stand ihm doch unverkennbar im Gesicht geschrieben. Daraus war nur zu schließen, daß er die Entscheidung seines Herrn vielleicht nicht zu erlangen vermochte und nun gehofft hatte, ob im Auftrage oder in eigener Entschließung, wer weiß das, eine Fristverlängerung zu erlitten. Kurz, er verließ mit den Worten: er wolle ungeführt nach Herrenhausen fahren, es könne sich nur um ein paar Stunden handeln, das Zimmer und schritt, von mir begleitet, die Treppe hinunter, der Thür zu. Er fand sie verschlossen. Ungeduldig rüttelte er an der Klinke; es nuzte nichts, und ich bat ihn, sich bis zum Erscheinen des Dieners, dem ich nun das verabredete Zeichen gab, gedulden zu wollen. In nervöser Hast setzte, warf er sich vielmehr auf eine der beiden im Vestibüle befindlichen eichenen Sitztrühen*) und schien einen letzten Versuch machen zu wollen, mich von der Sache abzulenken, als ich auch schon die Uhr zog. Es fehlten nur noch einige Sekunden bis zwölf Uhr. »Herr Graf, redete ich ihn feierlich an, ich ersuche jetzt um definitiven Bescheid auf die dem hannoverschen Kabinett heute früh zugestellten Forderungen meiner Regierung.« Antwort: »Ich kann sie Ihnen beim besten Willen noch nicht geben, Durchlaucht, jetzt noch nicht.« »Dann, Herr Graf, und ich wies auf das Zifferblatt meiner Uhr, erkläre ich hiermit im Namen Seiner Majestät des Königs von Preußen Hannover den Krieg. Die schriftliche Notifikation wird Ihrem Kabinett unverzüglich zugestellt werden.«

Platen, der beim Beginn meiner Erklärung von seinem Sitze aufschnellte, war nun mit einemmale, indem er hoch aufgerichtet nur mit kurzer Neigung

*) Diese Sitztrühen sind nach dem Ableben des Prinzen am 1. Januar 1883 infolge dessen letztwilliger Verfügung in meinen Besitz übergegangen.

des Kopfes deren Entgegennahme bekundete, ein völlig anderer. Ohne daß noch ein weiteres Wort gewechselt wurde, verbeugte er sich und schritt durch die inzwischen geöffnete Tür zu seinem Wagen, um sich, was die Pferde laufen konnten, nach Herrenhausen zum Könige zu begeben."

Die Ereignisse nahmen nun ihren bekannten schnellen Verlauf. Jedoch noch zweimal innerhalb der nächsten zehn Tage boten sie der hannoverschen Staatsleitung die Hand, der sich vorbereitenden Katastrophe eine minder harte Gestaltung, wenn nicht gar eine Abwendung zu geben. Zuerst gelegentlich der militärischen Operationen zur beabsichtigten Vereinigung der Armee mit den Bayern. Bei einheitlicher Leitung eines energisch, konsequent und schnell durchgeführten Vormarsches wäre es trotz aller innern Schwierigkeiten zweifellos gelungen, bei Eisenach durchzubrechen, sich den Weg nach Süden zu bahnen. Die Folgen konnten unberechenbar sein. Daß es nicht gelang, lag an den durch Entschlußlosigkeit und allerhand Nebenabsichten hervorgerufenen Kreuz- und Querzügen dieses kurzen Feldzuges, als natürlicher Fortsetzung der vorangegangenen in gleich verfehlter Weise geführten diplomatischen Aktion. Das andremal hätte eine Kapitulation noch am Abend des 26. Juni dem Kampfe am 27. vorbeugen und bei der in jenen Tagen noch durchaus verständlichen Gesinnung König Wilhelms die staatliche Existenz Hannovers wahrscheinlich noch retten können. Das hat König Georg von sich gewiesen. Tapfern Sinnes, wie der Welfe war, zog er den Kampf einer unrühmlichen Waffenstreckung vor. Das tat er getreu seinem bisherigen Verhalten und getreu vor allem seiner Eigenart, der er sich weder begeben konnte noch wollte. Und noch aus anderm Grunde. Schon längst des Sehvermögens beraubt, sah er sich nur auf die Augen anderer und deren Befähigung oder guten Willen angewiesen, Personen, Dinge, Geschehnisse zu beurteilen. Damit war ihm das Verständnis für die Wirklichkeit notwendig verloren gegangen. Befangen zudem in mythisch-phantastischen Vorstellungen seiner Würde und Hoheit, zeigte er sich von der unbedingten Unverletzlichkeit seiner Souveränität, seinem unäußerlichen Rechte und nicht zum wenigsten von der hohen Bestimmung seiner Dynastie so felsenfest überzeugt wie von der Wahrheit des Evangeliums. An alledem hielt er hartnäckig fest, und so ist es auch erklärlich, daß sich sein ganzer Stolz aufbäumte bei dem Gedanken, sich der Suprematie des emporkommnen Nachbarstaates unterwerfen zu sollen. Wenn er darüber Krone, Land und Heimat verlor, wer wollte ob seines überzeugungsvollen Tuns unbillig mit ihm rechten! „Denn, so sagt Friedjung über ihn, des Menschen Natur ist stärker als alle Gründe, oft stärker als selbst der augenscheinliche Vorteil. Wer sich selbst getreu untergeht, dem kann menschliche Teilnahme nicht versagt werden.“ Auch nicht einer treuen, seiner Dynastie anhänglichen Bevölkerung. Aber sie schließt doch auch die Überzeugung nicht aus, daß im Interesse der Zukunft des Deutschen Reiches und Volkes die eisernen Würfel des Jahres 1866 nicht anders fallen konnten. Denn da, wo Volks- und nationale Interessen den Ausschlag geben, ist es unwesentlich, ob der gewalttame

Eingriff nach kodifiziertem Recht geschieht oder mit dem der Macht und des Siegers. Im Staats- und Völkerleben lassen sich Existenzfragen nach privatrechtlichen Grundsätzen und Sentimentalität niemals entscheiden. Sonst wäre alle Staatenbildung, die, um ihren Zweck und ihre Aufgaben zu erfüllen, auf der Macht und dem Willen hierzu beruhen muß, in aller Vergangenheit unmöglich gewesen, ebenso wie sie ohne jene undenkbar ist in Gegenwart und Zukunft.

Ehre dem letzten Waffengange König Georgs! Denn gerade durch ihn ist dem Lande wie den braven Truppen die für versöhnende Auffassung gar nicht hoch genug anzuschlagende Genugtuung geworden, den Verlust der staatlichen Selbstständigkeit, die Auflösung seiner wackeren Armee mit einem Waffenerfolge abgeschlossen zu haben. Das ist in seiner Wirkung ein tatsächliches, wenn auch unbeabsichtigtes Verdienst König Georgs um sein früheres Land und um Deutschlands Größe und Zukunft.

So ist denn einer der besten Volksstämme, der im Blute reingehaltenste, der tüchtige, zähe, tapfere, in Haß und Liebe starke, treue der Niedersachsen, der bis dahin abseits gestanden hatte, in ein machtvolles Staatswesen eingereiht worden. Schon nach wenigen Jahren nahm er ruhmreichen Anteil an dem Kampfe um Deutschlands Einheit, und seine Söhne flochten weitere Lorbeeren um ihre neuen Feldzeichen. Seitdem wirkt er in gemeinsamer Arbeit mit an der Mehrung von „Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gefittung“.



Theodor Wilhelm Engelmann, ein deutscher Forscher



Johannes Müller — Emil Du Bois-Reymond — Wilhelm Engelmann! Welch gewaltiges Stück deutschen Geisteslebens wird von diesen drei Namen umschlossen! Hatte Johannes Müller mit mächtiger Hand eine neue Physiologie und damit auch eine neue Weltanschauung gegründet, und hatte Du Bois-Reymond mit den scharfen Waffen seines glänzenden Geistes die Lehren seines Meisters und ihre Konsequenzen zum Siege geführt, so war es Engelmanns historische Mission, das Errungene in Ruhe auszubauen und Keime zu weiterem Fortschritt teils zu entwickeln, teils auszustreuen.

Sein Leben fällt in die große Zeit unsers Volkes, in jene einzigartige Renaissanceperiode des Zeitalters Wilhelms des Ersten, in dem der solange zurückgehaltne deutsche Genius plötzlich, wie mit übermächtiger Gewalt hervorbrach und an allen Zweigen der Kultur Blüte über Blüte trieb.

Schon mit vierundzwanzig Jahren sehen wir Engelmann im Jahre 1867 — er war am 14. November 1843 zu Leipzig geboren — in den Kreis der

Physiologen treten als einen Schüler hauptsächlich von Gegenbaur und v. Bezold, und wenn er auch späterhin die Hauptzeit seines Lebens außerhalb der Grenzen, in Utrecht, zugebracht hat, so hörte doch seine Zugehörigkeit zum Stamme der deutschen Wissenschaft nicht einen einzigen Augenblick auf.

Schon in diesen jungen Jahren, 1863 bis 1867, hatte er so vortreffliche Arbeiten veröffentlicht, daß ihn die Universität Utrecht, noch bevor er in seiner Vaterstadt zum Doktor promoviert war, für sich zu gewinnen strebte. Und so glücklich fühlte er sich dann in dieser seiner zweiten Heimat, daß er sich erst 1897 entschloß, ins Vaterland zurückzukehren, um an Du Bois-Reymonds Stelle zu treten. Namentlich war es die überragende Persönlichkeit von Donders, dessen Tochter der junge Professor als Gattin heimgeführt hatte, die ihn an Utrecht fesselte und alle Berufungen an deutsche Hochschulen ausschlagen ließ. Deren kamen viele; denn jede Universität hätte gern einen Mann zu den ihrigen gezählt, der als Mensch und Forscher gleich groß war, und der — wie seine zahlreichen Ernennungen zum Ehrenmitglied gelehrter Körperschaften fast in allen Staaten bewiesen — einen europäischen Ruf genoß.

Dieser Ruhm war wohlverdient; denn in rascher Folge waren Mitteilungen und längere Arbeiten aus dem zunächst noch primitiven Utrechter Laboratorium erschienen, die jedesmal prinzipiell neue Tatsachen in der Physiologie ans Licht brachten. Um so höher muß sein Ruhm bewertet werden, je bescheidner die Mittel waren, mit denen er errungen wurde. Man kann das ganze weite Gebiet dieser Wissenschaft durchwandern und wird überall, in welchem Sonderabschnitt es auch sei, Spuren von Engelmanns Tätigkeit finden. Präzise Fragestellung, objektives, unvoreingenommenes Beobachten, gewissenhaftes Kontrollieren und virtuose Technik waren die Gründe, die ihn von Entdeckung zu Entdeckung führten.

Man hört heutzutage nicht selten die Meinung, daß nur Spezialisierung auf ein kleines Gebiet noch erfolgreiches Arbeiten und Forschen ermögliche. Im Lichte solcher Anschauungen hatte sich Engelmann eine ganz merkwürdige Spezialität ausgesucht, nämlich das Studium der Lebensvorgänge an den niedersten Tieren. Da jedoch bei diesen alle Lebensvorgänge, alle Funktionen, die uns bei den sogenannten höhern Tieren in den einzelnen Organen getrennt erscheinen, gewissermaßen mikroskopisch „in unsichtbar kleinen Massenteilen“ beieinander liegen, so hielt er die vielen Fäden, aus denen sich das komplizierte Gewebe der tierischen Organisationen knüpft, jederzeit alle in der Hand.

Allgemeiner bekannt geworden sind aus diesem Untersuchungskreis zum Beispiel sein Nachweis der Sauerstoffabgabe von Pflanzenzellen. Indem er eine kleine Alge oder Diatomee in einer Flüssigkeit, die gewisse sauerstoffbedürftige Bakterien enthielt, beobachtete und sah, wie schon nach kurzer Zeit die Zelle von einer dichten Hülle sauerstoffhungriger Spaltpilze um-

geben war, konnte er noch den trillionsten Teil eines Milligramms Sauerstoff nachweisen.

In ähnlich einfacher und genialer Weise gelang es ihm, mit Hilfe eines nur teilweise belichteten Wassertropfens nicht allein zu zeigen, daß ganz niedere Gebilde, wie die *Euglena viridis*, lichtempfindlich sind, sondern auch, welcher Teil ihres Körpers lichtempfindlich, mithin ihr Auge ist. Das Experiment ist unter dem Namen der Engelmannschen Lichtfalle berühmt geworden. Wassertropfen, Lichtkegel und Euglenen sind schon lange bekannt; aber erst Engelmann hat sie zu vereinigen gewußt. Man sieht also, wie es weniger die Vielseitigkeit und Vorzüglichkeit der Apparate ist, die die Erfolge zeitigen, als vielmehr der Geist des Forschers, der mit ihnen arbeitet.

Die mikroskopische Forschung hatte schon frühzeitig Zellen mit feinen, haarartigen Fortsätzen beschrieben, die wie eine Bürste die Zellen entweder an ihrer ganzen Oberfläche — deshalb die Bezeichnung als Ciliäten — oder nur auf einer Seite umgeben. Auch war bekannt, daß diese sogenannten Wimper- oder Flimmerreihen dazu dienen, Fremdkörper fortzuschaffen, eine Einrichtung, die zum Beispiel zum Schutz gegen den Staub, den wir fortgesetzt einatmen und in unserm Respiationsapparat ablagern, von großer Bedeutung ist. Aber an die Möglichkeit, die mechanische Leistung dieser Flimmerzellen zu messen, hatte niemand gedacht. Da konstruierte Engelmann seine Flimmermühle und Flimmeruhr, und jetzt wissen wir, daß zum Beispiel die Flimmerzellen der Rachenschleimhaut des Frosches ein Gewicht von 336 mg noch merkbar in horizontaler Richtung fortzuschieben vermögen.

Die Bewegungserscheinungen waren es schließlich, die sein Interesse am meisten fesselten, und nachdem er 1879 in Hermanns Handbuch der Physiologie in grundlegender Weise die Wimper- und Protoplasmaabewegung geschildert und 1894 in einer Croonian Lecture vor dem Areopag der Royal Society seine neuen Ansichten über den Ursprung der Muskelkraft auseinandergesetzt hatte, rückte — insbesondere im Anschluß an Beobachtungen und Untersuchungen am Urether — immer mehr das Herz und seine Tätigkeit in den Brennpunkt seiner Arbeiten.

In der Geschichte der Physiologie wird Engelmanns Name untrennbar mit der sogenannten myogenen Theorie des Herzschlages verbunden bleiben. Diese Lehre betrachtet die gesamte Tätigkeit des zirkulatorischen Zentralapparats als Funktion der Muskelzellen des Herzens, im Gegensatz zu der neurogenen, die das wunderbare Spiel dieses Organs, sein regelmäßiges Pulsieren und sein erstaunliches Anpassungsvermögen an die Herznerven und Herzganglien knüpft. Der Unterschied der Auffassungen ist fundamental. Denn wenn in der neurogenen Theorie die spezialisierende Neigung unsrer Zeit zum Ausdruck kommt, die — wie jedem Menschen sein Fach — so jeder Zelle ihre bestimmte, scharfabgegrenzte Funktion zuzuschreiben geneigt ist, der nervösen Zelle nur nervöse Leistungen, der Muskelzelle nur das Vermögen, sich zusammenzuziehen: so hielt Engelmann den Gedanken fest, daß in jeder

lebendigen Zelle sämtliche Funktionen vereinigt seien, wenn auch natürlich nach dem Gesetz der Arbeitsteilung in der einen Zelle diese, in der andern jene Elemente stärker ausgebildet sind. Er lehnte es also ab, die Muskelzellen des Herzens, die den Blutumlauf beherrschen, nur gewissermaßen als ein Stück bessern Hautschuhs zu betrachten, der sich eben mechanisch zusammenzieht, sondern er zeigte, wie sich der scheinbar so einfache Vorgang einer Muskelkontraktion aus vier Grundfunktionen der Muskelsubstanz zusammensetze, die er als automatische Reizerzeugung, Reizbarkeit, Reizleitung und Kontraktilität bezeichnete.

Diese Auflösung der Tätigkeit des Herzmuskels in vier verschiedene Leistungen ist nicht bloß eine geistreiche Hypothese, sondern eine experimentell erhärtete Tatsache. Aber sie greift über den Rahmen einer bloßen Tatsache hinaus. Indem Engelmann die Einheit und Selbständigkeit der zelligen Elementarorganismen festhielt und zeigte, daß einem jeden nicht bloß eine, sondern viele Funktionen zukommen, eröffnete er der physiologischen Forschung neue Bahnen und Ausblicke. Das alte Gesetz, daß neue Anschauungen zunächst nicht leicht aufgenommen werden, trifft freilich auch hier zu. Wir befinden uns zurzeit sozusagen im Latenzstadium einer Idee: sie ist wohl von einem genialen Sämann ausgesät, aber noch nicht für die Allgemeinheit aufgegangen. Aber auch dieser Zeitpunkt wird kommen, und aufrichtige Bewunderung wird dann die Menschen erfüllen für den Forscher, der ihre Gedanken vorausgedacht und damit das Fundament für die neuen Anschauungsformen gelegt hat.

Alein noch weiter werden sich seine Spuren erstrecken. Engelmann war nicht die Persönlichkeit, deren großen Geist das Kaleidoskop der wechselnden Bilder ausfüllte. Er wich der Frage nicht aus, was denn eigentlich der Grund, der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht sei, und wenn auch für Fernerstehende das exakte Forschen, das Ergründen gesetzmäßiger Zusammenhänge in der sogenannten realen Welt der Physiologie den Inhalt seines Lebens zu bilden schien, so lebte in seinem Innern ein philosophischer, religiöser Zug als integrierender Bestandteil seines ganzen Wesens. „Ob das alles — so ungefähr äußerte er sich einmal zu mir im Hinblick auf seine Experimentaluntersuchungen — ob das alles in Wirklichkeit sich so verhält, weiß ich nicht gewiß; die Erscheinungen haben doch einen äußerst komplizierten Weg zurückzulegen, ehe sie in mein Bewußtsein eintreten. Aber was ich fühle, was ich als gut und schön empfinde, darüber gibt es keinen Zweifel, das ist unmittelbar gewiß. Die von manchen so unterschätzten psychischen Vorgänge sind eigentlich das einzig Sichere in der Physiologie.“ So dachte der Beherrscher des weiten Gebiets der Physiologie, der Meister der exakten physiologischen Technik!

Dem Manne, der das Kommen und Gehen der Erscheinungen so genau durchschaute, konnte der Wert des Psychischen natürlich nicht in seiner Identifizierung mit einer früher oder später wieder verschwindenden individuellen

Persönlichkeit liegen. Ihm waren die psychischen Qualitäten, die Ideen, die Ideale das Bindeglied mit den Persönlichkeiten, die vordem gelebt hatten; daher sein historischer Sinn, seine Hochachtung und Liebe für frühere Forscher, die gleich ihm nach Erkenntnis und Wahrheit gesucht hatten, und daher auch seine Religiosität, sein ehrfurchtsvolles Erfassen des Unendlichen, offenbar ein Erbteil seiner Mutter, einer Tochter des Leipziger Historikers Fr. Chr. A. Haffe, zu der er zeitlebens, auch nachdem er längst ein berühmter Mann geworden war, mit der höchsten Verehrung emporschaute.

In dieser besondern Stellung, die er zum Ablauf der Dinge, zur Natur, zum Weltganzen einnahm, lagen die Wurzeln des Zaubers seiner Persönlichkeit, dem sich kaum einer entzog. Jeder fühlte die abgeklärte Erhabenheit seines Standpunkts, von dem aus er allen mit freundlichem Verständnis entgegenkam, und jeder empfand es als ein Glück, sich wenigstens für eine Weile an diesen so sicher gegründeten Geist anlehnen zu dürfen. Und diese innere Sicherheit und Ruhe kam in gleicher Weise in der klassischen Vollendung seiner Arbeiten, insbesondere in den wundervollen Gedächtnisreden auf Helmholtz und Du Bois-Reymond oder in dem meisterhaften Vortrag in der Kaiser Wilhelms-Akademie über das Herz zum Ausdruck, wie in einer natürlichen, herzlichen Liebenswürdigkeit; auch seiner, goldner Humor fehlte ihm nicht, um so weniger, je höher die Warte war, von der aus er Personen und Ereignisse betrachtete und einschätzte. So sehr entsprachen gerade diese Eigenschaften dem innersten Kern seines Wesens, daß sie sich unvermindert bis zu seiner Todesstunde erhielten, nachdem längst ein langsames Siechtum Blüte um Blüte von diesem reichen Geiste gebrochen hatte.

Es leuchtet ein, daß ein solcher Mann weit über die Spezialistengrößen hinausragte. Seine universelle Bildung, die ihn zu einem wahren Mitglied und Träger der Universitäten machte, löste universelle Interessen aus, und so lebte er nach den verschiedensten Seiten hin in freundschaftlichen Beziehungen. Nicht bloß mit der Mehrzahl seiner engern Fachkollegen im In- und Auslande stand er dauernd in Verkehr und Gedankenaustausch, sondern auch mit Männern der praktischen Medizin, wie Joseph Lister, William Bowman, James Paget, Bouchard, Chauveau, Horsley, oder mit Physikern vom Range eines Lord Kelvin und H. v. Helmholtz, dem er am 28. September 1894 in Utrecht einen berühmt gewordenen Nachruf weihte; und der Anerkennungen und Auszeichnungen, die ihm von L. Pasteur zuteil wurden, freute er sich um so mehr, je zurückhaltender dieser Mann gerade den Deutschen gegenüber zu sein pflegte. Aber den Höhepunkt seines Lebens bedeutete für ihn immer wieder die Freundschaft, die ihn mit Donders verband. Bis zum letzten Augenblick wirkte der Name dieses Forschers, in dem er nicht bloß seinen Schwiegervater, sondern das ursprüngliche Genie verehrte, geradezu elektrifizierend auf ihn.

Mit Helmholtz teilte er den künstlerischen Sinn. Die Enge des Laboratoriums hat niemals seinen Blick eingeengt. Für die erhabne Schönheit der

Natur im großen und im kleinen hatte er immer ein offenes Auge und für die verschiedenen Formen der künstlerischen Betätigung ein fein empfundenes Urtheil. Seine ganz besond're Neigung gehörte der Musik. Dem Spiele seiner zweiten Gattin lauschend mag er manchmal die Lösung verwickelter Naturprozesse gefunden oder neue Gedankengänge in bisher dunkle Gebiete getrieben haben. Und wenn sich vollends zu der Künstlerin auf dem Klavier Joseph Joachim, Robert Hausmann oder Generalarzt Schaper, der unvergeßliche Meister des Cello, gesellten, dann gedachte er sicherlich jenes Satzes von Platon: *ὡς φιλοσοφίας οὕσης μεγίστης μουσικῆς*.

Ein besond'res Kapitel mußte seiner Freundschaft mit Johannes Brahms gewidmet werden, mit dem er in regem Briefwechsel stand. Die Engelmannsche gewinnende Herzlichkeit löste verwandte Eigenschaften bei dem Wiener Komponisten aus, und schwerlich hätte einer dem sonst so knorrigen Meister der Töne so viel schalkhaften Humor und harmlose Fröhlichkeit zugetraut, wie sie in diesem Kreise in Wort und Schrift zum Vorschein kam. „Seinem Freunde Professor Dr. Engelmann“ hat Brahms sein drittes Streichquartett B-Dur, Opus 67 gewidmet zum bleibenden Gedächtniß an so manche Stunde gemeinsam getragenen Leides und gemeinsamer Freude. Gebend und nehmend, in klarer Erkenntnis, daß ihre scheinbar verschiednen Gedankenwelten einen gemeinsamen Ursprung und das gleiche Streben nach Vervollkommenung hatten, blieben die beiden Männer in treuer Freundschaft bis zum Tode verbunden.

Für die Griechen war der Nachruhm das Höchste, wonach sie strebten. Dieses Ziel hat Engelmann vollauf erreicht. Aber nicht nur in Abhandlungen und Büchern wird er fortleben, sondern noch mehr im Herzen seiner vielen Schüler, die über die weite Welt verstreut sein Andenken und seine Lehren heilig halten. Zwar hat es gewiß Lehrer gegeben und mag es in Zukunft geben, die durch glänzendere Beredsamkeit oder geistreichere Aperçus bestechen; aber stärker gefesselt hat wohl selten einer. Der Zauber, den die Göttin der Wissenschaft, der er sein Leben und seine Arbeit gewidmet hatte, über ihn ausgoß, wirkte eben auf jeden und führte den Hörer besser und unmittelbarer in ihr Reich ein als Thesen und Hypothesen, die nicht selten ein kurzes Dasein fristen und dann ihre eignen Propheten unter sich begraben.

Der frische Grabhügel, an dem wir stehn, bedeutet nicht bloß den Abschluß eines Menschenlebens, sondern vielleicht noch eindringlicher den Abschluß einer ganzen Ära; und angesichts eines solchen Abschnitts lernen wir den alten arabischen Spruch neu begreifen: „Das Sinken der Wissenschaft ist ein kleineres Übel als der Tod ihrer Meister.“

Berlin

Oberstabsarzt Dr. Butterfied





Meine Jugend und die Religion

Von Ludwig Germersheim

2. Bleichwangig am Main



Legenden sollten einem Kinde nie oder nur von Menschen erzählt werden, die so hold erzählen können wie Moritz von Schwind, Hans Thoma und Hermann Vogel. Denn viel mächtiger als das Märchen wirkt die Legende auf das Gemüt des Kindes.

Märchenkatastrophen sind unblutig und so frei von Grauen wie die Katastrophen in Wilhelm Buschs Dichtungen. Im Märchen können Hexen das Messer weizen, um gefangene Kinder zu schlachten, Wölfe können ihre kleinen Begleiterinnen, Menschenfresser ihre kleinen Gäste verschlingen, das alles geht ohne Blut und Qual und Grauen ab und hinterläßt keine schmerzende Spur in der Seele. Die Geschichte von Ritter Blaubart ist kein Märchen, sondern der düstere Nachhall der sadistischen Verbrechen eines Mitstreiters der Jungfrau von Orleans, des Ritters Gilles de Rais auf Machecoul und Tiffauges. So wenig man einem bilderdurstigen Kinde den Giftrank dieser Geschichte reicht, so wenig sollte man ihm Legenden erzählen, wenn man nicht beim Erzählen Blutfluten zu Rosen und Geköpfen zu blühenden Dornranken machen kann. Denn aus diesen Schilderungen grausamen Mordens und heldenmütigen Sterbens schleicht das Grauen in die Seele des Kindes und macht sie krank. Ich habe es an mir selbst erfahren.

Als meine Augen in der Stadt, die vom zweiten Volksschuljahre bis zum Abgang von der Hochschule der Schauplatz meiner Jugend war, helle Bilder suchen gingen, fanden sie keine Weiße. Die Landschaft sprach mich nicht freundlich an. Ich vermied den heitern, freien Strom meiner Kindheit; der Fluß, der hier zwischen Kaimauern und Kirchen, Häuserreihen und Hügeln dahinzog, erschien mir trüb und düster. Die von Mauern und Treppen durchzogenen, von Pfählen starrenden Nebenhügel nehmen mir den Blick in die blaue Ferne, an den ich mich in der weiten Landschaft meiner Kindheit gewöhnt hatte. Die neue Welt war mir zu wenig grün und weiß und blau. Daß ich diese Farben so oft zur Charakteristik meiner Kindheit am Rhein verwende, erscheint vielleicht gesucht. Ich habe mich selbst schon oft gefragt, ob mir nicht jüngere Farbeindrücke das Kolorit meiner Kindheit fälschen. Ich glaube nicht. Diese Farbenerinnerungen sind echt. Wenn ein heller Frühlingstag über frisch erwachtem Wiesen- und Waldgrün leuchtet und sich das Blau des Himmels auf dem Flusse wiegt und durch alle Wiesengräben rinnt, dann muß ich an meine erste Jugend denken. So blau, so grün waren die ersten sechs Jahre meines Lebens. Und so oft ich selbst den Blick auf diese Jahre richte, füllen sich die dürftigen Konturen, die mir von der Landschaft und von dem Leben meiner Kindheit im Gedächtnis geblieben sind, mit jenen frischen, freudigen Farben. Das formen- und gestaltenreiche Bild, das meine Seele von meiner spätern Jugend bewahrt, hat andre Farben.

Meine Eltern nahm nach der Übersiedlung das Geschäft, das sie übernommen hatten, ganz in Anspruch, darum sehe ich mich, zurückschauend, in jener Zeit immer an der Hand von Verwandten die Enge des Häuser- und Menschengewimmels und das unberührbare Aquariengrün gepflegter und gehüteter Anlagen durchwandern. Man zeigte meinen ältern Geschwistern die Sehenswürdigkeiten der Stadt, und sehenswertig erschienen dem Paganenglauben meiner Verwandten in erster Linie die Kirchen. Nicht die ragenden Türme, die meinen lichtdurftigen Augen aus der grauen Enge der Stadt einen Weg ins Blau gewiesen hätten, sondern die halb engen halb weiten, immer düstern Gewölbe und Grüste.

Da trat ich aus den hellen Straßen, die das Heute füllte, und in denen ich noch eben mit Freuden in Kanonieren des Feldartillerieregiments, die das breite bayrische Taschmesser mit dem Löwentopfgefäß am weißen Leibriemen trugen, Fußartilleristen aus meinem Heimatstädtchen zu erkennen geglaubt hatte, in halbdunkle Räume, in denen aus den Bildern vergangener Schrecken furchtbares Grauen in meine Seele schlich. Im Dämmerlichte der Kirchen kam aus Legendenbildern und Legendenerzählungen eine neue Farbe verwüstend in das heitre Bild der Welt, das ich aus der Heimat meiner Kindheit mitgebracht hatte: helles und dunkles Rot. Nicht das Rot der Geranien, die sich um Gnadenbilder drängten, nicht das Rot der Kirchenfahnen, die die Gänge säumten — das Rot, das meine Seele besiedete und krank machte, kam von den alten Bildern, grell flatterte es um Fensterschultern, hell rann es aus Märtyrerwunden, dunkel stand es auf Kerkerfliesen, und den Kreuzborn, der in meiner Welt bis dahin sommergrün gewesen war, fand ich hier verwelt, zur Krone gewunden auf einem bleichen, blutigen Haupte wieder. Dieses Rot siegte, alle freundlichen roten Töne, die mir in meiner Welt bis jetzt begegnet waren: Flaggen- und Uniformenrot, Blüten- und Himmelrot, Lippen- und Wangenrot erlagen ihm. Mit dem düstern feindlichen Rot des Blutes, das auf den alten Bildern reichlich floß, verbündeten sich verwandte Töne, der rotbraune Fleischton der rohen Krieger- und Fennergestalten, die das Märtyrerblut vergossen, die roten Blüten, die fromme Gläubige vor die Bilder stellten, die roten Fahnen, Priester- und Ministrantengewänder, die die Schönheit des Gottesdienstes erhöhen sollten.

Im Dunkel einer Märtyrergruft tauchte die Tante, die mich führte, Taschentücher in ein Becken, ich weiß nicht mehr, war es das Weihwasserbecken oder eine Quelle, die bei dem Grabe der Heiligen aus der Erde sickerte, und erzählte, wie die Frankenapostel Kilian, Kolonat und Totnan nachts von Knechten des Herzogs Gohbert getötet wurden, weil die Herzogin Gellana es wollte. Die Erzählung war kunstlos, aber meine Phantasie illustrierte sie mir furchtbar mit den schwächlichen oder brutalen Gestalten und mit den braunroten Blut- und Fleischtönen, die sich ihr von den Altarbildern eingeprägt hatten. Von einem Schatten begleitet stieg ich aus dem Dunkel der Gruft wieder zum Tageslicht empor. In der Schule schilderte der Lehrer den Tod der irischen Priester ausführlicher als meine Tante, und ein unglücklicher Zufall spielte mir gerade damals eine Chronik in die Hände, in der das Martyrium nicht nur erzählt, sondern auch durch einen rohen Holzschnitt illustriert war.

So brach die Legende wie ein Unhold in meine Jugend ein. Bei Tag und bei Nacht hielt mir meine Phantasie düstere blutige Bilder vor, wie die Glaubensboten wachten und beteten, und wie die Knechte eindringen und die Betenden niedermachten. Ich blieb selbst bei Tage nicht allein im Zimmer, das Grauen, das meine Seele füllte, bannte meinen Bild, sowie ich mich allein sah, auf die Tür, als müsse sie sich eindringenden Mördern öffnen. Ich weiß nicht, wann der Alpdruck der Legende von meiner Seele wich. Er lag lange auf mir. Und der

Unhold, der mich aus der Dämmerung der Kirchen in den Tag begleitet hatte, fand im Tageslichte Genossen, die mich nicht minder grausam quälten als er.

Am Mainkal in der Nähe eines großen Krans hatten bei Jahrmärkten die Karusselle, die Kasperltheater und die Schaubuden ihren Stand. Ich mußte auch diese Herrlichkeiten sehen und mich ein paarmal durch das Menschengewimmel mahlen lassen, das sich vor der langen, bunten Wand der Buden und Zelte hin und her schob. Die Bilder in den Kirchen und die Legende des heiligen Kilian hatten meine Augen furchtbar und meine Seele krank gemacht. Und nun diese Silberwand. Die Morbdämonen der Legendenbilder und ihre Opfer, die feurige, blutige Qual, den bleichen Tod — alles, was mich in den Kirchen entsetzt hatte, fand ich hier wieder, nur nicht golden umrahmt, nicht von Blumen gesäumt, nur aus dem hohen Format der Altarbilder ins Breite, ins endlose Breite gezerrt. Blut und Blut überall, grellrot und dunkelrot, bläulich bleiche Leichen, braunrote brutale Hentzgergestalten, Femschüssen, Keger-, Hengenrichter. Wang fragend und roh beschieden lernte ich damals die Feme und die Folter kennen. Und nun war alles, was auf diesen entsetzlichen Bildern quälte, würgte, litt und starb, hinter mir her, nackte, blutende Dämonen und wohlgekleidete in der Gugel, in der Rutte und in der Halskrause fanden sich zusammen mich zu quälen. Denn die lächerliche Kunstlosigkeit dieser Bilder bewahrte mich noch nicht gegen den Eindrud der Stoffe. So brach nun auch die Geschichte wie ein wildes Heer in meine Phantasie und in mein Leben ein, und kein Eckart war mir nah, mich zu schützen.

Es war ein eignes Mißgeschick, daß auch die Geschichte der Gegenwart in blutigem Gewande vor mein Auge trat. Als meine Seele so schwer mit Schrecknissen der Vergangenheit zu kämpfen hatte, glomm und entbrannte der Krieg zwischen Rußland und der Türkei. Telegramme und Kriegsberichte, die ich mit meiner jungen Lesekunst entzifferte, und der rohe Kommentar zu den Ereignissen, den ich aus illustrierten Zeitungen niedern Rangs und aus Äußerungen bigotter Menschen — nicht meiner Eltern — über den Kampf zwischen Kreuz und Halbmond aufschnappte, führten nun auch die Gegenwart brandrot und blutrot vor meine Seele, die sich am Rhein an heiterm Grün und Blau gelabt hatte wie ein sorgloses Wild auf sicherer Weide.

Besonders zwei Vorstellungen, von denen ich die eine Telegrammen und Silberbogen, die andre den Gesprächen Erwachsener entnahm, raubten mir damals in Verbindung mit dem Grauen, das aus der alten Zeit in meine Seele geschlichen war, die Ruhe: wie Baschi-Bosuls die christlichen Bewohner bulgarischer und serbischer Dörfer marterten und töteten, und wie die Türken nach einer alten Weissagung ihre Rosse im Rhein, im Rhein meiner Kindheit, tränkten. Ich hatte so gar keine Kraft und Neigung zum Märtyrertum in mir, das war mir immer, besonders als ich auf einem Bilde den heiligen Vitus als Kind in einem Kessel siedenden Öl stehen sah, entsetzlich erschienen, und nun rückte das Schreckliche, das die Frankenapostel Kilian, Kolonat und Totnan erlitten hatten, nach meiner kindlichen Vorstellung unserm Volke, meinen Eltern und Geschwistern, mir selbst so nah. Mit der Prophezeiung, die Türken würden noch einmal ihre Rosse im Rhein tränken, brach das Grauen auch in die stille Insel meiner Jugendjahre ein, die der Rhein umfloß. Ich hatte damals natürlich keine klaren geographischen Vorstellungen. Damit, daß auch der Rhein den Türken erreichbar sein sollte, schien mir jede Rettung vor den Baschi-Bosuls ausgeschlossen und das Märtyrerlos unvermeidlich. Der Knabe Vitus in Qualen, die Frankenapostel blutig und tot, die bulgarischen Frauen und Kinder von Baschi-Bosuls verfolgt, die Baschi-Bosuls am Rhein — so kam das neue Grauen mir nah und näher und schloß mich ein, und ich begriff nicht,

wie man in der fröhlichen Stadt am Main lachen und sorglos Kuchen essen und Wein trinken konnte. Das taten auch die, aus deren Mund ich die Prophezeiung von den Türken am Rhein gehört hatte. Ich sah sie lachen und essen und trinken, ich selber aber schlich, Raffandraangst in der Seele, über eine dunkle Strecke meiner sonnenarmen Kindheit. Von einem Schatten in einen andern Schatten.

Aber die Sonnenstreifen fielen doch auch über meinen Weg. In jener Zeit der Türkenangst laß ich bei einem Kameraden in einer Knabenzeitschrift, einer dürftigen Vorläuferin des Guten Kameraden, der heutzutage sicher von vielen jungen Seelen solche Schrecken, wie sie mir beschrieben waren, fernhält, ein Gedicht, das, wenn ich nicht irre, den Titel Tautotee, der Tschippewäer, trug. Mir ist es, als sei es von Freiligrath. Es stand unter dem Bilde eines ernstern indianischen Kriegers. Das Bild dieses Wilden hatte für mich nichts Schreckendes, und das Gedicht tat mir in meiner damaligen Gemüthsverfassung unsäglich wohl. Denn sein tröstlicher Rehrhein, den meine von verschwiegener Angst wund gebrückte Seele wie Balsam empfand, lautete:

Kommt nur, Kinder, kommt nur näher,

Tautotee, der Tschippewäer, tut den kleinen Kindern nichts.

Der Indianer starrte auch von Waffen wie die Wajshi-Wosuls, aber er tat den Kindern nichts. Diese Erfahrung wirkte mildernd, heilend auf meine Türkenfurcht und gewann mein ganzes Herz den ernstern Wilden Nordamerikas. Der Häuptling der Tschippewäer tat mir den Liebesdienst, den mir weder Eltern noch Geschwister noch Lehrer erwiesen, weil sie keine Ahnung von den Leiden hatten, die ich verschlossen in mir trug. Er scheuchte ritterlich die blutigen Dämonen der alten und der neuen Zeit, die sich in Gestalt von Märtyrern und Henkern, Hexen und Hexenrichtern, Bulgaren und Wajshi-Wosuls an meine Fersen geheftet hatte, und führte mich aus der Heimat, die mich mit ihrer Vergangenheit und ihrer Gegenwart unfreundlich geschreckt hatte, auf Pfaden so grün überwachsen, so verborgen und doch sonnig wie die an den Wällen der alten lieben Heimat am Rhein westwärts, weit übers Meer, auf weite, weite Wiesen, die keine Spitalmauer und keine Wallbüschung begrenzte, wo aber die Blumen gerade so dufteten und die Bienen und die Käfer gerade so summten und die Sonne gerade so hell vom blauen Himmel schien wie auf jenem engbegrenzten grünen Fleck hinter dem Militärspital, den ich Sinnenaus genannt hatte.

Mit den Farben und Tönen dieses Lieblingsplätzchens malte sich meine gelesende Phantasie die Prarie. Da schwebten die Falter, die mir von der Wiese meiner Kindheit bekannt waren, Weißflinge, Bläulinge, Blutströpfchen von Blume zu Blume und breiteten gefällig die Flügel aus, sodaß sich auch der schwerfällige, ungewandte Knabe, der ich war, ihrer Schönheit freuen konnte. Da summten grüngoldige Fliegen, braun und schwarz-samtne Hummeln und Käfer in blauem Stahlpanzer und beugten die hohen Gräser mit ihrer Last. Im Morgentau glitzerte diese grüne Welt, dann stieg süßer Duft von der warmen Erde und von dem warmen Grün auf, und abends, wenn das letzte Bienenlied versummt war und noch die Grillen sangen, neigte der Abendtau meine Molassins. Schuße gab es in dieser Welt nicht, keine Schuße, keine Schule, keine Prüfung, keine Kirche, keine Gruft, keine Märtyrer und keine Mörder.

Diese Wiesen im wilden Westen waren für meine kindliche Phantasie rein von Blut, so rein und frisch wie Sinnenaus am Sonntagmorgen. Das Volk, das dort in Wigwams wohnte, hatte nur ein Heute, kein Gestern, keine Hexen, keine Ketzer, keine Feme und keine Folter. So seltsam idealisierte das Heimweh nach der Wiese meiner Kindheit den wilden Westen und seine Bewohner. Ich

kannte die Kriessitten der Indianer und wußte, daß auf den Prärien nicht immer Dorffrieden herrschte. Ich lernte das Land, in das mich Tautotee geführt hatte, aus einer Menge hunder Erzählungen kennen, die voll wilder Kämpfe waren. Den Heimweg von der Schule nahm ich damals durch eine Promenade, an einer Buchhandlung vorbei. Es war ein Umweg, das letzte Schaufenster der Buchhandlung zog mich an, ich sah da durch die Titelbilder kleiner Büchlein wie durch hundert Fenster in das Land meiner Sehnsucht, in das Wiesenland der Indianer. Da wurde auch verwundet, getötet und gequält, das Skalpiermesser und der Marterspahl und die Blumen der Prärie wurden vom Blut rot, aber dieses Töten im Kampf und das Mut- und Kraftmessen am Marterspahl hatte für mich fast nichts Schreckendes. Das Blut, das da vergossen wurde, stand nicht auf Kerkerfliesen, rötete nicht Kirchenwände und wurde nicht vom Kerzenscheine bewegt. Die Blumen und das Gras wurden davon naß, und dann wurde es von der Erde getrunken. Der Waldboden oder Wiesengrund, die es tranken, die ganze Welt, die sich mir aufat, war grün, so grün wie die Wege meiner ersten Kindheit.

Die kleinen Oktavheftchen kosteten fünfundzwanzig Pfennige. Sie brachten mich in schwere Gefahr, denn ihr Zauber war so mächtig, daß ich einmal einige mir erreichbare Midebstücke wegnahm, um mir eines der geliebten Büchlein kaufen zu können. Daß diese Büchlein mit ihren bunten Bildern und ihrer Romantik, die für mich ganz frei von Grauen war, in mir das Heimweh nach dem Paradiese meiner Kindheit und den Farben- und Formensinn zugleich weckten und befriedigten, wird den kleinen Diebstahl, den ich tausendfach sühnen durfte, erklären und entschuldigen. Noch heute wird der Zauber wach, wenn ich da und dort Indianergebüchten ausgestellt und von Zungen belagert sehe. Da lese ich auch die Titel wieder. Sie haben sich zum Teil unverändert erhalten. Die rote Feder, Daniel Boone, Der erste Ansiedler in Kentucky, Die Gefangne der Comanchen — dieselben Titel standen auf den Büchlein jener fernen Zeit. Neue Erzählungen sind dazugekommen: Tabatingoo, der Semnolenhäuptling, Im Dorf des roten Pfeifentons, Taubenfeder, die Tochter des Stouzhäuptlings, Tatondah, der Gedächte, und ich beneide die Jungen, die sich daran freuen und sich aus dem Kreise dieser Männer des fernen Westens ihre ersten Helden wählen können.

Bei dem Anblick dieser Büchlein spüre ich wieder den Petroleum- und Lampendunst, der aus der Werkstatt eines Lampengeschäfts neben dem Lieblings-schaufenster meiner Knabenzeit kam. Er störte meine Wiesensehnsucht, aber er verband sich eng mit den Eindrücken, die ich von jenem Büchlein empfing. Petroleumgeruch weckt die Erinnerung an jenes Schaufenster, und die kleinen, bunten Indianergebüchten haben, wo ich ihnen begegne, heute noch etwas von dem Lampendunst an sich, der jenes Schaufenster umwehte, durch das ich in das ferne Wiesenland sah.

An jenem Fenster fanden oft Kämpfe statt. Ich wurde da oft von unbekannten Schülern genedt, verhöhnt und mißhandelt. So gut ich konnte, wehrte ich mich. Was mir diese Feindseligkeiten zuzog, wurde mir erst später klar. Ich war leider der primulus omnium in meiner Klasse und infolge dieser Würde eine Art Gehilfe des Lehrers. Dieser im übrigen vortreffliche Mann beging, wohl nach den pädagogischen Sitten einer ältern Zeit, er war schon bei Jahren, den Fehler, mich mit der Aufsicht über meine Kameraden vor dem Unterricht zu beauftragen. Ich mußte alle aufschreiben, die lärmten oder rauchten, und tat dies ohne bewußte Parteilichkeit, aber auch ohne kameradschaftliche Rücksicht. Diese Härte und den Fehler des Lehrers büßte ich, wenn ich an dem Fenster der Buchhandlung durch Stöße, Nadelstiche und andre Naderereien aus meinen Träumen gerissen wurde und umschauend mich höhnisch und feindselig blickenden ältern Schülern, Brüdern meiner

Kameraden, gegenüber sah. Ich war über meine Jahre groß und kräftig und schlug und biß mich durch, aber ich vereinsamte immer mehr. Denn auch meine rheinische Mundart weckte die Spottlust meiner Kameraden, während ich ihre ostfränkische Art, die Endsilben der Zeitwörter zu verschlucken, lächerlich fand. Ein paarmal wurde ich in ein Patrizierhaus eingeladen, dessen einziges Kind mit mir in die Schule ging. Da scheint meine Kinderstube nicht die Probe bestanden zu haben, denn die Einladungen unterblieben bald wieder.



Eines Toren Waldfahrt

Von Ingeborg Andresen

(Schluß)



omme Tetens öffnete zögernd die Bohnstü bentür, der Bauer hatte ihn rufen lassen. Als er hinein kam, sah er Frauke am Fenster stehn; soeben war sie aus dem Dorfe zurückgekommen, wo die letzte Besprechung der Teilnehmer für die Fahrt, die morgen unternommen werden sollte, stattgefunden hatte. Auf dem Gesicht des jungen Mädchens lag das verhaltene Leuchten eines heimlichen Jubels.

Der Knecht an der Tür sah es wohl und deutete es: morgen, morgen, Frauke Hartwich!

Momme, sagte der Bauer aus seiner Sofaede heraus, du kriegst morgen doch noch einen freien Tag. Jan Jöns will unsern Wagen fahren — mir ist es nicht ganz recht, weil er unsre Füchse nicht kennt — aber Frauke sagt, der Platz sei knapp, und sein Bruder und seine Schwestern haben es auf ihrem eignen Wagen schon eng genug. Also lauf rüber nach Moorhof und sag, er möchte morgen zur rechten Zeit hier auf der Werst sein!

Der Junge an der Tür antwortete nicht; seine große Faust krampfte sich um den Drücker, sein Gesicht sah aschfarben aus, und seine Augen starrten wie erlöschten den Sprecher an.

Na, hast nicht verstanden, Jung? 'n bißchen fix, du mußt nachher noch die Füchse striegeln! Also . . .

Da würgte er ein „Jawohl“ heraus und machte die Tür hinter sich zu. Draußen auf der dämmrigen Diele griff er mit beiden Händen nach seinem Kopf; er taumelte hin und her und ging halb besinnungslos nach seiner Kammer.

Auf der Lade sah er seine Rütze liegen; mechanisch stülpte er sie auf — dabei fiel ihm der Haufen Bücher in die Augen, in denen er noch heute in der Mittagstunde geblättert hatte. Da packten ihn Zorn und Mut über die Enttäuschung, die er hinuntergeschlucken sollte, er faßte den ganzen Stapel mit einer Hand und schleuderte ihn mit einem Fluch in die Ecke, nie wieder würde er eine Silbe davon lesen. Nie wieder!

Draußen in der frischen Luft konnte er wieder klarer denken, aber mit unverminderter Gewalt drückte ihn das Gefühl seines Jammers zu Boden: ein Glück, ein schimmerndes Glück, das er schon fast in Händen gehalten hatte, war ihm im letzten Augenblick entflohen; ein strahlender Traum, der schon seine Augen dem Licht öffnen wollte, war wieder weit, weit ins Dunkel zurückgeglitten. Genommen hatte man es ihm, genommen, geraubt! Frauke hatte es getan. Und sie wußte

doch, sie mußte doch wissen, daß er mit mußte in den Wald. Daß etwas auf ihn wartete, auf ihn und auf sie! Nein, sie hatte auch keine Schuld! Die hatte einzig Jan Jöns. Er hatte die Fäuste — wie er den haßte, der morgen seine Stelle einnehmen würde, der ihn im letzten Augenblick zurückgerissen hatte von seinem Glück. Und da ging er nun selber hin, um es dem andern anzubieten. Da nimm . . . dir kommt es zu . . . wenn es dir so gefällt . . . es ist dein Recht, es mir zu nehmen . . . Natürlich, der war der Herr, und er nur ein armer Knecht, selbstverständlich mußte er die Fäuste aus der Hand geben, wenn jener danach griff! Es blieb ihm keine Wahl, ob auch Mut und Empörung ihn fast zu ersticken drohten. Keine Wahl? Na, wenn er nun nicht hinging? Wenn er nicht . . . ach, das half nichts — Jan Jöns würde noch heute abend selbst kommen und fragen, und dann war sowieso alles verloren. Aber wenn er dem andern, statt seinen Auftrag auszuführen, ins Gesicht sagte: Ich trete nicht zurück! Ich wehre mich! Oder wenn er betteln würde, hier oder dort: Laß mich mit! Könnt mir doch einen Platz! Er lachte laut und höhnisch auf: wie man ihn wohl verwundert ansehen würde von oben bis unten, wie man ihn wohl kopfschüttelnd mit gutmütigem Spott zurückweisen würde! Ein rettender Gedanke durchzuckte ihn plötzlich: wenn er zu Fuß hinginge, ganz allein? Ach, unmöglich, der Bauer würde ihm zu solcher Dummheit, wie er sicher nennen würde, keine Erlaubnis geben. Und dennoch mußte er hin, er mußte!

Dieses Wollen beherrschte ihn noch ganz, als er auf der Diele von Moorhof stand und ungelent seine Mütze in der Hand zerkrümelte. Im Hintergrunde öffnete sich eine Stubentür, und Jan Jöns kam auf den Wartenden zu. Seine raschen, sichern Schritte, die von den Fliesen taktmäßig zurückhallten, dünkten dem Knecht an der Tür wie eine spöttische Melodie; das Blut schoß ihm in die Schläfen und brauste in seinem Kopf.

Nun, Momme, du hast was zu bestellen, nicht? sagte Jan Jöns lustig, wann hast du die Füchse für mich zurecht morgen früh?

Einen Augenblick noch sah Momme Tetens in das Gesicht des Fragenden, noch einmal knirschten seine Zähne aufeinander, und dann stieß er ohne Besinnen heraus: Uns-Herr läßt grüßen, es wäre kein Platz mehr auf unserm Wagen.

Noch niemals hatte er die Bäume seines frühern Schulkameraden so versteinert gesehen — das Frische und Frohe war auf einmal daraus gewichen, und er hörte ihm die Anstrengung an, die es ihn kostete, seine Enttäuschung zu verbergen, als er heiser fragte: Was? Aber . . . Frauke sagte mir doch . . . wer fährt denn mit?

Da wandelte den an der Tür auf einmal eine tolle Lust an, ihm ins Gesicht zu schreien: Ich! Ich! — aber er besann sich und sagte finster: Andre fahren mit — ich weiß nicht.

Jan Jöns lehnte sich hastig um und ging mit einem kurzen: Ist gut! davon. Momme Tetens sah ihm noch minutenlang nach, dann schlug er die Tür hinter sich zu und lief die Berst hinunter.

Er ging nach Hause wie ein Sieger. Alles in ihm sang und jubelte. Nicht so sehr über das Morgen — nein darüber, daß er den Mut gefunden hatte, sich dies Morgen zu retten. Daß er es gewagt hatte, sich sein Glück zu sichern. Es kam ihm vor, als wäre er gewachsen, als ginge er auf schwindelnder Höhe, auf einem schwankenden Steg — aber ganz sicher, ganz in völliger Gewißheit, daß ihm nichts geschehen könnte. So berauschte ihn das, was er eben entdeckt hatte, das Gefühl, daß nur Mut dazu gehörte, seine Träume ins Leben zu rufen — daß er diesen Mut gefunden hatte, zum erstenmal sich das Leben zu zwingen — — —

Und nun stand er wieder in der Stube auf Heesholm. Noch immer lag das eigentümliche frohlockende Funkeln in seinem Blick, sodaß Frauke ihn verwundert ansah.

Nun? fragte der Bauer kurz und erstaunt, als er stumm an der Tür stehen blieb. Da erwachte er für einen Augenblick aus seinem Taumel, sekundenlang wollte eine heiße Angst ihm die Kehle zuschnüren — aber mit Gewalt rang er es nieder.

Mit einer Stimme, die ihm selber fremd vorkam, sprach er: Jan Jöns kann nicht. Er ist anderswo gebeten.

Frauke kam auf ihn zu: Was sagst du? Du hast ihn falsch verstanden, nicht?

Aber Momme Tetens sah an ihr vorüber und wiederholte eintönig: Nein, er kann nicht.

Das Mädchen biß sich auf die Lippen, und ihre Stimme zitterte etwas: Was hat er dir denn sonst gesagt? Mit wem fährt er denn? So sprich doch und laß dir nicht jedes Wort abfragen!

Frauke! tabelte die harte Stimme der Mutter, das ist doch einerlei, mit wem Jan Jöns fährt, wenn er nur hinkommt. Momme fährt dich hin, wie's abgemacht war — was willst du denn?

Da kehrte sie sich um und lehnte ihren Kopf gegen das Fenster, ihr Vater aber nickte dem Knecht zu: Na, denn ist's gut — denn fährst du also morgen!

Da ging Momme Tetens hinaus, und wieder stieg der Jubel in ihm auf. Nun war es ihm sicher: der Wald und seine Wunder!

* * *

In langer Reihe folgten die Wagen einander, vollbeladen mit fröhlichen, schwagenden Menschen. Die Marsch lag schon hinter ihnen, und die Räder sanken tief ein in den weichen sandigen Heestboden. Ganz allmählich ging es bergan, die Säule leuchtete und schnob bei dem ungewohnten Steigen. Frauke Hartwicks Wagen war einer der ersten in der Reihe; ein paar Freundinnen hatten noch bei ihr Platz gefunden, die sich an übermüthiger Laune fast überboten. Sie selbst versuchte auch mitzulachen, doch drohte immer wieder ein heißes Weh in ihr hochzu steigen, wenn sie an Jan Jöns dachte. Warum er nur sein Versprechen gebrochen hatte? Sie fand trotz angestrengten Suchens keinen Grund für diese Kränkung, zumal da er auf dem Wagen eines Freundes mitfuhr, wo er gut entbehrt werden konnte. Kaum begrüßt hatte er sie heute morgen — und gestern, gestern hatte sie noch in seinen Augen etwas ganz andres zu lesen geglaubt. Doch sie wollte nicht daran denken, sie wollte ihm zeigen, wie froh sie sein konnte ohne ihn. Auf dem Vorderitz saß Momme Tetens allein. Dose hielt er die Zügel in den Händen, die Füchse gingen in gleichmäßigem Schritt hinter den andern Wagen her. So konnte er seine Augen wandern lassen, weit voraus, dem Ziele entgegen. Schon gewann die dunkle Masse, der sie zustrebten, an festen Formen, Gruppen fügten sich zusammen, Spitzen schoben sich vor, dann und wann unterbrach eine Lichtung die Wand. Die blauschwarze Farbe fing allmählich an, in tiefgrüne Töne überzugehen, hier und da am Außenrand ein leuchtender heller Laubballen.

Und näher und näher rückte der Wald. Kronen schmiegt sich an Kronen, Stamm schob sich an Stamm, hoch und höher wuchs es in den sonnigen Himmelsraum. Nun lag es vor ihnen — fest schlängelte sich der Weg in das Dunkel hinein, über ihm wölbte es sich in wundervollem Bogen. Langsam, fast zögernd fuhrn die ersten Wagen unter der grünen Kuppel dahin. Und wie mit einem Zauberschlag verstummte alles Lachen und Schwagen, ein festerliches Schweigen

ergriff unwillkürlich die Menschen. Und als sie wieder zu atmen wagten und ihre Augen sich in der goldigen Dämmerung zurechtfinden, griff wohl verstoßen einer nach der Hand des andern, und scheu und flüsternd bahnte sich der erste Jubel den Weg. — — —

Nun war das Forsthaus, mit dem eine Wirtschaft verbunden war, erreicht, und im Nu brach wieder der Alltagslärm durch. Eine geraume Zeit verging, bis die Pferde alle untergebracht und versorgt waren, bis sich die Menschen an den schon gerüsteten Tischen niedergelassen hatten. Und dann vergnügte sich jeder wieder in der gewöhnlichen Art und Weise, wie sie sich daheim auch vergnügten; fast vergessen war, was sie hergezogen hatte, ihre blöden Augen sahen kein Geheimnis mehr, da es vor ihnen lag.

Einer schlich sich leise an der lauten Gesellschaft vorüber: Momme Tetens. Er hatte mit noch ein paar andern Knechten zusammen für die Tiere gesorgt und ging nun davon; sie hatten ihn mithinein nehmen wollen zum Essen und Trinken, er aber war ohne Antwort gegangen. Hastig und achtlos verzehrte er jetzt ein Stückchen Brot, das man ihm heute morgen eingepackt hatte, und dann bog er vom Fahrweg ab auf den ersten Fußsteig, der waldeinwärts führte. Rasch und rascher ging er vorwärts, ohne sich umzusehen, nur in dem Bestreben, sich möglichst zu sichern vor einer Störung durch die andern. Endlich ging er langsamer — kein menschlicher Laut drang mehr an sein Ohr. Und nun riß er die Mütze vom Kopf und atmete tief, wie erlöst, auf. Wenn er doch auf einmal all die Wonne fassen könnte, die ihn hier umgab! Das quälte ihn fast, dieses Nichtaus schöpfen können. Oherig tranken seine Augen die überströmende Herrlichkeit, die er wohl heimlich geahnt und heimlich gewußt hatte — aber doch nicht so, nicht so! Hätte er dieses wohl je träumen können: diese grüngoldige Dämmerung, dies verwirrende Spiel der Sonnenfunken, wie es durch das dicke Gezweig schlüpfte, wie es an den Stämmen hinabglitt und nun metallisch auf dem Moosboden glänzte! Und um ihn herum all das heimliche Leben und Weben, all die jubilerenden Vogelstimmen und dazu wie ein herber, nie gespürter Duft der kräftige, alles erfüllende Odem des Waldes?

War es nicht beinahe, als ob man es selber in durstigen Zügen tränke, das Leben, das in all den grauen Stämmen, durch die feinen Ader des grünen Laubes pulsierte? Und wie es ihn von allen Seiten umhüllte, umfriebete, beschützte! Wie Kinder einen Kreis schließen um das Kleinste in der Mitte, so stellten sich immer wieder die Bäume zusammen, wo er auch hinging — wie ernste Wächter, wie große Brüder! Er blieb stehen und sah sich um und nickte den wunderlichen, gesuchten Gesichtern der Stämme zu: Da bin ich! Wahrhaftig, da bin ich! Was sagt ihr dazu? Schließlich legte er sich in wohliger Müdigkeit irgendwo hin ins Moos, zu Füßen einer mächtigen Buche, deren Wurzeln auf der andern Seite hügelab liefen, auf einen schmalen Fußweg hinunter.

Und nun, o Wald, laß dein größtes Wunder kommen! Forchst du nicht schon selber auf seinen Schritt? Ist nicht deine Einsamkeit voll von Warten? Jubelst du ihm nicht schon mit tausend Stimmen entgegen?

Um jene Begegnung wird es schreiten — mit sonnigen Augen und mit schimmerndem Haar! Wie schwer ist das Warten, das letzte Warten, Frauke! Aber du kommst, du kommst! Die andern halten dich nicht ...

Die müden Lider fielen ihm zu, noch einen Augenblick wehrte er sich vergeblich gegen den Schlaf, und dann sank er wie in weiche ausgestreckte Arme hinein.

Das Mädchen ließ plötzlich die Hand ihres Gefährten los und sah sich um: Du, Jan, müssen wir nicht umkehren? Wenn wir uns nun verirren?

Und nie wieder heraus finden? Wäre das so schlimm, Fraute? Denk mal, du und ich immer allein! Aber sei ruhig, ich weiß genau den Rückweg. Komm, laß uns noch einen Augenblick hier sitzen, hier auf dieser Baumwurzel! Komm!

Und nun sagten sie sichs wieder und wieder, das Wort, das ihnen dieser Tag vor kurzer Zeit gebracht hatte: Ich hab dich lieb! Und berauschten sich an seinem seltsamen Klang und an dem Bewußtsein, sich nach bitterem Entbehren wiedergefunden zu haben. Dabei kam Fraute wieder die Erinnerung an die Ursache der trüben Stunden gestern und heute morgen.

Jan, wie ist es möglich, daß Momme Tetens dir das sagen konnte? Wie unglücklich bin ich gewesen deshalb! — Ich auch, Fraute! Der Dengel hat uns beide belogen!

Das junge Mädchen stand auf und strich sich das Haar zurecht; ihre Stirn faltete sich zornig, als sie antwortete: Pfui, wie ist das häßlich! Momme lügt — das hätte ich ihm nie zugetraut! Ich mag ihn gar nicht wiedersehen — bald hätte er uns beide unglücklich gemacht. Was wird Vater sagen, wenn er das hört?

Jan Jöns legte den Arm um ihren Nacken: Denk jetzt nicht mehr dran, Lieb! Komm, wir müssen zurück, sonst suchen sie uns! — — —

Momme Tetens kam schwerfällig hoch. Taumelnd stemmte er beide Hände an den Baustamm und preßte dann seinen Kopf dagegen: Was nun? Herr Gott, was nun? War es denn wirklich wahr, was er soeben erlebt hatte? Sein schönster, sein heimlichster Traum wie sprödes Glas zersprungen... Und das im Wald, in seinem Wald? Er hatte hier gelegen und gewartet, daß das Glück kommen würde — er hatte es so sicher gewußt, daß der Wald seine Schönheit noch krönen würde mit einem Übermaß von Wunderbarem, mit einem letzten seltsamen Schmuck! Und nun? — Er lachte höhnisch auf, während ihm die Tränen in die Augen schossen: gerade hier hatte er lernen müssen, wie weit sich seine Träume verfliegen hatten. Die bittere Enttäuschung machte sich Luft in einem blindwütigen Zorn; er ballte die Hände und schüttelte sie drohend gegen die Bäume: Bin ich darum hergekommen? Hab ich mich darum so gefreut, daß ich die Nächte hindurch wach gelegen habe? Jawohl, das lohnte sich auch! Jawohl — ich bin ein armer Knecht — und sie und der andre — ist das hier auch so? Rechnest du auch so?

Er sah sich wtrr im Kreise um — sahen ihn die Bäume nicht alle mit höhnisch lächelnden Gesichtern an? Sie freuten sich alle des Toren, des großen blinden Toren! Da übermannte ihn das Weh und das Mitleid mit sich selbst, er warf sich auf den Boden und wühlte seinen Kopf in das Moos, um das Schluchzen zu ersticken.

Aber nach einem kurzen Augenblick sprang er wieder auf, er wollte hinaus ins Freie, er ertrug es hier nicht länger — wie Haß gegen den Wald brannte es ihm im Herzen. Noch einmal kam ihm blitzartig die Erinnerung an die Tage, wo ihn die heiße Sehnsucht hierher ganz ausgefüllt hatte, wo sein ganzes Sinnen und Trachten der heutigen Fahrt gegolten hatte. Ja, recht hast du, Fraute Hartwich! — gelogen hatte er deshalb! Ihre verurteilenden Worte brausten ihm im Ohr, und ihm war, als müßte er sich dagegen wehren, als dürfe es nicht wahr sein, was sie gesagt hatte. Und dennoch wußte er nur zu genau, daß sie recht hatte mit ihrer Verachtung. Gestern hatte er anders darüber gedacht, gestern war ihm seine Lüge wie der erste eigne Verdienst am künftigen Glück vorgekommen — nicht anders, als ob er sich selber ein Stück Brot genommen hätte, das die Mutter vergaß, ihm hinzustellen. Und jetzt suchte er vergeblich nach einem Nest von dem

Gestern, um das häßliche harte Wort „Lügner“ zu verschleiern — es half nichts, ihm war, als schrie man es ihm von allen Seiten entgegen. So war er guten Mutes in den Wald gegangen? Mit unreinen Händen? Und hatte dennoch gewagt, sie auszustrecken nach dem Röstlichsten? Nach dem Wunder der Wunder? Hatte es gefordert vom Wald wie ein verbrieftes Recht, wie etwas, das er ihm nicht weigern konnte? Momme Tetens sah sich scheu um: wie dunkel es da hinter den Stämmen lauerte! Wie es ihn von allen Seiten beengte, wie schreckhaft einsam es um ihn war! Wo war denn all der Sonnenschein von vorhin? Hörte er schon früher diesen Vogelruf — voll Jammer und Angst? Und wie verzerrt die Gesichter der Stämme — drohend und zornig starrten ihn alle an! Ihn packte mit aller Gewalt das Grauen — wie gejagt stürzte er davon, quer durch das Unterholz, hügelauflauf und -ab, ohne Besinnen und ohne Innehalten.

Endlich — ihm war, als sei er schon stundenlang so vom Schrecken des Waldes gehegt — schimmerte es hell zwischen den Stämmen hindurch. Erschöpft und atemlos überkletterte er den Grenzwall — vor ihm breitete sich freies Feld. Ein größerer Hof lag ganz in der Nähe, am Gartenzaun sah er eine alte Frau stehn. Als er sie um den Rückweg nach dem Forsthaus fragte, sah sie ihm verwundert in sein verstörtes Gesicht:

Durch das Gehölz ist's eine Stunde, der Fahrweg biegt hier gleich hinein.

Nein, sagte er leise und schüttelte sich, nicht durch den Wald! Kann ich nicht sonst hinkommen?

Da wies sie ihm den weiten Umweg am Rande des Waldes entlang; kopfschüttelnd sah sie ihm nach, als er ihn wirklich einschlug.

* * *

Wie Mars Hartwich hatte von dieser Waldfahrt der Liebertafel viel Ärger. Einmal war es ihm durchaus keine Freude gewesen, als Jan Jöns gekommen war und um seine Tochter freite — er gab seine Einzige nur mit Widerstreben fort, wenn auch sonst alles nach seinem Herzen war. Und dazu noch die Geschichte mit Momme Tetens — natürlich hatte er dem Bengel ganz gehörig seine Meinung gesagt, als Frauke und sein Schwiegersohn ihm dessen Lüge erzählt hatten. Gewiß, er war etwas grob geworden; daß das aber ein Grund für Momme Tetens war, gleich zu Michaelis den Dienst aufzusagen, sah er noch heute nicht ein. Und wenn der Junge dann wenigstens in dieser letzten Zeit seine Obliegenheiten verbummelt und vernachlässigt hätte, daß man ihn mit einer rechten Freude im Herzen sein Bündel schnüren sah — aber das Gegenteil war das Fall! Wie Mars Hartwich war tagtäglich herumgegangen wie ein brüllender Löwe und hatte dennoch nie etwas Ernstliches gefunden, was das Verschlingen wert war. So hätte er schon längst gern den dummen Bengel, mit dem er jetzt viel zufriedener war als je früher, ein gutes Wort gegeben und konnte das doch seiner Würde nicht abgewinnen.

Erst als Momme Tetens im Sonntagsanzug vor ihm stand und Abteu sagte, fuhr er ihn ärgerlich an: Ich weiß nicht, weshalb du eigentlich gehst! Meinetwegen hättest bleiben können!

Da stieg dem Anecht einen Augenblick ein feuriges Rot in die Stirn, er antwortete aber nichts, sondern sah nur hastig und verstohlen einmal zu dem jungen Mädchen hinüber. Als er sich jetzt zur Tür wenden wollte, kam sie vom Fenster her auf ihn zu und bot ihm die Hand. In ihrem Glück hatte sie Momme Tetens Schuld längst vergessen; ihr fiel nur in diesem Augenblick ein, wie oft sie früher mit dem Schulkameraden zusammen geplaudert hatte. Jetzt fand sie längst keine Zeit mehr für so etwas, sie hatte die Kinderschuhe stehn lassen und fand sich in einem neuen Land zurecht.

Momme, sagte sie herzlich, laß es dir gut gehn! Wo bleibst du ab? Wir wissen ja von nichts!

Da sah er sie mit einem wunderlichen Blick an: In Schwabstedt hab ich eine Stelle.

Was? schrie Hote Mars Hartwich erstaunt auf, na, Momme, da wirst du merken, was arbeiten ist! Dagegen ist hier bei uns jeder Tag 'n Sonntag, mein Jung!

Das soll mir nicht leid tun, Uns-Herr! antwortete der Knecht mit ruhiger Sicherheit und ging mit einem letzten Gruß hinaus.

Draußen nahm er sein Bündel in den Arm und ging mit aufrechtem Haupte die Werst hinunter; ihm graute nicht vor der Arbeit, die auf ihn wartete. Seit jenem Sommertag hat es ihm keine Ruhe gelassen; es bohrte unablässig an ihm herum, es wuchs etwas in ihm hoch — eine Lust, ein Mut, eine Zuversicht, festzupacken und festzuhalten. Was? Keine Träume — Wirklichkeit, Leben, ein wenig Glück. Und ihm war, als müßte es ihm anderswo besser gelingen — vielleicht wird er ihm etwas helfen, der Wald. — — —

Ein kurzer Herbsttag neigte sich seinem Ende zu. Bei dem Schein der sinkenden Sonne stieg ein junger Mensch raschen Schrittes die letzte Höhe vor dem Walde hinan. Als er oben war, blieb er unwillkürlich stehen und sah hinüber: unter dem Abendhimmel waren alle bunten Farben wie fortgewischt, in eintöniges Braun gehüllt lag der Wald da. So kannte er ihn nicht — das war nicht der sonnensimmernde, in sattem lebendigem Grün prangende Sommerwald, der ihn mit Wundern und Märchen gelockt, der ihn mit Dunkel und Grauen geängstigt hatte. Heute führt sein Weg nicht hindurch — wo links am Walbrand die ersten Lichter aufblitzen, liegt sein Ziel. Nun biegt er ab auf den Fahrweg, der gerade auf das Dorf zuführt. Noch einmal wendet er sich und nickt dem Walde zu: Du sollst sehen, ich gehöre doch hierher! Du sollst sehen, ich zwingte es doch, das Leben.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 4. Juli 1909

(Die innere Krisis und die konservative Partei.)

Wir stehen noch immer in Verhältnissen, deren Entwicklung niemand, und wäre er noch so tief eingeweiht, voraussehen kann. Nur das eine ist — leider — nun vollständig klar, daß auf ein Verbleiben des Fürsten Bülow im Amte nicht mehr gehofft werden darf. Wenn Fürst Bülow nicht sofort zurückgetreten ist, so ist das nicht geschehen, weil noch die Hoffnung bestand, eine Wendung der Dinge herbeizuführen, bei der es dem Reichskanzler möglich gewesen wäre, die Regierung weiterzuführen, sondern weil er, dem Wunsche des Kaisers gemäß, von der Finanzreform noch retten sollte, was zu retten war, und weil er hoffen durfte, wenigstens das Ärgste zu verhüten. Hätte er sogleich alles hingeworfen und der neuen Mehrheit das Feld überlassen, so wäre der Ansehen erweckt worden, als sei diese neue Mehrheit mächtiger, als sie in der Tat ist. Sie hätte dann vollständig freies Spiel gehabt, da alsdann wahrscheinlich auch der Bundesrat infolge der Parteiverhältnisse in den Einzelstaaten unter der Führung eines neuen Reichskanzlers nicht die nötige Widerstandskraft gehabt hätte, um eine ihm dargebotne

halbe Milliarde neuer Reichseinnahmen zurückzuweisen. Solange aber Fürst Bülow seine im Bundesrat noch unerschütterte Autorität einsetzen kann, um ungerechte, Handel und Gewerbe schädigende Belastungen zu verhüten, wird auch die neue Mehrheit Vorsicht üben müssen, da sie das Interesse hat, zu zeigen, daß sie besser ist als ihr Ruf, ja womöglich, daß sie mehr leistet als der Blod des Fürsten Bülow. Wie freilich nach Ablehnung der Erbanfallsteuer eine mit der Reichsverfassung vereinbare, ausreichende und gerechte, gleichmäßige Besteuerung des Besitzes erreicht werden soll, ist noch immer unklar. Erst in diesen Tagen ist noch wieder im Reichstage die Äußerung gefallen, die Erbanfallsteuer bedeute gar keine allgemeine und gerechte Besitzsteuer, da sie doch nicht das Kapital der Aktiengesellschaften treffe. Das ist gar nicht einmal richtig, denn selbstverständlich unterliegen auch Aktien und andre Teile des Kapitals der Aktiengesellschaften, die doch immer in irgendeiner Form am letzten Ende Guthaben physischer Personen darstellen, der Erbschaftsteuer beim Tode des Eigentümers oder jeweiligen Gläubigers. Außerdem aber zeigt sich darin wieder die alte Verkennung des Zwecks der geforderten Besitzsteuer für das Reich, die ja gar nicht besonders geeignete Besitzformen für die Heranziehung zur Aufbesserung der Staatseinnahmen ausfindig machen will — das ist vielmehr Sache der einzelstaatlichen Steuergesetzgebung —, sondern die vielmehr einen Ausgleich dafür schaffen soll, daß durch eine außerordentliche Erhöhung der indirekten Steuern, wie sie das Reich braucht, die ganze Last der Steuererhöhung auf Verbrauchsartikel fällt, die alle Schichten der Bevölkerung ziemlich gleichmäßig bedürfen, deren Mehrbelastung also die ärmern Schichten verhältnismäßig härter trifft als die wohlhabendern. Darum ist das agrarische Geschrei nach stärkerer Heranziehung des mobilen Kapitals eine vollständige Verschiebung des Grundgedankens der ganzen Finanzreform. Dieser Grundgedanke mußte davon ausgehn, daß das Reich bei Erhöhung seiner eignen Bedürfnisse eben in erster Linie auf die stärkere Besteuerung des Massenverbrauchs angewiesen ist, also auf eine Form der Steuer, die zweifellos die schwächern Schultern belastet. Dabei soll durchaus nicht bestritten werden, daß im Laufe der Entwicklung auch hierbei in vielen Beziehungen eine Abwälzung der Lasten und ein allmählicher Ausgleich stattfindet, sei es durch Lohnerhöhung, Steigerung der Warenpreise und ähnliche Vorgänge, die doch zuletzt wieder den Wohlhabendern ihren Anteil an den Lasten zuschieben. Aber diese Entwicklung vollzieht sich sehr allmählich und nur teilweise. Die unmittelbare Wirkung einer Erhöhung der indirekten Steuern trifft zunächst die wirtschaftlich Schwächern, und so wird die Wirkung jedenfalls zunächst empfunden. Wenn nun mit Recht eine Ergänzung und ein sofortiger Ausgleich dieser nächsten Wirkung gesucht wird, so kann diese unmöglich darin gefunden werden, daß für die Verteuerung des Biers und der Zigarre, die den Luxus des geringen Mannes darstellen, vielleicht eine in bescheidenen Verhältnissen lebende Witwe des Mittelstandes herangezogen wird, die ihre paar Ersparnisse in gut verzinslichen Wertpapieren angelegt hat, also über „mobiles Kapital“ verfügt, während der Großgrundbesitzer geschont wird. Wir sind gewiß weit davon entfernt, mit einem Großgrundbesitzer die Vorstellung zu verbinden, die in unschöner Hegelei von gewissen linksstehenden Blättern gepflegt wird, die Vorstellung eines Parforcejagden rettenden, Sekt trinkenden Müßiggängers. Wir erinnern vielmehr daran, daß die wirklich verschuldeten und überlasteten Grundbesitzer nach den Vorschlägen der verbündeten Regierungen in durchaus genügender Weise geschont, überhaupt der Grundbesitz seiner Eigenart gemäß berücksichtigt werden sollte. Aber es muß doch immer die Grundforderung festgehalten werden, daß nicht ein Besitz von bestimmter Art eben um dieser Art willen besteuert werden soll, sondern daß der Besitzende, gleichviel wer er ist, nach der Höhe seines Besitzes

und nach seiner wirklichen Leistungsfähigkeit mehr belastet werde. Nur darin liegt ein Ausgleich und eine Rechtfertigung für die Erhöhung der indirekten Steuern auf den Massenverbrauch. Wie das aber in dem, was man jetzt Reichsfinanzreform nennt, noch zum Ausdruck gebracht werden kann, ist zunächst vollkommen rätselhaft. Die neue Mehrheit wird kalten Bluts die Mehrbelastung der wirtschaftlich schwächeren Schichten mit indirekten Steuern um fast eine halbe Milliarde durchzusetzen versuchen, und was dann noch fehlt, wird mit der bekannten Verstandlosigkeit und ungeschickten Eilfertigkeit, die weiter kein Handwerkszeug braucht als die in agrarischen und antisemitischen Volksversammlungen mit den einfachsten Mitteln der Unkenntnis genährte Entrüstung gegen „Börse“ und „Kapital“, dem deutschen Handel und Gewerbe aufgepumpt werden. Wie weit dann bei den verbündeten Regierungen Grundsatzfestigkeit, Einsicht und Weitblick über die Forderungen einer augenblicklichen Vinderung der Finanzschmerzen siegen wird, ist noch nicht ganz klar zu erkennen, wenigstens noch nicht in dem Augenblick, wo wir diese Zeilen schreiben.

Je mehr man darüber nachdenkt, in welchem Verhältnis die Gründe der Abneigung der Agrarier gegen die Erbschaftsteuer zu den Gefahren und Schäden der Krisis stehen, die sie jetzt heraufbeschworen haben, desto unverständlicher wird die ganze Sache. Dieses Verhältnis ist eben ein Mißverhältnis — ein Mißverhältnis, wie es in der Geschichte moderner Staaten und in der Geschichte von Parteien, die von Menschen mit gesundem Verstand geleitet werden, bisher wohl ziemlich vereinzelt dastehen dürfte. Die Agrarier beklagen sich mit einem starken Aufwand von Entrüstung, den man ja auch unter normalen Verhältnissen verstehen würde, darüber, daß sie nach dem Vorgang von Professor Hans Delbrück vielfach beschuldigt worden sind, sie lehnten die Erbanfallsteuer nur deshalb ab, weil sie dem Staat keine Einblicke in das Geheimnis ihrer Steuerdeklarationen gewähren wollten. Wir sind auf diese Streitfrage niemals eingegangen, weil es uns widerstrebt, Beschuldigungen zu erörtern, die uns nicht genügend bewiesen schienen. Aber auf eins muß doch hingewiesen werden, weil dieser Gedanke schon in vielen Köpfen Raum gewonnen hat. Das ungeheure Mißverhältnis zwischen den öffentlich erörterten, so unsäglich fadenscheinigen Gründen der Agrarier gegen die so leicht zu tragende Erbschaftsteuer einerseits und andererseits dem Fanatismus, mit dem die Agrarier im Bündnis mit den polnischen Todfeinden der deutschen Nation als Werkzeug der Zentrumsache alles kurz und klein schlagen, nur um in dieser einen Steuerfrage Recht zu behalten, muß doch immer wieder die Frage in den Vordergrund schieben, worin die vor der Öffentlichkeit verschwiegenen, wahren Beweggründe dieser Haltung bestanden haben. Und diese Frage muß in jedem Falle zu Ungunsten der Agrarier beantwortet werden, mag nun die Behauptung des Professors Delbrück geglaubt werden, oder mag man andre Erklärungen finden. Das wird freilich nicht auf alle die zutreffen, die über die tatsächliche Bedeutung der Bestimmungen des abgelehnten Gesetzes von der agrarischen Presse derart angelogen und eingewickelt worden sind, daß sie überhaupt noch heute nicht wissen, worum es sich eigentlich gehandelt hat. Wir meinen nur die, die sich das selbständige Prüfen und Denken noch nicht abgewöhnt haben. Sie müssen auf eigene Gedanken kommen, wenn sie über dieses Gebaren nachdenken. Wenn in einem Hotel aus irgendeinem Grunde, der allen sonst harmlos und berechtigt erscheint, eine Durchsuchung sämtlicher Zimmer stattfindet, und ein einziger Gast stellt sich mit hochrotem Kopf vor die verschlossene Tür, ohne daß sich vernünftige Menschen den Grund erklären können, so sagt sich jeder: der Mann hat entweder ein schlechtes Gewissen oder einen besondern Grund, den er nicht sagen will. Und er wird daraufhin als ein verdächtigtes Individuum angesehen werden, auch dann, wenn er vielleicht nichts

verbrochen hat. Dieses — man möchte fast sagen — psychologische Gesetz wird auch auf die Agrarier angewandt werden und über kurz oder lang die Vergeltung vollziehen helfen. Das Verhalten der Agrarier und der von ihnen aufgepetzten Konservativen war — abgesehen von allem andern — eine Dummheit ersten Ranges. Es mag unhöflich klingen, aber auf gut Deutsch läßt es sich nicht anders ausdrücken.

Übrigens fehlt es schon jetzt nicht an Anzeichen, daß das sogar schon Mitgliedern der konservativen Reichstagsfraktion klar geworden ist. Leider zu spät! Aber es wäre im Interesse der nächsten Zukunft wünschenswert, was wir schon in unserer letzten Betrachtung angedeutet haben, daß die konservativen Wähler und Organisationen, deren gutkonservative Grundsätze in der Demagogie der Herren vom Bund der Landwirte und dem Fanatismus des Herrn v. Heydebrand noch nicht untergetaucht und rettungslos versunken sind, jetzt anfangen, mit ihren Volksvertretern und ihrer Presse, wie man zu sagen pflegt, „Fraktur zu reden“! Es ist ja schon manches kräftige Wort gesprochen worden, aber aus der latenten, nur im vertrauten Kreise ausgesprochenen Entrüstung muß eine öffentliche werden. Man möge sich nur klar machen, wohin wir kommen, wenn sich der jetzige Zustand weiter entwickelt. Jede gesunde politische Entwicklung kann sich nur vollziehen, wenn konservative und liberale Grundsätze in einer maßvollen, den jeweiligen wirklichen Bedürfnissen und Umständen der Zeit entsprechenden Weise aufeinander einwirken. Andre Länder sind in der glücklichen Lage, daß sich die Verhältnisse ganz von selbst so gestalten. Hier und da mögen stärkere Schwankungen des Gleichgewichts, das Hineinspielen anderer Gegensätze die Verhältnisse zeitweise unbehaglich gestalten, aber es bleiben doch immer die Möglichkeiten des Ausgleichs gewahrt. Wir in Deutschland aber haben die eigenartige, antinationale, in der ganzen Welt einzig dastehende Entwicklung unsers Sozialismus, der jedes normale Verhältnis des Staatslebens zu dieser Partei vollkommen ausschließt. Wir haben weiter die konfessionelle Zentrums-
partei, die ihre Ziele ebenfalls vollständig losgelöst von den Grundbedingungen gesunder nationaler Entwicklung bestimmt. Das sind zwei Parteibildungen, die aus dem Rahmen des normalen, reinpolitischen Parteilbens ganz und gar herausfallen und die gegensätzlichen Beziehungen zwischen Konservativen und Liberalen nur zur Störung des gesunden Staatslebens im Sinne ihrer besondern staatsfeindlichen Ziele benutzen. Nun ist der Versuch, die Gegensätze zwischen Konservativen und Liberalen wenigstens in der gesetzgeberischen Praxis so weit zu mildern, daß in den großen Lebensfragen der Nation eine gemeinsame Abwehr dieser feindlichen Störungen möglich ist, vorläufig gescheitert, und zwar weil sich die Konservativen in den Mann einer dritten feindlichen Macht begeben haben, die den ganzen Staat in den Dienst einer wirtschaftlichen Interessengruppe und einer Clique zwingen wollen. Der Bund der Landwirte tritt jetzt ebenbürtig neben Zentrum und Sozialdemokratie als staatsfeindliches Element. Damit überlassen die Konservativen die eigentliche Förderung der Staatsentwicklung dem nur durch die kleine Gruppe der Reichspartei verstärkten Liberalismus in seinen vielen Schattierungen, dem zerklüfteten, zerfahrenen, des Regierens ungewohnten, stets über seinen Doktrinarismus stolpernden Liberalismus. Das sind unmögliche Zustände. Das ist kein Heer, das nach drei Seiten Front machen kann, um den Staatsgedanken wenigstens in den dürrigsten Umrisen zu retten. Und was würde dabei herauskommen, wer würde den Nutzen haben, wenn jetzt unter der Erregung dieser Tage der Konservatismus in deutschen Landen gelähmt würde? Würde das etwa auch dem Liberalismus Genesung bringen? Gewiß nicht!

Die Konservativen, die noch den Staatsgedanken und die Staatsautorität so weit hochhalten, daß sie Ultramontanismus und Sozialdemokratie in ihrer wahren

Wirkung auf unser politisches Leben zu erkennen vermögen, müssen sich jetzt aufraffen und mit ihrer Führung abrechnen. Sie müssen den Mut haben, die guten Überlieferungen ihrer Partei zu vertreten, den Bann der Lüge und des Eigennutzes abzuschütteln, so daß es ihnen gelingt, ohne Verleugnung der berechtigten und wahren Interessen der Landwirtschaft als eines grundlegenden Elements unsrer Volksgesundheit den Bund der Landwirte niederzuzwingen und ihn wieder zu einem staats-erhaltenden Element zu machen. Sonst müßten wir einem innern Kampf aller gegen alle verfallen, und das darf nicht sein.

Es ist eigentlich unbegreiflich, daß die Parteiverblendung eines sonst klugen Mannes wie Herr v. Heydebrand in Gemeinschaft mit dem Machtkittel und den demagogischen Instinkten ehrgeiziger Wortführer des Bundes der Landwirte — denn die sind die Schuldigen — eine große, im Bestande unsers politischen Lebens notwendige und sonst bewährte Partei in solchem Grade in den Sumpf retten konnte. Aber freilich rekrutiert sich die Reichstagsfraktion zum großen Teil aus Leuten, die dem innern Wesen des Parlamentarismus eigentlich fremd bleiben. Im praktischen Leben in der Regel kluge und tüchtige Leute, werden sie in der parlamentarischen Arena selten wirklich warm. Was die Liberalen in ihren fortgeschrittenen Spielarten in der Regel zu viel haben, die breite Geschwägigkeit und doktrinaire Selbstgefälligkeit, das haben sie zu wenig. Ein echter Konservativer, der als Debatter glänzt, ist eine Seltenheit. Sie sind im Gegensatz zu den Liberalen mehr Troupiers als Freischärler im Kampf. Der jetzige Führer der Fraktion verliest nur Erklärungen, ist in der Debatte einfach unmöglich. Darum wird die Fraktion so leicht das Opfer einzelner rühriger und ehrgeiziger Mitglieder, die nach ihrer ganzen Anlage aus dem Rahmen des konservativen Durchschnittsparlamentariers herausfallen und durch kalte Berechnung, eine gute Dosis Fanatismus und rücksichtsloses Auftreten, durch Gewandtheit in der Anregung und Beherrschung des oft recht spröden Arbeitsstoffes, endlich aber auch durch demagogische Talente und ihre geschickte Einkleidung in die Form sympathischer Offenherzigkeit und Treuherzigkeit die andern mit sich fortreißen und eine beherrschende Stellung gewinnen. Man hat Herrn v. Heydebrand dieser Tage nicht unrichtig den „Mann im Souffleurkasten“ genannt.

So hat diese Partei es fertig gebracht, einen Staatsmann zu stürzen, und zwar — wie allen Bemäntelungen zum Trost auf das bestimmteste festgestellt werden muß — mit Bewußtsein zu stürzen, der, obwohl keineswegs im Dienste der Partei, doch der ganzen Richtung seines Denkens nach ein konservativer Staatsmann im besten Sinne des Wortes genannt werden muß, ja der eigentlich der konservativen Partei zuerst und hauptsächlich den Weg zu einer lebensfähigen Zukunft gewiesen hat. Denn seine Politik zeigte dem konservativen Prinzip eine lohnende und vollstümliche Aufgabe unter den veränderten Verhältnissen, die das moderne Wirtschaftsleben und die neue Weltlage heraufgeführt hat. Die alte Politik der Fraktion, die veraltete, rückständige Meinungen durch demokratische Methode zu modernisieren glaubte, hat im Gegensatz dazu am eignen Ruin gearbeitet, nicht für den Augenblick, wohl aber für die Zukunft. Sie hat den Kredit wertvoller, staatsverhaltender Elemente beim Volke unheilbar erschüttert und wieder einmal die alte Erfahrung bestätigt, daß die Menschen aus der Geschichte nichts lernen, sondern die Erfordernisse der Zeit immer erst erfassen, wenn sie durch Unverstand auf die Revolution hingearbeitet haben.

Der Deutsche als Staatsbürger. Betrachtungen über Politik von Dr. jur. Karl Regenborn, Königlich Preussischem Regierungsrat. München, J. F. Lehmanns Verlag, 1908. 57 Seiten. Broschirt 1,20 Mark. Den Lesern der Grenzboten sind die Gedankengänge dieser Schrift nicht neu; stammen doch aus

der Feder Karl Regenborns die vor einiger Zeit in dieser Zeitschrift veröffentlichten trefflichen Aufsätze über „Nationale Erziehung“. Wer den Gedanken der politischen Erziehung in allen seinen Einzelheiten durchdenkt, der kommt von ihm nicht los, die Fülle der Probleme und ihre politische Tragweite läßt etwas vom Propheten, vom Agitator über ihn kommen. Diesen Drang zum Überzeugen hat offenbar auch Regenborn, er spricht aus jeder Zeile des temperamentvoll gehaltenen Schriftchens. Wir freuen uns dieser Energie; gilt sie doch, wie wir mehrfach ausgeführt haben, einer guten Sache. So sehr wir mit Regenborn einig sind in der Notwendigkeit politischer Erzieherarbeit, so ist doch noch sehr viel umstritten in bezug auf das „Wie?“ Bereits regen sich die politischen Vereine und Parteien, die die politische Aufklärung des heranwachsenden Geschlechts als ihre Domäne angesehen wissen wollen. Namentlich sind es die extremen Parteien, die am schärfsten diese Tätigkeit für sich fordern, das Zentrum und die Sozialdemokratie. Hier billigen wir durchaus Regenborns Auffassung, daß die Hauptarbeit der Schule zuzuweisen ist. Dadurch wird natürlich der Schwerpunkt der Frage an die Stätten unserer Lehrerausbildung gelegt, an die Universitäten und Lehrerseminare. Hier sind Bildungsmöglichkeiten im Sinne der politischen Erziehung zuerst zu schaffen. Haben wir erst ein politisch interessiertes und geschultes Lehrermaterial, ein Lehrermaterial, das sich eben infolge seiner wissenschaftlichen Einsicht in das Staatsleben als Ganzes genommen fernhält von allen politischen Utopien und parteipolitischen Einseitigkeiten, so ist für uns mit Regenborn die Frage im wesentlichen gelöst. Dann finden sich die praktisch-pädagogischen Maßnahmen von selbst. Davon sind wir aber noch sehr, sehr weit entfernt. Bis dahin ist noch viel Aufklärungs- und besonders Aufräumungsarbeit zu leisten. Wir wünschen daher Regenborns Schrift viele aufmerksame Leser und noch mehr arbeitsfreudige Gesinnungsgenossen.

A.

Das Lied vom Kinde. Herausgegeben von Theodor Herold. Leipzig, Fritz Eckardt. Theodor Herold, als Lyriker und Schulmann gleich rühmlich bekannt, hat in dieser Sammlung mit seinem künstlerischen Taktgefühl Gedichte zusammengestellt, in denen das Leben des Kindes — ich möchte besser sagen: das Seelenleben der Mutter und des Kindes — eine dichterisch intime und originale Darstellung erfahren hat. Es ist also keine Kinderlieder Sammlung, obwohl auch Spiel und Kinderenglück genugsam in diese Harmonie hineinklingen, und obwohl gerade dem heltern Empfinden, der Freude, der Hoffnung, dem emporstrebenden Leben besondere Abschnitte gewidmet sind. Es ist ein Buch für die Familie, für Mütter und heranwachsende Mädchen. Ich sehe seinen besondern Wert darin, daß der Herausgeber nur künstlerisch wertvolle Gedichte aufgenommen hat, und daß er mit seinem Spürsinn weniger bekannte intim und zart empfundne Gedichte aufgesucht hat und hier gesammelt bietet. Man wird sein Buch mit tiefer Andacht und reiner Freude lesen, zumal da auch die Anordnung künstlerisch ist und dem Milieu, den Sphären der wachsenden Entwicklung der Kindesseele folgt. Ältere und moderne Dichter sind in gleicher Weise berücksichtigt. Villencron, Falke, Busse, Albert Geiger, Münchhausen, Adolf Holst, Gustav Schüler, Frida Schanz und viele andre der lebenden Dichter sind in der Sammlung vertreten, und man ist oft erstaunt, ein wie zartes Empfinden sie alle, die sonst so verschieden gearteten, in diesem holden Kreise beseelt und eint.

Hans Benzmann

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die japanische Armee im Frieden und auf Kriegsfuß

A. Im Frieden

Die nach dem Kriege mit Rußland in Japan in die Wege geleiteten großen Heeresreformen sind jetzt insofern an einen wichtigen Abschnitt gelangt, als sie zunächst in allen ihren Teilen solide ausgebaut und gefestigt werden sollen, bevor sie zum Ausgangspunkt neuer Pläne genommen werden. Diese Absichten der Regierung gehen auch aus den jüngsten Parlamentsverhandlungen hervor, in denen zum Ausdruck kam, daß die Finanzlage des Landes sowohl wie auch die friedlichen politischen Verhältnisse eine Einschränkung der militärischen Rüstungen wünschenswert erscheinen ließen. So ist der gegenwärtige Zeitpunkt besonders günstig, um ein übersichtliches Bild von der nach seiner ganzen Entwicklung bis auf den heutigen Tag so interessanten und leistungsfähigen japanischen Armee zu geben. Um so mehr, als ja durch den erst kürzlich, wenn auch nicht offiziös zugestandnen, so doch zweifellos in Wien zustande gekommenen österreichisch-japanischen Militärvertrag gegen Rußland die prominente Bedeutung Japans einen neuen Beleg erhalten hat.

Wie in Deutschland, setzen sich Japans verfügbare Gesamtmilitärkräfte zusammen aus dem stehenden Heer (Gueneki), der Reserve (Yobi), der Landwehr (Kobi) und dem Landsturm ersten Aufgebots (Kokumin). Die Dienstzeit im stehenden Heere beträgt für die Infanterie zwei Jahre und für alle andern Waffen drei Jahre, auch für den Train; nur die Fahrer brauchen sechs Monate zu dienen. Dazu kommen jährlich noch 1500 Einjährigfreiwillige, die später Reserveoffiziere werden oder auch aktiv als Offiziere in die Armee eintreten können. Nach Beendigung ihrer zwei- oder dreijährigen Dienstzeit treten die Wehrpflichtigen in die Reserve über, der sie je nach Dauer ihrer Dienstzeit im stehenden Heere fünf Jahre vier Monate oder vier Jahre vier Monate angehören. Dann kommen sie zur Landwehr, in ihr verbleiben sie zehn Jahre. Vor dem letzten Kriege begnügte man sich mit fünf Jahren. Auf die Landwehrpflicht folgt die im Landsturm; den Abschluß der Wehrpflicht

mit dem siebenunddreißigsten Lebensjahre bildend, dauert sie zwei Jahre und acht Monate.

Zu diesen vier Kategorien der militärpflichtigen Bevölkerung kommt noch die Ersatzreserve, ferner der Landsturm zweiten Aufgebots, der keine besondere militärische Ausbildung erhält, aber, ruft die Pflicht des Vaterlandes, rasch mit der Waffe vertraut gemacht und zur Verstärkung oder zum Ersatz in die Feldarmee herangezogen wird. Als geborne Soldaten zeigten sich so selbst in kurzer Frist ausgebildete, junge Leute von siebzehn Jahren im letzten Kriege gegen Rußland. Im Laufe zweier Jahrzehnte steigerte sich das Rekrutenkontingent mit außerordentlicher Schnelle. Die Aushebungslisten des letzten Jahres verzeichneten schon 520 000 junge Leute im wehrpflichtigen Alter von siebzehn bis zwanzig Jahren.

Die Basis der territorialen Einteilung Japans nach militärischen Gesichtspunkten ist die in Divisionsbezirke. Jede Division des Friedensheeres mit nur einer Ausnahme hat ihren eignen Bezirk, aus dem sie ihre Rekruten und im Mobilmachungsfall ihre Ergänzungsmannschaften erhält. So sind also für die neunzehn Divisionen des aktiven Heeres achtzehn Divisionsbezirke vorhanden, wobei zu beachten ist, daß auch die noch in der Mandchurei und in Korea stehenden Divisionen ihren Ersatz aus der Heimat erhalten. Nur die Garbedivision hat keinen besondern Bezirk, vielmehr ergänzt sie sich aus dem Lande, und zwar hauptsächlich aus den Söhnen wohlhabender Bauern und Eigentümer. Für die Aushebung der Infanterie teilt sich jeder Divisionsbezirk in vier Regimentsbezirke, von denen je zwei einen Brigadebezirk bilden; die einzelnen Regimentsbezirke zerfallen wieder in Bataillonsbezirke. Die übrigen Waffen ergänzen sich aus dem gesamten Divisionsbezirk, dem sie angehören; finden sie hier nicht den vollen Ersatz, so darf nach näherer Vereinbarung mit der Regierung auf andre Bezirke übergegriffen werden. Auch die Festungsartillerie, die auf die Divisionen verteilt ist, ist mit dem Ersatz auf die dazugehörenden Divisionsbezirke angewiesen. Die selbständigen Kavallerie- und Artilleriebrigaden sowie die Berkehrstruppen rekrutieren sich aus einer bestimmten Anzahl von Divisionsbezirken, und die Spezialtruppen für die Verteidigung gewisser Inseln haben ihre eigne Ergänzung. Ebenso regelt sich für die Insel Tsushima der Ersatz nach besondern Bestimmungen, während die Besatzung von Formosa ihre Rekruten aus Japan bekommt. Die einzelnen Divisionsbezirke besorgen das Ersatzgeschäft nicht nur für das stehende Heer, sondern auch für die Reserve, die Ersatzreserve, die Landwehr und den Landsturm. Die höchste Friedenseinheit des japanischen Heeres ist die Division. Japan hat jetzt mit der Garbedivision, wie schon erwähnt, neunzehn Divisionen mit den fortlaufenden Nummern 1 bis 18. Vor dem Kriege gegen Rußland waren mit der Garde nur dreizehn Divisionen vorhanden, wobei jedoch nicht außer acht zu lassen ist, daß die neu gebildeten Divisionen zurzeit nur in den Infanterietruppentteilen vollständig sind. Alle

übrigen Waffen sollen erst bis Anfang 1910 auf ihren etatsmäßigen Stand gebracht sein. Geplant war, das Heer allmählich auf 24 Divisionen zu bringen und danach noch fünf neue Divisionen zu errichten. Ob diese Absicht der Regierung heute noch besteht, und wann sie etwa ausgeführt werden wird, entzieht sich der Kenntnis.

Außerhalb des Verbandes der neunzehn Divisionen hat Japan noch vier selbständige Kavalleriebrigaden (32 Eskadrons), drei selbständige Feldartilleriebrigaden (36 Batterien mit 216 Geschützen), drei selbständige Gebirgsartilleriebataillone (neun Batterien mit 54 Geschützen), mehrere Einheiten schwerer Artillerie und eine Brigade Verkehrstruppen (ein Eisenbahnregiment, ein Telegraphenbataillon, eine Kompanie für drahtlose Telegraphie, eine Luftschifferkompanie, eine Sehrabteilung für den Dienst bei den Scheinwerfern).

Jede Division vom stehenden Heere setzt sich in Friedenszeiten zusammen aus: zwei Infanteriebrigaden zu je zwei Regimentern zu drei Bataillonen zu vier Kompanien; einem Kavallerieregiment zu drei Eskadrons (später nur zwei Eskadrons); einem Feldartillerieregiment zu zwei Abteilungen zu je drei Batterien (jede Batterie mit sechs Geschützen, sechs Munitions- und einem Bagagewagen); einem Geniebataillon zu drei Kompanien; einem Trainbataillon zu drei Kompanien.

Alles in allem zählt das japanische Heer auf Friedensfuß heute 299 Infanteriebataillone einschließlich des Milizbataillons auf Tsushima (gegen 157 vor dem letzten Kriege), 73 Eskadrons (gegen 55), 150 Feldbatterien (gegen 75), 9 Gebirgsbatterien (gegen 39), 19 Geniebataillone (gegen 13), 19 Trainbataillone (gegen 13), außerdem gehört noch die Gendarmerie mit rund 4000 Mann zur Armee. Nach diesen Zahlen stellt sich das mittlere Friedens effektiv des ganzen Heeres auf 210 000 bis 220 000 Mann.

Oberster Kriegsherr ist der Kaiser. Ihm steht in Friedenszeiten ein Verteidigungsrat zur Seite, der dafür zu sorgen hat, daß alle Angelegenheiten der Landesverteidigung nach einheitlichen Grundsätzen behandelt werden, daß insbesondere Heer und Marine in enger Fühlung bleiben. Der Verteidigungsrat setzt sich zusammen aus den Marschällen und Admiralen, den Chefs des Generalstabes der Armee und Marine, dem Inspekteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens, den Armeeeinspektoren und einigen vom Kaiser besonders ausgesuchten Generalen und höhern Marineoffizieren. Seit seiner Begründung im September 1893 ist der Rat bis jetzt erst zweimal zusammengetreten. Das erstemal im März 1901, das zweitemal im Januar 1904 kurz vor Ausbruch des Krieges gegen Rußland.

Die ausführenden und die vorbereitenden Organe für den Krieg sind: die Minister des Krieges und der Marine, die Chefs des Generalstabes der Armee und der Marine und der Inspekteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens. Wie bei uns ist der Große Generalstab eine selbständige Behörde; sein Chef steht unter dem Kaiser unmittelbar.

Bis zum Jahre 1907 waren im Frieden alle Divisionen auf drei Armeeinspektionen in der Art verteilt, daß je vier Divisionen eine Armeeinspektion bildeten. Nur die Garbedivision war für sich und wurde vom Kaiser direkt befehligt. Die drei Inspektionen hatten ihren Sitz in Tokio, Osaka und Hiroshima. Nach Vermehrung der Divisionen hat auch eine Neuverteilung auf die Armeeinspektionen stattgefunden, doch soll sie noch nicht endgültig sein. Vermutlich wird das erst geschehen, wenn ausgangs dieses Jahres die neuen Divisionen (13 bis 18) vollzählig sein werden. Die Zusammensetzung der Divisionen in Armeeinspektionen hat aber nichts mit der Kriegsgliederung des Heeres in Armeen zu tun.

Was den Offizierersatz anlangt, so ergänzen sich die Offiziere in Friedenszeiten ausschließlich aus der Kriegsschule in Tokio. In Kriegszeiten können auch Unteroffiziere zu Offizieren ernannt werden, doch findet ihre Weiterbeförderung meist beim Hauptmannsrang ihren Abschluß. Die Zulassung zur Kriegsschule in Tokio hängt von einer Prüfung ab, für die fast die gleichen Vorschriften gelten, die bei uns festgelegt sind. Es sind hauptsächlich zwei Kategorien junger Leute, die die Kriegsschule besuchen: die ehemaligen Zöglinge der Kadettenanstalten und die Einjährigfreiwilligen, die als Offizieranwärter angenommen sind.

Japan hat sechs Kadettenkorps, jedes nimmt Knaben auf im Alter von dreizehn bis vierzehn Jahren und behält sie drei Jahre im Unterricht. Alsdann werden die jungen Leute für zwei Jahre auf die Zentralmilitärschule nach Tokio geschickt, absolvieren in dieser Zeit eine sechsmonatige militärische Ausbildung bei einem Truppenteil und können dann zum Besuch der Kriegsschule zugelassen werden.

Wer zum Einjährigfreiwilligendienst und als Offizieranwärter von einem Regimentskommandeur angenommen werden will, muß dazu den Nachweis wissenschaftlicher Befähigung und eines bestandnen Examens beibringen. Während des Dienstjahres genießen die Aspiranten gewisse Vorrechte, so dürfen sie zum Beispiel an dem Mittagstisch des Offizierkorps teilnehmen. Nach erfolgter Beförderung zum Unteroffizier, die in der Regel gegen Schluß des Jahres erfolgt, werden die jungen Leute wie die Kadetten auf Kriegsschule geschickt. Der Unterricht beginnt hier in der Regel am 1. Dezember jedes Jahres und dauert ein Jahr. Den Abschluß bildet ein mehrtägiges Examen, worauf die jungen Offizieranwärter wieder zu ihren Regimentern zurückgeschickt und ein halbes Jahr später nach Wahl von Seiten des Offizierkorps durch kaiserlichen Befehl zu Unterleutnants ernannt werden.

Die Beförderung der Offiziere in die nächst höhere Charge erfolgt nach der Anciennität oder nach Wahl; bei dieser werden hauptsächlich die aus der Kriegsakademie hervorgegangnen Offiziere berücksichtigt. Die Reserveoffiziere ergänzen sich genau so wie beim deutschen Heere aus ehemaligen aktiven Offizieren und solchen Einjährigfreiwilligen, die nach Ablauf ihres Dienstjahres

die vorgeschriebne Prüfung bestanden haben. Sämtliche Reserveoffiziere werden alle zwei Jahre zu einer fünfwoöchigen Dienstleistung eingezogen.

Die Unteroffiziere ergänzen sich aus Kapitulanten oder Soldaten, die im Laufe ihrer gesetzlichen Dienstpflicht zunächst zu Gefreiten ernannt werden. Die kapitulierenden Unteroffiziere erhalten Zulagen und Prämien, deren Höhe sich nach der Dauer der eingegangnen Kapitulantenvspflichtung richtet. Nach zehnjähriger Dienstzeit erhalten diese Unteroffiziere eine Medaille und eine Extraprämie.

Damit strebsame Offiziere ihre Kenntnisse erweitern und befestigen können, sind für sie noch folgende höhere Schulen eingerichtet: 1. Die Kriegsakademie; sie dauert drei Jahre. Innerhalb dieser Zeit werden die kommandierten Offiziere den Übungen und Manövern des Heeres bei irgendeinem Truppenteile zugewiesen, aus dem sie nicht hervorgegangen sind. Nach beendeter Akademie werden die Offiziere je nach dem Befähigungszeugnis, das ihnen erteilt wird, in der Adjutantur verwandt oder zum Generalstabsdienst bei den Brigaden oder Divisionen kommandiert.

2. Der Artillerie- und Geniekursus; er dauert ebenfalls drei Jahre; nach Ablauf jedes Jahres findet eine Prüfung statt, auf Grund deren immer ein Drittel der kommandierten Offiziere wieder zu seinem Truppenteil zurückkehrt.

3. Schießschule der Feldartillerie; hierzu werden Hauptleute und Leutnants aus der Front der Feldartillerieregimenter oder Offiziere, die eben den Artillerie- und Geniekursus durchgemacht haben, abkommandiert; für jene dauert der Besuch der Schule drei Monate, für diese zwei. Der Zweck der Schule ist, die praktische Ausbildung der Offiziere im Schießdienst zu fördern.

4. Schießschule der Festungsartillerie; sie hat denselben Zweck wie die Feldartillerieschießschule.

5. Kavallerieapplikationschule; sie zerfällt in zwei Abteilungen. In der einen werden Hauptleute und Leutnants hauptsächlich taktisch weitergebildet, während in der zweiten, zu der Leutnants, Unterleutnants und auch Unteroffiziere abkommandiert werden, vornehmlich Reitunterricht erteilt wird. Die Offiziere gehören der Kavallerie, Artillerie und dem Train an. Der Kursus dauert elf Monate.

6. Das Militärkolleg Tohama hält die Mitte zwischen Kriegsschule und Kriegsakademie und zerfällt nach der Ausbildung der zugeteilten Offiziere: a) in einen rein taktischen Kursus, b) in eine Art Schießschule, in der die Erfahrungen im Schießen mit Feldgeschützen und Handfeuerwaffen besprochen werden, und c) in den Turn- und Fechtlehrerkursus. Die Dauer der einzelnen Kurse ist verschieden.

Dann gibt es auch einige Kurse für nicht kombattante Offiziere, und zwar: 7. für Verwaltungsbeamte, 8. für Militärärzte, 9. für Tierärzte, 10. für Oberfeuerwerker und 11. für militärische Landesaufnahme.

Die Erfahrungen des letzten Krieges haben entsprechende Änderungen in der Uniform herbeigeführt. So wird im Felde, auch von den Offizieren, eine khaki-

farbne Uniform getragen, für den Winter aus Tuch, für den Sommer aus Leinwand hergestellt. Diese Uniform besteht aus einer der russischen ähnlichen Mütze, einem weiten Waffenrock mit einer Reihe Knäpfen und Taschen, einem mit Taschen und abnehmbarer Kapuze versehenen Mantel, einer Kniehose, einer langen Hose, Schnürstiefeln und Gamaschen. Die Chargenabzeichen befinden sich auf der Schulter, die Regimentsnummer am Kragen. Der japanische Tornister, dem französischen ähnlich, aus gegerbtem Fell mit den Haaren des Felles nach außen, enthält neben 80 Patronen ein Hemd, Bürste usw. und die zweitägige Verpflegung. Der gepackte Tornister mit Schanzzeug wiegt etwa 28 Pfund. Unter anderm führt jeder Soldat eine Zahnbürste, Zahnpulver, Papier, eine Serviette, Tabak und eine Tabakspfeife mit sich. Meist wird der Feldausrüstungsgemäß ausgestattete Tornister auf Fuhrwerken nachgefahren. Der Soldat trägt nur das Allernotwendigste in einer khakifarbenen, mantelartigen langen Tasche aus Baumwolle mit sich, die von rechts nach links übergehängt wird.

B. Auf Kriegsfuß

Was die Kriegsgliederung des Feldheeres anlangt, so wird sie auch in künftigen Kriegen voraussichtlich nicht viel anders sein als bisher. Das Armeekorps als höchste Einheit gibt es auch jetzt noch nicht in Japan, obgleich schon öfters davon die Rede war. Jeder Armee wird deshalb nur eine Anzahl von Divisionen zugeteilt, wie viele, hängt ganz vom Kriegszweck ab; im allgemeinen dürften vier bis fünf Divisionen zu einer Armee gehören. Die Armeeführer werden vom Kaiser ernannt und unter den Marschällen und den Generalen ausgesucht.

Jede Armee setzt sich zusammen aus einem Hauptquartier (62 Offizieren) und einer Etappendirektion, einer Anzahl Divisionen mit dazu gehörenden Reservebrigaden, selbständigen Kavallerie- und Artillerie- (Gebirgs- und schwere Artillerie-) Einheiten, einem Belagerungspark, einem Bataillon Eisenbahntuppen, einer Telegraphenkompanie, Scheinwerferdetachements, einer Luftschifferabteilung, einem Korpsbrückentrain, Etappentruppen.

Den Oberbefehl über Heer und Flotte führt wie im Frieden auch im Kriege der Kaiser. Ihm steht ein oberster Kriegsrat zur Seite, der aus dem im Frieden vorhandenen Verteidigungsrat zusammengesetzt wird. Berechtigt ist der Kaiser, den Oberbefehl dem Chef des Generalstabs zu übertragen, so wie es im Kriege gegen Rußland geschah.

Einen starken Zuwachs erfährt nötigenfalls die Feldarmee auch noch durch die Depottruppen, die daraus entstehen, daß jede aktive Einheit ein Depot bildet, in das die am Standort zurückgelassenen Leute, überzählige Reservisten und die nicht ausgebildete Mannschaft eingestellt werden. Grundsätzlich soll jedes Infanterieregiment 1 Depotbataillon, jedes Kavallerieregiment 1 Depoteskadron, jedes Artillerieregiment 1 Depotbatterie und jedes Train- oder Geniebataillon 1 Depotkompanie formieren. Auf diese Weise ergibt sich ein Bestand an Depot-

truppen von 76 Bataillonen, 27 Eskadrons, 25 Feldbatterien, 19 Genie- und 19 Trainkompagnien. Auch die schwere Artillerie des Feldheeres und die Gebirgsartillerie stellen Depotruppen auf, doch liegen hierüber keine Zahlen vor. Während des Kriegs gegen Rußland hatten einzelne Depotbataillone einen derartigen Zuwachs erhalten, daß sie schließlich einen stärkeren Mannschftsstand hatten als die entsprechenden aktiven Regimenter. Zusammen ließen sich alle Depotruppen auf 100 000 bis 200 000 Mann schätzen.

Sehr schwer ist es, genaue Zahlen über den Mannschftsstand der Reserverformationen zu geben, die aus zehn Jahresklassen zusammengesetzt sind und sowohl an den Hauptorten der Regierungsbezirke wie auch der Divisionskreise mobil gemacht werden. Bestimmungsgemäß sollen an Reservetruppenteilen aufgestellt werden: 72 Infanterieregimenter zu je drei Bataillonen, 36 Eskadrons, 18 Feldartillerieregimenter zu je vier Bataillonen, je 18 Genie- und Trainbataillone.

Jeder aktiven mobilen Division wird eine Reserveinfanteriebrigade zugeteilt. Ungewiß ist dabei nur, ob diese Reservebrigaden in die vorerwähnten 72 Reserveinfanterieregimenter einbegriffen, oder ob sie noch besonders zu zählen sind. Auch darüber fehlt Gewißheit, ob Japan in der Lage sein wird, im Mobilmachungsfalle für die Reservetruppenteile der Kavallerie und Artillerie die nötigen Pferde im Lande selbst aufzubringen. Es ist ja bekannt, daß die japanische Regierung seit dem letzten Kriege viel für die Landespferbezucht getan und große Ankäufe im Auslande durch seine eigens dorthin entsandte Kommission gemacht hat. Ob aber alle diese Mittel ausreichen werden, den Bedarf an Pferden für die Feldarmee und deren Reserven aufzubringen, ist in diesem Augenblick schwer zu sagen; die Beantwortung hängt wohl mit von dem Zeitpunkt eines spätern Krieges ab. Im Gegensatz zu der Ungewißheit über die Bestände an Pferden für die Reserverformationen besteht kein Zweifel darüber, daß für diese Einheiten der notwendige Bedarf an Waffen, Bekleidungs- und Ausrüstungsstücken in den Arsenalen und Depots vorrätig gehalten wird.

Bestimmungsgemäß können die Reserven wie die Feldarmee auf dem Kriegsschauplatz verwandt werden; sie können aber auch als Festungsbefestigungen, als Etappenschutz und in den Küstenplätzen usw. Dienste leisten. Die Gesamtstärke aller Reserverformationen, ausschließlich der Reservebrigaden bei den aktiven Divisionen, läßt sich auf 200 000 bis 250 000 Mann schätzen; zählt man die Reservebrigaden noch hinzu, so kommt man auf 350 000 bis 400 000 Mann. In der Absicht des japanischen Generalkstabs liegt es, die aktive Armee um eine Reservearmee von derselben Zahl Einheiten und von ebensoviel ausgebildeten Weiten wie jene zu verdoppeln.

Frägt man nun, wie viel Truppen erster Linie wohl Japan bei einer spätern Mobilmachung insgesamt ins Feld schicken dürfte, so kommt man unter Berücksichtigung aller schon durchgeführten oder noch in der Ausführung begriffenen militärischen Maßnahmen zu einem Zahlenergebnis von 970 000 bis 1 200 000 Mann,

dazu 150 000 bis 170 000 Pferde. Hiervon kann Japan schon heute 700 000 ausgebildete Leute aufbringen, eine Zahl, die vollkommen ausreichen würde, eine starke Armee erster Linie mobil zu machen. Durch die außerdem noch verfügbaren zahlreichen Jahrgänge würden sich dann die Depottruppen aufstellen lassen, und aus ihnen würden in einigen Monaten nach erfolgter Ausbildung die Reserveeinheiten hervorgehn.

Für die Mobilmachung der Armee gelten nach wie vor die Bestimmungen vom 11. Oktober 1899. Im allgemeinen stimmen die darin enthaltenen Weisungen mit den für die deutsche Armee giltigen Normen überein. Der vom Kriegsminister im Namen des Kaisers erlassene Mobilmachungsbefehl wird zunächst in den Hauptorten jedes Regierungsbezirks bekannt gegeben und darauf durch die Bürgermeister und Ortsvorstände in den Städten und Gemeinden verbreitet. Jeder Mann hat sich darauf unverzüglich nach dem in seinen Militärpapieren bezeichneten Mobilmachungsort zu begeben. In der Regel fallen die Mobilmachungsorte mit den Friedensgarnisonen zusammen. Die Kommandanten der Regimentsbezirke, die unter der Aufsicht der Brigadeführer stehen und immer zu zwei zusammengefaßt sind, haben die Verteilung und die Gesteellung der Reservisten zu überwachen und müssen die dazu nötigen Listen stets auf dem laufenden halten. Am 1. April jedes Jahres wird der Mobilmachungsplan aufgestellt.

Was die Mobilmachung der einzelnen Waffengattungen anlangt, so hat jeder Regimentsbezirk das zu ihm gehörende aktive Regiment, das Depot des Regiments (ein Bataillon) und ein Reserveinfanterieregiment für die Reserveformationen auf Kriegsfuß zu setzen. Die Kavallerie, Artillerie, das Genie und der Train finden ihre Ergänzungsmannschaften am Hauptort des Divisionsbezirks, und zwar werden die Leute für diese Waffen nicht aus einzelnen Kreisen, sondern aus dem ganzen Bezirk ausgesucht. Die Mobilmachung der Garde, der selbständigen Einheiten der Kavallerie und Artillerie finden nach nähern Anordnungen des Kriegsministeriums aus einer Reihe bestimmter Bezirke statt. Außerdem aber hat jeder Divisionsbezirk noch mobil zu machen: 1. die Depots der entsprechenden aktiven Einheiten, nämlich eine Eskadron pro Kavallerieregiment, eine Batterie pro Artillerieregiment, je eine Kompanie für jedes Genie- und Trainbataillon; 2. an Reserveformationen in jedem Bezirk: zwei Eskadrons, ein Artillerieregiment zu vier Bataillonen, je ein Genie- und Trainbataillon.

Die Mobilmachung braucht nicht für das ganze Land ausgesprochen zu werden, sie kann auf eine oder mehrere Provinzen beschränkt bleiben, ebenso auf ganze Jahresklassen oder nur Teile davon. Bei der Ausführung der Mobilmachungsbefehle und -arbeiten sollen die Generale und die höhern Vorgesetzten der verschiedenen Dienstzweige Unterstützung finden bei den höhern Offizieren des Reserveverhältnisses, die dazu bestimmt sind, nach dem Abmarsch der aktiven Truppen das Kommando in dem Standort oder Gebietsabschnitt zu übernehmen.

Die Reservisten sollen am zweiten Mobilmachungstage früh 6 Uhr nach den Mobilmachungsversammlungsorten in Marsch gesetzt werden. Nach annähernder Schätzung soll die Mobilmachung der gesamten Armee in zwölf bis achtzehn Tagen vollendet sein können. Doch läßt wohl die bevorzugte geographische Lage Japans nach dieser Richtung einen nicht unbeträchtlichen Spielraum zu. Im Kriege gegen Rußland wurde der Mobilmachungsbefehl vom 6. Februar ab in kurzen Zwischenräumen an die zwölfte, zweite und die Garbedivision, die zusammen die erste Armee bilden sollten, ausgegeben. Und schon am 13. Februar konnte die zwölfte Division mit der Einschiffung in Nagasaki beginnen; in der zweiten Hälfte Februar waren die zweite und die Garbedivision bei Hiroshima versammelt. Die Beförderung mit der Bahn zur Versammlung konnte für die zuerst marschbereiten Truppenteile schon am siebenten Mobilmachungstage beginnen.

Die Mobilmachung der Depottuppen soll zu derselben Zeit beginnen wie die der Feldarmee. Mit ihrer Beendigung wird für den zwanzigsten bis fünf- und zwanzigsten Mobilmachungstag gerechnet; zu annähernd demselben Termin dürften auch die Reservformationen bereit sein.



Zur Auswanderung nach Brasilien

Von Albert Rocha in Rio de Janeiro



Seitdem die Aufnahmefähigkeit Nordamerikas für europäische Intelligenz und Muskelkraft geschwunden ist, wendet sich die Suche nach günstigen Gebieten zur Unterbringung der überflüssigen europäischen Menschenmassen und zu gewinnbringenden Unternehmungen für das europäische Kapital gern Südamerika zu. Auch in einigen Kreisen Südamerikas richtet man die Blicke hilfesuchend nach Europa. Was das europäische Kapital anlangt, ist dieses bekanntlich hier immer willkommen gewesen, in betreff des Menschenmaterials und der Intelligenz hingegen hat man früher zuweilen eher Abneigung und ein gewisses Mißtrauen wahrgenommen, was besonders von Brasilien gilt, während Argentinien, wenn es sich auch manchmal nicht gerade besonders bemüht hat, die europäische Auswanderung anzuziehen, doch nichts getan hat, um diese abzustoßen. Brasilien hat seit sechs Jahren einen geschickten und weitschauenden Minister des Äußern, den frühern Gesandten in Berlin, Baron von Rio Branco, der unermüdlich daran arbeitet, Brasiliens Einfluß und Bedeutung zu vermehren und es zum tonangebenden Staate Südamerikas zu machen. Den Bestrebungen dieses Staatsmanns ist es hauptsächlich zu danken, daß Brasilien aus dem Halbdunkel, worin es sich für Europa befand, herausgetreten ist, daß es jede Gelegenheit benutzt, Zeichen seiner Existenz zu geben und Reklame für sich zu machen. Die Entsendung Ruy Barbosas, des „ersten

Kopfes“ Brasiliens, nach dem Haag geschah in diesem Sinne, und wie man hier immer liest und hört, hat diese Maßregel die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt. Es werden in bezug darauf oft und gern die Auslassungen Steads in der Review of Reviews zitiert, wonach die Erfolge Rui Barbosas auf dem Kongreß im Haag den kriegerischen Triumpfen Japans gleichgestellt werden; es wird behauptet, Brasilien wäre dadurch zur neunten Großmacht erhoben worden. Die Vaterlandsliebe der Brasilianer nimmt solche Erfolge und Urteile gern zum Ausgangspunkt kühner Hoffnungen und überschwenglicher Betrachtungen. Welche Zukunft ist nicht einem Lande vorbehalten, das in solcher Ausdehnung unererschöpfliche Schätze birgt, von dem ein geringer Teil, das Amazonastal, allein imstande ist, die gesamte Bevölkerung Europas zu ernähren, gegen dessen Reichthümer an Metall alles Gold Europas verschwindet, das in günstigen Bedingungen zur Erzeugung der wertvollsten Ausfuhrartikel, wie Kaffee, Gummi, von keinem andern Gebiet der Erde jemals erreicht werden kann! Im Geiste sieht der patriotische Brasilianer dieses gewaltige Gebiet nach allen Richtungen von Eisenbahnen, Kanälen durchzogen, von Fabriken und Werkstätten bedeckt, allenthalben ein Gewimmel rühriger Leute. Das ist es eben, was diesem Lande nottut: Leute, sehr viel Leute, um diesen ganzen Segen der Natur zu verarbeiten, der Menschheit zugute kommen zu lassen und in Wohlstand und Gedeihen für viele Millionen zu verwandeln. Darüber kann bei den einsichtigen Brasilianern kein Zweifel bestehn, daß ihre Heimat durch ihre eigne natürliche Vermehrung niemals die glänzenden Ziele, die sich die Patrioten gesteckt haben, wird erreichen können, daß sie dazu vielmehr, wie Nordamerika, auf einen starken Zuzug von Europa angewiesen ist. Trotz alledem gibt es eine nativistische Richtung, die sich grundsätzlich gegen jede Einwanderung sträubt. Oft sind dies Leute, denen der vergleichende Maßstab fehlt, die alles Ernstes glauben, daß sie sich in jeder Hinsicht den großen Kulturenationen als ebenbürtig an die Seite stellen können, die, obwohl sie zu den gebildeten und einflußreichen Kreisen gehören, doch, von der Manie der Selbstverherrlichung befallen, den Ausländer als minderwertiges Wesen betrachten, die sich ihr Urteil über die europäischen Nationen nach dem Großen der Einwanderer bilden, die ja zum größten Teil Handarbeiter sind und sich wohl auch sonst nicht gerade durch Eleganz auszeichnen und sich auf dem fremden Boden, in ganz neuen Verhältnissen, noch besonders unbeholfen ausnehmen. Für diese Leute, und sie sind hier gar nicht so selten, gibt es kein Gebiet, auf dem der Brasilianer nicht imstande ist, alle andern Nationen zu übertreffen, und nach ihrer Meinung braucht er durchaus nicht die Hilfe anderer, die ihn nur beeinträchtigen, seinen Unternehmungen den Mangel nationaler Genialität nehmen würden. Wie bei den einen die Selbstüberschätzung, ist es bei den andern die Selbstuntererschätzung, die sie der Einwanderung gegenüber ablehnend und mißtrauisch macht. Sie fürchten für die Integrität des Landes, sei es durch schließliches Überwiegen einer fremden Nationalität, die ihre

Sprache und Eigentümlichkeiten zur Herrschaft bringen würde, und in der das heimische Element als zu widerstandsschwach aufgehen würde, oder es erscheint ihnen hinter den Einwanderermassen das drohende Gespenst des Ursprungslandes, das seine Kinder herübersendet, um Quartier zu machen, und bei der ersten besten Gelegenheit einen Anlaß vom Zaune bricht, um sich weitere Gebiete Brasiliens zu bemächtigen. Solcher schwarzen Absichten bezichtigt man besonders Deutschland, wobei man Einflüsterungen Englands und Nordamerikas Gehör leiht, die einem mächtigen kommerziellen Konkurrenten Hindernisse in den Weg legen wollen und teilweise mit Erfolg die Brasilianer mit der Möglichkeit eines deutschen Überfalles ängstigen.

In den maßgebenden Kreisen der jetzigen Bundesregierung, in der sich Männer befinden, die das europäische Leben aus eigner Anschauung kennen, läßt man sich weder von engherzigem Nativismus noch von kindischer Fremdenfurcht beirren, die ungeheuern Vorteile der Einwandlung anzuerkennen und sie als einen der Hauptfaktoren für die zukünftige Gestaltung Brasiliens zu verwerten. Die Propaganda, die jetzt zur Anziehung von Auswanderern mit aller Energie in Europa unternommen wird, ist ein Beweis dafür, nur scheint es, daß ihr eine Propaganda im Innern hätte vorangehen müssen, um über die realen Vorteile der Einwandlung in den Staaten Licht zu verbreiten und hier die nötigen Vorbereitungen zu treffen, um den Einwanderern ein gedeihliches Fortkommen zu sichern. Dies ist leider nicht geschehen, und die übeln Folgen dieser Versäumnis machen sich schon fühlbar. So lesen wir im Deutschen Volksblatt, Porto Alegre, 27. Januar 1909: „Über die von uns schon berichtete Massenauswanderung von Immigranten, die erst kürzlich in Guarany angelandelt worden waren (vgl. Deutsches Volksblatt vom 20. Januar), schreibt das in Concordia erscheinende Diario unterm 5. Januar: In Concordia sind aus Brasilien 100 holländische Kolonisten vor zehn Tagen eingetroffen, die wegen absoluten Mangels an Arbeit der verzweifeltsten Lage zu entfliehen suchten. Gestern kamen von San Thomé 19 russische Immigrantenfamilien mit 119 Köpfen, alles arbeitsame Leute, die auf einer wirklichen Hungerirrfahrt das brasilianische Gebiet wegen absoluten Arbeitsmangels und der teuern Lebensverhältnisse verlassen haben.

Hierzu schreibt ein in Salto ansässiger Brasilianer dem hiesigen (Porto Alegre) Jornal da Manhã: Vor Tagen begab ich mich in Begleitung unsers Konsuls Vandalpho Borges da Fonseca nach Concordia, wo verschiedene Immigrantentrupps aus Rio Grande do Sul eingetroffen waren. Mit Zuhilfenahme eines Dolmetschers erfuhren wir von zwei Holländern folgendes: Wir sind im ganzen 280 Personen, 90 Deutsche, 90 Holländer und 100 Russen. Wir liefen auf Rechnung der brasilianischen Regierung in Rio ein und wurden von da nach der Kolonie Guarany im Staat Rio Grande do Sul geschafft. Man hatte uns Wohnung, Arbeit und Unterhalt für einen bestimmten Zeitraum zugesichert. Indes alles fehlte uns. Man brachte uns im Urwald

unter. Ohne alle Hilfsmittel überschritten wir die Grenze und marschierten zu Fuß 40 bis 50 Leguas bis nach San Thomé, wo wir von der argentinischen Regierung Passage nach Concordia erhielten.“

Wie aus dem obigen hervorgeht, steht die Riograndenser Regierung den Einwanderern nicht besonders wohlwollend gegenüber, diese nach Guarany schicken ist fast dasselbe, wie sie nach Cayenne deportieren. Guarany ist der abgelegenste Punkt des Staats, ohne Verbindung mit der Außenwelt, wo die Hauptabnehmer für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse die Wildschweine und Hirsche sind.

Seit Proklamierung der Republik, seitdem in Rio Grande do Sul der Positivismus ans Ruder gekommen ist, eine Sekte, die die Theorien des französischen Philosophen Comte als Evangelium verehrt und dort in Praxis umsetzen will, herrscht in jenem Staate eine den Fremden und besonders den Deutschen nicht günstige Strömung. Auf das Verhalten, das die Riograndenser Regierung seither beobachtet hat, werfen ein erklärendes Licht einige Stellen aus dem Werke Alfredo Varellas Rio Grande do Sul, *descrição physica, historica e economica*, Pelotas e Porto Alegre, 1897, ein den Nichtbrasilianern leider unbekanntes Buch. Es heißt da Band I, Seite 356 ff.: „Auf den Riograndenser Stamm werden von 1824 bis heute andre Reiser gepropft. Die Zukunft möge sagen, ob wir hierbei gewinnen oder verlieren. In jenem Jahre führte man auf Veranlassung der kaiserlichen Regierung die erste Masse von Deutschen ein und gründete mit ihnen die Kolonie von San Leopoldo. Der Bürgerkrieg brachte die Einwanderung zum Stehn, bald darauf begannen jedoch die großen Züge. Mit Deutschen gründete man außer der erwähnten Kolonie die von Mundonovo, Neu-Petropolis, S. Cruz, S. Lourenço und andre, die heute emanzipiert sind. Man schätzt die Zahl der Kolonisten dieser Nationalität auf einige achtzigtausend.“

Bis vor einigen Jahren schien sich die Einwanderung aus Deutschland von Jahr zu Jahr vergrößern zu wollen, aber es findet schon eine starke Verminderung statt, und wir glauben, daß diese Einwanderung in kurzem ganz aufhören wird. Als Ursache für diese Tatsache wird uns folgendes angegeben: Die immer zunehmende lateinische Einwanderung, gegen die die Deutschen große Abneigung haben, und vor deren Initiative die germanische Arbeit zurückweichen muß und unterliegt. Der teutonische Exklusivismus, der sich bestrebt, die Gewohnheiten des alten Vaterlandes in dem Lande, worin sich der Deutsche nationalisiert, aufrechtzuerhalten und sogar den Herren des Landes aufzuzwingen, und wenn dieses nicht gelingt, zeigen die Deutschen die größte Geringschätzung gegen das gastfreundliche Land, wo sie sich befinden, was — wie man mir allgemein sagt — immer mehr die trennende Kluft zwischen diesen Ausländern und den Einheimischen vergrößert. Es ist nicht zu leugnen, daß sich mit Recht oder Unrecht das frühere Wohlwollen gegen das deutsche Element in ausgesprochne Antipathie verwandelt hat. Mit Unbehagen blicken die Rio-

grandenser auf die blonden Söhne der Germania mater, die hier landen, wie das Volk sagt, arm, ohne etwas, hier Mittel erwerben, und wenn sie reich geworden sind, nichts eiligeres zu tun haben, als sich die Einheimischen so fern wie möglich zu halten, wobei sie sich nicht einmal die Mühe geben, die Verachtung zu verbergen, die sie gegen die Bürger des Landes hegen. Es ist jedenfalls Tatsache, daß das deutsche Element nicht mehr wie früher Rio Grande aufsucht, sicherlich, weil man auf der rechten Seite des Rheins schon den hier immer mehr wachsenden Antagonismus gemerkt hat" usw.

Varella gibt dann die für Rio Grande allein zulässige Art der Kolonisation an: „Hält man es durchaus für nötig, Leute anzuziehen? Nun wohl, man tue es in verständiger Weise mit jenen, die sich uns am besten anpassen, die mit uns verschmelzen können, die nicht verschiedene Gewohnheiten haben, die keine Sprache reden, die die Verständigung mit uns schwer macht und den Verkehr zwischen den Bewohnern desselben Landes behindert, und, was das wichtigste ist, mögen wir den Ankömmling ansiedeln zu seinem Vorteil aber niemals zum Schaden unsrer Zukunft, indem wir der zerstörenden Art des Kolonisten unsre schönen Wälder überliefern, die heute von Vernichtung bedroht sind, was unsre Nachkommen uns nie verzeihen werden.

Hält man es für vorteilhaft, Europäer einzuführen? Nun wohl, man beginne, wo es am natürlichsten und leichtesten ist. Die portugiesischen Inseln haben eine übermäßige Bevölkerung, kräftig an Körper, von ausgezeichnete Gefinnung, die im Elend lebt. Man rufe die Brüder unsrer Vorfahren hierher, ermögliche ihnen die Reise, subventioniere einige Dampfer, die sie von dort direkt herbringen. Man gebe wahrheitsgemäß Auskunft auf den Inseln, man weise darauf hin, daß der Riograndenser ein Zweig des alten Inselstammes ist, und daß, wenn der Açorianer und Madeirense hier gebieten in den schwierigen Zeiten des Absolutismus, um wieviel mehr heute im freien Staat" usw.

Schließlich bemerkt der Verfasser: „Den Boden, auf dem wir geboren sind, mit Menschenmassen überschwemmen, ist Beweis einer verbrecherischen Abwesenheit von Skrupel und Patriotismus.

Ziel produzieren ist kein Beweis von öffentlichem Wohlstand, denn dann würden die Nationen Europas die glücklichsten der Welt sein, man weiß jedoch, daß sie sich im Gegenteil im Elend befinden. Das Glück der Völker beruht in materieller Hinsicht darauf, daß man im allgemeinen über das nötige verfügt, um die Familien zu unterhalten und eine verhältnismäßige Sorglosigkeit zu genießen, die moralische und intellektuelle Entwicklung befördert. Es höre endlich einmal die Manie auf, die Vermehrung der Bevölkerung für einen Fortschritt zu halten.“

Man glaube ja nicht, daß die eben zitierten Ausführungen als die unmaßgebenden Ansichten irgendeines Schriftstellers zu nehmen sind. Varella ist der Mitbegründer des jetzigen republikanischen Rio Grande, der zusammen

mit Julio de Castilhos die eigenartige Konstitution dieses Staats ausarbeitete, die von den einen (den Positivisten) als das größte Werk staatsmännischer Weisheit unter den Kulturvölkern, von den andern als ein Freibrief für alle persönliche Willkür des Staatspräsidenten bezeichnet wird. Varela war als langjähriger Chefredakteur der *Federação*, des offiziellen Regierungsblattes, die Seele der republikanischen Propaganda, identisch mit den Bestrebungen der Regierung, mit Julio de Castilhos, dessen Ideen als heiliges Vermächtnis von der jetzt herrschenden Partei betrachtet werden. Der tote Chef hat fast mehr Gewalt, als er im Leben jemals gehabt hat; unentwegt hält die republikanische Partei — so nennen sich die auf Castilhos schwörenden Riograndenser — an dem Regierungsprogramm, an den Prinzipien von Julio de Castilhos fest.

Auch die Abneigung gegen die deutsche Einwanderung zieht sich durch die ganze republikanische Verwaltung trotz aller gegenteiligen Erklärungen von offizieller Seite bei deutschen Schützen- und Turnfesten, bei hiesigen Gewerbeausstellungen und sonstigen Gelegenheiten der Betätigung deutschen Gemeinfinns und deutscher Schaffensfreudigkeit. Es ist eben gar zu offenkundig, wie sehr Rio Grande sein Gedeihen, die Vorzüge, die es vor andern brasilianischen Staaten voraus hat, der Mitarbeit des deutschen Elements verdankt, daß, wenn es einen weit über den Bedarf des Staates produzierenden Ackerbau, eine regsame Industrie hat, dies das Verdienst der germanischen Bevölkerung ist. Man kann es auch nicht aus der Welt schaffen, daß keine andre Nation einen so bedeutenden Zoll an Blut zum Wohle Brasiliens entrichtet hat wie die Deutschen, daß diese nicht gezögert haben, die Scholle, die sie mit ihrem Schweiße gedüngt hatten, auch mit ihrem Leben zu verteidigen und bereitwillig im Kriege gegen Mosas und gegen Paraguay alle Opfer an Gut und Blut gebracht haben; doch bleiben trotz aller Hingabe an die neue Heimat ihre Haare blond, ihre Augen blau, ihr innerstes Denken und Empfinden germanisch und im Zusammenhang damit die Liebe zur deutschen Sprache bestehn, und das ist es eben, was man ihnen nicht verzeiht.

Die berüchtigte „Landbereinigung“ ist noch lebendig in aller Andenken, der Schrecken noch nicht verwunden; die letzten Ausläufer dieses beunruhigenden Vorgangs erstrecken sich bis in die Gegenwart. Es wurde eine Revision des Landerwerbs vorgenommen und dabei ermittelt, daß große Strecken der jetzt von deutschen Kolonisten besetzten Ländereien ehemals zur Zeit des Kaiserreichs von politischen Magnaten und sonst durch die herrschenden Parteien begünstigten Leuten auf nicht ganz einwandfreie Weise erworben worden waren. Es wurden diese Gebiete also einfach als Regierungseigentum erklärt und den Kolonisten, die ihr Land rechtmäßig erworben hatten, von andern, die ebenfalls alle legalen Besitztitel vorgelegt hatten, bedeutet, entweder nochmals ihr Land von der Regierung zu dem jetzt geltenden Werte zu kaufen oder es zu räumen. Selbst Kolonisten, die ihr Besitztum im *Registro Correns* eingetragen hatten, wodurch es ein für allemal unanfechtbar wird, wurden von dieser Maßregel

betroffen, und man ging wirklich mit Feuer und Schwert vor, säuberte von Deutschen besetzte Striche und gab sie Italienern. Das gab denn nun doch der germanischen Langmut einen Stoß, ein gewaltiges Murren erhob sich, es hagelte Proteste. Selbst der deutsche Gesandte in Rio de Janeiro, Herr Baron von Treutler, wurde angerufen und ging dorthin, um sich den Fall anzusehen, erklärte jedoch diese Angelegenheit für außerhalb des Bereichs seiner Kompetenz liegend, da die geschädigten Kolonisten nicht mehr deutsche Reichsangehörige wären. Jedenfalls merkte die Regierung, daß sich der Sturm nicht so leicht würde beschwichtigen lassen, und hielt es für angemessen, abzuwiegeln. Sie erklärte, die Angelegenheit auf sich beruhen lassen und den Kolonisten, die schon gezahlt hatten, das Geld zurückerstatten oder ihnen Land anweisen zu wollen. Diese Entschädigung der Expropriierten ist bis jetzt noch nicht zum Abschluß gelangt, und es werden darüber Klagen der Kolonisten laut, daß das ihnen angewiesene Land kein vollwertiger Ersatz für das verlorne sei.

Die Aufregung über die „Landbereinigung“ hatte sich noch nicht gelegt, als auch Professor Dr. Jannasch in Rio Grande eintraf, um nochmals die Bedingungen für deutsche Einwanderung an Ort und Stelle zu studieren. Er wurde von der Regierung mit großer Freundlichkeit behandelt, mit Aufmerksamkeit überhäuft, es wurde ihm aber bedeutet, daß Rio Grande nicht für die Aufnahme von Immigranten vorbereitet sei, daß es erst die hier befindlichen fremden Elemente „assimilieren“ müßte.

Jetzt, wo die Bundesregierung alle Hebel in Bewegung setzt, um die äußerst günstige Konjunktur der nordamerikanischen Überfättigung mit Leuten und der Brasilien von Europa entgegengebrachten Sympathie zur Ablenkung des Auswandererstroms hierher zu benutzen, erklärt die Riograndenser Staatsregierung peremptorisch, daß sie Guarany als Staatskolonie betrachte, auf die sie der Bundesregierung keinen Einfluß einräume, und daß die von dieser gemachten Versprechungen keine bindende Kraft für Rio Grande hätten.

Vielleicht wird die Bundesregierung, die doch nicht gern als wortbrüchig wird dastehn wollen, irgend etwas tun, damit die enormen Summen, die sie zu Bestimmungszwecken ausgibt, nicht einfach eine Propaganda für den Mißkredit Brasiliens unterhalten und dazu dienen, allen Auswanderungslustigen einen heilsamen Schrecken einzujagen; hoffentlich übt sie einen sanften Druck auf die Riograndenser Staatsregierung aus, um dieser ein besseres Verständnis für die enormen Vorteile der Einwanderung aufzunötigen, oder sie schließt Rio Grande aus ihrem Kolonisationsprogramm aus. Jedenfalls ist von einer Auswanderung nach Rio Grande do Sul, solange die dortige Regierung nicht ihren Standpunkt radikal ändert, entschieden abzuraten.





Kurpfuscher und soziale Pfuscher

Von Dr. Alexander Elster in Jena



mpirici und medicastri, Winkel-, Versuchs-, Stümpel- und Afters-ärzte, Störer und Quacksalber, so faßte man in Verordnungen des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts jene schädlichen Volksbeglucker zusammen, die wir heute Kurpfuscher nennen. Früher sammelte man also Schimpfworte an Stelle einer Definition; heute haben wir ein Wort, aber müssen es näher begrenzen. Früher bestrafte man sie „unnachsichtlich, nachdrücklich, ernstlich und empfindlich, gebührend und hoch“; heute hat man ihnen Gewerbefreiheit gegeben und hütet sich, mit ihnen zu brechen.

Wenigstens bis zur Stunde ist es noch so; der Reichsgesetzentwurf betreffend „die Ausübung der Heilkunde durch nichtapprobierte Personen und den Geheimmittelverkehr“ liegt noch bei maßgebenden Stellen der Gesetzgebung und scheint nicht rasch voranzurücken. Wenn wir ihn haben, wird zwar noch nicht, wie fast in allen andern Kulturländern, ein Kurpfuschereiverbot ohne Wenn und Aber erlassen sein, wohl aber vielen Auswüchsen wirksam gesteuert werden können. Denn unter anderm wird nichtapprobierten Personen verboten und mit Strafe belegt: die Fernbehandlung, die Behandlung von Geschlechtskrankheiten, die Anwendung von Betäubungsmitteln, die Behandlung mittels Hypnose und mittels mystischer Verfahren. Aber die Giftpflanze selber wird nicht ausgerottet werden. Die Zahl der Kurpfuscher in Berlin ist nach Graaf (Kurpfuscherei und Kurpfuschereiverbot) in den Jahren 1879 bis 1903 von 28 auf 1013, das heißt um 3518 Prozent gestiegen (während die Einwohnerzahl in derselben Zeit um 120 Prozent zugenommen hat), in Sachsen (1874 bis 1903) von 323 auf 1001 usw.; von Kurpfuschern verfaßte medizinische Bücher sind von 1888 bis 1899 in Deutschland 1724000 Stück zum Preise von 14642750 Mark verkauft worden. Alle die Existenzen, die das mundus vult decipi an der offenen Seite ihres Geldbeutels angeschrieben haben, werden Umwege und Schleichwege ausfindig machen, um weiter zum Schaden des Soziallebens wirken zu können. Deshalb erweitern wir unsre Betrachtung, die nicht nur auf die Kurpfuscher beschränkt werden darf, sondern wollen diese Kategorie von Pfuschern mit andern sozialen Pfuschern auf eine Stufe stellen, in ein Licht der Betrachtung rücken, um das Gemeinsame in ihrer sozialen Schädigung zu skizzieren.

Künstler und Pfuscher . . . es ist der Angelpunkt der Betrachtung für diese Dinge. Wer das nicht zu scheiden vermag, fällt den Pfuschern in die Hände und spürt es über kurz oder lang an Nase, Leib und Leben.

Daß der Arzt ein Künstler sein müsse, haben bedeutende Ärzte schon immer betont: nicht nur Künstler aus der Hand, ein handfertiger, Handwerkerkünstler, obgleich dies für den Operateur von der größten Wichtigkeit ist. Rein, darüber hinaus: ein echter Künstler, der aus dem Herzen und aus Überzeugung schafft, dem es ernst ist um das, was er kann, und der sein Wissen immer wieder über die Flamme hält, um zu prüfen, ob es wahr und rein bleibt. Daß es einzelne Ärzte gibt, die anders sind, soll nicht bestritten werden, ebensowenig, daß es einzelne Kurpfuscher gibt, die diesen Anforderungen entsprechen könnten, aber der Typus gibt den Ausschlag.

Dreierlei gehört zum Typus eines Kurpfuschers:

Erstens die Anpreisung, etwas Besonderes zu leisten, „nicht von der Menschen, sondern von Gottes Gnaden“ ein Arzt zu sein, wie sich in der Tat ein gewisser Kurpfuscher Jacoby in Berlin nannte, also übernatürliche besondere Kräfte zu verwenden, und wäre dies auch nur Wasser, Lehm oder Wahnvorstellung. Volksbeglucker geben sie vor zu sein, wie es manche Soziologen, Sozialisten und Utopisten ebenso vorgeben.

Zweitens: die Heilkraft des Gebräus oder die Wunderkraft der Gebete muß geglaubt werden, obwohl oder gerade weil sie wissenschaftlich kausal nicht bewiesen werden kann. Statt des langsamen Ganges der Kausalzusammenhänge kürzeres Überspringen von Ursache zur Wirkung: Kurzschluß. Das Magentränklein wirkt nicht, weil es das Magenübel heilt, sondern durch Kurzschluß ins Gehirn, das da glaubt, das Magentränklein heile das Übel. Also eine Anwendung nicht kausal dienender Kräfte zu falschem Ergebnis, gerade so wie beim Spiel wirtschaftliche Folgen an Voraussetzungen geknüpft werden, die in Wahrheit gar nichts damit zu tun haben. Zum Volksbeglucker also kommt der Spieler.

Drittens: das Ganze muß gewerbsmäßig geschehen. Daß das Geld im Kasten klingt, das ist der Endzweck, der „unter Ausbeutung der Notlage, des Leichtsinns und der Unerfahrenheit“ — vulgo „der Dummheit“ — erreicht wird. Damit berührt sich der Kurpfuscher mit dem Wucherer.

Volksbeglucker, Spieler und Wucherer; das wird uns bald den Aufschluß über die verwandten sozialen Pfuscher geben. Doch zunächst noch ein paar Worte über den Kurpfuscher!

Volksbeglückern, Spielern und Wucherern schenkt aber keiner Gehör, der mit offenen, wachen Sinnen durch die Welt geht und sich nicht durch Notlage, Leichtsinns oder Unerfahrenheit bei seinem Handeln bestimmen läßt. Es gilt also, die allgemeine Bildung zu heben, zu warnen vor den gefährdenden Heilkünstlern, ihr Treiben offenkundig zu machen, ihre Praktiken niedriger zu hängen.

Zunächst hüte man sich vor dem Menschenfreund, der — lediglich aus Dankbarkeit! — ein Geheilte! — in Zeitungsinscraten völlig gratis Leidenden

Auskunft gibt. Man wisse: in unserm Jahrhundert des Selbstinteresses gibt kein Ungenannter Geld für Zeitungsinsertate aus, lediglich aus Barmherzigkeit und Gemeinnützigkeit. Gemeinnützige Menschen handeln anders. Und wer sich auf eine solche Anpreisung meldet, wird die Geister, die er rief, nicht wieder los und muß ein großes Lösegeld bezahlen. Die Kurpfuscher sind geschäftsgewandt genug, zu wissen, daß gerade die geheimen Leiden, die, deren Existenz jeder gern verheimlicht, und bei denen ihm „Fernbehandlung, Behandlung ohne Berufsstörung, briefliche Behandlung“ besonders erwünscht sein muß, ihnen die meiste Aussicht auf Zuspruch geben. Der Gläubige aber verliert meist die für eine Heilung günstigste Zeit, die Anfangszeit des Leidens.

Von Mißerfolgen der Kurpfuscher sprächen die Gräber Bände — wenn sie reden könnten; warum spricht die Öffentlichkeit so wenig davon? Weil der erfolglos Behandelte — zu spät — seine Dummheit einsieht und sich dann natürlich schämt, sie zu gestehn, aber gern dabei ist, dem in der äußersten Not herbeigerufenen Arzt, der einen völlig aussichtslosen Fall vor sich hatte, die Schuld aufzubürden.

Welcher große Schaden entsteht namentlich aus ansteckenden und vererblichen, die Nachkommenschaft beeinträchtigenden Krankheiten! In der Natur der Sache liegt es, daß man diese Schädigungen nur ahnen kann, daß aber exakte Beweise, Zahlen und Daten nur sehr schwer und spärlich zu erlangen sind.

Nur ein paar Stichworte: „Ihre Nerven sind schwach.“ Ein Mittel dagegen, das alles heilt; bei „Schwächezuständen“ u. dgl. naturgemäße arznei-lose Selbstbehandlung laut Broschüre. Enthaarungswasser „beseitigt“ in zwei Minuten nach einmaligem Gebrauch gänzlich mit der Wurzel die stärksten Haare im Gesicht und am Körper „Erfolg unfehlbar dauernd für immer und vollkommen unschädlich“; Entfettungsmittel, vollkommen unschädlich; ideale Büste in einem Monat, vollkommen unschädlich.

Selbst die leidenschaftlichsten Trinker werden in zwanzig bis dreißig Tagen von der Trunksucht durch ein dem Kaffee beigemengtes probates Mittel geheilt.

In den Mitteln, die „das Geheimnis der Wienerin“, eine üppige Büste usw. versprechen, ist vorwiegend und meist Arsenik; und wenn sie Unschädlichkeit versprechen, so ist eben nur etwas weniger Arsenik darin. Merken darf man sich jedenfalls, daß alle Mittel, deren Zusammenstellung geheim gehalten wird, nicht einwandfrei und in der Regel auch nicht unschädlich sind. Als relativ unschädlicher — wenn auch mit Unterschied — sieht man gewöhnlich die Wasserapostel und Lehmpfuscher an. Manche Naturärzte, wie zum Beispiel Dr. Lahmann, standen auf der Schwelle zum Arzt und taten dasselbe (nur mit mehr Klimbin), was der moderne Arzt ebenso macht, und es ist interessant zu hören, daß die Errungenschaften eines Prießnitz, wie Dr. Siefert in einem Aufsatz in der Zeitschrift „Soziale Medizin und Hygiene“ vom Dezember 1907 bezeugt, direkt von dem Arzte Joh. Sigismund Hahn entlehnt sind.

Andre beliebte Pfuscherfcherze sind die Diagnostik aus Augen und Haaren und vor allem die „Reibefißbäder“. Das sind Ausartungen, vor denen man die allzu Leichtgläubigen besonders warnen muß.

Um ihre Wohltaten unter dem Schein der Menschenliebe und Unentgeltlichkeit zu verrichten, besteht bei vielen Pfuschern die Übung, nur „freiwillige Gaben“ anzunehmen, die irgendwo — auf dem Ruchentisch oder derartigen Einrichtungen — niedergelegt werden, während die verordneten Tränkchen für ganz billiges Geld verkauft werden. Mit diesem Schein der Großmut und Mildtätigkeit wird ein gewisser Nimbus erreicht, der nebenbei auch das Gute haben soll, die Behandlung als eine unentgeltliche etwaigen gewerblichen Beschränkungen zu entziehen.

In fast allen andern Kulturländern ist die Kurpfuscherei verboten, in Deutschland blüht sie noch üppig. Aber die Aufklärung bricht sich, wenn auch langsam, so doch sicher Bahn. Die Juristen, die man lange Zeit als jedes ärztlichen Verständnisses bar gescholten hat, sind neuerdings in der Gunst ihrer Kollegen von der andern Fakultät durch folgendes bemerkenswerte und nur gutzuheißende Gerichtserkenntnis gestiegen. In einem Prozeß gegen eine Gesundheitsbeterin auf Herausgabe des Honorars wegen Erfolglosigkeit ihrer „Gebete“ begründete das Gericht die Verurteilung folgendermaßen: „Es würde mit gesunden sozialen Zuständen völlig unvereinbar sein, wenn der gewerbmäßige Abschluß von Verträgen rechtliche Anerkennung fände, bei denen der Vertragswille der Parteien darauf gerichtet ist, daß die eine Partei gegen feste Bezahlung ihr angeblich besonders enges Verhältnis zu Gott benutzen soll, um einen angeblichen Eingriff übersinnlicher Kräfte in das Leben der andern Partei herbeizuführen. Der Glaube, daß jemand kraft besondrer göttlicher Gnade in der Lage sei, die Kranken zu heilen, mag in mehr oder minder weiten Kreisen bestehen; die Annahme einer solchen Heilkraft aber in Verbindung mit der Ausübung eines sich auf diese Heilkraft gründenden, den Gelderwerb bezweckenden Gewerbebetriebs widerspricht dem allgemeinen Sittlichkeitsempfinden, zum mindesten der gebildeten Kreise, also der Kulturträger, und kann daher rechtlichen Schutz nicht genießen. Außerdem erscheint das öffentliche Interesse an einer geregelten Gesundheitspflege im Volke dadurch gefährdet, daß durch den Einfluß der Christian Science Kranke der sachgemäßen und rechtzeitigen Behandlung durch den Arzt, den berufenen Hüter der Gesundheit des Volkes, entzogen werden. Demnach muß Verträgen wie dem zwischen Kläger und der Beklagten abgeschlossenen die rechtliche Anerkennung versagt werden, und daraus folgt die Rückzahlungspflicht der Beklagten.“

* * *

Ist aber wohl die Kurpfuscherei ein so ganz absonderliches ökonomisches Gebiet? Oder drückt sich in ihrer weiten Verbreitung nicht vielmehr ein antisoziales Prinzip aus, das sich in mancherlei Spielarten wiederfindet? Dieses

zweite ist zu bejahen. Ein antisoziales Prinzip drückt sich darin aus, das sich nur deshalb bei der Krankenbehandlung so stark ausgebreitet hat, weil der Kranke in seiner freien Selbstbestimmung reduziert ist, weil ihn die Krankheit in Notlage versetzt, weil er als Kranker — und je mehr der Verzweiflung nahe, um so mehr — kritiklos auf jeden hört, der ihm Erlösung verspricht.

Solche Erlösungsversprechen aus Not und Sorgen gibts aber noch mehr im sozialen Leben, und noch viele andre Professionen beschäftigen sich damit auf ihren Gebieten, ganz ähnlich wie der Kurpfuscher auf dem seinigen.

Wenn wir ein paar typische Beispiele solcher sozialen Pfuscher kurz betrachten, so können wir sie nach unsrer obigen Differenzierung des Kurpfuschers zweckmäßig einteilen in die drei Typen: den Volksbeglückertypus, den Spielertypus, den Wucherertypus.

Fangen wir mit dem Volksbeglückertypus an.

„Wie werde ich energisch?“ „Wie verliere ich meine Schüchternheit?“ und derlei Fragen haben wir in Hunderten von Inseraten gelesen. Meist sind es amerikanische Magnetopathen, Suggestionekünstler, Elektromagnetiseur, oder wie sie sich nennen, die den halben und dreiviertel Menschen helfen wollen.

„Der sichere Weg zu Reichtum und Erfolg“, „die Kraft in sich selbst“ wird da verheißen. Erst gibt es eine Broschüre gratis, die aber auf teure Werke so nachdrücklich hinweist, daß der also Ratene diese kauft, und daß Unsummen auf diese Weise von dem Volke der Dichter und Denker ins Ausland geschickt werden. Auch die Spiritisten gehören hierher. Die professionellen nämlich, bei denen Schwindel und Überzeugung höchst kunstvoll ineinanderlaufen. Sie geben vor, dem Menschen übernatürliche Kräfte zu vermitteln, auch ihre Bücher lehren ausdrücklich „Die Kunst der Ausnutzung geheimnisvoller Geisteskräfte“, sie steigern die Persönlichkeit maßlos über sich selbst hinaus; aus sozialen Elenden machen sie sich reich dünkende Phantasten — und das Ende von dieser sozialen Pfscherei? Nur ein Beispiel, das Dr. Richard Hennig in seinem dankenswerten Buche „Der moderne Spuk- und Geisterglaube“ mitteilt. Im Reichshoten vom 24. Januar 1902 war vom Pastor Dr. Riemann ein Inserat aufgegeben worden, das Bände redet: „Für ein Opfer des Spiritismus, eine Dame aus bessern Ständen, bitte ich dringend um Hilfe. Dieselbe hat durch den Spiritismus viel Geld für immer und vorläufig auch den Verstand verloren und ist nervös völlig zerrüttet.“ Hennig zitiert noch eine Reihe anderer ihm und dem Privatdozenten Dr. Richard Henneberg bekannt gewordener Fälle (vgl. Hennebergs Buch über die „Beziehungen zwischen Spiritismus und Geistesstörung“) und kommt zu dem Ergebnis, daß keiner ahnt, wie häufig die spiritistischen Aufregungen zu geistigen Störungen und Erkrankungen führen.

Und weiter gehören hierher die Utopisten und soziologischen Schwärmer, die — zum wievieltenmale wohl? — die soziale Frage lösen und ihre wässerigen

Heilkräfte in den Wein sozialer Kampfgeister gießen oder ihr Feuerwasser in die erhitzten Gemüter — je nachdem.

Von Morus' „Utopia“, Campanellas „Sonnenstaat“, Morells „Basilade“ und Cabets „Ikarischer Reise“ bis zu Bellamy und andern neuern Versuchen der Lösung der sozialen Frage, durch Margens Kladderadatsch- und Zusammenbruchstheorie hindurch bis zu den anarchistischen Lehren ist es im Grunde immer dasselbe: konstruierte Thesen und Theoreme an Stelle der ruhigen wirklichen Entwicklung. Ein jüngst erschienenen Buch eines Russen J. Novicow, Mitglied und ehemals Vizepräsident des Internationalen Soziologischen Instituts, gibt unter dem Titel „Die Gerechtigkeit und die Entfaltung des Lebens“ solche einfachen kurfuscherischen Heilmittel für soziale Krankheiten. Weil der Sinn für Gerechtigkeit fehle, und weil der einzelne die für seinen Egoismus förderliche Funktion gerechten Sinnes und Handelns verkenne, darum sei das soziale Elend in der Welt. Die Menschen sollen einsehen, daß sie aus Egoismus altruistisch handeln müssen und den Krieg durch den Frieden ersetzen — und alle soziale Not ist geheilt. Es ist, als ob ein Arzt dem Kranken sagen wollte: wenn er nur gesund wäre, da wäre alle Krankheit vorbei. Soziale Pfscher darf man auch diese nennen, wenn sie, den geraden Weg der Notwendigkeit nichtachtend, dem Kranken Phantasmagorien und unwissenschaftliche Versprechungen vorspiegeln.

Anderer Art sind die Pfscher vom Spielertypus. Alles, was Spiel heißt, sofern es um Geld und Gut geht, hat den geraden Weg wirtschaftlicher Folgerichtigkeit verlassen, macht selbstgesetzte Sprünge, um Vorteil zu vermitteln, „Vorteil“, der auf der Kugel des Glücks in den Abgrund rollen kann. Buchmacher, Kasardspieler, das ganze blühende Monaco . . . Reiche werden zu Armen, Arme kurze Zeit zu Reichen gemacht im Handumdrehen, ohne die Entwicklung, die dazu gehört . . . mit Existenzen wird gespielt. Wahrlich eine soziale Pfscherei, die zu offenbar ist, als daß man über sie noch viele Worte zu verlieren brauchte. Das ist auch denen, die sich irgendwie daran beteiligen, nicht unbekannt, und wer tiefer nachdenkt, rechnet auch Lotto und Lotterien zu diesen Pfschartikeln.

Das Strafrecht kann wenig helfen; bekanntlich bestraft es bei uns in Deutschland die Glücksspiele nur dann, wenn sie von einer Person öffentlich oder gewerbmäßig oder betrügerisch oder übermäßig ausgeübt werden. Aber ob in Österreich, das ohne Rücksicht auf den Ort jedes Glücksspiel verbietet, die Dinge wirtschaftlich wirklich besser liegen, ist mindestens zweifelhaft.

Immer wieder neue Schleichwege findet das sich auf den Schleichweg prinzipiell gründende Spiel. So mußte vor einiger Zeit die Polizei gegen die Spielautomaten einschreiten, die in „Automatenvariétés“, „Automatenausstellungen“, oder wie die Lokale sonst noch heißen, kleine Einwürfe mit großem Gewinn zu lohnen versprochen, aber höchst sinnig so eingerichtet waren, daß die Kugel von der Gewinnöffnung abgelenkt wurde. Die ärgsten Auswüchse,

die offensichtlichen Corriger la Fortune-Automaten hat man beseitigt, aber — gewinnen tut man auch für gewöhnlich in den nicht beanstandeten noch nichts. Für die, die nicht alle werden, also immer noch eine sozial wertvolle Beschäftigung — weil es sie vielleicht doch schließlich aufklärt!

bleiben uns noch zum Schluß die Pufcher vom Bucherertypus. Diese wollen ja auch zum Teil Volksbeglucker sein und sind auch Spieler. Aber der Bucherer überwiegt bei ihnen, der Bucherer, den man daran erkennt, daß er den Leichtsinn, die Notlage oder Unerfahrenheit des andern ausbeutet, um seine eigne Tasche zu füllen.

Die Wahrfagerinnen . . . wieviel Dumme haben sie schon ins Elend gebracht! Sie sind Priesterinnen der Unterwelt, ähnlich wie manche Ziehmutter, die sich als Engelmacherin entpuppt, oder wie manche der hilfsbereiten Femmes savantes, die trotz ihres Versprechens: „Damen finden freundliche Aufnahme“, die Freundlichkeit allzusehr vermessen lassen.

Die Kapitalfucher und Gewinnversprecher — wieviel Notlage haben sie vergrößert!

Die Aufklärer über das Geschlechtsleben u. dgl. — wieviel Leichtsinns haben sie schon verstrickt!

Über diesen Industriezweig sozialer Pufcherei verlohnen sich zum Schluß noch einige Worte. Unter dem Deckmantel der Aufklärung benutzen sie schwer bezwingbare Triebe, namentlich der Jugend, um ihre unter wissenschaftlichem Anstrich obzöne Literatur in die Hände zu spielen. Wer Gelegenheit hat, die üppige Blüte dieses Zweiges der Bücherproduktion zu verfolgen, der sieht den ganzen Ernst dieses Problems. Je schlechter das Buch, um so besser der Absatz; dieses pessimistische Wort wird hier wirklich zum Ereignis. Und nicht nur dem Leichtsinn des Geschlechtstriebes, auch dem der Sensation um jeden Preis, der aufregenden, nervenüberspannenden Sucht wird durch strupellose Büchermacherei Vorstoß geleistet. Die soziale Kalamität der Sherlock-Holmes- und Dick-Carter-Literatur ist in der letzten Zeit schon gebührend niedriger gehängt worden.

Wie harmlos waren die Lederstrumpferzählungen gegenüber diesen Schilderungen des Verbrechens in jeder Fassung!

In welchem Maße die genannte Literatur verbreitet wird, berichtet ein Lehrer, der solche Lektüre bei seinen Schülern gesammelt hat, so: „Wenn wir auf einem Deckel solcher Jugendschrift in einem Preisausschreiben — genaues Erraten der Auflagenhöhe — die Auflage in einer Höhe von 250 000 bis 500 000 Stück angegeben finden und von kleinen Expeditionen die Personenzahl der Angestellten auf 120 und mehr, je nach Betrieb angegeben erhalten, so werden wir bedenklicher.“

Sind wir aber bei der pufcherischen Verlegerproduktion angelangt, so darf auch des neuen Betriebszweiges nicht vergessen werden, der sich in folgendem Inserat jüngst ausdrückte: „Literarischen Namen können sich Nicht-

chriftsteller schnell und leicht erwerben. Vollständige Übertragung mit Autorrechten von ungedruckten Romanen, Novellen, Gedichtsammlungen, wissenschaftlichen, politischen oder industriellen Ausarbeitungen usw. Reflektanten werden um Angabe ihrer Adresse unter Zusicherung ehrenw. Disk. unter Z. N. 199 usw. gebeten.“ So sollen Größen gemacht werden, die keine sind, ebenso wie durch die bereitwillige Drucklegung von Anfängerbüchungen durch geschäftsrührige Verleger — man kennt die Namen — nur blinde Hoffnungen erweckt werden, die oft genug dem also „Protegierten“ und Zahlenden sozial schädlich sind.

Auch die Sensationshascherei mancher illustrierter Zeitschriften spielt hier hinein — und das sind gerade die Zeitschriften, die die vielen Kurpfuscherausgaben verbreiten.

Doch genug, wir sind hier an der Grenze der Puscherei, und diese Grenze ist natürlich oft verschiebbar und nicht immer leicht zu erkennen. Und so wollen wir Halt machen.

Die Puscherei wirken lustig weiter, und nur, wenn den „Opfern“ prophylaktisch die Augen geöffnet werden, und wenn ihre Bildung gehoben wird, kann — ganz allmählich — der sozialschädlichen Puscherei das Wasser abgegraben werden.



Johannes Calvin in seinen Briefen



Am 10. Juli dieses Jahres hat die evangelische Welt den vierhundertjährigen Gedenktag der Geburt Calvins gefeiert. Daß dieser Tag bei uns in Deutschland auch nicht annähernd so unter der Beteiligung aller Volkskreise als ein Jubelfest begangen worden ist wie 1883 der vierhundertjährige Geburtstag Luthers, ist begreiflich.

Denn Luther hat nicht nur seine unvergleichliche Bedeutung als der große Bahnbrecher der kirchlichen Reformation, sondern wir schauen zu ihm auf als zu einer der größten Gestalten unsers Volkes, zu einer der gewaltigsten Verkörperungen deutscher Art. Calvin ist uns seiner Volksart nach ein Fremder, er ist Franzose; und auch sein reformatorisches Wirken trägt manchen Zug, der ihn uns immer fremd erscheinen lassen wird gegenüber den großen Männern unsrer deutschen Reformationskirche. Calvin ist uns ein Fremder, das müssen wir aber leider auch mit einer gewissen Beschämung sagen; das Bild Calvins als des Schöpfers einer abschreckenden Prädestinationslehre, als des düstern Eiferers für strenge Kirchenzucht, als des in alttestamentlichem Geiste befangenen Glaubensrichters, der einen Servet auf den Scheiterhaufen bringen konnte, dieses Bild ist sehr einseitig; der ganze, wahre Calvin ist bei uns, auch in den Kreisen der Theologen, bisher vielfach ein unbekannter Mann gewesen. Das braucht in Zukunft nicht mehr so zu sein. Denn als wertvollstes Jubiläum-

geschenkt zur Calvinfeier ist unserm Volke jetzt eine Biographie Calvins besichert worden, die uns den Mann wirklich kennen lehrt, eine große Sammlung von Briefen Calvins in deutscher Übersetzung, die uns wirklich, wie ihr Titel sagt, Calvins Lebenswerk in wahrer Vollständigkeit, Echtheit und Anschaulichkeit vor Augen führt. *)

Daß diese Briefsammlung (sie bietet von den etwa 1250 erhaltenen Briefen des Reformators 759) vom höchsten Werte für jeden Gebildeten ist, der sich überhaupt um ein lebendiges Verständnis der gewaltigen Kämpfe der Reformationszeit bemüht, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Welches bunte, reiche Bild auch der politischen und Kulturverhältnisse jener Zeit, das wir aus diesen Briefen gewinnen — der Zeit, wo Kaiser und Könige, die nur ihre höchst weltlichen Ziele im Auge haben, als Schirmherren der christlichen Kirche dastehn, und fromme schlichte Leute, die nichts andres wollen als Gott von Herzen dienen, als verfluchte Reher den Scheiterhaufen besteigen müssen — wo Hunderte von vornehmen, hochgebildeten Leuten um des Glaubens willen Habe und Heimat verlassen, um in der Fremde eine Freistadt zu suchen, und allerhand unruhige, nichtsnutzige Menschen in der allgemeinen Verwirrung zu Macht und Ansehen kommen — wo es noch für selbstverständlich galt, daß die Pest durch eine Hexenverschwörung in eine Stadt Eingang finde, und man sich von blutigen Seen erzählte, die ein böses Omen seien — wo eine bringende Botschaft von Genf nach Wittenberg schnellstens in drei Wochen gelangen konnte, und man am 19. März 1546 in der Schweiz noch nichts vom Tode Luthers wußte!

Aber vor allem liegt die Bedeutung dieses Quellenwerks darin, daß wir aus ihm einen wahrhaft großen Mann, eine der bedeutendsten Gestalten des gesamten Protestantismus wirklich kennen lernen. Ein wahrhaft großer Mann, diesen Eindruck muß jeder von Calvin gewinnen, der diese Briefe liest. Nicht als ob sich der, der sie geschrieben hat, darin so gäbe, daß seine Fehler und Schwächen irgendwie verhüllt würden! Er gibt sich, wie er ist; und so verbergen sich die düstere Strenge und die leidenschaftliche Heftigkeit Calvins in diesen Briefen durchaus nicht. Wir beobachten ihn hier mitten in den erregten Kämpfen seines Lebens, in den Kämpfen mit der starken Partei seiner Gegner in Genf, denen der Einfluß des auf sittliche Strenge haltenden Mannes unerträglich schien, in den Kämpfen mit den lutherischen Theologen und mit allerhand Freigeistern. Da geht es nicht ab ohne die schärfsten Urteile, ohne Schimpfworte und Verwünschungen. Aber man muß daran natürlich auch den Maßstab der Zeit anlegen und damit vergleichen, was damals überhaupt in der Polemik Gewohnheit und Stil war. Und vor allem muß man anerkennen, daß Calvin immer nur dort in den Kampf eintritt, wo ihn nicht persönliche

*) Johannes Calvins Lebenswerk in seinen Briefen von Rudolf Schwarz, Pfarrer in Basadingen. Mit einem Geleitwort von Professor D. Paul Wernle. 2 Bände (498 und 496 Seiten). Tübingen, Mohr, 1909. Gebunden 24 Mark.

Rücksichten dazu treiben, sondern wo er überzeugt ist, die Wahrheit verteidigen zu müssen, die Sache Gottes führen zu müssen mit heiligem Eifer. Das Bild, das man aus den Briefen von den Feinden Calvins in Genf und von den sittlichen Zuständen der Zeit überhaupt gewinnt, macht es deutlich, daß Calvin mit der strengen Sittenzucht, die er durchzuführen bemüht war, jedenfalls lediglich das Beste des Volkes, dem zu dienen er ganz wider seinen Willen genötigt worden war, im Auge hatte. Ja selbst über einen Vorgang wie die Verbrennung Servets lernt man doch etwas anders denken, wenn man ihn hier genauer kennen lernt. So unmöglich es uns auch heute ist, ein solches Ketzergericht irgendwie zu entschuldigen, man kann es doch begreifen, daß in einer Zeit, wo ungezählte fromme, rechtschaffne Leute den Scheiterhaufen besteigen mußten, deren einzige Schuld es war, sich von der römischen Kirche losgesagt zu haben, der Rat von Genf in Übereinstimmung mit der ganzen Schweizer Kirche als einen offenkundigen Verächter und Väterer des Christenglaubens geltenden Mann eines solchen Todes für wert erachtete. Wie Calvin selbst das furchtbare, den Grundsatz der Gewissensfreiheit verleugnende Verfahren zu rechtfertigen suchte, zeigen folgende Worte, die er damals schrieb: „Wenn doch die Papisten so strenge, leidenschaftliche Schirmherren ihres Aberglaubens sind, daß sie in furchtbarem Wüten das Blut Unschuldiger vergießen, so müßten ja christliche Obrigkeiten sich schämen, wenn sie nicht den Mut hätten, die sichere Wahrheit zu schützen. Freilich gestehe ich, nichts wäre weniger nach meinem Sinn, als die Maßlosigkeit ihres Wütens nachzuahmen. Aber ein gewisses Maß muß da sein, damit nicht jeder Gottlose seine Lästerungen ungestraft ausspeien darf, wenn mans hindern kann“ (I, 488).

Ist die ganze Wirksamkeit Calvins von leidenschaftlichem Kampf erfüllt, so spricht sich doch überall bei ihm, oft in ergreifender Weise, das tiefe Verlangen nach Frieden aus. In der Widmung zu seinem Psalmenkommentar (II, 175 ff.) gibt er einen Rückblick auf sein Leben, worin er zeigt, wie er „von Natur etwas menschenfeindlich und schüchtern stets gern ein ruhiges Leben im Schatten gehabt hätte“ und sich in Verborgenheit habe zurückziehen wollen, wie er aber überall geradezu gezwungen worden sei, an einflußreicher Stelle zu arbeiten und zu kämpfen. Und öfters lehren in seinen Briefen Beteuerungen wieder wie die: „Nur eins bitte ich dich, halte mich nicht für so ehrgeizig, daß ich aus eigener Begier die Feinde und den Kampf suche. Nichts wäre mir lieber als ruhige, wissenschaftliche Arbeit, wenn mir nur der, unter dessen Kommando ich diene, Freiheit dazu gäbe“ (I, 459). Überwältigend geradezu aber tritt es uns aus den Briefen Calvins überhaupt entgegen, daß ihm alles unfruchtbare Streiten verhaßt war, und daß der Kampf für ihn nur die eine ihm selber schmerzliche Seite ist an der großen Lebensarbeit, die er sich aufgelegt weiß und in deren Ausführung er seine Kraft verzehrt.

Was für ein Arbeiter ist dieser Mann gewesen! Sein Leben lang hat er zu ringen mit einem schwachen Körper; immer wieder ist in den Briefen von

Krankheit die Rede, in frühern Jahren besonders von quälender Migräne, in spätern von schweren innern Leiden; aber vom Bett aus diktiert er seine Briefe, und im Lehnstuhl läßt er sich zur Kirche tragen, um predigen zu können. Wie unzufrieden ist er mit dem, was er fertig bringt! „Ich habe nicht ohne Beschämung, schreibt er seinem Freunde Farel, die Stelle in deinem Briefe gelesen, in der du meinen Fleiß lobst, da ich mir doch so meiner Faulheit und Langsamkeit bewußt bin. Der Herr gebe, daß ich trotz meines langsamen Fortschritts doch etwas ausrichte“ (I, 389). Und was leistet dieser Mann, der so von sich schreibt! Von früh bis spät müht er sich rastlos im Dienste seines großen Berufs. Vom Schreibtisch eilt er zur Predigt, von der Predigt zur Vorlesung, von der Vorlesung zu wichtigen Verhandlungen mit Rat und Kollegen. Wenn er heimkommt, drängt sich die Schar der Besucher in seinem Hause, die mit den verschiedensten Anliegen kommen. Was haben ihm allein die Hunderte von Flüchtigen aus allerlei Ländern für Mühe gemacht, die damals in Genf zusammenströmten, um dort unbehindert ihres Glaubens leben zu können! Und daneben die zahllosen kleinen Gefälligkeiten, um die er angegangen wird. Hier bittet ein Abreisender um einen Empfehlungsbrief, dort wünscht man von ihm einen Geistlichen, einen Arzt, eine passende Wohnung empfohlen zu bekommen oder sucht bei ihm Auskunft über die Fortschritte junger Studenten; nichts vergißt er, nichts nimmt er leicht. Nebenbei findet er noch Zeit zu unermüdlicher schriftstellerischer Arbeit: Jahr auf Jahr erscheinen seine Kommentare zu den biblischen Büchern, die Frucht tiefen Eindringens in die Schrift, wohl der bedeutendste Beitrag, den die Reformationszeit überhaupt zur Auslegung der Bibel beigetragen hat. Wie lernt man den feinen Exegeten schon aus der einen Widmung zum Römerkommentar (I, 81 ff.), den klaren Kritiker aus dem Urteil über den Entwurf der Magdeburger Centurien kennen (II, 164). Und welche Summe von treuer, gewissenhaftester Arbeit, die allein seine Korrespondenz selbst bedeutet; an einem Tage, dem 29. Dezember 1555, schreibt er nicht weniger als zehn ausführliche Briefe an hochstehende Persönlichkeiten in Polen, in jedem Briefe individuell eingehend auf die Art des Adressaten, den er nur durch fremde Schilderung kennt.

Aber nicht nur den Riesenfleiß Calvins lassen uns seine Briefe erkennen, sondern die große Persönlichkeit des Mannes mit all ihren hohen Vorzügen tritt uns in ihnen lebendig entgegen. Immer wieder staunt man über den weiten, scharfen Blick, über den großen Zug in seiner Tätigkeit. Von eigentlich politischer Wirksamkeit sucht er sich nach Möglichkeit fernzuhalten; aber es ist begreiflich, daß der Genfer Rat, wenn er sich in großen Fragen nicht zu raten wußte (II, 133), das Urteil dieses Mannes einholte, der überall seinen klaren Blick auch für die politischen Fragen beweist: man lese nur die vorzüglich unterrichtenden Briefe über das Regensburger Religionsgespräch im Jahre 1541, an dem Calvin teilnahm. Und die Sorge für die Zukunft der evangelischen Sache trieb ihn selbst dazu, nach allen Ländern Europas seinen Blick zu richten, um überall mahnend

und ratend einzugreifen, wo er glauben konnte, mit seinen Worten etwas beitragen zu können zur Förderung des großen Reformationswerkes. Darin ist es begründet, daß er einzelnen seiner Kommentare bedeutungsvolle Widmungsschreiben mitgibt an Fürsten, von denen er Großes für die evangelische Sache erwartete: an Herzog Christoph von Württemberg, den Herzog von Somerset, König Eduard und Königin Elisabeth von England, die Könige von Polen, von Dänemark, von Navarra, von Schweden. Daß es sich hier nicht um leere Höflichkeitsbezeugungen handelt, beweisen außer den Widmungsbriefen selbst zur Genüge die andern Schreiben, in denen er sich an diese Herrscher und ihre Ratgeber wendet, bald zum rechten Eifer durchgreifender Reform mahnend und eine Fülle von Ratschlägen erteilend (zum Beispiel das großartige Schreiben über die Reformationsmethode an den Herzog von Somerset, I, 318 ff.), bald im kühnsten Freimut Laueheit oder Leichtsinns der Großen tadelnd (wie schreibt er an den König von Navarra! II, 222, 353, 391), bald als Anwalt der schuldlos verfolgten Glaubensbrüder vor sie tretend.

Wie in diesen Schreiben an die evangelischen Fürsten, so treibt ihn auch im brieflichen Verkehr mit befreundeten oder gegnerischen Theologen und mit evangelischen Gemeinden, an die er sich wendet, überall der eine Gedanke, den Bau der wahren Kirche zu fördern und alle rechten Christen zur Einheit des Geistes zusammenzuführen. All den unseligen Zwiespalt, der so bald die Evangelischen auseinanderriß, zu überwinden, hat sich vielleicht keiner treuer, anhaltender bemüht als Calvin; er ist geradezu das lebendige Gewissen des Protestantismus in jener Zeit gewesen, das unablässig mahnte, neben der Wahrheit die Einigkeit über alles zu achten (I, 72, 195). Im Anfang, besonders in seiner Straßburger Zeit, hofft er immer noch auf eine Einigung zwischen der deutschen und der schweizerischen Reformation. Melancthon hat er bis zuletzt verehrungsvolle Freundschaft entgegengebracht, obwohl ihn dessen Scheu, sich ganz offen über einige seiner theologischen Gedanken auszusprechen, tief kränkte, weil ihm dadurch vor allem die Möglichkeit einer Einigung mit der deutschen Kirche verhindert schien. Und wie gerecht hat er auch Luther trotz dessen leidenschaftlicher Abjage an die Schweizer Theologen stets beurteilt. „Das ist mein Wunsch, schreibt er 1544 an den Züricher Bullinger (I, 200 f.), daß ihr euch darauf besinnt, welch großer Mann Luther doch ist, durch welch außerordentliche Geistesgaben er sich auszeichnet, wie tapfer und unerschütterlich, wie geschickt, wie gelehrt und wirksam er bisher immer gearbeitet hat an der Zerstörung der Herrschaft des Antichrists und an der Ausbreitung der Lehre zur Seligkeit. Ich hab's schon oft gesagt: Wenn er mich den Teufel schölte, ich würde ihm doch die Ehre antun, ihn für einen ganz hervorragenden Knecht Gottes zu halten, der freilich auch an großen Fehlern leidet, wie er an herrlichen Tugenden reich ist.“ Noch 1554 widmet er seinen Genesiskommentar den sächsischen Prinzen, die Widmung wird aber abgelehnt; und 1556 schreibt er an die sächsischen Theologen die schönen Worte: „Den einen Gott, unsern Vater, rufen wir im

Vertrauen auf denselben Mittler an, der gleiche Geist der Gotteskindschaft ist uns ein Unterpfand unsers zukünftigen Erbes, durch das gleiche Opfer hat Christus uns alle versöhnt, auf die gleiche Gerechtigkeit, die er uns erworben, verlassen sich unsre Herzen, desselben Hauptes rühmen wir uns. Da wäre es doch wunderbar, wenn Christus, den wir als unsern Frieden preisen, der aller Fehd ein End gemacht, Gott im Himmel uns gnädig gestimmt hat, nicht auch das bewirkte, daß wir auch auf Erden brüderlich Frieden halten“ (II, 129). Wer möchte es heute nicht beklagen, daß solche Worte damals in unsrer lutherischen Kirche keinen Widerhall gefunden haben! In späterer Zeit, als die Einigung mit Deutschland immer unwahrscheinlicher wurde, sucht Calvin mit der gleichen Entschiedenheit wenigstens die Schweizer Theologen zu herzlichster Einmütigkeit zu führen. Und in den letzten Jahren ist er vor allem bemüht, die sich bildende Hugenottenkirche in Frankreich, der er sich durch seine französische Herkunft ja ganz besonders verpflichtet fühlte, mit allen Kräften zu fördern, sie in lebendigem evangelischem Glauben und in Einheit des Geistes zu erbauen. Die Trost- und Mahnbriefe an die Evangelischen in Frankreich, mit dem heiligen Ernste und der tiefen Liebe des wahren Seelsorgers geschrieben, gehören mit zu dem schönsten, was uns die Sammlung bietet; sie verdienen, jedem evangelischen Christen bekannt zu werden.

Es wäre eine schöne Aufgabe, noch deutlicher das Bild des großen edeln Menschen und wahren Christen Calvin zu zeichnen, wie es in diesen Briefen vor uns steht, das herrliche Verhältnis zu seinen Freunden, das uns an dem leidenschaftlichen, düstern Manne doch auch so viel liebenswürdiges und sogar manchen Zug des Humors offenbart, sein kurzes mit viel Leid heimgesuchtes und doch glückliches Eheleben, und den ganzen Mann selbst voll unerschütterlicher Zuversicht und tiefer Demut vor Gott, unbedingt offen gegen die andern und solche Offenheit auch von ihnen fordernd, stets vornehm in der Gesinnung auch jedem ehrlichen Feinde gegenüber, das erfahrene Unrecht gern vergessend, das erfahrene Gute in dankbarem Herzen bewahrend, in großartiger Selbstlosigkeit niemals sein Behagen suchend, sondern im Dienste der andern sich verzehrend — doch wir müssen uns im Rahmen dieser Anzeige mit solchen Andeutungen begnügen. Möchten viele selbst zu dem Werke greifen und dieses Bild eines großen und ganzen Mannes daraus vor sich lebendig werden lassen, eines Mannes, der, wie Wernle am Schlusse seines Geleitwortes sagt, „trotz aller seiner Schwächen und Sünden eine verkörperte Energie des Guten gegen das Böse gewesen ist, in der dogmatischen und kirchlichen Gebundenheit seiner Zeit das Gewissen in Person, und mehr als das, eine wenn auch unvollkommene Offenbarung jenes Guten, das nicht nur Gedanke, sondern die einzige Macht der Wirklichkeit zu sein verlangt“.

Ein Wort nur noch über die Arbeit des Herausgebers. Die Übersetzung der 759 zum Teil sehr umfanglichen Briefe in klarem, angenehm zu lesendem Deutsch ist an sich eine solche bewundernswerte Leistung, daß man sich scheut,

einzelnes, das störend auffällt, hervorzuheben (ich erwähne nur die immer wiederkehrende häßliche Form: ich anerkenne, ich anempfehle statt ich erkenne an usw. und die oft ungeschickte Stellung der Fürwörter, die sich ja bei Übersetzungen leicht einschleicht). Bemerkt sei, daß zuweilen zu den von Calvin angeführten Schriftworten falsche Stellen angegeben sind: I, 468 lies 1. Joh. 4, 4 statt Jak. 4, 5; II, 276 Röm. 6, 8 statt 8, 17; 2. Kor. 4, 10 statt 1. Kor. 15, 49; II, 421 1. Petr. 4, 8 statt Jak. 5, 20. Bedauerlich sind auch die vielen kleinen Druckfehler, die namentlich den ersten Band entstellen. Doch soll mit diesen Bemerkungen mehr ein kleiner Dienst für einen künftigen Neudruck geleistet sein als irgendwie das Verdienst geschmälert werden, das sich Verleger und Herausgeber mit ihrer Arbeit erworben haben. Möchten ihnen viele durch freudige Benutzung des wertvollen, auch vornehm ausgestatteten Werkes danken. G. W.



Meine Jugend und die Religion

Von Ludwig Germersheim

(Fortsetzung)



ie Schule selbst bereicherte mein Gemüt nicht. Was sie sonst zu geben hatte, eignete ich mir ohne Mühe an. Meine Mundart und meine Abneigung gegen das Fragen, die sich bei mir im Verlaufe des Schulbesuchs entwickelt hatte, stellte mich vor Rätsel, an deren Lösung dann meine Phantasie arbeitete. Im Lesebuche erzählte ein Gedicht von einem Finklein, das einen Drescher besucht und von diesem gemahnt wird, nicht zu nah heranzukommen: daß ich, wenn ich dresch und klop, dich nicht treffe auf den Kopf. Ich war bitter arm an Vorstellungen aus dem Tierleben, ich hatte den lieben Vogel, der so dankbar den ersten lauen, mattblauen Himmel begrüßt, noch nicht kennen gelernt, einer Erklärung scheint man den bekannten Vogelnamen nicht bedürftig gefunden zu haben, so blieb mir nach meiner Mundart nur die Deutung des Wortes Finklein als Verkleinerungsform von Funke. Und nun arbeitete meine Phantasie, halb erschreckt, halb gelockt von der dämonischen Vorstellung eines Sprechenden, spielend, drohend der Scheune nahenden Funkens und erquickt von dem kühlen Gleichmut der Bauern, der den drohenden Feind warnt. So gab die Mundart der Heimat dem armen Kinde, das in der Fremde vereinsamte und der Natur fremd wurde, anstatt des Vogels ein Spielzeug für seine Phantasie.

Noch eine Gabe dieser Art schenkte mir damals die Heimat. Fast alle Gebete sind für ein Kind voll von Rätseln, am dunkelsten war für mich und wohl auch für meine Altersgenossen das Glaubensbekenntnis. Ich gewöhnte mich, an unlösbaren Rätseln wie: zu uns komme dein Reich, — wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, — und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, empfangen von Maria der Jungfrau — mit gleichgültigen Augen vorüberzugehn. Aber wo meiner Phantasie in dieser fremden Welt eine Heimatähnlichkeit begegnete, da verweilte sie

und deutete sich die Dinge, wie sie konnte, arm und kühn wie ein Alpensohn, der weit im Unterland auf einer Felsbank das Gestein der Heimat zu erkennen glaubt und sich aus den runden Fieseln die Berge der Heimat aufzubauen sucht. So war mir die liebste Stelle in allen Gebeten, die ich lernen und tausendmal sprechen mußte, der Satz: von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten. Eigentlich nur die ersten fünf Worte. In dem Worte „dannen“ sah ich, obwohl es klein geschrieben war, ein Hauptwort, und meine Mundart schenkte mir für den abgeschliffnen Fiesel des unverständlichen Abverbs den Lieblingsbaum, den Weihnachtsbaum, die Tanne. Deshalb lag auf diesen Worten des Gebets für mich eine Weihe, nur bei ihnen empfand ich etwas, ein Sehnen nach dem Walde und nach dem Harzduft und dem Lichterglanz der Weihnachtszeit.

Diesem Gefühle nah verwandt war der einzige Eindruck, den ich damals im Religionsunterricht empfing. Der Lehrer erzählte, wie der Herr mit zwei Engeln Abraham in Mamre besuchte, und Abraham in die Hütte zu Sara eilte und sie Kuchen baden hieß: „Eile, und menge drei Maß Semmelmehl, knete und backe Kuchen. Er aber lief zu den Kindern und holte ein zart, gut Kalb und gab's dem Knaben, der eilte und bereitete es zu. Und er trug auf Butter und Milch und von dem Kalbe, das er zubereitet hatte, und setzte es ihnen vor, und blieb stehen vor ihnen unter dem Baum, und sie aßen.“ Ich habe die Erzählung des Lehrers nach der Bibel aufgeschrieben, und wieder fühle ich den Zauber des Behagens, das hier geschildert wird. Tannen und Kuchen und Butter und Milch und das Essen unter dem Baum, wie wohl mir diese Vorstellungen taten, worin sich der Zauber der Winter- und Sommernatur und die Fülle der Feste verbanden. Mein Elternhaus war damals noch nicht verarmt, aber Kuchen und behagliches Genießen waren sehr selten darin, Tannen und andre Bäume waren weit davon, und meine Ernährung war unregelmäßig, ohne daß meine Eltern eine Schuld traf.

Mehr als das zu grünen Tannen umgedeutete dürre Abverb und den Blick auf das behagliche Kuchenessen unter Bäumen gab mir der Religionsunterricht nicht. Aber er hat mich nicht noch schauer gemacht, als ich schon war. Der Lehrer, der den Fehler beging, seinen primulus als Aufseher zu benützen, war ein milder, gütiger Mann. Auch der Kaplan, der sich mit ihm in den Religionsunterricht teilte, war freundlich mit uns Kindern. Aber die Kirchen blieben für mich ein Gegenstand des Schreckens. Mehrmals in der Woche mußten wir zur Sommerzeit vor dem Unterricht einer Messe beiwohnen. Da beteten während des Gottesdienstes immer ein paar Schüler aus den höhern Klassen, darunter auch mancher meiner Verfolger, laut vor, mit einer Sicherheit, die mir unbegreiflich und beängstigend war. Ich fühlte, so würde ich es nie fertig bringen, und neben diesem Bangen quälte mich während des Gottesdienstes immer die ängstliche Neugier, was wohl außer dem Löschhörnchen, das ich den Kirchner dort holen und unterbringen sah, in dem dunkeln Winkel hinter dem Altar verborgen sei. Der Weihrauch und das Licht der Kerzen hatten für mich gar nichts anheimelndes, die bleichen Flammen im Tageslicht waren mir unheimlich. Unheimlich war mir auch das Geräte, das zum Anzünden und zum Löschen der Kerzen verwandt wurde, und der Mann, der es handhabte.

Soweit ich zurückdenken kann, war mir das Aussehen der katholischen Priester, Kirchner und Ministranten immer unangenehm. Die Bartlosigkeit, das lange Gewand, worin ich in meinen Knabenjahren, als lange Hosen mein Ideal waren, ein Sonderrecht der Frauen verachtete, die flatternden Schärpen, das alles erschien mir in meinem jungen unbewußten Stolz auf mein Geschlecht so fremd und unangenehm, daß ich beim Anblick eines Priesters immer Widerwillen empfand. Von

hinten gesehen erschien mir ein Priester im Ornat mit dem gesenkten Haupte, dem breiten, den Nacken bedeckenden Amictus, dem bunt schillernden, plumpen, unten gerundeten Messgewand und dem Chorhemd darunter wie ein riesiger Käfer mit breiten, noch geschlossenen Flügeldecken, unter denen die gefalteten Flügel hervorschauten, bereit, sich mit gewaltigem Summen aufzuschwingen; aber ich empfand bei dieser Vorstellung keine Fetterkeit, sondern eher ein Grauen. Ich war kein todes Kind, und kein unfreundliches Wort Erwachsener hatte mich gegen die Kirche und gegen die Priester eingenommen. Niemand wußte von dem Grauen, das mir, — seit meine Phantasie den Weg in den fernen Westen gefunden hatte, allmählich weniger quälend — die Kirchen einflößten, und von der Abneigung, die ich gegen die Priester und ihre Gehilfen empfand. Diese Gefühle verleiteten mich nie zu einer Verletzung der Achtung vor dem Gotteshause und vor den Priestern. Sie waren ganz von selbst in mir entstanden, und heute noch empfinde ich wie in meiner Kinderzeit das lange Gewand und gar den Gürtel mit der Schärpe als eine Entstellung und Herabwürdigung der Männer, die diese Gewänder tragen müssen. Erst recht, seitdem ich erfahren habe, wie manches treue, mutige, gütige Männerherz unter der sonderbaren Hülle schlägt.

Als mein Gemüt, durch die Lektüre der Indianergeschichten gestählt, allmählich von den furchtbaren Eindrücken der Altar- und Jahrmarktbilder, der Reliquien und der Grüste, der Legende, der Tagesereignisse genesen war, kam etwas andres meiner Art Fremdes und Feindliches in mein Leben. Wir bekamen die Beichtgebete zu lernen. Ich prägte mir die Worte ein, sie blieben mir zum Teil dunkel. Diese Gebete waren kurz, nicht allzu überschwenglich, aber einem Kinde, das so schon wie ich seine Gefühle verbarg, das das Wort lieb in der Anrede auch den Ältern gegenüber sorgfältig vermied und in dem dunkeln Gefühl, eine Unwahrheit zu sagen, bei den Worten „lieber Gott“ ein Unbehagen empfand und errötete, war es nichts Leichtes, sich vor Gott, dem Heiland, der Mutter des Heilands, allen lieben Heiligen und dem Priester an Gottes Statt als armen, sündigen Menschen anzuklagen. Ich habe wohl wie die meisten Kinder aus Not gelogen, aber Gefühle zu lügen, das trieb mir schon damals die Schamröte ins Gesicht. Ich war trotz meiner Empfindlichkeit gegen Schreckensbilder und -geschichten kein schwaches Kind, ich bäumte mich dagegen auf, ein Unrecht zu bekennen, und suchte Unarten, deren ich bewußt wurde, wenn der Trost, das erste Gefühl, das die Selbsterkenntnis weckte, vorüber war, durch Wohlverhalten, nicht durch eine Bitte um Verzeihung zu sühnen. Die Selbstanklage der Beichte drückte mich deshalb schwer, und nur mit tiefem Widerwillen konnte ich die Worte der Reuegebets: diese und alle Sünden meines Lebens sind mir leid und reuen mich vom Grunde meines Herzens, weil ich Gott, das höchste, beste Gut, das ich nun über alles liebe, beleidigt habe, denken oder sprechen. Mir war damals das Aussprechen meiner wahren Gefühle schmerzlich und widerlich wie das Erbrechen. Und nun sollte ich von einer Reue und einer Liebe sprechen, die ich weder verstand noch empfand.

So waren mir schon die Beichtgebete eine Last, und vor dem Beichten selbst war mir sehr bang, nicht weil ich meine Sünden überschätzte, sondern weil mir die Gefühlsphrasen, womit der Akt verziert war, widerwärtig waren. Nun setzte sich der Lehrer eines Tags zur Einübung des Beichtzeremoniells auf dem Ratheder zurecht und ließ uns zu seiner Rechten und zu seiner Linken einen nach dem andern herantreten. Er selbst markierte den Priester, der Ratheder den Beichtstuhl. Er wandte sich zuerst nach rechts und machte mit der Hand das Kreuzzeichen über den zunächststehenden Schüler. Das war ich. Nun mußte ich das Kreuzzeichen auf Stirn und Lippen und Brust wiederholen und dann das Beichtgebet sprechen. Eine

Pause markierte das Sündenbekenntnis, dann kam das Neuegebet und dann die Absolution mit dem Segen.

Quälende Scham trieb mir das Blut in die Wangen, ich wagte den Blick nicht zu heben, aber meine Lippen sagten mechanisch die fremden Worte her, als läßen sie eine fremde Lüge. Ich konnte auch als ich die Probe überstanden hatte und wieder an meinen Platz ging, meine Mitschüler nicht ansehen, mir war, als blickten sie alle höhnisch auf mich.

So war die Form der Beichte geübt, nun prägte man uns noch ein, recht sorgsam mit Hilfe der Eltern das Gewissen zu erforschen. Und am Ende der Gewissenserforschung sollten wir unsre Eltern um Verzeihung bitten für alle Kränkungen, die wir ihnen angetan hätten. Mit der Forderung einer vollkommenen Reue quälte man uns nicht, aber die Bitte um Verzeihung band man uns auf die Seele. Man muß die Giltigkeit der Beichte von der Erfüllung dieses Auftrags abhängig gemacht haben, denn als ich nach einigen sonnenlosen Tagen, ohne daß ich meine Eltern um Verzeihung gebeten hatte, mir die Last der Beichtgebete und des Sündenbekenntnisses mit brennenden Wangen von der Seele wälzte, hatte ich schon eine neue, noch schwerere Last vor Augen: das Bewußtsein, unwürdig gebichtet zu haben. Das legte sich auch, als die lästigen Formen überstanden waren, sofort auf mich, und ungetröstet, unerquidzt, schwerern Herzens, als ich gekommen war, verließ ich den unheimlichen Kotołowinkel des Doms, wo ich mit andern achtjährigen Kindern zum erstenmal zur Beichte geführt worden war.

Meine Seele war infolge der Erschütterung, die sie durch die Kämpfe der letzten Tage und durch das Schuldbewußtsein erlitten hatte, für die halbverwundnen Schrecknisse der Kirche wieder empfänglich geworden. Meine Schuld ging nicht allein mit mir, sie hegte mich mit einer Erinnenneute: verzerrten, lachenden Engeln, die sich von den kalten Marmoraltären lösten, und düstern, drohenden Gestalten, die aus den dunkeln Altarbildern traten. Krank an der Seele und kirchenscheuer als je kam ich heim. Von meinen Leiden erfuhr niemand. Aber der Heliotropismus der Seele bewährte seine Heilkraft. Meine Seele suchte Sonne und fand sie. Nicht in sorgenden, liebevollen Elternaugen, die Fürsorge meiner Eltern erschöpfte sich im Kampf um das Dasein. Meine Seele mußte weit wandern, auswandern, bis sie Sonne fand.

Ich schrieb nicht mehr so sorgsam, lernte nicht mehr so sicher auswendig und übte all die kleinen Künste der Volksschule nicht mehr so gewissenhaft wie bisher. Mein Lehrer war gütig und nachsichtig mit mir, obwohl er kaum ahnte, daß das Kind seine Zeit zur Heilung verschwiegener Seelenwunden brauchte. Je düsterer mir die Kirchen der neuen Helmat erschienen, desto leidenschaftlicher sehnte ich mich nach der Kirche meiner Kindheit, Hinnenaus. In meinem neuen Helmatort gab's kein Hinnenaus, ich traute mich nicht ins Freie, die Verfolgungen und der Hohn, denen ich infolge meines Dialekts und der unglückseligen Aufseherwürde ausgesetzt war, machten mich menschen scheu.

Mein ältrer Bruder war als Spielkamerad zu groß für mich, er ging mit seinen Altersgenossen seiner Wege, mein jüngerer war zu klein, daher war ich meist allein, und wenn ich je einmal den Weg ins Freie fand, dann waren mir Gras und Blumen und Hecken fremd.

In dieser Not nahm wieder eine Nothaut meine Hand und führte mich auf weite Wiesen, so bunt, so sonnig, so heimlich wie Hinnenaus, nur viel, viel größer. Mein ältrer Bruder brachte damals drei Weihnachtsbücher, die er sich von Kameraden entlehnt hatte, nach Hause. Es waren stattliche Bände mit roten Leinwandrücken, unerforschliche Kostbarkeiten für uns, aber einige Wochen nach Weihnachten

waren sie schon etwas zerlesen auf den Velhmarkt in Untertertia gekommen. Nun lasen wir, ich über die Schulter meines Bruders, von Conanchet, Prärleblume, dem Kriegspfad, und an der heitern, sonnigen, blumen- und federbunten Wildheit der Bilder, die diese Bücher schmückten, genas meine Seele wieder von den Schrecken der Kirchentunf. Hinnenaus wurde wieder mein, ich konnte es wieder erreichen, von der Hand Conanchets, des Häuptlings der Narragansetts, geführt. Aber weit war der Weg. Es lag jenseits des Meers, jenseits des Tales von Wiß-ton-wiße. Die Sonne meiner Seele schien damals im fernen Westen, und näher als der Gott, den ich lieb nennen und dem ich meine Sünden bekennen mußte, und in dessen Kirchen mich die dunkeln Bilder und die hellen Kerzenflammen schreckten, stand mir Wanito, der die Herzen meiner indianischen Ideale zum Edelmut bewegte, und auf dessen sonnigen, blumigen Prärten sich meine Seele ohne Grauen erging.

3. Kirchenscheu und Menschenscheu

Kirchenscheu ist eine schwere Last für ein Kind auf dem ohnehin mühseligen Wege durch die Schule. Ich wurde von diesem Gefühl nicht frei, trotz der Erleichterung, die mir die Lektüre der Indianergeschichten brachte. Meine Eltern konnten sich nicht so viel mit mir beschäftigen, daß sie selbst meine Leiden erkannten. Sie waren mir damals fremd ohne ihre Schuld, sie mußten sich über ihre Kraft anstrengen, um sich und ihre Kinder zu erhalten. Zuerst brach mein Vater zusammen. Er war ein außerordentlich mächtiger Mann, unmäßig nur in der Arbeit, und so zog er sich eines Tages im Keller schwer arbeitend eine Verletzung des Rückenmarks zu, die ihm das Gehen fast unmöglich machte und auch den Gebrauch der Hände beeinträchtigte. Wir wohnten damals in einigen Zimmern im Erdgeschoß eines Hinterhauses. Die Fenster waren vergittert, Speichen- und Felgenholz, das vor ihnen aufgeschichtet war, verdunkelte die Räume, die Wände waren so feucht, daß die Tapeten in Fäden herabhingen und modrig rochen. Trotz der tiefen Lage kam, wenn man die Fenster öffnete, eine Luft herein, die man gern trank. Sie war gewürzt mit Eichenholzduft von den Wagnerhölzern, die soviel Licht wegnahmen, und mit dem Geruch eines Kuhdüngerhaufens und eines Kuhstalls, die sich ganz nah vor unsern Fenstern befanden. Die Fenster gingen in einen tiefen, gassenartigen Hof, den ein Wagner mit seinen Holzvorräten, mit seiner Arbeit und mit seinen Erzeugnissen füllte. Ich lauschte gern dem Klang der Art, wenn ein Stamm zu einer Deichsel zurechtgehauen wurde, und dem wuchtigen Schlag des schweren Hammers, womit man die Speichen in die Nabe trieb. Das Haus des Wagners erhob sich schmal wie ein Turm über einem breiten Tor. In diesem Tor, das mit einer Menge von Rädern und Radteilen angefüllt war, sodaß nur ein schmaler Weg zur Werkstatte und zum Ausgang in die Wohnung frei blieb, verschwand der Hof.

An der Ecke des Turmhauses stand ein Bäumchen, mir ist, als sei es eine Eiche gewesen, sein dünner Stamm hob ein dünnes Krönchen hoch, aber es kann auch ein Ahorn gewesen sein, der auf dem tiefen Hofe sehnsüchtig nach dem Lichte strebte. Die Form der Blätter hat sich mir nicht eingeprägt. Ich hoffe, daß der Baum noch steht und grünt, er war für meinen Vater die Jahresuhr, die mit grünen, frühgelben, graubraunen und weißen Zeigern die vier großen Jahresstunden anzeigte, siebzehn Jahre lang. Zu seiner Krone kamen aus dem heißen, blauen fränkischen Himmel Rohlweißlinge geflattert, aber sie verweilten nicht lange, hoben sich über ein paar Nachbarfenster, an denen Geranten leuchteten, wie über Stufen empor und verschwanden wieder im Blau. Ein Hahn krächte, Fennen gaderten, frisch im Frühling, träumerisch im Sommer, und hoben sich am Abend mit schwerem Flügelschlag zu ihrem Nachtsitz, der unserm Schlafzimmer gegenüberlag. Von dem

hohen Turm einer gotischen Kirche, die sich ganz nahe dem Hause meiner Eltern erhob, klangen helle Glocken zu vielen Tagesstunden. Das war die Welt, in die ich sah und lauschte, wenn ich nicht durch die Silberfenster eines Buches in den fernen Westen sah. Ich schaute oft durchs Fenster ins Freie, durch alle Fenster, die sich mir öffneten, denn in den Zimmern meiner Eltern wurde es eng und dunkel von der Krankheit meines Vaters und von der Not, die sich infolge der Lähmung seiner Arbeitskraft allmählich einstellte.

Da eilte ich zum Licht, wie eine gefangne Fliege, so gut es ging, mit matten, schweren Gliedern. Denn meine gesunden Jugendtage waren zu Ende. Die unregelmäßige Ernährung, unter der die Eltern und wir Kinder litten, und die feuchte Wohnung machten mich, glücklicherweise von vier Geschwistern nur mich, krank. Ich wuchs damals ungewöhnlich rasch: Lange, lange Hopfenstange! Rang es hinter mir her, wo ich mich den Blicken der spottlustigen Schuljugend aussetzte, der ich leider in der körperlichen und in der geistigen Entwicklung weit voraus war. Die Krankheit äußerte sich in einem Sinken der Kraft, das sich so langsam einstellte, daß ich es lange selbst nicht merkte und nur immer größern Widerwillen gegen das Begeh empfand. Ich begriff auch nicht, warum mich in dem letzten Monat, den ich in der Volksschule zubrachte, ältere Schüler besonders roh verhöhnten. Es war wohl eine Art englische Krankheit, die mich befiel. Meine lang aufgeschossenen Glieder fingen infolge der ungewöhnlichen Weichheit und Schwäche der Knochen und Sehnen an, sich im Kniegelenk nach innen zu biegen. Nicht die Eltern nahmen die beginnende Entstellung zuerst wahr, sondern die ältern Mitschüler, deren unbarmherzige Spottsucht viel scharfsüchtiger war als die durch Not und Krankheit gelähmte Liebe, die mich meine Wege allein gehn lassen mußte.

Ich merkte auch nichts, als eines Tags ein angesehenener Arzt in einem engen Gäßchen vor mir stehn blieb, mir mit seinem gewaltigen Körper den Weg verspernte und mich kopfschüttelnd musterte. Ich weiß nicht, warum er kein Wort und keinen Weg der Fürsorge fand. Orthopädische Kliniken sind, wenn ich nicht irre, allerdings erst später entstanden, aber in einer Universitätsstadt hätte man mehr Fürsorge für ein verkrüppelndes Kind erwarten sollen. Zu dem bewundernswerten Liebeswerk der Krüppelfürsorge, das der bayerische Landtag im vorigen Sommer auf den Antrag des Abgeordneten Dr. Helm begonnen hat, war damals der Weg noch weit. So ging ich müde mit matten Gliedern aus der Volksschule ins Gymnasium. Ich konnte am Turnunterricht teilnehmen. Das war allerdings nur deswegen möglich, weil dieser Unterricht von einem Manne mit einem gütigen Herzen erteilt wurde, der eine zarte Hand für die jungen Bäumchen hatte, deren Wachstum er leitete. Es war ein Professor der Mathematik, der den Turnunterricht in einigen Klassen im Nebenamt erteilte, ein Altbayer schweren Schlags, hoch von Wuchs und rauh von Hart, aber wenn er sprach und sorgte, fühlte man die Weichheit und Feinheit seines Wesens. Seine Hand war sogar zart genug für die kranke, bleiche, schwache Pflanze, die ich war. Seit mir seine Güte es möglich gemacht hat, ein Jahr lang unverhöhnt die schwachen Glieder ein bißchen im Turnunterricht zu regen, bin ich, so oft ich die bayerische Mundart höre, geneigt, anzunehmen, daß der Mensch, der die Mundart jenes gütigen Lehrers spricht, auch gütig sei wie er.

(Fortsetzung folgt)





Aus dem Kreuzgang der alten Leipziger Universität

Heitere Jubiläums-Erinnerungen eines Landpfarrers



vor fünfzig Jahren wurde in Leipzig nicht nur das 450jährige Jubiläum der Universität gefeiert, sondern — was die Studentenschaft und die Bürger noch viel tiefer erregte und begeisterte — auch der hundertjährige Gedenktag von Schillers Geburtstag. Aus den Erinnerungen eines pommerischen Landpfarrers, die Groth in seinen Bildern aus dem Universitätsleben „Der alte Korpsstudent und andre Geschichten“ veröffentlicht hat, entnehmen wir folgende Schilderung, die in alten Leipziger Studenten manche freundlichen Eindrücke früherer Tage wieder lebendig machen werden. Zwei Studenten besuchen den alten Pfarrer, und dieser ist so glücklich und entzückt, Leipziger bei sich zu haben, daß er begeistert ausruft: O, mein Leipzig! Wenn ich das Wort höre, so ist mir, als ob der Herr rief: Es werde Licht! und das Gewölk zerriß vor meinen Augen, und alle Schleier und Schatten verflögen am Himmel, und die göttliche Sonne erfüllte mein Herz bis zum Grunde mit freundlichem Licht und belebender Wärme. Das ist eigentlich eine Lästerei, aber ich kann nicht anders, und wenn Sie erst so alt sein werden wie ich und zwanzig Jahre auf einer pommerischen Landpfarre geseßen und geschmachtet haben werden wie ich, dann wird Ihnen meine Begeisterung verständlich sein. Du altes, herrliches Leipzig!

Wir erzählten ihm von Klein-Paris, was uns gerade durch den Sinn kam: von Auerbachs Keller mit seinen Faustiibern und der Thomaskirche mit ihren Motetten, von der großen, stolzen Pleißenburg und den kleinen, wackligen Meßbuden, vom Rosental mit seinem Knoblauch und vom Schützenhause mit seinen Sommerfesten, von der Gosenchenke in Eutritzsch und der Kuchenbäckerei auf dem Brandvortwerk, vom Konvikt im Paulinerhofe und vom Fechtboden im Gewandhause.

Wiederholt unterbrach er uns und fragte nach dem alten Kreuzgang in der Universität. Wir beachteten die Frage wenig, denn was war von dem finstern, schmutzigen Gange weiter zu erzählen? Als wir aber auf das alte Gewandhaus in der Universitätsstraße zu sprechen kamen, fing er wieder von dem Kreuzgang an und fragte, ob es denn wahr sei, was er kürzlich in der Zeitung gelesen habe, daß alte Wandgemälde darin aufgedeckt und von Künstlerhand wiederhergestellt worden seien.

Wandgemälde? erwiderte mein Freund, ach ja, vor einiger Zeit stand einmal monatelang ein Gerüst im Gange, und dann und wann pinselten zwei oder drei Männchen da oben herum. Aber sehen kann man nicht viel von dem, was sie gepinselt haben.

Sie werden sich wundern, sagte der Pfarrer, daß ich von dem alten Gange so viel Aufhebens mache, aber es gibt keine Stätte in der Welt, die so wichtig und bestimmend für mein ganzes Leben gewesen wäre wie dieser Kreuzgang.

Uns fiel ein, daß man von dort auch in die Universitätsbibliothek gelangte, und wir brachten das mit seinen Worten in Zusammenhang. Aber er winkte lachend

mit der Hand ab: sein Erlebnis habe mit der Wissenschaft nichts zu tun, höchstens mit der Poesie.

Wir wurden neugierig und drangen in ihn, zu erzählen. Da stopfte er seine Pfeife, tat einen paarzüge und sah schmunzelnd vor sich hin.

Ja, die Geschichte vom Kreuzgang — das ist eine ganz wunderliche Geschichte. Ich kam 59 im Oktober als junger Student nach Leipzig und geriet nach wenigen Tagen in das große Schillerfest hinein, das dort mit aller Gründlichkeit, Ausdauer und Begeisterung gefeiert wurde. Es herrschte bei dieser Gelegenheit unter den Professoren, den Studenten und der Bürgerschaft eine bewundernswürdige Einigkeit im Feiern. Aber mit armem Teufel kam das ganze Fest sehr ungelegen. Denn als ich mich um einen Freitisch im Konvikt bewarb, sagte mir der Dekan der theologischen Fakultät: Lieber Freund, kommen Sie nach dem Schillerfeste wieder.

Und als ich den Professor Müller um Stundung der Kollegien selber bat, wies er mich geschäftig zurück mit der Antwort: Lieber Freund, darauf kann ich mich vor dem Schillerfeste nicht mehr einlassen. Und so ging es mir noch zwei- oder dreimal. Kurz, ich hatte das Schillerfest gehörig im Magen, oder richtiger: ich hatte nichts im Magen, denn die Wurstisendung meiner Mutter war ausgeblieben, und die Festkommerse und Gastereien konnte ich nicht mitmachen, weil mir der Drache von Wirtin in der Johannisgasse die Miete pränumerando und damit meine ganze Barschaft abgenommen hatte.

Trinken Sie mal aus! Ja, das Glück eines behaglichen Lebensgenusses weiß man nur dann zu schätzen, wenn die Jugend entbehrungsvoll gewesen ist.

Während der Pfarrer den Rest in die Gläser goß, bemerkte mein Freund, die leitenden Kreise sollten ja damals gar keine rechte Teilnahme für das Schillerfest gezeigt haben. Wenigstens habe ihm das sein Vater erzählt.

Der Pfarrer klopfte den roten Lada von einer neuen Flasche und zog sie mit sichtlicher Anstrengung auf, so daß sein Gesicht ganz rot wurde. Dabei stieß er zwischen den Zähnen hervor: Ja, die da oben! Wir Studenten und die Leipziger Bürgerschaft wurden damals durch die Behörden wiederholt aufgefordert, uns beim Feste nur ja recht ruhig und ordnungsmäßig zu verhalten, wie es ehrsamem Staatsbürgern gezieme. Vergessen Sie nicht, die Schillerfeier war nach 48 das erste allgemeine Volksfest in Deutschland, und da mochte manchen wohl ein Gruseln über die Haut laufen bei dem Gedanken, daß bei diesem Gelegenheitsfeste irgendeine kleine revolutionäre Bewegung ausbrechen könnte. Schiller, der Dichter der Freiheit, der Männerwürde und der allgemeinen Menschenrechte in tyrannos! — die Sache ist ja nicht unwahrscheinlich. Aber ich gebe Ihnen die Versicherung, in dem gemüthlichen Leipzig dachte kein Mensch an Revolution. Freilich gab es auch in Leipzig Angstmeier und Schwarzeher genug. Im Annoncentheil des Leipziger Tageblatts habe ich damals manche Angriffe gegen „der Räuß und Uhus düstre Schar“ gelesen, die kein Verständnis für des Dichters „Himmelsfadel“ besäßen und in dem großen, hehren Feste nur einen „wüsten Lärm“ sehen wollten.

Der Pfarrer trat an sein Schreibpult, schloß ein Schubfach auf und nahm ein Päckchen gebräunter Zeitungen heraus. Sehen Sie, hier haben Sie das ganze Festprogramm der Leipziger Schillerfeier. Die Tage sind für mein ganzes Leben so bedeutungsvoll gewesen, daß ich mir die Blätter sorgfältig aufgehoben habe. Dieses rote Seidenbändchen hat meine Frau darumgebunden, fügte er mit leuchtenden Augen hinzu.

Er wollte das Päckchen öffnen, um uns einiges daraus vorzulesen, aber wir baten ihn, uns seine Erinnerungen lieber selbst zu erzählen. Und so begann er denn fröhlich zu plaudern von all den Vorbereitungen, von der Ausschmückung der

Stadt und von der Vorfeier in Gohlis, wo alle Männergesangsvereine Leipzigs unter Böllners Leitung mit bunten Laternen vor dem Schillerhäuschen erschienen waren und dort inmitten einer nach Tausenden zählenden Volksmenge spät abends das Lied angestimmt hatten:

Das ist der Tag des Herrn.
Ich bin allein auf weiser Flur,
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern!

Wir lachten über diese wunderlichen Gegensätze.

Du lieber Gott! sagte er, man hatte wohl kein andres Lied, worin von einem „süßen Grauen“ und einem „geheimen Wehn“ an einer geweihten Stätte die Rede war, und so mußte Schäfers Sonntagslied herhalten. Dieses Lied hat mich seitdem überall verfolgt, wo nur ein deutscher Männergesangsverein mit dem bekannten blechernen Tenor und dem grunzenden Baß eine Huldigung darzubringen hatte: morgens, abends, mittags und nachts, bei der Pensionierung des Dorfschulmeisters und bei der Hochzeit des Landrats, bei der Durchreise des Kronprinzen durch unsre Kreisstadt, bei der Einweihung des neuen Schützenhauses und bei der Eröffnungsfeier der Eisenbahn — alles waren „Tage des Herrn“!

Übrigens schienen die Leipziger mit dem Sonntagsliede nicht ganz zufrieden zu sein, denn man stimmte dann noch Schillers Lied an die Freude an, und zwar mit solcher Inbrunst, daß sich bei dem Verse: Seid umschlungen, Millionen! viele sonst nicht gerade sentimental aussehende, wohlgenährte Leute in die Arme fielen und Tränen der Rührung vergossen. Für mich war damit die Vorfeier zu Ende, denn die Hauptsache für die meisten, das letzte Festessen und die gründliche Befechtung der Kehlen im Balbschlößchen, konnte ich natürlich nicht mitmachen. Was ich am zehnten November, ohne meinen Geldbeutel aufzutun, genießen konnte, das genoß ich selbstverständlich redlich: den Aktus in der Universität, bei dem der kleine Preußenfresser Buttke die Rede hielt und Grillparzer und Ludwig Richter zu Ehrendoktoren ernannt wurden, den großen Festzug der Innungen durch die Stadt nach dem Markte, wo der berühmte Pandektenlehrer Wächter den toten Dichter hochleben ließ, und den Fackelzug vom Augusteum nach dem „kleinen Joachimstal“ in der Gainsstraße, wo Schiller gewohnt haben soll, und wo unter dem Gefange der Pauliner und nach einer Rede des Bürgermeisters noch eine Gedenktafel enthüllt wurde. Aber zu solcher Begeisterung mit leerem Magen gehört Heroismus. Jetzt könnte ichs nicht mehr. Und wie wurde einem damals in Leipzig der Mund wäßrig gemacht mit Schillertorten, Mannheimer Schillerbrötchen, Marbacher Rucheln, Schillers Lieblingsgebäck, Schillerbraten, Schillerpunschessenz und andern ledern Sachen!

Aber Herr Pfarrer, sagte mein Freund, Sie wollten uns doch Ihr Abenteuer im Kreuzgange erzählen!

Kommt gleich, nur Geduld! Was ich zu berichten habe, ist ja kein Drama, auch keine kunstvoll gewebte Novelle, sondern nur ein einfaches Idyll, und darin kann man sich schon etwas gehn lassen.

Als ich am dritten Tage des Festes — drei ganze Tage nämlich dauerte der Jubel! — spät abends durch die Straßen wanderte und um die hellerleuchteten Wehn- und Bierlokale schweifte, wo die unzähligen Vereine, Innungen und Korporationen „Ihren“ Schiller feierten, da war mir recht kläglich zumute. Herr des Himmels! man hatte doch auch „seinen“ Schiller lieb und lebte in seinen Versen und schwärmte und litt mit seinen Selben. Man hätte doch auch gern einmal Zeugnis davon abgelegt und den Namen des Dichters, dem man so viele seltsame Stunden verbannte, ein Weihopfer gebracht. Aber überall fehlte mir selbst das Eintrittsgeld,

und so schlich ich denn traurig heim, mied die laut bewegten Straßen, ging quer über den ersten Universitätshof und wollte eben durch den kümmerlich beleuchteten Kreuzgang.

Als ich eintrat, sah ich eine hagere Gestalt vor mir, die sich von der Dichtung am Ausgange silhouettenhaft abhob. Sie griff mit den Händen bald nach der rechten, bald nach der linken Wand und machte dabei die wunderlichsten Sprünge. Nun war es freilich für jeden Menschen, der nicht Plattfüße hatte, ein Kunststück, auf den schmalen, muldenartig ausgehöhlten Lauffschwällen des Kreuzganges zu gehn, ohne zu torkeln. Aber die Bewegungen des Schwarzen waren denn doch zu gewaltsam und zu sprunghaft, als daß man dabei an einen nüchternen Menschen hätte glauben können. Ich hatte keine Lust, hier mit einem Betrunknen zusammenzugeraten, blieb stehen und wollte warten, bis er glücklich hinaus wäre.

Kurz vor dem Ausgange bekam er jedoch einen kräftigen Ruck nach links und flog bröhnend gegen eine mächtige Tür, die in die Lagerräume eines Weinhändlers führte. Dort hielt er sich krampfhaft an der Klinke der Kellertür fest, schwankte eine Weile pendelartig hin und her, bis er mit dem Rücken glücklich die Holzfüllung und damit eine feste „Operationsbasis“ für seine weiteren Kämpfe mit den bösen Geistern gewonnen hatte.

Ich trat näher und hörte, wie er abgerissen und ärgerlich die Worte vor sich hinpolterte: Durch diese hohle Gasse muß er kommen, es führt kein andrer Weg — ist ja eine falsche Betonung, eine ganz falsche Betonung! Und das nennt sich Schillerreizitator!

Aha, dachte ich, ein Opfer der Schillerfeier! Eine teuflische Freude vermischte mit bitterm Groll über mein Geschick packte mich, als ich nun die trunksüchtige Gestalt vor mir sah, diesen traurigen Philister, dem es vergönnt gewesen war, den Dichter „programmäßig“ mitzufelern.

Schauderhaft falsche Betonung! schrie ich ihm zu, schauderhaft! Was versteht so ein Schillerreizitator von der Betonung! Das muß ganz anders gemacht werden! Und nun brüllte ich ihm den ersten Teil des Zellmonologs ins Ohr, daß das ganze Gewölbe bröhnte. Bei der Stelle: Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen! packte ich ihn ingrimmig unter dem Arme, schüttelte ihn, daß ihm der Zylinderhut übers Gesicht flog, und schleppte ihn auf den zweiten Universitätshof, wo eine Gaslaterne brannte. Donnerstag und Freitag! ich hätte vor Schreck in die Erde sinken mögen! Der Unglückliche war niemand anders als Professor Müller!

Alle Wetter, riefen wir lachend, eine nette Überraschung! Und mein Freund setzte hinzu: Da hätte ich sehen mögen, Herr Pfarrer, wie Sie nun dabonstürzten.

Der Pfarrer schob sein Köppchen etwas zurück, blies ein paar Rauchwolken in die Luft und wollte weiter erzählen, als die Magd eintrat: Die Frau Pfarrerin ließe fragen, ob die Herren zum Abendbrot blieben.

Selbstverständlich, rief der Pfarrer, und Speckfuchen möchten wir heute essen, Leipziger Speckfuchen! Sagt meiner Frau, wir ließen alle recht schön drum bitten!

Als die Magd verschwunden war, fuhr der Pfarrer fort: Ja, anfangs dachte ich wohl an schnelle Flucht, noch ehe mich der Professor erkannt hätte. Aber ich merkte bald, daß er gar nicht in der Verfassung war, mich zu erkennen. Der unglückselige „Schillerreizitator“, den er auf dem Feste gehört hatte, beschäftigte ihn dermaßen, daß er aus seinem Bannkreise nicht herauskam und sich allmählich, während er an meinem Arme vorwärts stolperte, in eine wahre Wut auf den Menschen hineintobte.

Ich wußte zwar nicht recht, um was es sich handelte, hütete mich aber vor Widerspruch und schimpfte zu seiner Befriedigung wacker mit. Nachdem wir un-

gefähr zwanzigmal stehn geblieben waren, hatte ich ihn glücklich über den Augustusplatz. Auf seine Vorträge konnte ich dabei wenig acht geben, denn meine ganze Kraft und Aufmerksamkeit war völlig dadurch in Anspruch genommen, die gerade Linie soviel wie möglich einzuhalten. Nur eine Stelle seiner ästhetischen Irrgänge, die sich auf den Taucher bezog, ist mir in der Erinnerung geblieben. Der Mensch hat ja keine Ahnung davon, rief er aus, als wir über die Promenade wandten, daß der Hofstaat da oben auf der Spitze ein ordentliches Weingelage abgehalten hat! Alle die Männer umher und die Frauen, der Knappen jagender Chor und die liebliche Tochter mit weichem Gefühl sind in sentimentaler Weinlaune. Nur der König ist seiner Würde gemäß bezechet, und da läßt ihn der Regitator reden wie König Philipp und den Edelknecht wie Marquis Posa! Ein jämmerlicher Kerl, dieser Schillerregitator!

Die frische Luft wirkte auf den Professor wie Gift; die dreitägige Feier schlen alle seine Kräfte aufgezehrt zu haben, vielleicht war es auch der Schillerchampagner. Er klappte immer mehr zusammen, und ich war froh, als ich ihn glücklich in die Querstraße hineingesteuert hatte. Dort bewohnte er allein mit seiner Tochter ein kleines Gartenhaus.

Ich klopfte an die Thür. Sie wurde vorsichtig geöffnet, und ich schob den Professor langsam durch die Türspalte. Dann hörte ich einen Aufschrei und eine angstvoll jammernde Stimme. Ich blinnte in den Vorsaal und sah ein junges, etwa sechzehnjähriges Mädchen mit einer Lampe in der Hand rat- und hilflos vor der geknickten Gestalt des Professors stehn, der sich mit dem Cylinder auf dem linken Ohr gegen die Wand gelehnt hatte und im Anblick seiner Tochter vergeblich versuchte, Herr der Situation zu werden.

Ach Gott, rief sie schluchzend, Vater, lieber Vater, was ist dir denn? Dann stellte sie die Lampe weg und lief händeringend und weinend hin und her.

Ich muß sagen, daß mich diese Szene, so komisch sie war, doch etwas ergriß. Ich trat entschlossen ein, stellte mich dem armen, in ihrem Schmerz doppelt entzückenden Mädchen vor und suchte es mit einer Flut von Redensarten zu beruhigen. Dem Herrn Professor, sagte ich, ist etwas unwohl geworden, es ist aber durchaus nicht schlimm, liebes Fräulein, es hat keine Gefahr. Es scheint mir am raschesten, der Herr Vater geht gleich zu Bett. Man wird ihm dabei wohl etwas beihilflich sein müssen.

O wie entsetzlich! rief sie und drückte das Taschentuch gegen die Augen. Denken Sie nur, gerade heute ist unser Mädchen ausgegangen, weil der Vater nicht zu Hause war; und nun bin ich mutterseelenallein! Du lieber Himmel, was sage ich nun mit dem kranken Vater an?

Der Alte stand mit gesenktem Kopf und geschlossenen Augen da, nur zuweilen zuckte es in ihm wie ein schlummerndes und träumendes Gefühl verletzter Menschenwürde.

Ich bot dem lieben Kinde meine Hilfe an, und nachdem wir dem machtlosen und doch eigensinnigen Alten den Frack ausgezogen hatten, brachten wir ihn, so gut es ging, auf sein Bett.

Als ich mich von Fräulein Marie verabschieden wollte, bat sie mich inständig, sie doch nicht zu verlassen. Vielleicht würde es mit dem Vater schlimmer, und dann müßte der Arzt geholt werden, und sie habe niemand zu schicken, denn das Mädchen sei sicher zu Tange. So saßen wir denn beide still und eingeschüchtert vor dem Bette des von dem Schillerfeste niedergeworfnen Professors. Aus dem Nebenzimmer hörte man das gedämpfte einsörmige Ticken einer Wanduhr, sonst war alles still.

Der Professor schlief anfangs ruhig. Aber bald bewegte er sich lebhaft; die Bettwärme schien noch einmal alle wilden Geister in dem Schillerfchwärmer wachzurufen. Es dauerte nicht lange, und er schwamm wieder in einem Meer von Sprüchen und Sentenzen aus Schillers Dramen und Balladen. Er war fabelhaft darin beschlagen, aber er warf in seinen Deklamationen die Zitate so wirr durcheinander, daß einem zumute war, als hätte man ein Kaleidoskop vor den Augen.

Wir hörten anfangs traurig und ängstlich zu. Aber allmählich kam über uns dieselbe Stimmung wie über den Konzertbesucher, der ein Potpourri oder musikalische Wandelbilder hört und glücklich ist, wenn er weiß, daß dieses aus Robert dem Teufel und jenes aus der schönen blauen Donau stammt. Wir lebten schließlich ganz in den Schillerphantasien des Professors. Wir paßten genau auf. Das einmal sagte Marie ganz leise zu mir: Das ist aus der Plage der Ceres; ich nickte und fand für das nächste als Quelle den Kampf mit dem Drachen, und während so der Alte im Bette sein unerschöpfliches Füllhorn ausschüttete, flüsterten wir uns beständig die Titel der Gedichte zu und nickten vergnügt, wenn es stimmte. Nur einmal waren wir nicht einig, als der Alte sagte:

Das Weib soll sich nicht selber angehören,
An fremdes Schicksal ist sie festgebunden.

Ich meinte bestimmt, es wäre aus der Jungfrau, aber sie wollte es in den Piccolomini gelesen haben. Da ich aber lebhaft auf meiner Meinung bestand, legte sie leise ihre Finger auf meine Hand und sagte: Pst, nicht so laut! In demselben Augenblicke zitterte der Alte die herrliche Stelle aus der Glosse von dem Jüngling und der Jungfrau, von der Einsamkeit und der zarten Sehnsucht, von dem süßen Hoffen und der ersten Liebe goldner Zeit.

Sie zuckte leise zusammen, ein glühendes Rot flog über ihre Wangen; ich erfaßte ihre Hand und hielt sie bebend zwischen den meinigen. Meine lieben Freunde, ich habe viele glückliche Stunden in meinem Leben gehabt, aber eine solche Seligkeit wie damals habe ich nie wieder empfunden. Ich hätte dem Mädchen zu Füßen sinken mögen!

Der Professor war, von seinen Deklamationen völlig ermattet, endlich eingeschlafen. Er atmete in langen Zügen, und eine heit're Ruhe lag auf seinem Gesicht, als hätten ihn die wilden Geister der Schillerfeier endlich verlassen. Ich spürte, daß aus dem Nebenzimmer ein kühler Luftstrom hereindrang, es mußte dort ein Fenster offen sein. Ich stand leise auf, schlich zwischen den Polstermöbeln des andern Zimmers hindurch und gelangte ans Fenster. Einige Blumentöpfe und eine kleine Gießkanne standen auf dem Fensterbrett — wohl ihre Vieblinge. Ich nahm eins nach dem andern behutsam weg und schloß das Fenster so leise wie möglich. Als ich wieder in das Schlafzimmer trat, sah ich, daß das arme Kind vor Ermattung auf dem Stuhle eingeschlafen war; sie hatte den Kopf gesenkt und saß mit gefalteten Händen vor dem Bett ihres Vaters.

Ich stand eine Weile auf der Türschwelle und wußte nicht recht, was ich anfangen sollte. Eins von beiden mußte aber doch unbedingt nachbleiben, und das wollte ich denn mit Freuden tun. Ich blieb im Nebenzimmer, schloß die Tür ein wenig und setzte mich an den großen Tisch, der in der Mitte stand.

Manchmal fielen mir vor Müdigkeit die Augen zu, aber ich riß mich immer wieder mit Gewalt empor. Endlich legte ich aber doch den Kopf auf den Tisch und dachte über die wunderbare Zügung nach, die mich armen Kerl hier in das Allerheiligste eines für mich scheinbar unnahbaren Gelehrten versetzt hatte.

Ich dachte an das Mädchen, das liebe freundliche Geschöpf, das mir wie ein lichter Engel auf meinem dunkeln Lebenspfad erschienen war. Es wehte um mich wie Frühlingshauch. Mir wars, als sähe ich wieder als Knabe daheim vor dem kleinen Försterhause und sähe die Strahlen der Morgen Sonne über die Tautropfen der Waldwiese zittern und hörte das Rauschen der Bäume und das Zwitschern der Vögel. Dann kam mein Vater, der Förster, und ich ging glücklich mit ihm nach dem Rehsstand. Da setzte er sich hin mit mir; ich war ganz still, rührte mich nicht und wagte kaum die Augen zu bewegen, obgleich die Mücken um mich summten. Endlich kamen zwei Rehe langsam aus dem Gebüsch hervor, streckten die Köpfe vor, äugten nach rechts und nach links und blieben hart am Rande des Gehölzes stehn. Dann erschien plötzlich mit mächtigen Sprüngen ein Bod und pflanzte sich mitten in der Lichtung auf. Ich sah, wie das stolze Tier zu uns herüberblickte, wie es stuchte — dann — ein fürchterlicher Knall, ein Schrei — ich fuhr erschrocken aus meinem Traume auf, rieb mir die Augen und sah in der Morgendämmerung vor mir die Magd des Professors, die bei meinem Anblick vor Schreck den Kohlenkasten hatte fallen lassen.

Ich sprang auf und stierte sie wie geistesabwesend an. Ich sah, wie sie gelähmt da stand und nach Luft schnappte, um Hilfe zu rufen. Diesen Augenblick benutzte ich und stürzte Hals über Kopf aus der Tür. Im Vorsaal ergriff ich irgendeinen Hut, und während mir die hellenden Rufe: Ein Dieb, ein Dieb! nachschallten, stürmte ich durch den kleinen Garten auf die Straße. Dann lief ich wie ein gehektes Wild über den Johannisplatz nach meiner Wohnung.

Meine Wirtin war schon auf und stand da, mit den Fäusten an den Hüften und mit einer Miene wie der leidhaftige Satan: Ei Herrjeese! Das nennen Sie solid? Sie sin mer e netter „solider Mieter“. O Schwiemelante sin Se! Sich die ganze geschlagene Nacht rumzutreiben! Und Sie wollen Paster werden? Schämen sollten Sie sich. Wie sehen Sie aus? Wie ne Kaltwand! Nee so was!

So zeterte sie, während ich hastig ihren Milchtopf ergriff und ihn, ohne abzusetzen, austrank. Dann warf ich mich, wie ich war, ins Bett und schlief ein.

Als ich erwachte, war es elf Uhr vorbei. Ich stand schnell auf, denn um elf Uhr begann die Vorlesung bei unserm Dekan, und die wollte ich wegen des Konvikts unter keinen Umständen versäumen. Es summt mir im Kopfe, als ich über den Augustusplatz ging. Das ganze Schillerfest mit seinen Aufzügen, Reden und Gesängen, die Nachtzune in der Wohnung des Professors, seine Deklamationen, das Schlafzimmer, mein Traum, die Dienstmagd, meine Flucht, alles ging mir wirr durcheinander. Aus diesem Nebel aber traten immer deutlicher die Umrisse einer einzigen Gestalt hervor, die Wolken sanken, und schließlich sah ich im Geiste weiter nichts als sie — das holde, lebenswürdige Geschöpf!

Ich kam zu spät nach der Universität; die Vorlesung hatte schon begonnen, die Höfe waren leer, und ich ging langsam und verstimmt im Kreuzgang auf und ab, ohne aufzuschauen.

Plötzlich hörte ich eine bekannte Stimme: Ah, da treffe ich Sie ja gerade!

Ich sah auf, und da stand sie vor mir! Ich war vor Überraschung und Glück ganz sprachlos und nahm nicht einmal den Hut ab.

Aber sie gab mir die Hand und sagte: Ich wollte eben zum Bedell gehn, um mich nach Ihrer Wohnung zu erkundigen. Der Vater wollte an Sie schreiben und Sie bitten, zu ihm zu kommen. Nun kommen Sie nur gleich mit! Sie haben übrigens Ihren Hut bei uns gelassen.

Ich griff nach meinem Hute. Wahrhaftig, es war ein fremder, und das merkte ich erst jetzt! Sie lachte — es klang mir in dem alten Gemölbe wie

Engelsgefang. Dann gingen wir nach ihrer Wohnung. Dieser Weg aber wurde für mich der Anfang eines neuen Lebens: ich bin der glücklichste Mensch geworden, sehen Sie, und das alles nur durch den alten Kreuzgang!

Der Pfarrer machte eine kleine Pause und stellte seine Pfeife weg.

Was ist denn aus Fräulein Müller geworden? fragten wir gespannt.

Da kommt sie ja! rief der Pfarrer fröhlich lachend und wies auf die eben geöffnete Tür, wo die Frau Pfarrerin mit einer Kostprobe duftenden heißen Spedukuchens erschien. Er eilte auf sie zu, nahm ihr den Teller ab und gab ihr einen herzhaften Kuß.

Die Frau Pfarrerin wußte gar nicht, wie ihr geschah, sie wurde rot vor Verlegenheit und wehrte ihn mit einem Blick auf uns etwas unwillig ab.

Aber er rief: Laß nur, vor denen haben wir keine Geheimnisse, das sind Leipziger! Profit, liebe Freunde! Stoßt an! Leipzig soll leben, hurra hoch!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 11. Juli 1909

(Abchluß der Reichsfinanzreform. Bundesrat und Reichstag.)

Die Reichsfinanzreform ist endlich unter Dach gebracht, und die Reichsboten haben nach Schluß des Reichstags Ruße, die über Gebühr erhitzten Gemüter zu besänftigen, soweit es dem einzelnen möglich ist. Das deutsche Volk wird sich am ehesten beruhigen, besonders wenn man es in Ruhe läßt und nicht weiter versucht, es zu Parteizwecken aufzuregen. Denn noch niemals war in allen einsichtsfähigen Kreisen die Überzeugung so allgemein wie diesmal, daß der Reichstag die Finanzreform um seiner Reputation willen durchführen müsse; die Beunruhigung, die in den letzten Wochen unleugbar vorhanden war und beim Rücktritt des Fürsten Bülow ihren Höhepunkt erreichte, war mehr eine Befürchtung, daß das notwendige Werk scheitern könnte, als eine Anteilnahme an dem zeitweilig stark eigensüchtigen Kampfe der Parteien. Man ist seit Jahrzehnten an solchen vergeblichen Parteilensirei zu sehr gewöhnt, als daß man diesem an sich noch ein besondres Interesse abgewinnen könnte. Man verlangt die parlamentarische Tat, den Streit hält man für überflüssig. Nun ist diese Tat da, und daß sie eine bedeutende Steuerbelastung bringt, wird am wenigsten Verwunderung oder Ärger hervorrufen, denn niemand war im Zweifel darüber, daß die Reichsfinanzreform neue Steuern bedeuten werde. Es wird nun mit den neuen Steuern gehn, wie es mit den frühern gegangen ist. Die, denen es möglich ist, einen Teil der Last von sich abzuwälzen, werden es tun; dem einen wird es früher gelingen als dem andern, die übrigen werden ruhig ihren Anteil tragen. So ist es früher gewesen, und so wird es auch diesmal wieder werden. Es wird sich binnen kurzer Zeit eine gewisse neue Gleichgewichtslage hergestellt haben, auf der sich jeder nach seinen Mitteln und Ansprüchen einrichten wird.

Gerade die, denen gewisse Steuern zunächst auferlegt erscheinen, sind unzweifelhaft in der Lage, sie bis auf den ihnen gebührenden Anteil abzuwälzen, und sie finden noch eine Erleichterung darin, daß die geschäftlichen Nachteile, die mit der Unsicherheit über die künftige Gestaltung der Steuerfragen und der traurigen Finanzlage des Reichs verknüpft waren, aufhören. Den übrigen — und das ist die

große Mehrzahl — ist die Gestaltung der Reichsfinanzreform im Grunde ziemlich gleichgültig, denn sie wissen ganz genau, daß sie den direkt auf ihren Besitz oder Verbrauch treffenden Anteil tragen müssen samt dem, was auf sie abgewälzt wird. Sie werden immer ihr vollgerüttelt Maß bekommen, ihnen wird in keinem Fall etwas erleichtert oder geschenkt, mag nun der Abwälzungsdruck zur Herstellung des neuen Gleichgewichts von der einen oder von der andern Seite kommen. Da der Rahmen der Finanzreform auf ein Fünftel direkter und vier Fünftel indirekter Steuern von vornherein feststand, auch in den vereinbarten Gesetzen eingehalten worden ist, so liegt für diese große Mehrzahl wenig Anlaß vor, sich wegen der vom Reichstage schließlich angenommenen Kombination aufzuregen, ihr Anteil bleibt in jedem Falle derselbe und würde sich weder nach der unveränderten Annahme der Regierungsvorlage noch nach Annahme der in der Minderheit gebliebenen Änderungsorschläge wesentlich anders gestalten haben. Unter dieser auf fester Grundlage beruhenden Voraussetzung werden sich die Versuche, gewisse gezielte Änderungen vorzuschlagen sowie eigentliche Ablehnungen selbst als Empfehlung für einzelne Parteien anzubieten, ebenso unwirksam auf die große Mehrheit erweisen wie früher der Lärm über den Zolltarif und über die Fleischnot. Denn diese große Mehrheit ist national gesinnt, in der Hauptsache hat sie den jetzigen Reichstag zu nationalen Zwecken gewählt, und gerade sie hat die Reichsfinanzreform als eine nationale Aufgabe angesehen, viel ernster als in den Parteibebatten des Reichstags zum Vorschein kam. Das deutsche Volk will heute nationale Taten sehen und hat einsehen gelernt, was von allen Parteilanschnellungen zu halten ist. Man gebe ihm nur immer eine vernünftige Wahlparole, wie es zuletzt Bülow verstanden hat, und es wird bei jedem Wahlsystem national wählen.

Diese Betrachtungen schließen nicht aus, daß man sich die neue Steuerreform näher ansieht. Zunächst hat sie die zur Wiederherstellung des Gleichgewichts im Reichshaushalte nötige halbe Milliarde beschafft. Es ist möglich, und die Gegner behaupten es, daß sich bei einigen in der durch den Parteienstreit gebotenen Eile aufgestellten neuen Steuern die Schätzung als irrtümlich erweist, weil sich die Beschaffung der für die Berechnung notwendigen Unterlagen nicht mehr bewerkstelligen ließ. Auch werden in den ersten Jahren einige der neuen Steuern noch nicht den vollen Ertrag liefern. Aber eben das wäre sicher auch bei den vom Bundesrat vorgeschlagenen Steuern der Fall gewesen, und trotz vorsichtiger Einschätzung derselben war auch da bei einigen ein Irrtum nicht ausgeschlossen. Wie es in solchen Dingen geht, hat man ja nach der im Reichstage verstümmelten Finanzvorlage von 1906 gesehen, die statt des von den Abgeordneten selbst herausgerechneten Ertrags von 200 bis 220 Millionen nur wenig über die Hälfte ergeben hat. Also auch diesmal sind Irrungen nicht ausgeschlossen, aber zunächst darf beruhigend wirken, daß für die größere Hälfte der zustande gekommenen Steuern, auf Bier, Tabak, Branntwein, Schaumwein und Glühkörper, die 273 Millionen bringen sollen, die möglichst zuverlässigen Schätzungen des Reichsschatzamts zugrunde liegen, und daß für die Steuern auf Zündwaren, die verschiedenen Stempel, für Kaffee- und Teezoll, ferner für die bestehen bleibenden Fahrkarten- und Zucksteuer so bestimmte Anhaltspunkte vorliegen, daß ein bedeutendes Minderertragnis kaum zu befürchten ist. Übrigens hat die zustande gekommene Steuerreform neben verschiedenen, von der Regierung betonten, aber auch von den Mehrheitsparteien zum Teil zugegebenen Mängeln auch den nicht gering anzuschlagenden Vorzug, daß gewisse Steuern und zulässige Steuererhöhungen, die bei teilweisen Fehlschlägen der neuen Steuern in Betracht kommen würden, gewissermaßen in Reserve geblieben sind. Da ist vor allem die Tabaksteuer zu erwähnen, bei deren Herabsetzung

von 75 auf 43 Millionen ein ausgesprochener Luxusgegenstand doch wohl eine ungebührliche Schonung erfahren hat. Gerade darum dürfte die Tabakindustrie, die diese glimpfliche Behandlung ihrer geschädten und energischen Agitation verdankt, doch noch nicht die von ihr gewünschte Beruhigung finden, sobald sich, sei es durch Fehlschätzungen bei der jetzigen Steuerreform, sei es durch die Steigerung des Bedarfs herausstellt, daß der Reichsschatz wieder Mangel leidet. Dann kann auch die Weinsteuer, das Erbrecht des Staates und selbst die im letzten Parteienkampf auf ihren eigentlichen Kern geläuterte Erbanfallsteuer wieder in Frage kommen. Denn in der Zukunft brauchen die Parteiverhältnisse nicht gerade wieder so zu liegen, daß wegen der letzten Steuer zwischen zwei großen Parteigruppen ein parlamentarischer Machtkampf um gewisse, der finanziellen Frage gänzlich fernliegende politische Grundsätze ausgefochten wird. Doch das sind vorläufig noch Zukunftsfragen, über die man sich nicht zu ereifern braucht. Möglichenfalls erweist sich die neue Steuerreform besser als ihr Ruf.

Über die Haltung und Stellungnahme des Bundesrats ist viel geredet und noch mehr gedruckt worden, aber nicht viel Gutes, denn das liegt dem immer überlegen kritizierenden Tone der Mehrzahl der deutschen Blätter gänzlich fern. Die selbstprüfende Frage: Wie würdest du in diesem Falle selbst handeln, ja handeln müssen? — die allein ein objektives Urteil ermöglicht — pflegt man da niemals an sich zu stellen. Es wird eben einfach pro oder kontra abgeurteilt, meist im Parteiinteresse, oft aus bloßer Überhebung. Solche bedenkliche Vorgehensweise darf sich eine Reichsregierung nicht erlauben. Ohne Zweifel hat der Bundesrat einmütig hinter dem vortrefflichen Steuerprogramm des Reichsschatzsekretärs gestanden, das in der öffentlichen Meinung eine viel bessere Aufnahme fand als bei den Parteien des Reichstags; ohne Zweifel teilte er auch die Meinung des Reichskanzlers, daß die Steuerreform von der Mehrheit gemacht werden solle, die durch das letzte Reichstagswahlresultat gewissermaßen dafür ausgerufen, beauftragt zu sein schien. Der Bundesrat trägt die Schuld nicht, daß er jetzt die Finanzreform von einer andern Mehrheit annehmen muß. Es ist in der parlamentarischen Geschichte wohl kaum ein Fall vorgekommen, daß eine Regierung das von ihr gewünschte, für das Wohl des Landes notwendige Gesetz darum abgelehnt hätte, weil es ihr eine andre als die vorausgesehene Mehrheit bewilligt hat. Daß man in gewissen Kreisen dem Bundesrat eine solche politische Torheit ansinnen möchte, liegt der in verschiedenen Varianten und auch bei mehreren Anlässen wiederholten Behauptung zugrunde, er sei umgefallen. Mit dergleichen Anschuldigungen mögen sich die Parteien untereinander traktieren, dem Bundesrat gegenüber können sie keine Anwendung finden. Einige wenige Ausnahmen abgerechnet, in denen es sich um kleinere und minder wichtige Gesetze handelte, für die von vornherein die Übereinstimmung zwischen beiden gesetzgebenden Körperschaften feststand, ist kein Gesetz zustande gekommen, das nicht im Reichstage vorgenommene, mehr oder minder einschneidende Abänderungen aufwies, zu denen der Bundesrat Stellung nehmen mußte. Stimmt er ihnen zu, so hat bisher noch niemand behauptet, er sei umgefallen; häufig betrat er den Weg der Verhandlungen, die in der Regel zu einem Kompromiß zwischen ihm und dem Reichstag führten; in seltenen Fällen — und das ist unter Bismarck am häufigsten geschehen, lehnte er seine Zustimmung ab unter der Voraussetzung, in der Zukunft im Reichstag zu einem bessern Ergebnis zu gelangen. So ist es gewesen seit dem konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes bis zum heutigen Tage. Die Ablehnungen des Bundesrats, der verfassungsmäßig dazu ebenso berechtigt ist wie der Reichstag, haben in der Regel in den Blättern und bei den Parteien, die sich gekränkt fühlten, zu etlichem Geschrei über Reaktion u. dgl. geführt,

das aber ebenso wenig berechtigt war wie heute die Phrase vom Umfallen. In jedem einer Entscheidung bedürftenden Falle hat der Bundesrat, wie alle vernünftigen Leute, zum Wohle des Reichs das kleinste Übel zu wählen.

Bundesrat und Reichstag stehen sich als Körperschaften gegenüber oder nebeneinander, je nachdem man das auslegen will. Der Staatssekretär des Innern hat das Korporationsgefühl des Bundesrats in seiner Erklärung am Sonnabend ganz besonders unterstreichen zu müssen für nötig gehalten und betonte ausdrücklich den einstimmigen Beschluß. Diese Betonung ist nicht üblich und auch nicht vorgeschrieben, sie erfolgte aber unstreitig in bestimmter Absicht und erfüllt den Zweck, keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß sämtliche preussische Bundesratsstimmen — wie sich eigentlich von selbst versteht — dafür abgegeben worden sind. Damit sind auch allerlei Redereien in den Blättern erledigt, und Fürst Bülow hat damit den Auftrag des Kaisers, die Finanzreform noch zu Ende zu bringen, vollzogen. Was sonst noch darüber gesagt, vermutet und erfunden wurde, entbehrt der Grundlage. Die im Namen des Bundesrats abgegebene Erklärung läßt ferner niemand im ungewissen darüber, daß die Reichsregierung ihren Entschluß als das kleinere Übel ansieht gegenüber der Unsicherheit, die in bezug auf eine künftige, veränderte Zusammensetzung des Reichstags besteht. Sie gibt sich also nicht den Illusionen hin, die aus gewissen Kreisen über Auflösung und Wahlergebnis gemeldet werden. Sie will der Unsicherheit, die seit Jahren auf den Finanzen und den Gewerben beruht, ein Ende machen, nicht durch einen Aufschub in die Zukunft, sondern durch eine Tat der Gegenwart.

Die wiederholt betonte korporative Einmütigkeit des Bundesrats lenkt die Aufmerksamkeit auf den Umstand, daß bei unsern parlamentarischen Parteien das Gefühl dafür wenig entwickelt ist, daß auch der Reichstag in seiner Gesamtheit, als Korporation, vor dem deutschen Volke doch eine gewisse Reputation zu wahren hat. Es heißt doch immer, der „Reichstag“ hat dies oder jenes getan oder nicht getan; daß in allen Fällen eine meist starke Opposition dagegen war, kommt dabei nicht in Betracht, der Gesamteindruck bleibt in gutem oder bösem Sinne auf dem Reichstag haften, und die ungünstigen Eindrücke pflegen von längerer Dauer zu sein. Der verhängnisvolle Beschluß vom Jahre 1895, dem Fürsten Bismarck zum achtzigsten Geburtstag eine Ehrung zu verweigern, hat dem Ansehen des Reichstags den bedenklichsten Abbruch getan, und die Nachwirkung davon ließ sich noch bei den Wahlen von 1907 nachweisen. Auch die unbefreilbare Tatsache, daß sich nach jeder Auflösung das deutsche Volk jedesmal für die Reichsregierung und gegen den Reichstag — wenn auch eigentlich gegen die bisherige Mehrheit — entschieden hat, ist nicht geeignet, das Ansehen des Reichstags als Gesamteinstitution, als Korporation, zu erhöhen. Das Gefühl des Volkes, daß es neben den regelmäßigen Wahlen noch außerdem zu gelegentlicher Aufbesserung berufen werden muß, ist der Steigerung der Achtung nicht förderlich. Der Ausdruck des Staatssekretärs, daß eine „Tat der Gegenwart“ vorliegt, wird in weiten Kreisen, auch wenn sie gleich dem Bundesrat nicht alle Einzelheiten anzuerkennen vermögen, als zutreffend angesehen werden. Es handelt sich um eine Tat, die einem unwürdigen Zustande im Reiche ein Ende macht, darum werden sich auch die Versuche, sich als Nichtmitwirkende an dem nicht vollständig geglückten Werke zu empfehlen, bei den Wählern, die in der letzten Reichstagswahl die Entscheidung brachten, kaum die gewünschte Wirkung erreichen, diese dürfte sich wohl auf den engeren, ohnehin sichern Parteikreis beschränken. Aber zu empfehlen ist, daß die parlamentarischen Parteien bei ihrer Stellungnahme in jedem Falle auch die Wirkung auf die Gesamtreputation des Reichstags im Auge behalten. Das deutsche Volk will von seinem Reichstage

wie von der Regierung Taten sehen, nationale Taten, und erwartet sie auch in der nächsten Winteression von allen Abgeordneten unter Zurückstellung ihrer parteipolitischen Streitigkeiten, Täuschungen und Irrungen.

Das Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Da sich die Veröffentlichung des zweiten Bandes, über den wir einen zusammenfassenden Bericht liefern wollen, verzögert, benützen wir einstweilen das Erscheinen zweier neuer Lieferungen (der neunzehnten und zwanzigsten) dazu, an den Fortgang des großen Werkes zu erinnern. Neu hinzugekommen sind zur ersten Auflage im Umfange der beiden Lieferungen dieser dritten, gänzlich umgearbeiteten Ausgabe die Artikel: Einwandrung, Fahrradsteuer, Familiengüterrecht, Ferguson, Falschsteuer. In dem Artikel „Einkungskämter“ sind die Abschnitte über England und Deutschland vervollständigt worden und werden auch noch einige andre Staaten behandelt. In der umfangreichen Abhandlung über das Einkommen und die Einkommenverteilung ist besonders die Statistik vervollständigt und für Deutschland bis 1908 fortgeführt und der Kritik, die Julius Wolf an den bisherigen Methoden der Einkommensberechnung geübt hat, eine Antikritik gewidmet worden. Schade, daß wir, ohne Zweifel weil zuverlässige Statistiken fehlen, über das Land der Milliarden nichts näheres erfahren, aus dem uns Reisende und Zeitungen so Ungeheuerliches zu berichten wissen. In dem Artikel „Einkommensteuer“ sind die Abschnitte über Deutschland und Großbritannien erweitert worden und solche über die Vereinigten Staaten und die französischen Steuerprojekte neu hinzugekommen. Im historischen Teile der Abhandlung über die Familie (von Gothein) wird jetzt auch die Frage der Promiskuität erörtert. Der sehr umfangreiche Artikel Finanzen liegt noch nicht vollständig vor; doch finden wir schon eine ausführliche Geschichte der Finanzen der alten Griechen und Römer, während die erste Ausgabe nur einen Abriß dieser Geschichte enthielt.

C. J.

Aus Leipzigs Vergangenheit. Als wir vor etwa vier Jahren den ersten Band von Gustav Wustmanns Geschichte der Stadt Leipzig besprachen, gaben wir uns der Hoffnung hin, recht bald auch über den zweiten (Schluß-) Band dieses wichtigen Quellenwerkes berichten zu können. Leider ist unsere Hoffnung noch immer nicht in Erfüllung gegangen, und wir sind, wenn wir uns über Leipziger Ereignisse und Zustände aus der Zeit nach der Reformation unterrichten wollen, noch immer auf die ältere, zum Teil sehr dürftige und ansehnliche Literatur angewiesen, die dem in historischen Dingen weniger kritischen Sinn unserer Vorfahren genügte. Da spendet uns der Verfasser gleichsam als eine Prämie für unsere bisher bewiesne Geduld gerade rechtzeitig zum Univeritätsjubiläum, das ja als der Abschluß des halbtausendjährigen wissenschaftlichen Lebens auch einen Markstein in der Stadtgeschichte bedeutet, einen neuen Band seiner Studienammlung Aus Leipzigs Vergangenheit (dritte Reihe, Leipzig, Fr. Wih. Grunow, geheftet 6 Mark, in Leinwand gebunden 7,25 Mark, in Halbfanz gebunden 8,50 Mark). Wie es sich bei einer Zusammenstellung verstreuter, bei verschiednen Anlässen und zu bestimmten Zwecken geschriebner Aufsätze von selbst versteht, stehn die einzelnen Kapitel miteinander in gar keinem oder doch nur in sehr losem Zusammenhang und sind auch in der Art der Ausführung keineswegs gleichartig. Das tut dem Werte des Buches natürlich keinen Abbruch, und wir sagen nicht zuviel, wenn wir eine ganze Anzahl dieser Aufsätze als kulturhistorische oder auch biographische Kabnettstücke bezeichnen. Das rein Geschichtliche, das sich der Verfasser wohl für sein größeres Werk aufgespart hat, tritt in dem vorliegenden Buche zurück; von

dem Wogenschlage der Weltgeschichte, der Leipzigs Mauern so oft umbrandet hat, vernehmen wir hier nichts, desto mehr dagegen von dem bürgerlichen, wirtschaftlichen und künstlerischen Leben der Vergangenheit, dessen Äußerungen uns heute so seltsam anmuten, und in dem ein schärferes Auge doch beinahe überall die Keime gegenwärtiger Zustände erkennt. Während uns die Aufsätze „Euldigungen“, „Der Tanz im alten Leipzig“, „Zur frühesten Leipziger Kunstgeschichte“, „Frauenhäuser und freie Frauen“, „Gasthöfe, Wirte und Fremde“, „Eine Fürstenhochzeit im Rathause“ (es handelt sich um die Vermählung Wilhelm von Dranten mit Anna, der Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen), „Das Pflugsche Freihaus und andre Freihäuser“, „Die drei ältesten Apotheken und die Herbario annua“ in das Mittelalter oder doch in das Jahrhundert der Reformation führen, leiten die Artikel „Wie ist Leipzig zu den Mansfelder Kugen gekommen?“, „Zur Geschichte des Kunsthandwerks“, „Ein Doktor-Ingenieur der Barockzeit“ (Jakob Leupold), „Gellert als Lehrer des Deutschen“, „Ein Enkel Johann Sebastian Bachs“ (der Maler Johann Samuel Bach), „Der junge Gelfler in Rußland“, „Die Nikolai-Kirche und der Stil Louis Seize“, „Das Tageblatt“, „Robert Schumanns Zeitschrift für Musik“, die beiden biographischen Skizzen „Otto Georgi“ und „Bruno Tröndlin“ und endlich die beherzigenswerte Denkschrift „Der Leipziger Ostpark“ in die neuere und neueste Zeit, ja in die Zukunft hinüber.

Wie wir schon angedeutet haben und wie auch aus dieser trocknen Aufzählung der Überschriften zu erkennen ist, liegt der Schwerpunkt dieser kleinen Arbeiten auf der kulturgeschichtlichen Seite. Gerade dieser Umstand wird dem Buche über das rein lokale Interesse hinaus die gebührende Beachtung sichern. Das Kapitel über die Apotheken zum Beispiel und über die im Laufe der Jahrhunderte so häufig wechselnde Anschauung über ihre von den Besitzern freilich eifrig bestrittene Abhängigkeit von Rat, Landesregierung und Universität dürfte sich unserm Erachtens in der Geschichte keiner andern Stadt in ähnlich erschöpfender Weise finden. Wie merkwürdig mutet es uns heute an, wenn wir hier lesen, daß schon im Jahre 1474 eine landesherrliche Verordnung erschien, die den Apothekern das Feilhalten guter, frischer Arzneien, eine feste Tage, Vereidigung der Geschäftsinhaber und ihrer Angestellten und jährliche Visitationen durch Ärzte vorschrieb, und daß ein ärztliches Gutachten aus dem Jahre 1502 verlangte, die Apotheker sollten schwören, „daß sie alle Ding nach Verordnung der Doctor machten und nichts nachließen, auch nicht Gift verkauften leichtfertigen Personen ohne eines Doctors angezeigte Handschrift“!

Wie man aus dieser kurzen Ankündigung ersehen wird, reißt sich der neue Band der schönen Sammlung seinen beiden Vorgängern würdig an. Möchte seine stille aber eindringliche Sprache vom Lärm der Universitätsfeier nicht überstäubt werden!

J. A. S.

Rußland noch einmal. Die Notiz über Rußland auf S. 250 des 18. Hefts veranlaßt Herrn Professor Dr. Biermer, mir seine (soeben bei Emil Roth in Gießen erschienene) Schrift „Der Beleidigungsprozeß Rußland contra Biermer, nach stenographischen Aufzeichnungen“ zu schicken. Der Anlaß zu dem Prozeß war folgender. Am 19. Dezember 1902 brachte der Landwirt Köhler aus Langsdorf, ein Vertreter der antisemitischen Bauernpartei, in der zweiten hessischen Kammer einen in die Form einer Anfrage gekleideten Antrag ein des Inhalts: An der Universität Gießen werde die Nationalökonomie ausschließlich nach den verderblichen Theorien von Smith, Ricardo und Marx gelehrt, wobei zu beachten sei, daß Ricardo und Marx Juden gewesen seien. Diese Theorien würden von einem den Börsenkreisen nahestehenden

Professor (damit ist Dr. Biermer gemeint) und einem jüdischen Privatdozenten (Viefmann) gelehrt. Ob es nicht angezeigt sei, eine zweite nationalökonomische Professur zu schaffen und sie mit dem „Professor“ Ruhland zu besetzen, dessen der Landwirtschaft freundliches System auf dem des Gründers der physisiokratischen Schule, des Arztes Queßnay, ruhe. Wie fern dem Professor Dr. Biermer Feindschaft gegen die Landwirtschaft oder auch nur Unterschätzung ihrer Wichtigkeit liegt, geht aus einem Vortrage hervor, den er am 17. Januar 1901 in Mainz gehalten hat, und der mit den Sätzen beginnt: „Mir hat noch niemand bewiesen, daß die Agrarkrisis, soweit sie sich als Folge des russischen und transozeantischen Wettbewerbs zeigt, auch in Zukunft in gleicher Stärke fortbestehen wird. Aber auch wenn das anzunehmen wäre, würde ich doch, zumal da dann auch der Bauernstand in Mit leidenschaft gezogen und in großem Umfange proletarisiert werden würde, die aller ernstesten volkswirtschaftlichen Bedenken tragen, einer solchen Wirtschaftspolitik, die das landwirtschaftliche Gewerbe mit seiner großen sozialen Bedeutung seinem Schicksale überließe, zuzustimmen. Wenn es Mittel gibt, eine Klasse zu retten, ohne daß diese die gesamte volkswirtschaftliche Entwicklung stören, so dürfen diese Mittel nicht unver sucht bleiben. Die britische wirtschaftliche Entwicklung ist für mich kein unbedingtes Ideal.“ Demgemäß empfiehlt er die Erhöhung des Getreidezolls von $3\frac{1}{2}$ Mark auf 5 Mark, während er allerdings den vom Bunde der Landwirte geforderten $7\frac{1}{2}$ -Markzoll für unannehmbar erklärt. Bei dem Antrage Köhler handelte es sich jedoch nicht um den Getreidezoll, sondern um die Besetzung der akademischen Lehr stühle. Biermer sagt darüber unter anderm in seinem Schlußwort am letzten Verhandlungstage: „Und, meine Herren vom Gerichtshof! Sie mögen es mir glauben oder nicht, die Gefahren, die von dieser Seite den Hochschulen drohen, sind ganz ungewöhnliche. Es sind nicht Gefahren für die jetzigen Stelleninhaber national- ökonomischer Lehrstühle; das wäre in der Tat ziemlich nebensächlich und für die Allgemeinheit direkt gleichgiltig. Aber ich versichere Sie, es gehört ein ungewöhnliches Maß von Selbstbeherrschung, Selbstprüfung und Objektivität dazu, in die wirtschaft lichen Kämpfe der Gegenwart nicht mehr, als es staatsbürgerliche Pflicht ist, einzu greifen, damit unsre Studenten unbefangen bleiben und auch die Gegenansichten hören und würdigen können. [Große und mächtige Parteien erstrebten nun Einfluß- nahme auf eine Besetzung der akademischen Lehrstühle, um im Gegensatz zu der gewissenhaften Objektivität der akademischen Lehrweise die zukünftigen Verwaltungs- beamten mit einer einseitigen Parteidoktrin zu durchtränken.] Auch damit mußte ich rechnen, daß der Plan Köhlers gelang, weil ich die Zusammensetzung unsrer Kammer kannte, wo viel mehr als in Preußen das parlamentarische Regime herrscht.“ Deshalb also fühlte er sich verpflichtet, gegen diesen Plan öffentlich zu polemisieren, was ihm dann die Beleidigungsklage Ruhlands eingetragen hat. Der 288 Seiten starke Prozeßbericht enthält wichtige Beiträge zur Kenntnis sowohl des Verfahrens bei Besetzung der Professuren wie auch zu der der nationalökonomischen Schulen und Strömungen; das vom Geheimrat Professor Dr. Lexis verlesene Gutachten darf man eine Abhandlung über Agrarpolitik nennen. Über Herrn Ruhland bekommt man erstaunliche Aufschlüsse. Aber die muß der Leser schon selbst aus Professor Biermers Prozeßbericht schöpfen, denn wenn ich etwas davon mitteilte oder auch nur andeutete, so würde ich dadurch der Redaktion der Grenzboten eine unerquickliche Korrespondenz mit dem interessanten Herrn — interessant ist er wirklich — zuziehen. C. J.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin- Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten. Verlag von F. r. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig.



Zum fünfzehnhundertjährigen Jubiläum der Universität Leipzig



in halbes Jahrtausend ist verflossen, seitdem in der damals schon namhaften Handelsstadt Leipzig, einer deutschen Kolonie neben dem alten slawischen Fischerdorfe Lipci oder Lipzk, das auch der deutschen bürgerlichen Niederlassung, wie so häufig im Wendlande, den Namen gab, von deutschen Magistern und Scholaren, die vor tschechischer Herrschaftsucht im Mai 1409 aus dem goldenen Prag hatten weichen müssen, eine Hochschule begründet wurde, und eben die günstige Verkehrslage Leipzigs hat sie wohl besonders hergelockt. Wie sie sich auf diesem unter dem Zwange äußerer Umstände gelegten Grunde weiter entwickelt hat, das zu schildern ist hier nicht der Ort. Hier soll nur der Versuch gemacht werden, in großen Zügen festzustellen, was von dieser alten Grundlage in Verfassung und Lehrbetrieb etwa noch erhalten ist, was anders geworden ist, welche Rolle die alma mater Lipsiensis im deutschen Geistesleben gespielt, wie sie sich zur Nation, zum Lande Sachsen und seinem Fürstenhause gestellt hat.

Ihre Verfassung war ein Abbild der Prager und diese selbst wieder ein Abbild der Pariser Universität, nichts Selbständiges, sondern etwas fertig Übertragenes. Die Universität Paris, im zwölften Jahrhundert entstanden, nicht durch einen Gründungsakt ins Leben gerufen, das studium schlechtweg, der Stolz Frankreichs wie das imperium der Deutschlands, das sacerdotium (hier soviel wie Papsttum) der Italiens, die Mutter aller nordeuropäischen Universitäten war etwas sehr verschiedenes von den italienischen Universitäten, nicht hauptsächlich eine Schule für das römische Recht, wie diese, nicht eine Vereinigung von Scholaren, die sich ihre Lehrer warben, sondern vor allem eine Hochschule für Philosophie, Theologie und Kirchenrecht und eine Korporation (universitas) von Magistern dieser Fächer, zu denen das römische Recht und die Medizin erst später hinzukamen. So waren dort die vier Fakultäten erwachsen unter ihren wechselnden Dekanen. Die Lehrenden und Lernenden aber gliederten sich

in Nationen, Landsmannschaften nach der Herkunft, denn die Hochschule war ein *studium generale*, eine für die weitesten Kreise berechnete Anstalt, und das Ganze bildete eine autonome Korporation unter dem jährlich oder halbjährlich wechselnden Rektor mit reichem Grundbesitz und selbständiger Gerichtsbarkeit über alle ihre Angehörigen. Diese Verfassung war nach Prag übertragen worden und von dort nach Leipzig; hier standen also Universität und Stadtgemeinde als zwei selbständige Gemeinwesen, zwei gleichberechtigte *respublicae* nebeneinander, was zu zahllosen Konflikten Veranlassung gegeben hat, nur die Nationen wurden anders geordnet als in Prag; in Leipzig gab es eine meißnische und sächsische (für Norddeutsche und Skandinavier), bayrische (Süddeutsche) und polnische (wesentlich deutsche Schlesier). Diese Einteilung wurde, je mehr sich der Kreis der Besucher verengte, um so bedeutungsloser und deshalb 1834 ganz aufgehoben; die vier Fakultäten haben sich bis zur Gegenwart erhalten. Ebenso hat sich die Autonomie der sich selbst verwaltenden Korporation bis zu einem gewissen Grade behauptet; aber der Einfluß des Staates ist stärker geworden, weil die Universität trotz ihres großen Besitzes nicht mehr imstande ist, sich selbst zu erhalten, sondern auf die Beihilfe des Staates angewiesen ist; die akademische Gerichtsbarkeit beschränkte sich allmählich auf die Studenten und schließlich auch in Beziehung auf diese auf Disziplinarfälle.

Innerhalb dieser großen Korporationen gab es eine Reihe kleinerer, die Kollegien für Professoren unter einem Prokurator, die Bursen für die Studenten, namentlich für jüngere Studenten, unter Leitung eines Magisters, alle beide eingerichtet für ein fast klösterliches Zusammenleben der Insassen, die alle unbeweibt waren. Jedes Kollegium war mit festen Einkünften für eine Anzahl älterer Professoren ausgestattet. Leipzig besaß von Anfang an das große Fürstenkollegium an der Mitterstraße an Stelle der alten Buchhändlerbörse (Konvikt), das kleine an der Petersstraße, jenes für zwölf, dieses für acht Professoren der vier Nationen, daneben das schlesische Frauenkollegium am Brühl (*Beatae Mariae virginis*). Als die philosophische Fakultät 1503 das kleine Kollegium an die Juristen abtrat (das *Juridicum*), erhielt sie dafür 1515 das neue oder rote Kolleg an der Mitterstraße, das ihr die Stadt baute. Hier lagen auch die meisten Studentenbursen, die *Bursa bavarica*, *saxonica*, *misnica*, sodaß die Gegend zwischen Mitter- und Nikolaistraße das eigentliche Universitätsviertel, das Quartier latin von Leipzig war. Ein allgemeines Universitätsgebäude gab es hier so wenig wie anderwärts; die Vorlesungen fanden vielmehr in den Kollegien statt. Die Theologen lasen im Dominikanerkloster zu St. Pauli, also ganz in der Nähe des Universitätsviertels. Von allen diesen Instituten sind heute nur noch Reste übrig. Das Collegium *juridicum* besteht nur noch fort als Eigentum der juristischen Fakultät und dient vor allem für ihre Prüfungen, das Frauenkolleg ist auf eine Stiftung für Professoren schlesischer Abkunft (*nationis Polonicae*) beschränkt; die Ehelosigkeit der Professoren hat mit der Reformation aufgehört und damit auch das klösterliche Zusammenleben, obwohl die Kollegien

als Wohnhäuser für Professoren und Stiftungen noch fortbauerten; das Leben im Zwange der Burgen verschmähten schon gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vermögende und ältere Studenten, indem sie es vorzogen, bei Bürgern in der Stadt ihre Wohnungen (hospitia) zu nehmen, die Burgen leerten sich allmählich: die Meißner Burse stand schon 1522 leer und wurde 1534 abgebrochen. Vollennds seit der Reformation wohnten die Studenten fast durchweg in Bürgerhäusern, und so ist es geblieben; das gehört gegenwärtig zur akademischen Freiheit.

Denn das klösterliche Zusammenleben in Kollegien und Burgen hing aufs engste mit dem Verhältnis der Universität zur mittelalterlichen Kirche zusammen. Auch dies war eine Pariser Erbschaft; die italienischen Universitäten waren wesentlich weltliche Anstalten. Zunächst gehörte zur Errichtung einer Hochschule ein päpstlicher Stiftungs- oder besser Einrichtungsbrief, den für Leipzig Papst Alexander der Fünfte in Pisa unter dem 9. September 1409 ausstellte, denn alle Lehre gehörte der Kirche oder stand wenigstens unter ihrer Aufsicht. Es war daher üblich, die Professoren mit kirchlichen Pfründen auszustatten. Die Lehre aber stand unter der Aufsicht eines Bischofs als Kanzler der Universität — in Leipzig unter dem Bischof von Merseburg —, der die akademischen Grade verlieh, und diese Lehre war kirchlich bestimmt. Es war also keineswegs, wie heute, die Aufgabe der Universitätslehrer, neue Wahrheiten zu finden und dazu ihre Hörer anzuleiten, sondern vielmehr ihnen die feststehende, anerkannte Wahrheit zu überliefern und sie zu ihrer Begründung oder Verteidigung geschickt zu machen, beides selbstverständlich in der internationalen Kirchensprache, dem an den Hochschulen zur Sprache der Wissenschaft, der Schule ausgebildeten scholastischen Latein, einer tatsächlich lebenden Sprache, die sich von dem antiken, klassischen Latein vor allem in Wortschatz und Syntag wesentlich unterschied. Diese Überlieferung der Lehre war Aufgabe der Vorlesungen und in allen Fakultäten an bestimmte Bücher und ihre Auslegung geknüpft, in der philosophischen an eine Anzahl von Schriften des Aristoteles in lateinischer Übersetzung, in der juristischen an die Gesetzbücher Justinians und des kanonischen (kirchlichen) Rechts, in der medizinischen an einige griechische (Galenus) und arabische Autoren, in der theologischen an die Heilige Schrift (Sacra pagina) und die Dogmatik (Sententiae) des Petrus Lombardus. Zur logischen Verteidigung und Begründung der Lehren sollten in allen Fakultäten die häufigen Disputationen schulen. Dabei war die Voraussetzung, namentlich in der philosophischen Fakultät, daß alle Professoren über sämtliche Fächer ihrer Fakultät zu lesen hätten (sogenannte walzende Lektionen), eine Einrichtung, die jedes tiefere selbständige Einbringen wenigstens sehr erschwerte. Der Studiengang war selbstverständlich aufs genaueste vorgeschrieben, es gab also so wenig eine Lern- wie eine Lehrfreiheit. Das Charakteristische ist dabei die Stellung der philosophischen Fakultät. Sie war den „obern“ Fakultäten nicht gleich, sondern untergeordnet, eine Vorbereitungsanstalt, die auch die Aufgaben der heutigen Oberklassen der Gymnasien zu lösen hatte, deshalb auch Knaben aufnahm und in ihren sieben artes liberales (nicht Künsten, sondern

Wissenschaften) eine logisch-rhetorische und mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung vermittelte. Erst die Erwerbung ihrer Grade, des Baccalaureus und des Magisters liberalium artium nach einem im ganzen etwa vierjährigen Studium eröffnete den Zutritt zu einer der obern Fakultäten, die ebenso ihre Grade verliehen. Es konnte also einer gleichzeitig als Magister in der artistischen Fakultät Lehrer und in einer andern Scholar sein, nach und nach auch Grade in verschiedenen Fakultäten erwerben, wie Goethes Faust, der unbefriedigt klagt:

Habe nun, ach! Philosophie, Jurisprudenzen und Medizin
Und leider auch Theologie
Durchaus studiert mit hohem Eifer.
Selbst Magister, selbst Doktor gar usw.

Am längsten dauerte das Studium der Theologie, zehn bis zwölf Jahre nach der Erwerbung des artistischen Magisteriums, am kürzesten höchst bezeichnend das medizinische, im allgemeinen fünf bis sechs, in Leipzig nach der Ordnung von 1519 nur drei Jahre. Das Lebensalter der Studenten war also einerseits viel höher, andererseits oft niedriger als heute. „Berechtigungen“ allgemeiner Art knüpften sich an diese Grade nicht, sie waren keine Prüfungen im Auftrage irgendwelcher öffentlichen Autorität; weder Staat noch Gemeinde noch Kirche knüpften die Vergabung ihrer Ämter an sie. Am stärksten war überall die philosophische Fakultät an Lehrern und Studenten, denn nur verhältnismäßig wenige Studenten gingen zu dem langwierigen Studium der obern Fakultäten über. So hatte die artistische Fakultät in Leipzig bis 1558 zwölf besoldete Professuren; in den „obern“ Fakultäten gab es gewöhnlich sehr viel weniger, zwei bis vier Theologen, drei bis sechs Juristen, ein bis drei Mediziner, die zugleich als praktische Ärzte wirkten; dazu kamen lesende Baccalaurien.

Die Reformation hat an diesem Lehrbetriebe wenig geändert. Sie fügte in der philosophischen Fakultät einige humanistische Professuren hinzu, behielt aber die aristotelische Philosophie, namentlich die Logik bei, beseitigte an den protestantischen Hochschulen das alte kanonische Recht, stellte aber in der Theologie die Dogmatik ganz in den Vordergrund und behielt die lateinische Lehrsprache bei, womit sie auch die Hauptaufgabe der Lateinschulen bestimmte. Am ehesten öffnete sich die medizinische Fakultät dem modernen Geiste selbständiger Beobachtung; aber erst 1479 erlaubte ihr Kaiser Friedrich der Dritte in Köln die Sektion von Menschen, und in Leipzig hing eine solche noch 1519 durchaus von der Gelegenheit ab, war also etwas Zufälliges und Seltnes. Im übrigen begnügte man sich mit der Sektion von Tieren.

Die entscheidende Wendung im Studienbetrieb begann erst, als gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts die neue naturwissenschaftliche Methode, durch die Beobachtung der Tatsachen und das Experiment selbständig neue Wahrheiten zu finden, von England her einbrang. Da trat im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts an die Stelle der Auslegung überlieferter Bücher der systematische Lehrvortrag, an die Stelle der Disputationen die Übungen in

Seminarien und Instituten, die sich im neunzehnten Jahrhundert nicht zum wenigsten in Leipzig glänzend entwickelten, sodaß heute die naturwissenschaftlich-medizinischen ein ganzes großes Viertel einnehmen; die scholastische Philosophie wurde durch eine moderne abgelöst, die in dem System von Chr. Wolff allort zur Herrschaft gelangte; in der philosophischen Fakultät begann das Studium der antiken Schriftsteller um ihrer selbst willen, nicht um aus ihnen Muster für die Imitation zu gewinnen, und das Deutsche drang als Unterrichtssprache auch in die Universitäten ein. Auf diesen Bahnen ist das neunzehnte Jahrhundert weitergegangen. Und hier übernahm die philosophische Fakultät die Führung, sie stellte sich ebenbürtig neben die frühern obern Fakultäten, denn ihre Forschungsgebiete, das historisch-philologische und das mathematisch-naturwissenschaftliche, schlangen sich jetzt zu Gegenständen selbständigen Wertes empor, die um ihrer selbst willen, nicht als bloße Vorstufen andrer Wissenschaften zu studieren seien, sie griffen vielmehr hinüber auch in deren Arbeitsgebiet, sie lehrten sie ihre Methode. Seit dieser Zeit ist die Freiheit der Forschung und der Lehre die Lebensluft unsrer Universitäten geworden.

Man kann jedoch nicht behaupten, daß die Leipziger Hochschule im Geistesleben der Nation im besondern Maße eine führende Rolle gespielt habe; sie ist in dieser Beziehung oft von kleinern Universitäten übertroffen worden, denn sie war überwiegend eine Macht des Beharrens. Schon die Gründung 1409 war ein Akt kirchlich-konservativer Politik, denn sie wurde im schärfsten Gegensatz zu der demokratischen Reformbewegung des Hussitentums als eine neue Burg der römischen Kirche ins Leben gerufen und bewährte sich als solche auch, als Luther seine Reform in Wittenberg begann. Wenn sie sich vorher dem Humanismus nicht völlig verschloß, so war das nicht ihr freier Wille; vielmehr wurden ihr die Humanisten, die an ihr vorübergehend wirkten, vom Herzog Georg und dem Räte der Stadt gewissermaßen aufgedrungen und von ihnen besoldet. Auch die endliche Einführung der Reformation 1539, der sie die Erwerbung des Paulinerklosters verdankte, kam ihr von außen, vom Landesherrn, ging nicht von der Universität aus. Fortan blieb sie fast zwei Jahrhunderte lang eine Hochburg des orthodoxen Luthertums und seiner Scholastik im Gegensatz zu Wittenberg, zugleich ein Sitz schwerer polyhistorischer Gelehrsamkeit, beherrscht von unter sich und mit der städtischen Aristokratie eng versippten Gelehrtengeeschlechtern, also in jeder Beziehung eine hochkonservative Macht. Für ihren Geist ist es bezeichnend, daß noch 1617 die Zahl der artistischen Professuren nur acht betrug; darunter seit 1558 nur eine philologische. So verhielt sich Leipzig gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts ablehnend gegen die beiden neuen Richtungen, den Pietismus und das Naturrecht, und überließ hier die Führung der jungen Nachbaruniversität Halle (gegründet 1694); ja sie stieß 1690 einen der ersten Vertreter des Naturrechts, Christian Thomasius, von sich und versagte ihm auch die Einführung des Deutschen in den Universitätsunterricht. An der neu aufblühenden deutschen Literatur hatte sie allerdings durch Gottsched und Gellert

Anteil, aber das berührte ihre eigentliche Lehraufgabe nicht. Ebenso übernahm in den mächtig auftretenden philologisch-historischen Wissenschaften Göttingen (seit 1734) die Führung; immerhin wurde der Leipziger Archäolog J. Fr. Christ ein Vorläufer J. J. Winckelmanns (gestorben 1756), und einer ihrer bedeutendsten und einflußreichsten Männer, J. A. Ernesti (1734 bis 1759 Rektor der Thomasschule), brachte zuerst die philologischen Grundsätze bei der biblischen Exegese zur Geltung, womit er all den phantastisch-willkürlichen Auslegungsmethoden der Scholastik ein Ende machte. Als mit dem Siebenjährigen Kriege Kurachsen seine leitende Stellung in der Literatur und Kunst verlor, ging auch die Universität zurück, und die Napoleonische Zeit mit ihren Nachwirkungen vollendete diese Wendung. Eine leitende, weithin anerkannte Bedeutung hatte in den nächsten Jahrzehnten fast nur der große Philolog Gottfried Hermann (gestorben 1848), der Wahrer der spezifisch sächsischen Tradition der klassischen Philologie, der im Gegensatz zu der jungen „Altertumswissenschaft“ F. A. Wolfs in Halle die genaue Interpretation der Klassiker als ihre Hauptaufgabe betrachtete und ganze Generationen sächsischer Gymnasiallehrer in diesem Sinne erzogen hat, also auch er war der Vertreter einer ganz konservativen Richtung. Erst nach der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts begann für Leipzig eine neue große Zeit; die Universität hat sich seitdem immer in aufsteigender Linie bewegt und auch so manchen Bahnbrecher unter ihrer Lehrerschaft wirken sehen.

Gewandelt hat sich auch das Verhältnis der Universität zur Nation, zum sächsischen Staate und zum Herrscherhause. Die mittelalterliche Hochschule war zwar eine Stiftung der Landesherren wie die meisten deutschen Universitäten, aber ihrer Bestimmung und ihrem Geiste nach international wie die Kirche, mit der sie eng zusammenhing. Mit der Reformation schwand dieser internationale Charakter, sie wurde jetzt vor allen Dingen eine Landesuniversität für die Heranbildung der Diener der Landeskirche, des fürstlich-territorialen Staats und der Gemeinden, ohne sich deshalb auf Lehrer und Studenten des Landes zu beschränken, und indem der Staat allmählich für diese Theologen und Juristen bestimmte Prüfungen vorschrieb, machte er die Universität zu einem seiner Organe und gewann größeren Einfluß auch auf ihre Verwaltung. So hörte sie auf, eine vollständig autonome Korporation zu sein wie im Mittelalter und war vor allem für die Söhne des Landes bestimmt, die hier ihre Studien wenn nicht ausschließlich trieben, so doch abschlossen. Die neueste Zeit hat diesen Charakter nicht zerstört, aber sie hat die deutschen Universitäten auf den Boden nationaldeutscher Bildung und Gesinnung gestellt, sie eine Zeit lang zu Führerinnen nationaler Politik gemacht und ihre Studenten zu deutschem Patriotismus erzogen, der sie befähigte, vornehmlich im Kriege von 1870/71 mit vollem innern Anteil die Waffen für das Vaterland siegreich zu führen. Dulce et decorum est pro patria mori! war die Losung, mit der damals bei der Abfahrt nach dem Kriegsschauplatz auf dem Dresdner Bahnhof ein Einjährigfreiwilliger den König Johann begrüßte, und so soll es

immer bleiben. Die Wissenschaft ist international, denn sie kann nur eine sein wie die Wahrheit, und keine ist es mehr wie die deutsche. So öffnet auch die Universität Leipzig ihre Pforten bereitwillig und gastfrei nicht nur den Studierenden aus dem ganzen Reiche und aus allen Ländern deutscher Zunge, sondern auch den Angehörigen fremder Völker und Weltteile. Aber sie lehrt deutsch, sie denkt und empfindet deutsch, sie will und soll ihre deutschen Hörer nicht zu Angehörigen einer internationalen Kirche oder zu Weltbürgern irgendwelcher Art erziehen, sondern zu deutschen Staatsbürgern. So ist es denn auch nicht zufällig, daß sie seit einigen Jahrzehnten zu ihrem Landesherren in eine neue und enge persönliche Beziehung getreten ist. Gegenstand fürstlicher Fürsorge ist sie von ihrer Gründung an gewesen, niemals mehr als unter Herzog Georg, Kurfürst Moritz, König Johann. Aber erst König Albert, der ruhmvolle und siegreiche Führer im nationalen Kriege gegen Frankreich, hat die Würde des rector magnificientissimus angenommen, und auch seine Nachfolger tragen sie nicht nur der Form nach, sondern weil sie sich ihr innerlich verbunden fühlen. Denn der moderne deutsche Fürstenstand setzt, wie in den besten Zeiten des alten Reichs, seinen Stolz darein, nicht nur dem eignen Lande, sondern auch dem Reiche seine Kräfte zu widmen. Ein besondrer Ausdruck dieser Gesinnung ist die Stellung des rector magnificientissimus als des höchsten Oberhauptes eine Hochschule, die auf sächsischem Boden den nationalen Geist atmet und pflegt.

So steht dieses Jubiläum der Universität Leipzig unter den günstigsten Zeichen, ganz anders als das vierhundertjährige im Jahre 1809 unter dem Drucke des Rheinbundes und der Napoleonischen Fremdherrschaft. Sie hat allen Wandel eines halben Jahrtausends überdauert und sich selbst innerlich und äußerlich gewandelt, aber erhalten hat sie sich, soweit sie ihrer bedarf, die Autonomie ihrer Verwaltung und die Freiheit der Lehre, einen mittelalterlichen und einen modernen Besitz. In der Verbindung beider liegen die Bürgschaften für ihre Zukunft.

Otto Kaemmel



Englische Eigenart

Von George Giffing. Übersetzt und bearbeitet von Briz Förster

1



ollte mich ein Fremder um die bedeutendsten Sehenswürdigkeiten Englands befragen, so würde ich ihn mir zuerst, ehe ich ihm antworte, genau ansehen. Ist er ein gewöhnlicher Reisender, würde ich ihm, damit er staune und bewundre, Groß-London, die „Black-Country“, Süd-Lancashire und andre Zentren unsrer Kultur empfehlen; denn sie beweisen sonnenklar, daß wir trotz aller internationalen Rivalität im Schaffen des Häßlichen immer noch an der Spitze der Zivilisation

maršhieren. Scheint er dagegen ein Mann von Gemüt und Verstand zu sein, so würde ich mich mit Vergnügen anbieten, ihn in die alten Landbezirke zu begleiten, die, fernab von jeder Eisenbahn, unberührt von der ordinär modernen Zeitströmung geblieben sind. Dort würde ich ihm zeigen, was nur in England zu sehen ist: einfache, schöne Bauwerke, ihre geschickte Anpassung an die Umgebung, Nettigkeit ohne altmodische Steifheit, alles im besten und saubersten Zustand, anmutige Villengärten und überall friedliche Stille in beglückender Weltabgeschlossenheit. Das muß man sehen, will man einen Begriff von dem Reichtum und der Macht Englands bekommen! Ein Volk, das sich solche Heimstätten erbaut und einrichtet, muß sich von jeher durch Ordnungsliebe ausgezeichnet haben. Es hat auch wirklich, wie kein andres Volk, die Wahrheit des Spruches erkannt: „Ordnung ist des Himmels erstes Gesetz.“ An Ordnung reiht sich natürlich die Beständigkeit an. Beide, im häuslichen Leben wirkend, bringen ein spezifisch englisches, von andern Ländern nur schattenhaft nachgebildetes Produkt hervor: den Komfort. Es ist eine der besten Eigenschaften des Engländer, daß ihm Komfort ein unentbehrliches Lebensbedürfnis ist. Daß er sich in dieser Hinsicht verändern und allmählich seine Vorliebe für materielles und geistiges Wohlbehagen verringern könnte, ist die größte Gefahr unsrer Zeit. Denn Komfort bezieht sich — wohl gemerkt! — keineswegs auf das Leibliche allein; Schönheit und Ordnung schafft hauptsächlich der von jeher in einem englischen Heim waltende Geist.

Man wandre von einem Dorfe zu einem abligen Herrenitz. Auch er ist vollkommen in seiner Art: er ist altherwürdig von Aussehen, umschlossen von festen Mauern und umgeben von einem so lieblichen Garten und Park, wie man es sonst nirgends in der Welt trifft. Ein auch dem einfachsten Landhaus eigenartiger Geist durchweht das Ganze, nur ist er ruhiger und selbstbewußter. Wird aber der Lord seines Schlosses überdrüssig und vermietet es an irgendeinen prozigen Millionär, um nach Hotels oder billigen Villen überzusiedeln, oder findet der Besitzer eines Landhauses das Leben unter den Bauern unerträglich und quartiert sich lieber in der sechsten Etage einer Mietkaserne in Shoreditch ein, so ist das ein Zeichen, daß beide allen Sinn für englischen Komfort verloren haben: beide haben sich selbst als Menschen und als Bürger degradiert. Es handelt sich dabei nicht etwa um die harmlose Vertauschung einer Art von Komfort mit einer andern; es bedeutet vielmehr den Untergang einer Denkweise, die vornehmlich den Engländer zum Engländer gemacht hat. Vielleicht ist sie bei uns allen im Verschwinden begriffen, entkräftet durch die modernen sozialen und politischen Verhältnisse. Das muß jeder befürchten, der einen Blick auf die Dörfer des neusten Stils und auf die Arbeiterviertel in den Städten wirft und der sieht, wie ordinäre Etagenwohnungen zwischen vornehme Paläste gebaut werden. Wahrlich! der Tag wird bald kommen, wo das, was das Wort „Komfort“ bezeichnet, unauffindbar sein wird, wenn auch das Wort selbst fortgesetzt in vielen Sprachen existieren wird.

In frühern Zeiten machte ich gern spöttische Bemerkungen über die englische Sonntagsfeier. Sie erschien mir als eine Mischung altmodischer Einfalt und moderner Heuchelei, als eine langweilige Pause nach sechstägiger Mühe und Arbeit. Jetzt preise ich den Sonntag als ein unschätzbares Gut und verabscheue jede Störung seiner Ruhe und Stille. Will ich ehrlich sein, so muß ich gestehn, daß ich mich auch schon in London freute, wenn der Sonntag kam, trotz meiner Verhöhnung der „Sabbatmuckerei“. Wenn ich mir das Geläute der Kirchenglocken von London, die durchaus nicht schmeichelnd in meinem Ohr erklangen, ins Gedächtnis zurückrufe, so erweckt es in mir immer die Empfindung von Erholung und Befreiung von der Last der vergangenen Tage.

Diesen siebenten Tag der Woche widmete ich ganz dem bessern Teil meines Ichs. Ich legte alle Schreibereien beiseite und vergaß alle Trübsal, soweit es der Himmel gestattete. Außerhalb Englands vermisse ich immer die sonntägliche Ruhe, diese Windstille zwischen stürmisch bewegten Tagen. Außerlichkeiten, wie das Gehen zur Kirche, das Schließen der Läden, das Vermeiden der Arbeitsplätze, machen den Sonntag nicht aus. Unser „Ruhetag“ erzeugt vielmehr eine besonders gehobne, beinahe allgemein fromme Stimmung, der sich auch die nicht zu entziehen vermögen, die lieber dem Cricketspiel auf dem Lande zuschauen oder in die Theater der Stadt gehn möchten. Wahrlich! es ist die beste Idee, die jemals den armen Sterblichen in den Sinn kam, einmal in jeder Woche dem Alltagsgetriebe zu entfliehen und über die gewöhnlichen Vergnügungen und Sorgen hinweg ein höheres Dasein zu führen. Diese Idee bleibt ein Segen trotz aller Verkehrtheiten, die sie im Gefolge hat. Dem Volke im allgemeinen hat der Sonntag immer viel Gutes gebracht; den Vornehmen und Gebildeten — mögen sie noch so arge Reher sein — verschafft er wenigstens ein erfrischendes Aufleben der Seele. Verkümmert die uralte Sitte bei uns — wehe unserm Lande! Und sie wird zweifellos verkümmern. Nur hier in der ländlichen Einsamkeit vergißt man, daß der Sonntag bei der Mehrzahl der Menschen seinen Heiligenschein verloren hat. Hat er ihn einmal allenthalben verloren, so wird auch die Gewohnheit des gleichmäßig wiederholten Ausruhens verschwinden. Und doch ist das Ausruhen, auch ohne Verbindung mit einem religiösen Gedanken, das höchste seelische Gut, das dem Volke geboten werden kann. Friedliche Ruhe ist das am schwersten Erreichbare, das am schwersten zu Bewahrende und vor allem der größte Segen für ein edles Gemüt. Einst zog sie ein über das ganze Land, sobald der letzte Hammerschlag der Woche verklungen war. Mit dem Abend des Samstags begann die Zeit der Stille und Erholung. Mit der Abnahme des alten Glaubens fing der Sonntag an, seine Weihe zu verlieren; was wir auch schon von dem unzählbaren Guten und Schönen der alten Zeit verloren haben und schmerzlich vermissen, kein Verlust wie der der Sonntagsruhe wird wirksamer die allgemeine Pöbelhaftigkeit beschleunigen. Denn, ist zu hoffen, daß die moralische

Schönheit des Tages auch dann noch geachtet wird, wenn die Autorität, die ihn eingesezt hat, nicht mehr anerkannt wird? Nur ein Bankfeiertag einmal in der Woche — welche Aussichten für die Zukunft!

In den letzten zehn Jahren habe ich einen guten Teil englischer Gasthäuser kennen gelernt und war erstaunt, wie schlecht sie waren. Nur ein- oder zweimal habe ich etwas wie Komfort angetroffen. Auch die Betten befriedigten mich nicht; entweder waren sie unsinnig groß und mit Rissen vollgepfropft oder hart und dürrig. Überall waren die Möbel scheußlich; keine einfache Anmut, nur dümmste Geschmacklosigkeit. Das Essen miserabel, die Bedienung schlampig. Ich habe gehört, die Radfahrer hätten neues Leben in die Wirtshäuser an der Landstraße gebracht. Ist dem so, dann sind die Radfahrer sehr genügsame Leute.

Ehemals waren diese Gasthäuser, wenn uns die alten Schriftsteller nichts vorgelogen haben, das reinste Vergnügen, behaglich in jeder Beziehung. Man konnte sicher sein, vortrefflich zu speisen, höflich, ja sehr freundlich bedient zu werden. Heutzutage sind sie elende Schenken; die Wirte hauptsächlich auf den Verdienst am Schnaps erpicht. Man bekommt zwar etwas zu essen und erhält auch ein Bett, aber man gilt nichts, wenn man nicht gehörig trinkt. Dabei hat die Trinkstube gar nichts Verlockendes; sie ist muffig und schmutzig. Einige schmierige Stühle stehn darin, auf denen sich höchstens ein gemeiner Schnapstrinker behaglich fühlen kann. Will man einen Brief schreiben, so wird man in das für Handlungsreisende reservierte, sogenannte „Herrenzimmer“ verwiesen, wo nur eine verdorrte Feder und die denkbar schlechteste Tinte zur Verfügung stehn. Die Wirte haben für ihr Geschäft blutwenig Verständnis; Ladel sind sie und Lümmel. Man gerät förmlich in Wut über sie, um so mehr, wenn das alte, hübsch bemalte Haus vorher versprochen hat, es werde, wie vor Jahren, eine freundliche und komfortable Einkehr bieten. Am meisten erstaunte ich über den geringen Grad von Manierlichkeit der Inwohner. Der Wirt und die Wirtin waren entweder prozig oder zudringlich familiär; die Kellner und Kellnerinnen bedienten mit der größten Nachlässigkeit; sie wurden erst höflich beim Abschiede, schimpften aber einem nach, wenn ihnen das Trinkgeld zu gering vorkam.

Einmal fand ich den Eingang eines Wirtshauses, in das ich vormittags mehrmals hineinging, immer durch die dickleibige Wirtin und durch die Kellnerin versperrt; beide schwakten gemütlich miteinander und guckten auf die Straße hinaus. Hat ich um Durchlaß, so machten sie mir unwillig und erst nach langem Zögern Platz, und dann ohne ein Wort der Entschuldigung. Das geschah — wohlgemerkt! — in dem besten Hotel eines Marktfleckens in Suffex.

Das Essen hat sich zweifellos in neuerer Zeit sehr verschlechtert. Daß mit einem solchen Fressen — ich weiß kein milderes Wort — die vornehmen Gäste früherer Jahre, die in eleganten Kutschen durch das Land fuhren, vorliebig genommen haben sollten, kann man sich nicht vorstellen. Fleisch und Gemüse sind von weniger als mittelmäßiger Qualität. Es ist eine wahre Schande,

daß man in einem englischen Gasthaus kein ehrliches, schmackhaftes Beefsteak oder Hammeltotelett mehr bekommt. Wiederholt begegnete es mir, daß mir sehniges, zusammengekratztes Zeug vorgesetzt wurde, wobei mir der schönste Appetit verging. In einem Hotel — sage, Hotel! — flößten mir einmal die zermantchten Kartoffeln und der zählebrige Kohl einen solchen Ekel ein, daß ich beinahe erkrankte. Als Rendenbraten figurirt gewöhnlich ein Stück Fleisch, das mager, saftlos und im Ofenrohr gedörrt ist. Mit dem Frühstücksbrot ist es um kein Haar besser; es schmeckt nach Salpeter. Von dem giftig bittern Tee und dem Spülwasser von Kaffee mag ich gar nicht reden, um mich nicht gar zu sehr zu ärgern. Und dieses Alle! Woher kommt die allgemeine Unzufriedenheit damit? Noch liefern die meisten Brauereien ein gesundes, erfrischendes Getränk, aber es gibt sehr viele und betrübende Ausnahmen. Die Schuld liegt ohne Zweifel an der Abnahme der Geschicklichkeit beim Brauen und an der Zunahme der Unachtsamkeit, wenn nicht gar an niederträchtiger Verfälschung. Es wird noch so weit kommen — ich seh es voraus —, daß die Engländer das Bierbrauen ganz verlernen; dann wird unsre einzige Rettung sein — ein Schluck kräftigen Münchner Bieres.

Allgemein verbreitet ist das herbe Urtheil über unsre englische Küche. Unsre Köchinnen nennt man schwerfällige und geistig beschränkte Geschöpfe, die nur das Sieben und Braten verstehen. Unsre Gerichte gelten als sad und sogar als widerlich, einzig für Menschen mit Wolfs hunger genießbar; unser Brot als das schlechteste und unverdaulichste in ganz Europa, unser Gemüse als ein Mischmasch, woran sich höchstens ein gefräßiges Ungeheuer, doch kein gebildeter Mensch laben könnte. Unsre warmen Getränke, dem Namen nach Kaffee und Tee, werden so nachlässig und unverständig hergerichtet, daß sie all der Vorzüge entbehren, derentwegen sie im Auslande geschätzt sind.

Zur Entschuldigung könnte man allerlei anführen, wie zum Beispiel, daß die Volksklasse, die die Dienstboten liefert, ungeschliffen und dumm sei, und was sie an Geschicklichkeit leistet, fast auf gleicher Höhe mit der Kunst der Wilden stehe. Doch sind auch die Vorwürfe im allgemeinen nicht nur arg übertrieben, sondern auch ungerecht. Ich möchte behaupten: im großen und ganzen ist die englische Küche die gesündeste und schmackhafteste, die man in der gemäßigten Zone finden kann. Nur läßt es sich nicht leugnen, diesen hohen Standpunkt der Kultur haben wir ohne unser Zutun und Wissen erreicht. Die gewöhnliche englische Köchin hat auf nichts andres Bedacht, als die Speisen möglichst nahrhaft zu machen. Die fertigen Gerichte offenbaren ein kulinarisches Prinzip, das nicht einfacher, zweckmäßiger und vernünftiger erdacht werden kann, nämlich: aus dem rohen Stoff alles, was an Saft und natürlicher Würze darin enthalten ist, einem gesunden Gaumen schmeckbar zu machen. In dieser Hinsicht sind wir Engländer entschieden eine hervorragende Nation, vorausgesetzt, daß unsre Köchin nur ein bißchen angebornes oder angeleitetes Geschick hat. Unser Rindfleisch ist wirkliches Rindfleisch, das beste, das man unter der Sonne zu essen bekommt. Unser Hammelbraten ist Hammelbraten

in der verwegensten Bedeutung des Wortes. Man vergegenwärtige sich nur den herrlichen Augenblick, wenn aus einem Schulterstück von Southdown beim ersten Schnitt der köstliche Fleischsaft herausspritzt! Niemals fällt es uns ein, den ursprünglichen, reinen Geschmack irgendwie zu verbessern; wenn es doch geschieht, so zwingt uns dazu irgendeine Mangelhaftigkeit der rohen Substanz. Superfluge Leute nennen uns „die Leute mit einer einzigen Sauce“. In Wahrheit haben wir so viele Saucen, wie wir Fleischsorten haben. Jedes Fleisch liefert uns beim Prozeß des Kochens und Bratens seine natürliche Brühe, und diese ist die denkbar beste aller Saucen. Nur der Engländer kennt die Bedeutung des Wortes *gravy* (Fleischsaft); deshalb ist auch sein Urteil in der Saucenfrage allein kompetent.

Das Lob, das ich hier der englischen Küche gespendet habe, gilt leider nicht mehr der Gegenwart: wir besitzen keine echt englischen Kinder mehr, und unsre Kochkunst hat ihre besten Zeiten hinter sich.

Mich dünkt, in der Literatur der Vegetarianer kommt recht viel Kurioses vor. Früher las ich ihre Wochenschriften und Traktätchen mit einem gewissen Behagen, mit dem Behagen eines hungrigen armen Teufels, und suchte mir weiszumachen, daß Fleischkost nicht nur überflüssig, sondern sogar verabscheuungswürdig sei. Wenn solches Zeug mir jetzt vor Augen kommt, dann muß ich halb im Scherz, halb im Ernst die dummen Menschen bemitleiden, die aus freien Stücken, nicht etwa aus Not, ihre Ernährung nach chemischen Prinzipien zu regeln sich bemühen. Dabei fällt mir ein Vegetarianerheim ein, von dem ich einst dummerweise annahm, es könnte um einen Pfifferling meinen schrecklichen Hunger stillen. Ich verschlang dort „saftiges Blätterkotelett“, auch „vegetabilisches Beefsteak“ und derartiges mehr; Gott weiß, was für sonderbare Namen sie all den albernem Gerichten gegeben hatten. In einer andern Restauration bekam ich sogar ein vollständiges Diner für einen Sixpence; woraus es bestand, mag ich mir nicht mehr vorstellen. Was für Gesichter sah ich dort! Armselige Schreiber und Lehrbuben, blutlose Mädchen und Weiber, alle verzweifelt bemüht, sich aus der Linsensuppe und den Saubohnen neue Kräfte zu holen! Es war ein herzbrechender Anblick.

Ich hasse mit dem bittersten Haß alles, was Linsen oder Bohnen heißt, diese scheinheiligen Betrüger des Appetits, diesen Humbug eines Speisezettels, diese Reklame des Reizlosen, dem man den gleißenden Titel „menschliche Nahrung“ gibt. Ein Lot von diesem Zeug — rühmt man — sei ebensoviel wert wie ein oder mehrere Pfund Rumpsteak! Wer das behauptet und glaubt, der besitzt in seinem Gehirn nicht ein Quentchen gesunden Menschenverstand! In andern Ländern verspeist man hie und da aus Liebhaberei derartige Vegetabilien — in England aber ist es die Not, die zu solchem Fraße zwingt. Linsen und Bohnen verdummen nicht nur, sie steigern auch bei oft wiederholtem Genuß den Ekel bis zum Erbrechen. Ihr Vegetarianer könnt predigen, soviel und solange, wie ihr wollt: ein gesunder englischer Gaumen verabscheut eure mehlbreiartige Kost. Ich wenigstens hole mir die nötige Nahrung lieber aus

einem Zoll Cambridger Wurst oder sogar aus ein paar Unzen Ruttelfleisch als aus einem halben Zentner der vortrefflichsten Linsen.

Ich aß einmal in einem kleinen Restaurant in London zu Mittag. Da kam ein junger Mann in sonntäglicher Kleidung herein, offenbar ein Arbeiter, und setzte sich an den Tisch neben mir. Ich merkte sogleich, daß er sich nicht zu Hause fühlte; das große Zimmer und der gedeckte Tisch waren ihm unbehaglich. Den Kellner, der ihm die Speisekarte gab, schaute er ganz verduzt an. Ein unerwarteter Glückszufall mochte ihn verleitet haben, zum erstenmal in seinem Leben ein so vornehmes Lokal zu betreten. Jetzt war er da und wünschte sich gewiß gleich wieder auf die Straße hinaus. Doch er sah ein, er müsse bleiben. So bestellte er denn ein Beefsteak mit Gemüse. Als ihm das Gericht hingestellt war, wußte der arme Kerl gar nicht, was er damit anfangen sollte. Die Menge von Gabeln und Messern, die verschiedenen Flaschen mit Saucen und Senfen, vor allem die vielen Menschen, die nicht zu seiner Klasse gehörten, und das Bedientwerden von einem eleganten Herrn mit ausgeschnittener Weste brachten ihn in die peinlichste Verlegenheit. Er wurde rot bis hinter die Ohren; er machte auf die ungeschickteste Weise vergebliche Versuche, die Speisen auf seinen Teller zu legen. Die herrlichste Mahlzeit stand vor ihm, aber sie blieb ihm, einem wahren Tantalus, unergreifbar entrückt. Da faßte er rasch einen Entschluß. Er nahm sein Taschentuch, breitete es auf dem Tisch aus und verpackte darin das Fleisch. Den Kellner, der ihm ein paar freundliche Worte zuflüsterte, brummte er ärgerlich an und fragte kurz, was er schuldig sei. Nachdem er das Geld hingeworfen, stürzte er, das Opfer einer mißglückten Vornehmthuerei, zur Tür hinaus, um anderswo sein Mahl in Gemütsruhe zu verzehren.

Diese Szene wirft ein grelles und wenig erfreuliches Licht auf die Luft, die unsere sozialen Schichten trennt. Kann so etwas irgendwo anders als in England passieren? Ich möchte es bezweifeln. Der arme Tropf war anständig gekleidet; hätte er sich ein wenig zusammengenommen, er hätte, ohne im mindesten beachtet zu werden, ruhig essen können. Die Volksschicht, zu der er gehört, zeichnet sich vor allen übrigen Volksschichten der Welt durch angeborene Plumpheit aus, durch die Unfähigkeit, sich außergewöhnlichen Umständen anzupassen. Der Engländer der niedern Stände sollte sich durch bestimmte hervorragende Charaktereigenschaften hervortun, damit er seine vielen übrigen Mängel verdecke.

In einem Wirtshaus im Norden hörte ich einem Gespräche zu, das drei Männer über die vernünftigste Ernährungsweise führten. Alle stimmten darin überein, daß man zu viel Fleisch esse. Einer meinte sogar, er würde am liebsten nur von Gemüse und Früchten leben. „Tawohl, sagte er, ihr könnt es mir glauben oder nicht, mein Frühstück besteht manchmal nur aus Äpfeln.“ Die andern schwiegen dazu; sie wußten offenbar nicht, wie das möglich sein könnte. Jener aber schrie: „Wahr ist's; ich esse zum Frühstück mindestens zwei bis drei Pfund Äpfel!“

Mich amüsierte das Gespräch; es war zu charakteristisch. Jener ehrliche Brite war aufrichtig, ging aber in seiner Aufrichtigkeit zu weit. Man kann wohl eine Liebhaberei für Gemüse und Früchte haben, aber beim Frühstück sich nur mit einigen Äpfeln begnügen — das ist undenkbar. Das Schweigen seiner Genossen bewies, daß sie sich seiner schämten. Was er erzählte, deutete an, daß er ein armer Schlucker oder ein Geizhals sein müsse. Um sich wieder etwas in Respekt zu setzen, fiel ihm nichts besseres ein als zu beteuern, daß er die Äpfel pfundweise verzehre. Ich mußte über den Kerl heimlich lachen; ich durchschaute ihn. Er war ein Engländer durch und durch, denn dem ist nichts verhaßter als Knauserei. Dieser Haß äußert sich oft in lächerlicher oder nicht zu billigender Weise; nichtsdestoweniger ist er die Quelle unsrer vortrefflichen Eigenschaften.

Ein Engländer wünscht vor allem gut und reichlich zu leben; darum fürchtet und verabscheut er nichts so sehr wie die Armut. Daß er generös sein und wegen seiner Gutherzigkeit geliebt sein will, ist lobenswert; tadelnswert aber, daß er jeden, der nicht freigebig sein kann, als einen inferioren und heruntergekommenen Menschen ansieht. Am deutlichsten treten alle seine Fehler hervor, sobald er durch den Verlust seiner eignen Wohlhabenheit den Respekt vor sich selbst verloren hat.

Wie ich heute in einem Zeitungsartikel gelesen habe, wird wieder einmal ein Lobgesang auf die allgemeine Wehrpflicht angestimmt. Ähnliches fand ich schon früher in den Journalen. Mit besonderm Vergnügen nehme ich aber wahr, daß weitaus die Mehrzahl der Engländer nichts davon wissen will, ebenso wie ich. Es ist jedoch sehr die Frage, ob die allgemeine Wehrpflicht ein Ding der Unmöglichkeit für England bleiben wird. Jeder denkende Engländer muß zu der Einsicht kommen, daß wir gegen die barbarischen Gelüste der Massen, die nur bei außerlesnen Nationen langsam zurückgedrängt und notdürftig in Schranken gehalten werden, keine einigermaßen geeigneten Schutzmittel besitzen.

Die Demokratie erhebt wütend ihre Fäuste gegen jeden verheißungsvollen Fortschritt der Zivilisation; im nicht unnatürlichen Bunde mit ihr bedroht das Wiedererwachen der auf den Militarismus sich stützenden monarchischen Willkür unsre Zukunft in unheimlicher Weise. Da braucht es nur eines kriegslustigen Genies, das keck sein Schwert erhebt, und die Nationen packen sich grimmig an der Gurgel. Ist England in Gefahr, jeder Engländer wird kampfbereit sein; in solcher Bedrängnis gibt es kein Besinnen. Aber welcher beklagenswerter Wandel müßte bei unsern Inselbewohnern eintreten, wenn sie ohne unmittelbar dringende Gefahr ihren Nacken unter das verfluchte Joch der allgemeinen Wehrpflicht beugen würden! Ich hoffe, daß sie die Freiheit ihrer Manneswürde höher achten werden, als es sogar die Klugheit erheischt.





Europäisch-asiatische Kulturbeziehungen in Innerasien

Don A. Stäbe



In ungeahnter Weise hat die Forschung des letzten Jahrhunderts die alten Kulturländer Asiens der geschichtlichen Erkenntnis erschlossen. Heute beginnt die Erschließung bisher wenig beachteter Gebiete des innern Asiens. Ein geographisch wie geschichtlich gleich schwer zugängliches Gebiet, das chinesische Turkestan, ist das natürliche Bindeglied zwischen Westasien und China und als solches jederzeit ein Durchgangsland für friedlichen Verkehr und kriegerische Unternehmungen gewesen. Seine Straßen sind zeitweise, zumal im dreizehnten Jahrhundert, die Bahnen des größten Landverkehrs der Geschichte gewesen. Die verschiedensten Kulturen haben sich hier in einer höchst merkwürdigen Mischkultur vereinigt.

Im Laufe des letzten Jahrzehnts ist Zentralasien der Schauplatz erfolgreicher wissenschaftlicher Forschung geworden. Die Reisen des Russen Przewalsky und Sven Hedin haben das geographische Bild des Landes erschlossen. Sven Hedin gab durch die Auffindung alter Ruinenstädte, die in der Wüste Taklamakan begraben liegen, die Anregung zur archäologischen Erforschung des Landes. Was wir aus chinesischen Berichten wußten, was heute noch in der Volks Sage der Türken als Erinnerung nachklingt, ist durch die erfolgreichen Ausgrabungen von M. A. Stein, Grünwedel, Decoq und dem Russen Klemenß erwiesen: hier blühte noch in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten eine eigenartige Mischkultur, aufgebaut aus indischen, chinesischen, persischen und hellenistischen Elementen. Unter ihnen war der Buddhismus die vorherrschende Kulturmacht. Teile aus den bisher verlorenen Schriften des großen persischen religiösen Reformators Mani sind bei Turfan entdeckt worden; ihre Entzifferung ist für die Religionsgeschichte eine epochemachende Tat. Ebenso sind für die Geschichte des buddhistischen Kanons wichtige Bruchstücke in Sanskrit ans Licht gekommen. Der sogenannte „nördliche Kanon“ ist damit greifbar geworden. Endlich ist von R. Bischoff die Hypothese aufgestellt worden, daß die buddhistischen Einwirkungen, die in den ältesten christlichen Erzählungen längst angenommen wurden, im Verkehr zwischen Buddhisten und Christen in Turkestan übernommen worden seien. Auch das bekannte Symbol des Fisches für Christus soll indischer Herkunft und durch Turkestan vermittelt worden sein. Die islamische Zeit Zentralasiens ist von Dutreuil

de Rhins, die mongolische Eroberung in hervorragenden, leider russisch geschriebenen Werken des Petersburger Professors Wilh. Barthold in eindringender historischer Forschung behandelt worden.

So glänzende Erfolge auch die geographische und historische Forschung in Zentralasien innerhalb weniger Jahre gewonnen hat, so liegt das erschlossene Gebiet uns doch ziemlich fern. Es fehlte die fruchtbare Beziehung zum Leben unsrer Zeit. Auch eine Darlegung der gegenwärtigen Lebensverhältnisse sucht man in der genannten Literatur vergeblich. Und doch ist Turkestan ein Gebiet, das für die politische und wirtschaftliche Entwicklung Asiens keine geringe Bedeutung haben wird. Das mußte erst auf Grund einer genauen Kenntnis der Landesnatur, ihrer Entwicklungsmöglichkeiten und Verkehrsbedingungen sowie der lebendigen Kräfte seiner Bevölkerung dargelegt werden. In einem vor kurzem erschienenen, verdienstvollen Buche von Professor Martin Hartmann ist das geschehen. Auf Grund einer geschichtlichen und kulturgeographischen Schilderung unternimmt er die wirtschaftliche Bedeutung Turkestans zu schildern.*) Dieses Buch trägt durchaus die frische Farbe des Lebens; es ist nicht hinter Karten und Büchern ausgedacht, sondern beruht auf der lebendigen Anschauung der Landesnatur. Außerdem ist Hartmann ein gelehrter Kenner der arabischen und der türkischen Literatur, und seine Kenntnis der Landessprachen hat ihm das Verständnis der Bevölkerung mehr als andern erschlossen.

* * *

Die wirtschaftliche Bedeutung Turkestans ist von geographischen Verhältnissen abhängig, die dem Verkehr zu allen Zeiten in unbegrenzter und unüberwindlicher Machtvollkommenheit seine Bahnen bestimmt haben. Aber die Bewegungen der Kultur, die Bedürfnisse des Verkehrs wissen alle Hemmnisse zu überwinden; seit alter Zeit sind die hohen und schwierigen Pässe begangen, die über den Wall des Tianschan und Hindukusch führen. Keine Erscheinung in der Geschichte Asiens ist für die Maßstäbe des Europäers so befremdend wie die Ausdehnung geschichtlicher Bewegungen über ungeheure Räume, wobei selbst die scheinbar unüberwindlichen Hindernisse, die der gewaltige Gebirgsbau Asiens bildet, die Wandrung Einzelner wie ganzer Massen nicht aufgehalten haben.

Für den Bewohner Zentralasiens, dem als ursprünglichen Nomaden das Wandern im Blute steckt, gibt es keine Schwierigkeiten. Auch die ungeheuern Entfernungen spielen keine Rolle; der Bewohner Zentralasiens kennt den Wert der Zeit überhaupt nicht. Je höher die Kultur durch menschliche Arbeit steigt, desto mehr wird auch die Zeit ein praktischer Wert, desto intensiver die

*) Chinesisch: Turkestan. Geschichte, Verwaltung, Geistesleben und Wirtschaft. Halle, Gebauer-Schwetschke, 1908.

Beschleunigung der Bewegung. Für den Nomaden ist die Zeit, die auf eine Bewegung verwandt wird, völlig gleichgültig. Diese Zeit wie Raum nicht achtende Kraft des Wanderns allein ist es, durch die der Mensch die Schwierigkeiten der asiatischen Länder bezwungen hat.

Wenn die innerasiatischen Gebiete heute verödet sind, so wirken neben natürlichen Ursachen — Versandung und Austrocknung — auch geschichtliche Ursachen mit. Das große Mongolenreich des dreizehnten Jahrhunderts war eine politische Machtenfaltung des Nomadentums. Mit ihm ist das Nomadenwesen im Gegensatz zum agrarischen Wesen der chinesischen Kultur die Lebensform Innerasiens geworden. Diese Zustände aber werden nicht für alle Zukunft bestehen. Das Vordringen der europäischen Kultur ins Innere Asiens und die Ausdehnung Chinas, der beiden auf Ackerbau ruhenden Kulturkreise, wird den Nomadismus überwinden. Wie in dem lange verödeten Babylonien und Kleinasien bietet auch in Turkestan eine blühende Vergangenheit die Gewähr für eine Neubelebung seiner natürlichen Kräfte. Zurzeit freilich ist im Lande selbst noch nichts geschaffen worden. Seit der letzten Eroberung durch die Chinesen (1878) betrachtet die chinesische Verwaltung diese neunzehnte Provinz des Reiches nur als „Grenze“. Die chinesischen Behörden tun nichts zur Hebung des Landes; eine schwere Steuerlast hält die bäuerliche Bevölkerung nieder. Von der entarteten türkischen Bevölkerung der Städte ist nichts zu erwarten; sie ist durch das Laster des Nischerauchens, das noch ärger wirken soll als Opium, völlig entartet und wird durch ihre Spielleidenenschaft wirtschaftlich ruiniert; ihre Habe wandert in die zahllosen chinesischen Leihhäuser. Ein kräftiger Bestand in der Bevölkerung sind die nomadischen Kirgisen, die Bewohner des Gebirges. Vorläufig sind sie von der Kultur wenig berührt; aber in ihnen hat das Land gesunde Kräfte für die Zukunft.

Auch aus den Bedingungen, die die Natur bietet, lassen sich im Lande Werte schaffen. Das Land ist am Fuß der Gebirge reich an Wasserkräften; vor einem Jahrtausend haben die Chinesen sie vortrefflich ausgenutzt. Das läßt sich mit besserer Technik — mit Stauungen und Kanalisation — wiedergewinnen. Turkestan kann — darauf hat für Russisch-Turkestan vor Jahren der Astronom E. von Schwarz hingewiesen — ein Land bedeutender Baumwollenkultur werden. Welchen Wert durch sie der Boden gewinnt, zeigt Ägypten. Schon heute erzeugt die Ebene von Kaschgar ungeheure Mengen an Gemüse, Obst und Wein in bester Qualität. Die Baumkultur kann überall gefördert werden. Die Viehzucht liegt noch völlig im argen; aber die Ebene wie das Gebirge bieten ihr die günstigsten Bedingungen. Ob das Land auch eine industrielle Entwicklung begünstigt, ist ungewiß. Materialien und Arbeitskräfte sind im Lande selbst sehr billig. Reiche Wasserkräfte liefert nicht allzuweit von der Ebene das Gebirge; vielleicht ermöglichen sie einmal größere Produktion. Kohle ist zwar vorhanden; es ist aber noch nicht bekannt, ob die Lager

den Abbau lohnen. Neuerdings wird gemeldet, daß im innern China Kohlenlager von den gewaltigsten Dimensionen gefunden seien. Alle wirtschaftlichen Fragen verknüpfen sich freilich mit rechtlichen und politischen, die hemmend wirken können.

Wie die Geschichte zeigt, war Turkestan durch den engen geographischen Zusammenhang mit China seit alters ein Durchgangsland für den Landhandel zwischen West- und Ostasien. Darauf gründet sich die kulturgeschichtliche Bedeutung Turkestans, davon hängt auch der Kulturbestand in ganz Innerasien ab.

Die fruchtbare westliche Ebene Turkestans hat ihren Mittelpunkt in Kaschggar. Es ist der westlichste Punkt der chinesischen Straßen. Von hier aus gehn zwei alte Karawanenstraßen durch Turkestan, eine nördliche über Alfu, Kutscha, Korla, Turfan, Hami (Kumul) nach An-hsi und eine südliche über Tarkent, Chotan, Tschertschen nach An-hsi. Von hier führt nur ein Weg zum Westtor der Großen Mauer, von wo aus sich die Straßen nach Peking und Si-ngan-fu abzweigen. Die Gebirgswälle, die Turkestan im Westen abschließen, trennten die chinesische Kulturwelt von der arischen. Hier liegt die Grenze zwischen dem Osten und dem Westen. Aber auch diese Schranken sind auf hohen und schwierigen Pässen überwunden worden. So wurden diese Straßen Turkestans Teile des gewaltigen Straßennetzes, das den fernsten Osten Asiens mit Europa verband. Die Erneuerung des chinesischen Staates durch die glänzende Dynastie der T'ang (618 bis 907) führte zu einer großen Steigerung des asiatischen Handels nach Westen. In größern Abständen besaß Turkestan Städte, die bedeutende Verkehrszentren waren. Nach längerem Verfall wurde das gesamte Verkehrswesen, Straßenleben, Handel und Briefpost, durch das glänzende organisatorische Genie des gewaltigen Mongolen Tschinghizchan neu hergestellt. Niemals hat der Landverkehr auf den großen asiatischen Straßen eine so weitreichende und vielseitige Ausdehnung gehabt wie zur Mongolenzeit. Aus den vortrefflichen Reiseberichten des Wilhelm von Ruysbroek und des Marco Polo lernen wir diese alte „Kaufmannsstraße ins Seidenland“ kennen; sie verband Peking mit Venedig.

Durch Anschluß an die großen Verkehrslinien, die heute Europa mit Asien verbinden, diese Straßen neu zu beleben und auszubauen, ist eine Aufgabe der Zukunft. Die Bedingungen dazu sind schon vorhanden. Es fehlt auch nicht an Anzeichen dafür, daß sich eine wirtschaftliche Hebung der mittelasiatischen Gebiete langsam vorbereitet. Dafür kommen vor allem die Beziehungen Turkestans zu Indien und Rußland in Betracht. Zugleich aber erhebt sich hier ein Problem der Zukunft Europas in Asien. Werden die Chinesen, die politischen Herren des Landes, seine wirtschaftliche Bedeutung erkennen und das Land mit Chinesen kolonisieren? Jedenfalls haben japanische Expeditionen das Land schon mit bekanntem Geschick und in aller Stille wirtschaftlich ausgekundschaftet. Sie könnten bei ihrer Intelligenz

chinesische Kräfte nach Zentralasien lenken und damit der gelben Rasse die Position an einem entscheidenden Punkte sichern. Die andre Möglichkeit wäre die Hebung der einheimischen Bevölkerung durch europäische Leitung. Erst wenn sie arbeits- und kulturfähig ist, könnte sie ein relativ selbständiges Dasein führen.

Daß Ostturkestan mit Indien seit alters in enger Verbindung gestanden hat, zeigen die buddhistischen Kulturstätten, die im Sande der Takla-makan begraben liegen. Heute besteht dank der großen kaufmännischen Fähigkeit der Hindus ein nicht unbeträchtlicher Handel mit Indien. Freilich muß er auf großen und schwierigen Umwegen gehn. Hartmann teilt mit, daß aus Indien eine weit bequemere Karawanenstraße nach Turkestan führt, die noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Gebrauch gewesen sein soll. Sie beginnt nördlich vom Indusbogen bei Gilgit. Von hier führt die Straße über den Barogilpaß und erreicht bei Tash-kurgan die Straße nach Kaschggar. Aber sie führt durch das afghanische Wachan, einen stellenweise nur sechs Kilometer breiten Landstreifen, das Puffergebiet zwischen Indien und dem russischen Pamirgebiet, als solches eine der politisch empfindlichsten Stellen der Erde. Obendrein wird die Straße an dieser Stelle durch das Räuber-volk der afghanischen Berge unsicher gemacht. Nur die Behutsamkeit, mit der die indisch-russischen Grenzfragen behandelt werden, verhinderte bisher ein energisches Vorgehn. Statt der heute aufgegebenen Straße führt der Handel Indiens mit Zentralasien über den sehr schwierigen Karakorumpaß (5655 Meter). Von Leh geht die Straße durch ein mildes Gebirgsland, kaum unter 3000 Meter sinkend. In einer Höhe von 3200 Metern erreicht sie die Grenze Turkestans und gewinnt die alte südliche Karawanenstraße, nachdem sie sich in einen östlichen Zweig (nach Sandschu) und einen westlichen (nach Kargalyk) geteilt hat.

Von weit größerer Bedeutung sind für den europäischen Handel die Wege, die aus Turkestan nach dem russischen Asien führen. Unter ihnen ist bisher der Terek-dawan-Paß die wichtigste Verbindung; er führt von Kaschggar nach der reichen Landschaft Ferghana. Im Herbst 1903 ist eine Fahrstraße fertig geworden, die von Andidschan im Tale des Marn aufwärts nach Marnskoje führt, von wo aus ein leichter Zugang besteht. Soviel wir wissen, hat diese Straße noch keine größere Handelsbedeutung gewonnen; sie scheint aber militärisch wichtig zu sein. Noch weniger wissen wir von einer seit langem verlassenen Straße, die heute von den Russen gesperrt ist, die aber an die wichtigste Bahnlinie Zentralasiens anschließt. Die Bahn Tashkent-Samarland-Merw überschreitet bei Tschardschui den Amu. Von dort gelangt man in fünf Tagen mit den Dampfern der Amu-darja-Flotte nach der letzten Station Batta-hissar. Hier haben die Russen eine starke Festung angelegt; der Besuch des Gebiets ist deshalb verboten. Wenig oberhalb an der Mündung des Wachschi-ab beginnt die genannte Straße, die den Rysyl-su

aufwärts bis Irkeschtam führt. Von hier aus ist Kaschggar bequem in vier Tagen zu erreichen.

Die Entscheidung über die wirtschaftliche Zukunft Zentralasiens liegt einerseits in Herat, andererseits in Peking. Das indische Bahnnetz hat Tschaman (etwa 140 Kilometer südöstlich von Kandahar) erreicht, das russische hat Ruschk mit Mernw verknüpft. Diese Seitenlinie ist freilich dem Verkehr nicht geöffnet; der Besuch von Ruschk ist aufs strengste untersagt; hier liegen russische Befestigungen, die die Pässe nach Afghanistan beherrschen. Eine afghanische Bahn aber, die von Mernw oder Tschardschui über Balch nach Kunduz führte, würde das reichste Gebiet Afghanistans, das Gebiet westlich vom Badachschan-Gebirgsland, erschließen. Balch, das alte Balktra, das schon im Awesta als „die schöne Stadt mit den hohen Bannern“ gerühmt wird, kann wieder, wie im Altertum, die Zentrale der ostiranischen Kultur werden. Die reichen Landschaften des nördlichen Afghanistan erschließen sich geographisch und wirtschaftlich nach dem russischen Zentralasien.

Hartmann meint, daß schon unter dem herrschenden Emir die Aussicht auf den Bau einer Bahn von Tschaman über Herat nach Mernw bestehe. Sie würde eine außerordentliche Kulturbedeutung haben, da sie eine Landverbindung Europas mit Indien herstellt. Aber die wirtschaftlichen Interessen des Weltverkehrs und der Weltkultur werden hier von politischen Machtfragen gestört. Der Anschluß an Ruschk-Mernw scheint bei der politischen Lage ausgeschlossen. Dagegen wird das russische Bahnnetz seine zentralasiatischen Linien tiefer in das Innere führen. Heute ist Andidschan erreicht, der Anschluß von Dsch ist sicher. Aber in dieser Richtung sind dem Vordringen natürliche Schranken gesetzt. Es scheint, daß die alte, oben geschilderte Straße aus dem Amutale aufwärts nach Irkeschtam, die überall durch gut besiedelte Flußtäler führt, eine Bedeutung für die Zukunft gewinnen kann. Alle diese Linien würden zwar Kaschggar nicht erreichen, aber ihm sehr nahe kommen, und zwar an Punkten, von denen aus der Zugang nicht schwer ist.

Die westliche Entwicklung aber wird ihre volle Bedeutung erst gewinnen, wenn durch den Ausbau der chinesischen Bahnen das große östliche Kulturgebiet wiederum dem Westen entgegenkommt. Bei der tiefgreifenden Umbildung, die sich in China vollzieht, und die bei der Intelligenz und Arbeitsfähigkeit des Chinesen zwar langsam, aber sicher und wirksam ihr Ziel erreichen wird, ist das eine Frage der Zeit. Die bedeutendste Aufgabe ist der Anschluß der reichen westlichen Provinz Kan-su etwa über Si-ngan-su. Sobald die beiden Kulturkreise Asiens, der östliche und der westliche, mit modernen Verkehrsmitteln einander nähergerückt sind, wird das zentrale Turkestan wieder die Vermittlung zwischen beiden übernehmen. Ähnliche Gedanken, wie sie Hartmann hier entwickelt, hat der größte europäische Kenner Chinas, der russische Sinologe Wassiljew (gestorben 1900), schon im Jahre 1858 in einer russisch geschriebenen Abhandlung („Die Erschließung Chinas“) ausgesprochen.

Vieles, was dieser Gelehrte vor fünfzig Jahren gesagt hat, ist in den letzten Jahren eingetreten, zum Beispiel die Besitzergreifung Koreas durch Japan. Es ist ein billiger Spott, Ausblicke in die wirtschaftliche Zukunft der großen asiatischen Gebiete für Phantasie zu erklären. Aber was heute in West- und Ostasien als Tatsache vor unsern Augen liegt, das wäre vor zwanzig Jahren derselben Kritik verfallen. Es wird immer klarer, daß alle wirtschaftlich wertvollen Gebiete Asiens, alle wichtigen Verkehrsbahnen von einer immer schneller vordringenden Bewegung wieder der Weltkultur eingefügt werden. Der Ausbau der westasiatischen und der ostchinesischen Bahnen wird die innern Landschaften nicht nur wirtschaftlich fördern, sondern sie auch durch moderne Verkehrsmittel an die großen Kulturländer des Ostens und Westens anschließen.

Zwischen Europa und Asien besteht ein breiter und in den Verhältnissen des Bodens tief begründeter Zusammenhang, wie er nur diese beiden Erdteile verbindet. Man hat seit dem Erwachen des geographischen Denkens bei den griechischen Geographen deshalb beide Erdteile oft als Einheit betrachtet. Zuletzt hat der Wiener Geolog Ed. Suß dieser Auffassung durch die Benennung „Eurasiens“ einen treffenden Ausdruck verliehen. Hartmann selbst hat diesem geographischen Begriff eine Studie gewidmet. (Orient. Literaturzeitung 1904, 15. August.) Dieser Zusammenhang des Raumes wird im neuen Jahrhundert auch wirtschaftsgeschichtlich wirksam werden; die ersten Schritte dazu sehen wir heute. Welche Formen der Kulturzusammenhang von Asien und Europa annehmen wird, ist schwer zu sagen. Die Geschichte zeigt bald Asien, bald Europa als die vordringende Macht. Die Völker des Orients aber, zumal Chinas, erwachen heute zu verstärktem, ja oft leidenschaftlich erregtem Bewußtsein ihres geschichtlichen Lebens. Das Streben nach selbständiger Betätigung, nach selbstbestimmter Gestaltung ihres Daseins regt sich im Orient überall. Deshalb ist wohl nur eine gegenseitige Annäherung zwischen Asien und Europa, vielleicht ein Zusammenstoßen, als die Form künftiger geschichtlicher Berührungen denkbar. Aber niemand kann sagen, was geschichtlich wirklich werden wird; nur die lebendigen Kräfte am laufenden Webstuhl der Zeit möchten wir belauschen können.

Viele werden solchen Ausblicken skeptisch gegenüberstehn. Das ist aus den Zuständen begreiflich, von denen das politische Denken Europas überhaupt bestimmt wird. Europa ist ein stark gegliederter Raum, der einem vielgestaltigen geschichtlichen Leben alle Voraussetzungen gewährt. Der nationale Individualismus ist damit auch die Form des politischen Denkens. Die Idee einer europäischen Kulturgemeinschaft ist mit der Auflösung der geistigen Einheit des Mittelalters verloren gegangen. Sie kann aber wieder erwachen in der Auseinandersetzung mit geschlossenen, großen Mächten wie der islamischen Welt oder der ostasiatischen Völkermasse. Es ist mit einem Worte der Orient, der geistig, religiös, wirtschaftlich und politisch die großen Probleme der Zukunft stellen wird. Die Auseinandersetzungen zwischen

Asien und Europa haben seit der ältesten Zeit die größten Wendungen unserer Geschichte herbeigeführt. Das Auftreten Japans im Osten ist eine Epoche; mit ihm beginnt eine neue Periode dieser Beziehungen. Das Bewußtsein für die Kulturgemeinschaft Europas, das innerhalb seiner Grenzen durch Differenzierung der Kultur aufgelöst wurde, kann durch neue Aufgaben auf einem viel weitem Schauplatz wiedergewonnen werden.



Neue Lyrik

Von Heinrich Spiro



Is kurz nach den beiden Coquelines, deren Tod die ganze deutsche Presse mit immer neuen Rundgebungen der Teilnahme begleitet hatte, Adalbert Matkowsky starb, schrieb eine französische Zeitung, dieser Matkowsky müsse wohl ein berühmter deutscher Schauspieler gewesen sein; man werde aber zugeben müssen, daß Coquelin in Deutschland berühmter gewesen sei als Herr Matkowsky in Frankreich. Der Hohn war wohlverdient, und Erich Schlafke hat in der Täglichen Rundschau vom 14. April dazu gesagt, was zu sagen war. Jetzt schlage ich „Der neuen Gedichte andern Teil“ von Rainer Maria Rilke (Leipzig, Inselverlag) auf und finde darin die Widmung: *A mon grand ami Auguste Rodin*. Müssen wir Deutschen denn immer die Hunde des Auslands sein? Würde es einem französischen oder englischen Schriftsteller, ja einem Russen oder Griechen einfallen, die Zusage eines Werkes an einen Deutschen in deutsche Worte zu fassen? Hat Rodin die bekannte Zeichnung, die er dem Großherzog von Sachsen widmete, etwa mit einer deutschen Unterschrift versehen? Oder ist das Deutsche ein afrikanisches Negeridiom, daß man Auguste Rodin nicht zutrauen darf, er werde die vier Worte mit Hilfe eines Lexikons in seine Sprache übertragen können? Oder will Rilke uns beweisen, daß er wirklich und wahrhaftig soviel französisch versteht? Ach ja, „so'n bißchen Französisch ist doch wunderschön!“ Soviel über die Widmung. Leider ist diesmal auch vom Inhalt nichts besonders günstiges zu berichten. Von dem ersten Teil dieser neuen Gedichte durfte ich an dieser Stelle vieles sehr rühmen — in dem zweiten überwiegt die pretentöse Aussprache überall, der gesuchten Bilder sind allzu viele, und dieses schöne und feine Talent scheint sich immer mehr von der einst gefundenen Straße zu entfernen.

Auch vor den schon für das Auge merkwürdig verlaufenden Versen Alfons Paquets gerät man in Versuchung, zunächst von Geziertheit zu sprechen. Das Urteil wäre aber ungerecht. Je weiter man nämlich in dem „Zeit und Reisebuch in fünf Passionen“ kommt, das Paquet unter dem Titel „Auf Erden“

(bei Eugen Diederichs in Jena) herausgegeben hat, um so mehr erkennt man, daß sich hier ein eigenartiges Temperament und Talent seinen eignen Stil für weite Erlebnisse geschaffen hat. Der Rhythmus des Rades und der elektrischen Bahn, des Dampfers und der Eisenbahn wird hier in scheinbar kunstlos gefügten Zeilen nachgezogen, fremdartige Bilder aus dem fernen Osten und dem fernen Westen werden eingefangen. Wie es sich auf den Treppen und in den Wartesälen großer Bahnhöfe drängt und schiebt, wie auf den Straßen amerikanischer Geschäftsstädte die Menschen durcheinanderfluten, wie sie vor den Mauern der Großstadt ihren Sonntag begehn, das alles hat Paquet wirklich gesehen, in einer jugendlichen Seele empfangen und festgehalten. Zieh fährt eine Trauerkonde ins geschäftige Treiben Newyork: ein Dampfer mit Ausflüglern ist gesunken —

„Durch die Stadt bringt eine Meute heiserer Rufe, die Zeitungsjungen rufen Entsetzen durch alle Straßen;

Der verantwortliche Schiffsinspektor jagt zum Bahnhof und wird verhaftet, ehe noch der Zug abfährt;

Die Flagge sinkt halbmast auf dem Türmchen des Stadthauses;

In verkohlten, nassen Lumpen werden viele ans Land gefischt; Menschen, die vor dreißig Minuten noch lachten und schwagten.

Zehntausende strömen zum Ufer, wo Polizei die Neugierigen zurückhält und die Weinenden und gräßlich Schreienden durchläßt;

An Haustüren des Viertels, dem die Verunglückten entstammen, werden schwarze Schleifen angeheftet.

Diese rüstigste aller Städte auf der Erde, am Rand ihres Festlandes aufgesprungen —

Ein einzig Gemäuer, hallend von Millionen Leben —

Unverlähmt strömt weiter in ihren Abern das tönende Blut der Massen.“

Und unter leuchtenden Sternen der Ferne träumt Paquets Sehnsucht sich heim, und er liebt mit Stolz „in fremder Sprache fern von der Heimat das Lob des Vaterlandes“.

Gustav Schülers langsam gereifte Kunst bringt keine Überraschungen, aber seine Verse zeigen die Entwicklung einer emporschwingenden Seele, die sich nie genug tut. „Auf den Strömen der Welt zu den Meeren Gottes“ (Fritz Ehardt, Leipzig) nennt er sein jüngstes Gedichtbuch. Es sind echte Gottfuchelieder, innig versenkte Andacht und ein Herz, das um Frieden ringt, sprechen vernünftig in Versen, die schön abgetönt sind, die kaum je blenden, aber immer wieder den Widerhall ahnungsvoller Stunden bergen. Vielleicht bringt Schüler etwas viel, und Beschränkung in der Auswahl würde dem Eindrucke der nicht wenigen ganz vollendeten Stücke nur zugute gekommen sein. Aber so scharfe Selbstkritik, wie sie etwa Ise Leskien übt, ist nicht jedermanns Sache. Sie hat in ihr Heft „Auf dem Wege“ (Heidelberg, Karl Winter) nur eine ganz bescheidne Zahl von Gedichten gesammelt, aber es fällt kaum eins aus von

diesen kleinen Stücken jugendlicher Sehnsucht. Lockende Träume umflattern die junge Seele, die zwischen Erde und Himmel schwebt, die ihrer Kraft noch nicht recht vertraut.

Max Dauthendey hat einst durch verstiegene, die Parodierung förmlich herausfordernde Verse Aufsehen erregt; seine neuere Entwicklung zeigt aber, daß er solche Verkleidung gar nicht braucht, daß er ein echter Poet ist. Nicht eben von großer Tiefe. Aber seine Bände „Der weiße Schlaf“ und „In sich versunkene Lieder im Laub“ (Stuttgart, Agel Jünder) geben frische, quellende Liebesgedichte, unbefangene lyrische Darstellung, Herzenstöne einer Natur, die in sich und um sich zu lauschen weiß. Der Tonfall von Dauthendey's Versen ist jetzt schmucklos, natürlich, sein Klang hat echte Lebenswärme.

Die Stunde, die so durchs Zimmer geht,
Auf keiner Uhr als Ziffer steht;
Die Uhr zeigt heute keine Zeit,
Sie deutet hinaus in die Ewigkeit.

Als Verse eines früh Verstorbenen werden uns die „Gedichte“ von Wolf Grafen von Kalckreuth (Leipzig, Inselverlag) gebracht, und sie zeigen in der Tat alle Eigenschaften, die wir immer wieder in der Kunst so zeitig Abberufener finden. Da ist der ewige Kampf mit dem Leben, das den jungen Schultern schon zu schwer dünkt, das den jungen Augen schon umdüstert erscheint, und hinter dem sie die Hoffnung einer unbestimmten Erfüllung suchen. Das alles drückt sich bei Kalckreuth noch nicht reif aus; aber die feine Färbung, mit der er etwa holländische Landschaften und Städte festhielt, zeigt, daß die ererbte Begabung hier fähig war, malerische Eindrücke in poetische umzusetzen. Da heißt es in Schewenigen:

Unendlich dehnt das Meer sein graues Reich,
Verschwimmend in dem Dunst der fahlen Betten.
Die Lüfte schweigen, und die Wasser gleiten
Nur sacht empor an Sandgestad und Deich.
Der späte Regentag ward trüb und bleich
Und will in nahe Finsternis entschreiten,
Wo sich die riesenhaften Dünen breiten,
An uferloser Schwermut allzu reich.

Eine glücklichere Jugend tönt aus der „Rosenlaute“ von Hans Müller (Berlin, Egon Fleischel & Co.); da möchte ein für jeden weichen Eindruck der Umwelt empfängliches Herz doch immer wieder des Lebens Schönheit preisen, so oft ihm auch des Lebens Druck erscheint. Mit sehr viel heftigern Afforden und freilich mit nicht so reifer Beherrschung der Form sucht sich Armin L. Wegner emporzurichten zur Lebensbejahung. Sein Buch „Zwischen zwei Städten“ (Berlin, Fleischel) ist lyrisch, überhaupt dichterisch nicht sehr stark. Trotzdem steckt viel darin, wenn man's einmal rein als Dokument betrachtet. Wie ein Kind die Weltstadt empfängt, wie der Jüngling zu Pflug und Sense zurück-

kehrt, wie der Mann dann wieder zur Stadt kommt, das wird hier, nicht immer mit künstlerischer Feinheit, aber mit dem warmen Streben zur Kunst dargestellt. Und der Haß gegen die Schule, der nun seit Jahrzehnten im deutschen Leben eine Rolle spielt, wird hier zum erstenmal lyrisch so stark bekannt, daß auch der aufhören muß, der ihn nicht zu teilen vermag. Bis zu wirklicher gesammelter Kraft erhebt sich Wegner am Schluß, da er an den Sitzzug sein Lied richtet, der ihn durch das Land reißt, und dessen Schütteln und Donnern die alten Melodien der Vergangenheit durchtönt und übertönen soll, indem es sie erweckt. Hier liegt jener Zug zur ganz modernen Ballade, wie sie Liliencron zuerst singt, wie sie auch in Paquet immer wieder herauftönt.

Daß neben ihr die alte Ballade nicht zu erklingen aufhört, zeigen Levin Ludwig Schückings „Lieder und Balladen“ (Berlin, Fleischel). Es ist die Göttinger Weise, die von Strachwitz gelernt hat, die Münchhausen und Lulu von Strauß lieben, Verse, denen man gern lauscht, voller Leben und Bewegung.

Einige ältere Werke und Sammlungen bitten erneut um Gehör. Richard Dehmel gibt zum drittenmal ausgewählte Gedichte (bei E. Fischer in Berlin) heraus. Diesmal sind es hundert Stücke, übrigens in prächtiger Ausstattung. Die Wahl ist nicht ganz so zwingend wie frühere, ich vermiße manches manchen liebgewordne Gedicht, aber auch sie zeigt ganz den ernsten, schweren, kämpfenden und schließlich sieghaften Künstler. Wer Alfred Nomberts ekstatisch-sprunghafte Art auf schmalen Raume kennen lernen will, greife zu seiner Auswahl „Der himmlische Becher“ (Berlin, Schuster & Loeffler). Max Bruns hat „Die Gedichte“ seiner letzten fünfzehn Jahre gesichtet und gesammelt (Minden, F. C. E. Bruns), Karl Busses erste, einst so rasch bekanntgewordne „Gedichte“ erscheinen in neuer, sechster und siebenter Auflage (Stuttgart, Cotta), die „Lieder eines Zigeuners“ von seinem Bruder Georg Busse-Palma (ebenda) in zweiter, um gehaltvolle Stücke vermehrter. Gern erinnert man sich vor Ludwig Jacobowskis neu aufgelegten „Leuchtenden Tagen“ (Berlin, Fleischel & Co.) der vornehmen Persönlichkeit dieses früh gestorbenen Dichters; mir fiel in dem Buch diesmal besonders das feine Gedicht auf Bismarcks Tod auf, eins der wenigen guten Bismarckgedichte. Endlich sind auch die gehaltenen „Balladen“ von Wilhelm Brandes in dritter, vermehrter Auflage (bei Cotta) erschienen.

Eine ganz vortreffliche, von Richard M. Meyer besorgte und eingeleitete Auswahl aus Goethes Gedichten bringt zu billigem Preis und in bequemen Taschenformat der Verlag von Wilhelm Weicher in Leipzig. Nach ein paar charakteristischen Proben aus Kindheit und Jünglingszeit folgt die Ausgabe von 1789 mit einigen spätern Zusätzen und ihr im zweiten Bande der Gedichte zweiter Teil von 1815 und eine Auslese der Alterslyrik über den West-östlichen Divan bis zum Ausklang. Eine Gabe von besonderm Reiz und Duft bietet der Grunowsche Verlag: „Alte, liebe Lieder“. Es ist eine Auswahl aus Gustav Wustmanns „Als der Großvater die Großmutter nahm“. Da tönen

all die lieben Weisen wieder: Johann der muntre Seifensieder; Morgen, Kinder, wirds was geben; Als ich noch im Flügelkleide; Wer wollte sich mit Grillen plagen? und so fort. Im ganzen finds dreißigzwanzig Stücke in einem hübschen Bändchen, das ohne die heut so beliebte Rokerterie doch dem Geschmac der Zeiten Rechnung trägt, wo jene einfachen Verse noch in den deutschen Bürgerhäusern gesungen wurden. Leider fehlt es uns dafür völlig an Ersatz. Als ich jüngst in der Abenddämmerung an einem kleinen Vorstadthause vorüberging, sah ich zwei blonde junge Mädchen sich über ein Klavier neigen, zwischen ihnen saß eine ältere Frau und suchte sich nach einem Notenheft eine Melodie zusammen. Das reizende Bild zwang mich, stehen zu bleiben und zu lauschen. Nun hatte die Mutter das Gesuchte anscheinend gefunden, und der Gesang begann; es war der Walzer aus der „Luftigen Witwe“.



Die Sezessionsausstellung 1909



urch die Säle der Sezession tönt wieder hier und da fröhliches Lachen: das Publikum amüsiert sich. Zwei Damen stehn vor einem Bilde und streiten sich darüber, ob das, was sie vor sich haben, eine Windmühle oder eine Kuh sei! Man beschließt, die Meinung des Saalbienerers anzurufen.

Die Sezession besteht jetzt zehn Jahre. Wie ihre Gründer behaupten, hat sie „frei und allein auf sich selbst gestellt, die Pflege der Kunst verfolgt. Der Verein hat sich die Aufgabe gestellt, Bilder, welche als die Blüten der Malerei anerkannt sind, für seine Ausstellungen zu gewinnen, um dadurch einerseits den Künstlern eine Richtschnur für eignes Schaffen zu geben und sie andernteils als Gradmesser zur Aburteilung andrer Werke hinzustellen.“

Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit dieses Programm verwirklicht worden ist, oder wieweit seine Durchführung überhaupt angestrebt wurde. Zweifellos hat der Verein im Laufe der Jahre vortreffliche Künstler zur Ausstellung gebracht, darunter auch solche, die ohne diese Möglichkeit vielleicht nicht zur Anerkennung gekommen wären. Daneben aber hat man eine Fülle von Unverdaulichem verdauen, von Unverständlichem, Unfertigem und — Unkünstlerischem in den Kauf nehmen müssen, das weder die künstlerische Entwicklung noch das Urteil des Beschauers zu fördern geeignet war.

Man darf ohne Übertreibung sagen, daß die Sezession die Protektoren der Skizze gewesen ist. Was sonst als erste Untermalung galt, und was der Künstler auch vor den Augen des Kenners verbarg, das prangte und prangt in der Sezession mit dem Anspruch, als fertige Arbeit genommen zu werden.

Auch die Skizze hat ihre künstlerische Note, aber sie soll nicht das fertige Kunstwerk verdrängen, nicht den Eindruck hervorrufen wollen, daß es ein größeres Verdienst sei, mit ein paar mehr oder weniger genial hingeworfenen Strichen einen Gegenstand anzudeuten, als ihm mit allen Mitteln hinsichtlich der Form wie der Farbe zu Leibe zu gehn und ihn künstlerisch zu erschöpfen. Wer Adolf Menzels Skizzen und seine Bilder kennt, weiß, wie es gemeint ist.

Hinter der Skizze kann sich manche Talentlosigkeit verbergen, die kläglich scheitern mußte, sobald es sich um mehr als ein festes Hinpaßen einiger Lokaltöne handeln würde. In der Werthschätzung des Skizzenhaften seitens der Sezession liegt vor allem für angehende Künstler eine große Gefahr.

In diesem Jahre ist die Skizze gewissermaßen als Programm herausgestellt worden. In der kurzen Vorrede des Katalogs wird hervorgehoben, daß es gelungen sei, eines der „interessantesten und schönsten“ Werke Cézannes auszustellen, des Vaters der modernen Bewegung in der Malerei, usw. Natürlich stürzen die Besucher nach diesem Hinweis in den Saal, von dem aus sie den besten Blick auf das Kunstwerk des verstorbenen Franzosen haben sollen. Allgemeine Enttäuschung! Sie stehen vor einer großen Leinwand, auf der mit braunen Konturen in der Weise des ersten Entwurfs die Gestalten weiblicher Akte — „Badende“ nennt sie der Katalog — skizziert sind. Hier und da ein ganz dünner farbiger Ton, andeutungsweise hingeseht, das ist alles. An dem ganzen Entwurf hat Cézanne vielleicht ein paar Stunden gearbeitet. Es ist geradezu eine Pietätlosigkeit gegen den Künstler, ihn in dieser Weise einem Publikum vorzusetzen, das vielleicht noch niemals ein Bild von ihm gesehen hat und sich nun nach dieser flüchtigen Skizze, die als eines der interessantesten und schönsten seiner Werke bezeichnet wird, eine Vorstellung von seiner Schaffensweise machen soll. — Da ist ferner das Bildnis einer Dame von Jean Verhoeven in Paris. Ich habe nie ein Bild von ihm gesehen, aber wenn dieses für ihn charakteristisch ist, dann ist mein Bedauern über meine Unkenntnis gering. Mit breitem Pinsel ist der rohe Umriss einer weiblichen Figur hingestrichen; mit ganz dünner Farbe sind einige Fleischtöne, der Ton des Kleides usw. angedeutet, mit ein paar Strichen Augen, Nase und Mund abgetan. Und diese allerprimitivste Untermalung tritt als Porträt auf! Wem will die Sezession mit solchen ausländischen Nichtigkeiten nützen? Dem tüchtigen Künstler können sie nur ein Lächeln entlocken, den unfertigen vielleicht irremachen, das Publikum, dessen Kunstverständnis in Deutschland so unendlich gering ist, verwirren! Daß wir die Unarten der Fremden leicht nachahmen, ist bekannt. Hans Hoffmann in Paris bringt ebenfalls ein Damenbildnis, bestehend aus zwei Farbflecken und einem Umriss. Man nennt das „das Prinzip der ungebrochenen Farben“, ein Beweis, wie weit man sich unter der Herrschaft der Phrase von der Natur entfernen kann. — Ein junger Berliner Maler, Melzer, malt einen „Volksgarten“. Mit starker Benutzung der durchscheinenden Leinwand ist der Versuch gemacht worden, mit Lausurfarben Stimmung und Gesamton zu erreichen. Die Technik des Aquarells ist gleichsam

hier auf die Malerei übertragen. Das möchte hingehn, schließlich ist alle Technik nur Mittel zum Zweck; das Bild aber bleibt unerfreulich, weil nur mit Mühe festzustellen ist, was eigentlich dargestellt werden soll.

Um gleich einige völlige Scheußlichkeiten abzutun, mögen Max Becksteins „Weiber mit gelbem Tuch“ genannt sein: einige wüste Farbenflecke, unglaubliche Glieder ahnen lassend, ohne Sinn für Zeichnung und Kolorit, völlig abseits von jeder künstlerischen Anschauung, jeder „Richtung“, unverständlich und unerfreulich. Ferner Max Beckmanns „Jüngstes Gericht“, „Eintflut“ und „Untergang Messias“. Im vorigen Jahre wurde der jugendliche Stürmer noch als kommende Größe gepriesen, nach den heurigen Leistungen lassen ihn auch die damaligen Lobredner fallen. Daß er glaubt, solchen Motiven durch Darstellung einiger schlecht gezeichneter und schlecht gemalter Akte nahezu kommen, beweist, daß er die Grenzen seiner Befähigung nicht kennt. — Daß Lovis Corinth ein tüchtiger Maler ist, ist allen Besuchern der Sezession seit Jahren bekannt. Die Verbe, mit der er Fleisch zu malen versteht, machen ihm nicht viele nach. Daß er eine nackte orientalische Frau, die sich in gewissen Umständen befindet, dem Beschauer mit brutaler Ausdringlichkeit unter dem Titel „Bathseba“ vorführt, ist zum mindesten eine Geschmacklosigkeit, die ein Mann von seinen Fähigkeiten vermeiden sollte. Auch daß er sich für seinen „Orpheus“ als Modell den Typ eines rotnasigen Berliner Eckenstehers aussuchte, zeugt nicht gerade von feinem Empfinden.

Einen „Clou“ der Ausstellung bilden zwei Arbeiten des Genfers Ferdinand Hodler, der auch zum Prinzip der ungebrochenen Farbe schwört. Er stellt das für die Universität Jena bestimmte Bild „Aufbruch der Studenten zum Freiheitskrieg“ aus, ein Werk von monumentaler Wirkung, die durch große Linien erreicht wird. Man glaubt den Schritt der marschierenden Truppen zu hören. Ein abschließendes Urteil über gewisse dem Werke offenbar anhaftende Mängel zu fällen wäre ungerecht, da es als unfertig bezeichnet ist. Auf Widerspruch und Verständnislosigkeit stößt das Bild desselben Malers, „Die Liebe“ betitelt. Zwei schlafende Pärchen; das eine hält sich umschlungen, das andre hat sich aus der Umarmung gelöst. Die nackten Körper sind vortrefflich gezeichnet, während sich die roten und grünen Fleischtöne sehr weit von der Natur entfernen.

Einen ungetrübten Genuß bietet die Sonderausstellung des so früh verstorbenen Walter Leistikow. Es ist gelungen, die besten seiner Arbeiten hier noch einmal zusammenzubringen. Wir können an diesen Bildern seinen Entwicklungsgang verfolgen, sein rastloses Streben, die schlichten Reize der märkischen Seen und Wälder im Stimmungsbild auf die Leinwand zu bannen und, mit Abstoßung des Nebensächlichen, zu einem nur ihm eignen Stil zu kommen.

Ein Wort noch über die ausgestellten Arbeiten von Max Liebermann, dem Vorsitzenden der Sezession. Er stellt ein männliches Porträt (Geheimrat Rathenau) in ganzer Figur aus und daneben ein Brustbild des Stadtdirektors Tramm in Hannover. Man muß ohne weiteres zugeben, daß er in diesen Bildnissen

mit seiner impressionistischen Technik erreicht hat, was überhaupt damit zu erreichen ist. Es wird immer Leute geben — und Schreiber dieses gehört zu ihnen —, die diese Technik bei Porträts gern missen möchten, da die „zuckende Lebendigkeit“ auch mit einem breiten Pinselstrich zu erreichen ist. Franz Hals hat das schon vor einigen hundert Jahren bewiesen. Aber Liebermann hat doch dabei die hier notwendige große repräsentative Wirkung erreicht, die bei solchen Bildnissen nicht entbehrt werden kann. Daneben steht sein „Amsterdamer Judenviertel“, ohne eine einzige feste Linie, auch in den Figuren des Vordergrundes nicht aus lauter hingesehten Farbflecken bestehend, aber voll Leben und Bewegung. Von den andern Führern der Sezession ist Max Slevogt mit dem Bildnis einer Dame in gelbem Kleide vertreten, das in der einheitlichen Gesamtwirkung das Liebermannsche Porträt vielleicht noch übertrifft, Baluschek mit seinen „Lippelschiffen“, zwei weiblichen Landstreichern, die unter Bäumen der Mittagsruhe pflegen, Mosson mit einem stark unter Liebermannschem Einfluß stehenden Bildnis, Walser mit einem Hausabbruch und einem Berliner Ballsal mit guter Wiedergabe der Wirkung des elektrischen Lichtes auf Kostüme und Interieur, und Rudolf Weiß mit einigen Bildern, von denen seine „weiblichen Akte im Freien“ den Wunsch nahelegen, daß sich diese nackten Mädchen ihrer wenig schönen Körperformen halber lieber etwas anziehen möchten.

Ludwig v. Hoffmanns Arbeiten weisen einen Rückgang, zum mindesten ein Schwanken auf und bedeuten jedenfalls keinen Fortschritt. Trübner überrascht mit einer Geschmacklosigkeit: zwei nackten Weinen hinter einem Bettvorhang, Graf Kalckreuth bringt ein paar Arbeiten, die durch ihr liebevolles Eingehen auf Gesamtwirkung und Detail die ernste Ehrlichkeit dieses stets sympathischen Künstlers dartun.

Ich versage es mir, aus der Fülle des Vorhandnen weiteres zu nennen, und möchte nur noch auf ein paar Ausländer hinweisen. Von dem verstorbenen Schweden Josephson sind einige Porträts ausgestellt, für deren Bekanntschaft man dankbar sein muß. Die feine Charakteristik und die Art der Durchführung erinnern an Leibl; er hat sich unter dem Einfluß Bastien-Lepages in Paris gebildet, in Schweden war er mit Recht hoch geschätzt. — Im vorigen Jahre waren bei Koller und Reiner vier große Bilder des Wiener Klimt, die vier Fakultäten, ausgestellt, die für den Justizpalast in Wien bestimmt, dort aber wegen ihrer mystischen Qualitäten zurückgewiesen worden waren. Eine eingehende gedruckte Erläuterung der Absichten des Künstlers konnte das Verständnis für diese seltsamen Gebilde nicht viel fördern. In der Sezession hat nun Klimt ein Damenbildnis ausgestellt, das durch seine überaus subtile Zeichnung des Kopfes und der Hände das Entzücken der Kenner erregt. Leider wird die Wirkung durch einen mosaikartig behandelten Hintergrund gestört, dessen Sinn und Zweck zu enträtseln dem Beschauer überlassen bleibt. Israels (im Haag), der den großen Niederländern viel abgelernt hat, ist mit einem Seebild (der Daggerer) und mit einer „Frau am Spinnrad“ vertreten. Die feine Lichtwirkung des letzten Bildes

erinnert vorteilhaft an seine Vorbilder, ohne daß der Gedanke an Nachahmung aufkommt.

Von den plastischen Darstellungen mag an erster Stelle die Salome von Friedrich (Berlin) genannt sein, ein ernstes Werk, das Beachtung verdient, dann eine Bronzefigur des David, das Haupt Goliaths im Triumph in die Höhe haltend, von Levy (Friedenau), sowie ein Brunnen mit der Figur eines Mädchens von Ludwig Cauer und von demselben eine Mutter mit Kind, Arbeiten, die weit über das Durchschnittsmaß hinausragen. Fritz Klimschs Mädchen und Jüngling gehören wohl zu den besten Arbeiten des Meisters aus der letzten Zeit, August Gauls Bär (schwarzer Marmor) sowie sein Fischotter als Brunnenfigur vertragen, obwohl Schöpfungen kleinern Stils, die Klaue des Löwen. Das Bronzerelief des Kaisers von A. v. Hildebrand bereitet den Verehrern des Münchner Bildhauers eine kleine Enttäuschung durch seine etwas konventionelle Auffassung. Unter den ausgestellten Büsten befindet sich manche Arbeit von bemerkenswertem Talent.

Die Sezession könnte einheitlicher wirken, wenn sie allzu unfertige oder bizarre und unverständliche Darbietungen entweder ganz verbannen oder doch wenigstens nicht geffentlich in den Vordergrund schieben wollte. Vorerst aber handelt man nach dem Wort des Dichters: „Sucht nur die Menschen zu verwirren, sie zu befriedigen ist schwer!“

H. Eifenträger



Meine Jugend und die Religion

Von Ludwig Germersheim

(Fortsetzung)



ie Schule belub mich nicht schwer mit Arbeit. Ich mußte meinen Platz als primulus mit andern primuli aus andern Schulen teilen, dann verlor ich ihn ganz, aber das schmerzte mich nicht. Schwer zu ertragen waren die Hänseleien einzelner Mitschüler, die mit der Grausamkeit der Jugend meine Ungelenkheit, Schwerfälligkeit und Schwäche ausnützten und mich vor und nach dem Unterricht höhnten und mißhandelten. Da tat sich besonders der Sohn eines Universitätsprofessors hervor, ein kleiner, ungemein beweglicher Junge, der mit dem Gesichte und mit Armen und Beinen Grimassen schnitt und sich darin gefiel, mit Clownpossen den leichten Sieg über den schwachen Goliath zu erringen und dann seinen Triumph über den hilflosen Gegner, der viel mehr unter der Erfolglosigkeit und Vächerlichkeit seiner Gegenwehr als unter den Mißhandlungen litt, zu feiern.

Mein Quäler war älter als ich und gut genährt, an Muskelkraft und Beweglichkeit mir weit überlegen, sein Publikum nahm nicht nur an seinen Triumpfen, sondern auch an seinen Kämpfen teil, daher war meine ingrimmige Gegenwehr

ausichtslos und erhöhte für meine Mitschüler nur den Reiz der Arena. Einmal als er seine Picadorborsicht vergaß und den oft überwundenen Toro ohne Reute und Reserve anfiel, gelang es mir, ihn zu fassen. Er kam zufällig unter mich zu liegen, und ich drückte ihn schäumend vor Wut mit meiner Körperlast und mit den Fäusten an den Boden, daß ihm der Atem und der Hohn vergingen. Seine Genossen kamen noch zur rechten Zeit und rissen mich von ihm. Er war nun zurückhaltender und vorsichtiger mit seinen Angriffen.

Als das Schuljahr zu Ende ging, zerstreute sich der Schwarm meiner Peiniger, und in meiner Seele erlosch allmählich der Haß, der in diesem Jahre in ihr ge-glommen und gelobert hatte. Ich hatte meinen Mitschülern nichts angetan, sie waren nicht mit mir aus der Volksschule gekommen, hatten keinen Haß gegen den Gehilfen des Lehrers mitgebracht, es fiel mir gar nicht ein, mir durch eine Anzeige den Schutz eines Lehrers zu verschaffen, und doch hatten sie mich verfolgt wie Herdentiere, die ein schwaches, krankes Tier aus der Herde drängen. Niemand hatte sich meiner angenommen, weil ich mich niemand anvertraute, ich schämte mich zu sehr meiner Schwäche. Aber meine Menschenfurcht war in diesem Jahre so gewachsen, daß ich mich nicht mehr ins Freie traute. Als im Sommer den Schülern des Gymnasiums in der Militärschwimmschule Gelegenheit zum Baden geboten wurde, erbat ich mir in einer Regung der Sehnsucht nach der freien Natur den kleinen Betrag, der für diese Vergünstigung zu bezahlen war, von meinen Eltern, aber das war nur ein augenblickliches Vergessen meiner Not. Ich benutzte meine Karte nicht ein einzigesmal. Denn in diesem Jahre war mir unter dem grausamen Spott meiner Mitschüler die Erkenntnis gekommen, daß ich anders gewachsen war als sie, und da ich Spott fand statt Mitleid, legte sich diese Erkenntnis wie eine Schuld auf meine Seele und schied mich von dem Paradiese harmloser Bewegung und fröhlichen Spiels.

Unter den Wolken und Gewittern dieses Lebens kam ich der Gottheit, die ich lieben sollte, und von der ich weder Schutz noch Liebe fühlte, nicht näher. Ich war veräugelt und verbittert. In vielen Kameraden lernte ich Betrüger kennen, die die rätselvollen Gebete ohne Stoden sprechen konnten, die durch die Ministrantentätigkeit, die sie schon einige Jahre geübt hatten, mit der Liturgie, den Messgebeten und den Messgebeten vertraut waren. Es imponierte mir gewaltig, wenn sie in der Kirche die Responsorien sprachen, die für mich dunkel, und als die fortschreitende Kenntnis des Lateinischen das Dunkel lichtete, immer noch unheimlich wie Zauber-sprüche waren. Daß in der Kirche Männer, Frauen und Kinder, die sicher nie Latein gelernt hatten, ganz sicher, ohne Irrtum und ohne das geringste Anzeichen, daß sie die lateinischen Worte nicht verstanden und sich wegen des Gebrauchs der fremden Sprache genierten, auf alle Verfehl antworteten, erzeugte in mir ein Gefühl der Unsicherheit und weckte Zweifel an meinen geistigen Fähigkeiten, sodaß mir der Aufenthalt in den Kirchen noch mehr verleidet wurde.

Ganz besonders imponierten mir meine Mitschüler durch ihre Vertrautheit mit den Andachts- und Ehrerbietungsgebärden, die während des Gottesdienstes üblich sind. Wie gewandt und glatt sie beim Betreten der Kirche, wenn sie Weihwasser genommen hatten, oder bevor sie in eine Bank traten, auf ein Knie sanken, sich betrauerten, an die Brust schlugen und sich wieder betrauerten! Die Gestalten bewegten sich bei diesen Gebärden so glatt, wie wenn eine Welle durch sie ginge. Sie konnten es fast so gut wie die Geistlichen, die ich beim Betreten oder Verlassen des Gotteshauses oder beim Passieren des Altars aus dem energischen Schritt, den ich an ihnen bewunderte, in ihren wallenden Gewändern zu einer Adoration nieder sinken oder richtig in einer Wellenbewegung niederfließen sah.

Auch am Gymnasium legte man uns vor der Beichte die Pflicht auf, unsre Eltern um Verzeihung zu bitten. Ich tat es nie, verschwieg bei jeder neuen Beichte meine Überzeugung, daß meine bisherigen Beichten unwürdig waren, und nahm viermal im Jahre das Bewußtsein, unwürdig gebeichtet zu haben, auf mich. Das bohrende Schuldgefühl stumpfte sich glücklicherweise immer wieder ab. Am Ende des ersten Gymnasialjahres oder am Anfang des zweiten begegnete es mir, daß ich zu spät zu der Exhortatio kam, die unser Religionslehrer vor der Beichte in der Studentkirche hielt, um unsre Vorbereitung auf den Akt zu vertiefen. Ich hatte, wie es das Geschäft meiner Eltern mit sich brachte, erst spät einen Mittagsimbiß bekommen und wußte noch nicht recht, wie schwach ich war, und wie lang ich zu dem Weg in die Kirche brauchte. So kam ich also mit klopfendem Herzen zu spät. Im Mittelgang der Kirche ragte unser Religionslehrer im Chorbomb und in der Stola über die in den Bankreihen auf die Knie niedergemähte Schar der Schüler auf. Meine Menschen scheu, meine körperliche Schwerfälligkeit und das Bangen wegen meiner Unpünktlichkeit machten mich doppelt unsicher. Ich schlich also, so gut ich es mit meinen kranken Gliedern konnte, die leeren Bankreihen entlang, vom Religionslehrer, der in seiner Exhortatio innehielt, beobachtet, zu der Büsserschar und wollte mit einer verlegnen, ängstlichen, ungeschickten, viel zu flüchtigen Kniebeugung in der letzten Bank verschwinden. Aber da war schon der Religionslehrer über mir: Auf die Knie, Bube, weißt du nicht, wer dort im Altare wohnt? und stieß mich unsanft auf die Knie nieder. Es tat nicht wohl, aber stärker als der Schmerz war das Gefühl der Scham. Ich fühlte die Blicke aller Mitschüler auf mir und war zum erstenmal in meinem Leben von einem Lehrer mißhandelt worden. Von der Exhortatio verstand ich in meiner Erregung nichts, ich beichtete dann, und in Scham und Born ging auch diesmal das Schuldgefühl unter. Gott, sein Haus und seine Diener waren mir noch fremder geworden.

In der zweiten Klasse erteilte ein Berufsturnlehrer den Turnunterricht. Ich glaube nicht, daß es heutzutage noch Lehrer seiner Art gibt, es war ein halbgebildeter oder ungebildeter Mensch, der nur als Turner, nicht als Lehrer seiner Aufgabe gewachsen war und mit seiner übertriebenen Zahnrauhheit mehr Knabenmut einschüchterte, als er weckte und wachsen machte. Da war es bald mit meinem Turnen zu Ende. Um die Befreiung vom Turnunterricht zu erlangen, bedurfte ich eines ärztlichen Zeugnisses. Der Arzt erklärte auch das Knien und Verweilen in der Kirche als schädlich für meinen Zustand und veranlaßte die Ausdehnung des Dispensgesuchs auf den Besuch des Gottesdienstes. Ich empfand die Befreiung vom Turnunterricht und vom Kirchenbesuch nicht als Erleichterung und nicht als Verlust. So notwendig und so selbstverständlich war sie als Kompensation meiner Schwäche, die mir den Gang zur Schule zu einer schweren Arbeit machte. Ich war damals auch abgesehen von der allgemeinen Schwäche oft krank. Was mir fehlte, weiß ich nicht recht, die äußern Ereignisse meiner Jugendzeit sind mir in der Erinnerung unklar geworden. Wohl infolge ihrer Eintönigkeit und der Gleichmäßigkeit des Rahmens, in dem sie sich vollzogen. Krankheit war im Hause meiner Eltern damals keine Unterbrechung, sondern nur eine Variation des Alltäglichen.

4. Prediger meiner Jugendzeit

Ich hatte nur noch kleine Wege zu gehn, und mein Leben verließ nun jahrelang nur auf zwei engen Schauplätzen, in der Schule und in der Wohnung meiner Eltern. Daß ich dem Gottesdienste nicht beiwohnte und keine Predigt hörte, machte meine Seele nicht arm. Es fehlte ihr nicht an Predigten, an Religionsunterricht und an Andacht, sie darbot nicht, aber sie wuchs und weite sich mit Schmerzen.

In den akuten Jugendkrankheiten, die mich damals heimsuchten, behandelte mich ein jüdischer Arzt. Es war ein älterer kleiner Mann mit langem, dunkelm, halb ergrautem Haar und Bart. Die Kleider hingen ihm schlaff und faltig am Leibe. Sein Äußeres war unscheinbar, fast dürftig, aber aus seinen Augen schien es hell und warm wie aus einem reichen Hause, und sein Herz und seine Hand hielten, was der Blick an Güte versprach. Er kam oft und nahm alle Verrichtungen, die mehr Sorgfalt forderten, als schwer um das Dasein ringende Geschäftsleute ihrem Kinde zuwenden konnten, auf sich. So wandte er, als ein Kind einer armen Familie in der Nachbarschaft verbrüht wurde, nicht nur seine ärztliche Kunst, sondern auch die Pflegekunst seiner weichen Hand auf und erzeugte dem Kranken Kinde alle die Liebe, die ihm seine mit den Ketten der Arbeit belasteten Eltern nicht erweisen konnten. Daß seine Hand weich war, weiß ich aus Erfahrung. Sie hat oft in den kranken Tagen meiner Knabenzeit an meinem Handgelenk und auf meiner Stirn geruht. Das war ein Prediger meiner Jugendzeit, er predigte mir Güte durch seine warmen Augen, seine weichen Hände und seine Hilfsbereitschaft, und seine Predigt drang zu meinem Herzen.

Ein anderer Prediger dieser Art wohnte uns gegenüber im Vorderhause. Das war ein jüdischer Amtsrichter. Er war noch jung, aber er sah alt aus, er war einer von denen, die nach dem Kriege fielen. Vor Paris im Spätherbst hatte er, als seine Batterie alarmiert wurde, sein Hemd, das er gerade wusch, angezogen, ohne es ordentlich auswringen zu können. Dieses rauhe Leben ging über seine Kraft. Er kam zwar heim, aber nach einigen Friedensjahren trugen den Veteranen langsame Schritte rasch dem Grabe zu. Ich sehe ihn noch auf dem Treppenabsatz stehn. Er zitterte, als trüge er noch das nasse, kalte Linnen am Leibe, und rang nach Atem. Doch traf ein freundlicher Blick den Knaben, der sich an ihm vorbeidrängte und damals nur Scheu vor dem Ernste der Krankheit empfand, die auch für Knabensinne verständlich aus der gebückten Gestalt sprach. Er ging bald heim, eine Verwandte, die aus seinem Heimatdorfe kam, half ihm sterben. Meine Mutter deutete mir dieses Bild aus dem großen Kriege, von ihr erfuhr ich, was man sich im Hause von dem tapfern jüdischen Veteranen erzählte. Seine Taten und Leiden und seine stille, milde Erscheinung wurden mir zu einer Predigt und zu einer Lehre, der ich gern lauschte. Der jüdische Veteran, dessen höchster Reichtum ein Stückchen Eisen und Silber in Kreuzesform war, das er so teuer bezahlt hatte, wie nur der Idealist bezahlen kann, und der jüdische Arzt, der sich nur seine Zeit und seine Mühe billig bezahlen ließ, seine Kunst und seine unbezahlbare Sorgfalt aber freigebig verschenkte, machten damals in meiner Seele Raum für meine jüdischen Mitschüler.

Es wird kaum ein Kinderherz geben, das nie rohen Einflüssen ausgesetzt wäre. Darum wird kaum ein Kind ganz frei von Voreingenommenheit seinen jüdischen Mitschülern gegenüber treten können. Auch ich konnte es nicht. Aber der jüdische Veteran und der jüdische Arzt haben mich von diesem Fehler geheilt. Sie wurden dabei durch den Umstand unterstützt, daß die Abneigung gegen die jüdischen Mitschüler unter uns Katholiken nicht so tief war wie die gegen die Protestanten. Aus hundert Schimpfworten, Spitznamen, Spottversen, polemischen, kritischen, auf den eignen alleinseligmachenden Glauben pochenden Äußerungen, die das Kind im Verkehr mit Altersgenossen und mit ungebildeten und halbgebildeten Erwachsenen halb gehört und kaum beachtet umklangen, war, obwohl mir der Glaube, worin ich erzogen wurde, seine Lehrer und seine Stätten fremd und unheimlich blieben, allmählich das Gefühl in mir entstanden, daß die Protestanten Menschen von ganz anderer Art seien als die Katholiken. Selbst ich, ein Kind, das sich eigentlich von

Anbeginn im stillen Kampfe mit dem Glauben und mit den Glaubensformen befand, die man es lehrte, war, als ich im Gymnasium mit protestantischen Mitschülern zusammenkam, von dem Wahn beseffen, ich könne es den Protestanten an den Gesichtszügen, der Haltung, der Kleidung ansehen, daß sie Protestanten seien. Ich liebte meinen Katechismus und meine Biblische Geschichte nicht, diese Bücher waren mir unbehaglich wie die Kirchen und der Religionsunterricht, aber auf den schlichten schwarzen Gesangbüchern meiner protestantischen Mitschüler lag es lange wie der Schatten eines Frevels, und das Gelb des Schnitts erinnerte mich die ganze Gymnasialzeit hindurch quälend an die gelben Spitzhüte, die man im Thronlande der Inquisition den Ketzern aufsetzte, die zum Feuertode verurteilt waren. Denn damit, daß ich nicht mehr in die Kirche gehn mußte, war meine Seele nur vor den Schrecken der Legende und der Kirchenkunst bewahrt. Meine Helfer, Tautotee und Conanchet und Chingachgool und Unkas hatten immer noch und immer wieder ihren Schützling gegen die Dämonen der Geschichte zu verteidigen, die mir immer furchtbarer wurden, je tiefer ich in die Geschichte der Menschheit einbrang.

Meine Eltern hatten um diese Zeit eine Wohnung im ersten Stock des Hinterhauses bezogen. Die Fenster gingen auch auf den Hof des Wagners. Wir waren nun der Krone des Bäumchens ein wenig näher. Ich sah auf den Düngerhaufen herab und beobachtete mit Teilnahme und Genuß die Tätigkeit der Stallmagd. Trebern, Grünfutter, der Stall, der Düngerhaufen sandten ihre Düste herauf. Sommernachmittage lang lauschte ich den weichen, tiefen Lauten der Kinder und dem leisen, langgezogenen, glucksenden Gackern der Hennen. Durch das Stückchen Blau, das mir das Fenster und die Firste der Nachbarhäuser karg und scharfartig wie ein Stückchen von einem sehr guten, teuern Kuchen aus dem Himmel schnitten, und unter meinen Wolken schossen Schwalben mit schrillum Schrei hin und wieder. Abends löste diese Stimmen der zarte Gesang eines Rotschwänzchens ab, und wenn der Frühling die Fenster öffnete, und solange der Sommer und der Herbst sie offen hielten, klang aus dem Zimmer der Wagnergefallen eine Ziehharmonika herüber.

Hier lag und saß mein kranker Vater, und ich war meist um ihn. Ich lernte den fast hilflosen schweren Mann anziehen, aufrichten, zum Lehnstuhl geleiten, elektrifizieren. Hier mischten sich in meiner Gedankenwelt die lateinischen unregelmäßigen Verba und die Regeln der Kasuslehre mit den Existenzjorgen meiner Eltern. Ich war außer der Schulzeit immer zu Hause. Daher sah ich den starren, sorgenvollen Blicken meiner Eltern folgend den Bankrott immer näher kommen. Meine Mutter war der Führung des Geschäfts nicht gewachsen, sie war an Leib und Seele zu fein dazu. Ich sah und hörte meinen Vater um die Gesundheit meiner Mutter sorgen und verzagen und unerschütterlich auf seine Genesung hoffen. Da auch seine Sehkraft geschwächt war, mußte ich ihm aus allen erreichbaren Zeitungen vorlesen, Reichs- und Landtagsverhandlungen, Militärdienstesnachrichten, Ortsneuigkeiten. Vieles blieb hängen und keimte wie Flugamen auf feuchter Erde, vieles entschwand mir wie ein Vogelschrei, und vieles traf mich wie ein Schlag auf's Herz.

So die Kunde von den Anschlägen auf Kaiser Wilhelm den Ersten und von der Ermordung des Zaren Alexander. Aber tiefer noch als diese Nachrichten traf es mich, als ich einige Tage nach der Katastrophe in Petersburg meinem Vater vorlas, die gefangnen Verschwörer seien im Untersuchungsgefängnis mit Elektrizität gefoltert worden. Ich starrte lange diese Worte in dem Blatte an, bis mich mein Vater verwundert zum Weiterlesen mahnte. Das ganze Blatt vom Leben unsrer Zeit erfüllt: Im Café Büttner gibt es Münchner Salvator, der schwererkrankte

Professor der Chirurgie, der vielen Kranken ein Heiland wurde, geneßt, die ersten Stare sind gekommen, die Bligableiter zu kontrollieren ist es hohe Zeit, ein Arzt in Berlin hat ein neues Narzotikum gefunden, im Neubau der Firma Rosental wird die elektrische Beleuchtung eingerichtet — heller Tag bei uns und helle Nacht. Ich faltete das Blatt, das mitten unter hellen, heitern Notizen die graufige Nachricht enthielt, mit spitzen Fingern zusammen, als könnte es mich mit Blut bestrecken.

Aus dem Wortgewirr des grauen Drucks, auf dem mein Blick noch haftete, troch das Grauen kalt an mich heran: also das Scherusal, die Folter, das ich längst gestorben wähnte, lebt noch! Nicht weit von unserm hellen Tag und unsrer hellen Nacht, in dem Lande, aus dem so viele Menschen mit allerlei Gebrechen behaftet zu den berühmten Ärzten der Universität kommen, quält man noch die Menschen, um Geständnisse zu erpressen. Wie man dabei verfuhr, war mir nicht rätselhaft. Ich fühlte ja meinen Vater oft unter der Kontaktplatte des kleinen Elektrifizierapparats, die meine zitternde Hand führte, zusammenzucken. Was ich von Rußland aus Bildern gesehen hatte, was an Soldaten, Offizieren, Generalen, Ministern, Landschaften, Städtebildern in den letzten Jahren während des russisch-türkischen Kriegs durch die illustrierten Zeitungen und über die bunten Silberbogen von Gustav Kühn in Neu-Muppin gezogen war, der grelle Reigen gab nun dem Schrecknis, das formlos aus der Zeitung aufgestiegen war, Gestalt und Farbe. Den Schrecken der Regenden und der Regendenbilder, den Dämonen in der Toga, in der Tunika, im Panzer, in der Gugel, in der Robe und in der Halskrause waren meine Helfer, Tautotee und Conanche, verstärkt durch Chingachgook und Unkas gewachsen. Daß die Dämonen der Gegenwart in meine Vorstellungen eindringen, konnten sie nicht verhindern, dazu waren diese freundlichen Bewohner und Hüter meiner Phantasie zu schwach. Wenn der Induktionsapparat sang, erzählte er mir immer von dem Schrecklichen, das ich vergangen, endgültig vergangen gewähnt hatte, und das nun doch noch lebte, in unserm Tag.

So brach das Schrecknis in meine Seele und nahm sie in Besitz. Es schlief ein, wenn es um mich laut, und wachte auf, wenn es um mich still war und hielt meine Augen und Ohren für Dämonen seinesgleichen offen. Die fanden den Weg. Die meisten den durchs Auge, denn meine Eltern sprachen nur von ihren Sorgen oder wandten manchmal den Blick auf ihre Jugendzeit, die für sie von hellem, warmem Sonnenschein erfüllt war. Ich ließ mir am liebsten von den Büchern erzählen, die mein älterer Bruder und ich aus den Klafsbüchereten und vom buntbefahrenen Leihmarkt der eignen und der zeitlich benachbarten Klassen nach Hause brachten. Da las ich von Rätseln und von Greueln der Geschichte, von Engeln und von Teufeln in Menschengestalt, vom Temple und vom Tower, vom Prinzenmord im Tower und vom Prinzenraub in Thüringen, vom Vagno und von der Bastille, von den Assassinen und von den Femschöffen, von der Folter und von den Autosdase, von Regern und von Hexen. Und dazwischen hörte ich vom Schwedenmord und vom Hexenbruch erzählen.

(Fortsetzung folgt)





Der rote Hahn

Von Palle Rosenfranz. Deutsch von Ida Anders

Erstes Kapitel. Myggesjed



ie ein schottisch gewürfelter Schal liegt das Land da, gelbgraue Chaussees zwischen breiten, schwarzen Gräben, gegen die Felder hin abgegrenzt von geflochtenen braunen Weidenhecken, die wie ein natürlicher Zaun zwischen niedrigen, knorrigen Weiden stehen, deren gespreizte mattgrüne Kronen sich tief zur Chaussee hinüberneigen. Quadrat bei Quadrat dieselben Weidenhecken und kleine abgezäunte Felder, dieselben borstigen Weidenbäume zwischen den Feldern. Viered bei Viered über dem weiten, flachen Lande. Und hier und da ein Hof und ein Haus mit moosbewachsenem, dunkelgrünem Strohdach und schiefen, niedrigen und weißen Scheunen.

Es ist um den Herbst herum. Die Luft hängt schwer und wassergesättigt über dem Lande. Ein leichtes Lüftchen trägt stoßweise die Meeressbrise von der Ostsee her über die feuchten Felder und zauft flüchtig an den struppigen Weidenwipfeln. Im übrigen ist alles miteinander so schwer und grau, so lehmig und naß. Es ist, als drückte sich der Lehm des Chausseebodens um die Wagenräder zusammen, während die Pferde schwitzen und dampfen, um das Gefährt dahin zu ziehen. Und die Kronen der Weiden sträuben sich wie die Haare des „Strummelpeters“, des Knaben, der sich nicht kämmen lassen will. Es geht zu wie in einem Zauberwalde, wo sich die knorrigen Äste nach dem Wagen austrecken.

Es rollt nämlich ein Wagen den lehmigen Weg entlang, ein Wagen, der in Felgen und Rasten kracht, der mit seinen halbverrosteten Federn auf die verstreuten zufälligen Meilensteine aufstößt, die in Lehm und Straßenschmutz zwischen Weiden und Hecken liegen. Es geht so langsam vorwärts, und man merkt nicht, daß es vorwärts geht, denn die Landschaft wechselt nicht; es bleiben dieselben Hecken, dieselben Weiden, dieselben schlammigen Hofräume und dieselben schiefen Gebäude.

Und man hat ja auch keine Eile. Es ist nur der Referendar vom Amtsgericht, der auf dem Viehlande umherfährt, um Steuerpfändungen vorzunehmen. Von alters her war es hier in der Gegend Sitte, daß die guten Leute nie ihre Steuern pünktlich bezahlten. Der Amtsrichter war auf Prozente angewiesen, und die Pfändungsgebühr ging in seine eigne Tasche. Es kamen nur ein paar Schillinge, höchstens eine Mark auf jeden, aber die Gegend war gut bevölkert, und es summierte sich. Und die Amtsrichter in den guten alten Zeiten verstanden es so gut wie die Priester, den Scheffel zu füllen. Der alte Justizrat, der lehte auf Prozente angewiesene Beamte jener Gegend, hatte die Angewohnheit, die Bewohner des Viehlandes nach Hause zu jagen, wenn sie ins Amtszimmer kamen, um ihre Steuern zu bezahlen. Sie sollten ihn nicht um seine gefeßlichen Einnahmen pressen, und sie mußten hübsch nach Hause gehen, bis der Tag kam, wo der alte Wagen durch den Straßenschmutz auf das Viehland gerollt kam, weil gepfändet werden sollte. Es kostete die vorgeschriebene Mark, aber eine Hand wäscht die andre, und so drückte der Justizrat bei ihren

kleinen Ungehehllichkeiten ein Auge zu, daß beide Parteien bei dem Verhältnis auf die Kosten kamen.

Die neuen Zeiten kamen und mit ihnen die festangestellten Beamten, die von den Pfändungen gar keinen Vorteil, sondern nur Mühe hatten. Aber die Bauern im Viehlande hielten die Sitten der Väter in Ehren, sie ließen sich pfänden, und für jeden Mann, der gepfändet wurde, wanderten ein paar Kupferpfennige in die Taschen des Gendarmen und des Ortsvorstehers. Dann drückten diese beiden ausführenden Organe bei den kleinen Ungehehllichkeiten ein Auge zu, und der Staat, der da saß und glaubte, er habe sein Schäfchen im Trocknen, war nicht besser daran als vorher.

Nur der Steuereinnahmer selbst erhielt nichts und hatte die ganze Arbeit. Deshalb saß er mürrisch im Wagen, in einen dicken und enganschließenden Mantel gehüllt und schüttelte sich, während sich die Räder langsam im Schmutz drehen. Vor den kleinen Häusern hielt der Wagen, und die flachköpfigen Rangen kamen heraus. Dann schrieb man eine Truhe oder eine Art auf und fuhr weiter zu andern Höfen. Dort schrieb man eine Kuh oder ein Pferd auf und nahm einen Schnaps, wenn er angeboten wurde, ehe der Wagen weiter knirschte. Das brauchte seine Zeit, es ging still vorwärts, Haus für Haus, Hof für Hof auf dem schmierigen Wege. Es mußte zweimal im Jahre gemacht werden, und es wurde gemacht.

Wie ein schottisch gewürfelter Schal lag das Viehland da, während der Wagen durch die tiefen Räder Spuren vorwärts troch, und der Tag verstrich dabei, wie er verstreichen sollte, nun ging das Viehland durch, die Kreuz und Quer und nur selten an einem Hause vorbei. Gegen Abend war das meiste getan, nur waren noch die äußersten Furchen übrig, die Eindämmung draußen an den hohen Deichen.

Das Land hatte seine Geschichte. Eines Tages im November geschah es, daß die Dürre über den niedrigen Strand trat und das Viehland unter Wasser setzte. Brüllend tobte es um Häuser und Höfe, riß die Dächer ab und zerrte sie zur See hinaus in die Tiefe, daß die Menschen den Tod fanden und das Vieh in den Furchen ertrank. An einem einzigen Tage war das Viehland dem Meeresboden gleich, dann ging das Wasser zurück, und das Land trocknete allmählich aus. Aber da war es von den Wogen durchpflügt, von der See durchfurcht, von Salz durchseht und auf Jahre hinaus verwüstet. Da baute man die hohen Deiche draußen an der See zum Schutz des Landes und nahm die Fjorde vom Meer und machte aus ihnen Weideland. Aber der Boden, der einst verwässert gewesen war, hatte keine Erlebkraft mehr, und ringsum auf den kleinen Holmen lagen arme Häuser mit ihren Gärten und Feldern wie Inseln in einem Grasfelde, wo das Gras nicht mehr wachsen wollte, während das alte Land wieder zu seiner ehemaligen Kraft aufgedüngt mit seinem fetten Ertrage die neuen Spekulationsfelder höhnisch verachtete.

Ganz weit draußen lag Myggesjød, wo der Myggesjødmannt hart an den Deichen und dem tiefen Deichgraben wohnte.

Dort sollten der Vogt und seine Leute eine Steuerpfändung vornehmen, ehe sie nach Deichhof hinüber fuhrn, dem einzigen großen Hofe auf dem Viehlande, dem Hofe, der entstanden war, als man die Fjorde vom Meere trennte.

Zustesen, sagte der Ginnehmer, können wir heute noch Myggesjød erreichen? Das Feld ist sehr naß, und so viel ich weiß, führt kein regulärer Weg dort hinab.

Der Gendarm Zustesen wandte dem Ginnehmer den Kopf zu und lachte. Zustesen glich einem alten Kater in übernatürlicher Größe. Sein großes, blaurotes Gesicht war glattrasiert, nur trug er einen struppigen Wadenbart. Seine Augen waren rund und grün, und jeder Fleck in seinem Gesicht war mit Alkohol durchtränkt, daß das Gewebe allmählich völlig schwammig geworden war.

Danach müssen wir den Ortsvorsteher fragen, der ist am längsten hier auf dem Platz. Was meinen Sie, Ortsvorsteher?

Der dicke Ortsvorsteher mit den grauen Haaren an den Schläfen wandte sich auf dem Rutscherfah um: Nein, das war zu meiner Zeit nie möglich. Ich habe noch an keinem Frühjahrsstage nach Ryggefjeld herauskommen können — übrigens auch im Herbst nicht. Wir fahren gewöhnlich zum Stellufer dort und schreien Gewalt. Dann kommt der Ryggefjeldmann aus der Tenne hervor und brüllt uns zu, wir sollen zu ihm hinkommen, da es gesetzliche Vorschrift ist, daß sich der Exekutor an der Pfändungsstelle selbst einzufinden hat. Und dann lehren wir gewöhnlich um und fahren nach Hause. Denn wir können nur mit einem Boot zu ihm kommen, und es ist kein Boot da. So ist es die achtzehn Jahre lang gegangen, in denen ich Ortsvorsteher hier in der Gemeinde gewesen bin, und so wird es weitergehen, bis den Ryggefjeldmann einmal der Teufel holt!

Bezahlt denn der Mann niemals Steuern? fragte der Einnehmer.

Niemals, sagte der Schulze.

Der Einnehmer zeternte: Weshalb fahren wir denn hinaus?

Zustesen zuckte die Achseln: Wir müssen doch, Herr Einnehmer.

Jetzt hielt der Wagen dort, wo sich die Räderspur im klaren Wasser verlor, das über dem Felde am Hause von Ryggefjeld einen See bildete.

Der Einnehmer zog den Mantelriemen fester an. Er war vierundzwanzig Jahre alt und zum erstenmal auf der Pfändungsreise.

Es muß doch zum Teufel ein Weg durchführen. Fahrt zu, das Wasser hier ist ja nicht allzutief, der Wagen kann noch durchgehen. Ich will dort hinüber.

Das sollten der Herr Referendar nicht, sagte Zustesen warnend. Bei uns ist das nie Mode gewesen.

Einmal muß man anfangen, sagte der Referendar kurz. Fahrt zu!

Die Pferde patzten vorsichtig ins Wasser hinaus, sie hielten, dann zogen sie an, machten ein paar Schritte vorwärts, während das Wasser um die Räder hochspritzte.

Draußen auf dem Ryggefjeldholm kam ein kleiner Mann zum Vorschein, ein merkwürdiger Kobold mit einem großen Kopf auf schiefen Schultern.

Das geht nicht, schrie er heiser, ihr ersauft samt den Pferden.

Aber der Wagen rollte langsam vorwärts durch das Wasser; es stieg über die Räder, es begann durch den Wagenboden zu sickern.

Der große rotköpfige Gendarm saß und wackelte auf seinem Platze; jedesmal, wenn es im Wagen einen Ruck gab, hielt er sich an seinem Sitze fest. Dann mußten sie die Beine hochheben, denn jetzt sickerte das Wasser durch den Wagenboden. Es mußten Steine an der Erde liegen, denn der Wagen schwankte. Die Pferde wateten bis über den Satteltgurt in dem kalten Wasser.

Der Referendar Seydewitz lachte, während in dem Gendarm Respekt und Angst miteinander rangen.

Jetzt werfen wir um, sagte der Ortschulze, und Zustesen wurde vor Angst bläulichbläß.

Sie warfen nicht um.

Der Ryggefjeldmann tanzte wie ein Kobold vor der Tenne und brüllte zu ihnen hinüber: Ihr ersauft! Ihr ersauft!

Aber sie kamen durch, und die klatschnassen Pferde zogen den wassertriefenden Wagen aus der Überschwemmung heraus und auf Ryggefjeld. Da hielt er vor den niedrigen strohgedeckten Scheunen.

Der Ryggefjeldmann trat an den Wagen.

Das war ein Satansküß! sagte er. Es ist das erstemal seit fünfundzwanzig Jahren, daß ich so feinen Besuch gehabt habe. Euch hineinbitten kann ich nicht, denn meine Mutter ist krank, und wir haben nur eine Stube; aber sagt mir, was ihr sonst wollt.

Pfänden wegen der Steuern, sagte der Referendar, indem er aus dem Wagen sprang.

Ich habe kein Geld, sagte der Mann mürrisch. Ihr könnt das Weib drin nehmen, sie ist nicht viel wert, aber ein paar Schillinge könnt ihr wohl für das Fell kriegen, wenn ihr es ihr abzieht.

Zustesen krabbelte vom Wagen hinab, der unter den zweihundertundfünfzig Pfund trachte: Quatsch, Ole Madsen, sagte er. Sind wir einmal nach Nyggefjed gekommen, dann wollen wir uns auch alle Herrlichkeiten ansehen. Es ist nicht sicher, ob wir lebendig von hier fortkommen. Und es gibt Leute, die behaupten, Sie hätten mehrere Flaschen guten Strandungswein draußen in dem alten Kasten. Der Herr Amtsrichter kann ja eine der Flaschen pfänden, und dann können wir sie an Ort und Stelle austrinken.

Seydewitz lachte.

Es ist gleich, Ole Madsen, zeigen Sie uns Nyggefjed, dann bezahle ich die Steuer und den Wein dazu, wenn Sie ihn haben.

Der Nyggefjedmann kloßte den Beamten von oben bis unten an.

Mit Verlaub, sind Sie der neue Referendar? Kopenhagner, was? Zeiner Leute Kind! Wenn Sie selbst bezahlen können, weshalb sind Sie dann nicht auf dem Abhange umgekehrt und haben mich hier draußen auf meinem Holm in Frieden liegen lassen?

Weil ich hier heraus wollte, sagte Seydewitz, und was ich will, das will ich. Jetzt redet nicht erst lange. Ich bezahle den Wein und die Steuer.

Der Nyggefjedmann neigte den Kopf zur Seite.

Sie sind ein flotter Kerl, Herr Referendar. Sie sollen den Wein haben; ich habe Wein, aber hinein ins Zimmer kommt ihr nicht. Mutter liegt zu Bett und ist krank.

Und Signe? fragte Zustesen.

Der Nyggefjedmann zog die Brauen zusammen.

Der Herr Referendar müssen wissen, sagte Zustesen, daß hier draußen auf Nyggefjed das hübscheste Mädchen des ganzen Viehlandes wohnt. Es heißt, sie ist von väterlicher Seite aus seiner Familie; ihre Mutter ist Oles Schwester.

Schwindel, sagte der Nyggefjedmann scharf.

Ganz gleich, Ole, meinte Zustesen friedlich, das Mädel ist wunderhübsch, und der Herr Referendar soll sie sehen. Das hat der Herr Referendar verdient. Na, das war recht, da ist sie ja!

Seydewitz wandte sich um und sah jetzt ein junges siebzehnjähriges Mädchen in die Tür des Wohnhauses treten. Sie war nicht groß, aber geschmeidig und gut gewachsen, in einen kurzen Rock und eine helle gewürfelte Bluse gekleidet. Ihr dichtes braunes Haar war in der Mitte gescheltelt und über die Ohren herabgelegt, daß es ihr fein gewölbtes Gesicht einrahmte, das sich wie ein Oval in dem dichten Haar abzeichnete.

Seydewitz ging unwillkürlich auf sie zu.

Hallo, sagte er, ist das Signe? Dürfen wir nur hinein oder nicht?

Das Mädchen starrte dem hübschen jungen Mann, dessen braunes Haar sich unter der goldgeränderten Mütze wellte, einen Augenblick an. Dann wurde sie rot und lachte.

Seydewitz lächelte. Er trat schnell vor und ergriff die Hand des Mädchens.

Dank für den Willkomm, Signe! Jetzt wollen wir hinein, denn mich friert.

Das Mädchen wich zur Seite, und Seydewitz trat ein. Sie schritt dicht hinter ihm, und in dem schmalen Vorzimmer mit dem Steinfußboden blieb er stehen, ungewiß, welche Thür er öffnen solle.

Das Mädchen trat dicht neben ihn, um die Klinke der Thür auf der linken Seite herunterzudrücken. Er legte den Arm um ihre Taille und küßte ihre Wange, dicht am Ohr.

Die Füße der Männer klapperten draußen auf den Steinen vor der Haustür. Sie entwand sich seinen Armen und öffnete die Stubenthür.

Seydewitz trat ein. Es war eine niedrige Stube mit Steinfußboden und kleinen schiefen Fenstern. Vor dem Herde saß eine alte Frau und spann am Roden. Sie wandte den Kopf und starrte den Eintretenden an.

Guten Tag, sagte Seydewitz munter.

Da blieb er plötzlich stehn. Ihr Gesicht, von dem feinen weißen Haar umrahmt, war ihm zugekehrt, ein Gesicht, so schön, so vornehm mit den unzähligen kleinen Runzeln und den müden blauen Augen, daß er unwillkürlich die Mütze abriß und sich verneigte.

Verzeihung, sagte er, ich komme doch nicht ungelegen?

Da sprach Signe: Das ist der Herr Referendar, Großmutter. Der Herr Referendar vom Landratsamt.

Sieh an, sagte die alte Frau, das ist ein feltner Gast hier bei uns. Willkommen!

Seydewitz verneigte sich wieder.

Dann wandte er sich dem Mädchen zu. Die braunen Augen strahlten ihm so warm und freundlich entgegen, daß es war, als ob sich ihm Feuer durch die Adern ergoß.

Signe und ich sind schon gute Freunde, sagte er munter. Sie haben doch nichts dagegen, daß ich mich einen Augenblick ausruhe. Das ist ein anstrengender und langer Tag gewesen, wir sind bei der Steuerspändung.

Wollen Sie uns auspfänden? fragte die Frau in etwas feindlichem Tone.

Nein, sagte Seydewitz munter, ich habe Die Madsen versprochen, die Steuer zu bezahlen und noch ein Glas Wein dazu, wenn es uns gereicht wird.

Die alte Frau wackelte mit dem Kopfe.

Das können Sie sich leisten? Sie sind keiner Leute Kind! Wie heißen Sie?

Seydewitz.

Seydewitz, wiederholte die Alte, dann sind Sie aus adliger Familie.

Das bin ich, lautete die Antwort.

Ja, sagte die Frau leise. Sehen Sie sich, jetzt kommt Die.

Die schweren Schritte donnerten auf den Fliesen draußen, und die Männer traten ins Zimmer. Sie blieben schweigend auf der Schwelle stehn. Es war, als ob die Frau auf Ryggeffied sie zur Ehrfurcht zwang. Madame Madsen war eine Frau, die weitem im Lande in großem Ansehen stand, aber nur wenige kannten sie wirklich.

Zustesen begrüßte sie; er war Schutzmann bei der alten Kopenhagner Polizei unter Inspektor Herz gewesen und konnte sehr manierlich sein.

Das ist ja Zustesen, sagte sie und blickte ihm fest ins Gesicht.

Ja, das war er.

Willkommen bei uns! sagte die alte Frau.

Der Ryggeffiedmann stand brummend auf der Schwelle.

Zustesen wandte sich um: Es war ja nicht wahr, daß Ihre Mutter bettlägerig ist, Radsen. Geben Sie nur jetzt den Wein, wir können ihn alle brauchen.

Der Ryggeffjedmann schielte zu der Frau hinüber.

Signe kann ihn aus dem Keller holen, sagte die Alte.

Und Signe ging. Die Männer entledigten sich ihrer langen Mäntel und wurden um den Tisch placiert. Aber die alte Frau blieb vor dem Herd sitzen und spann. Ab und zu hob sie den Kopf und blickte zu den zwei Polizeibeamten hinüber, dem alten und dem jungen.

Dann kam Signe mit dem Wein. Es war guter Wein, echter Rheinwein, von einem gestrandeten Schiff, und sie tranken schweigend. Seydewitz erhob dann das Glas und sagte munter: Ein Hoch auf die Frau des Hauses!

Die alte Frau nickte.

Und, fügte er hinzu, ein Hoch auf die hübsche Signe.

Signe wurde blutrot.

Der Ryggeffjedmann saß rittlings auf der Bank zwischen Zustesen und dem Ortsvorsteher, die beim fünften Glase waren.

Es wurde nicht viel gesprochen, aber fünf Flaschen gingen darauf.

Sie müssen mir das Haus zeigen, Signe, sagte Seydewitz und erhob sich.

Das Mädchen blickte die Alte fragend an; sie nickte.

Zeige ihm nur alles, Signe, sagte sie ruhig und gemessen.

Dann gingen die jungen Leute hinaus, während die Alten lachten.

Sie ist auch von Adel, sagte die alte Frau, es sind also Gleichgestellte.

Der Ryggeffjedmann brummte.

Eine hübsche Nichte haben Sie, sagte Zustesen zu ihm, es muß hier draußen fürchterlich einsam für sie sein.

Die alte Frau ergriff das Wort: Jetzt soll sie auch hinaus unter Leute. Sie ist als erstes Stubenmädchen auf Deichhof vermietet worden. Sie muß ja etwas anfangen. Ihre Mutter ging nach Köstübe. Dort bekam sie das Kind, und wäre sie nicht im Kindbett gestorben, dann wäre damit ihr Glück gemacht gewesen. Denn der junge Baron hielt große Stücke auf sie, und sie hätte gut versorgt sein können.

Zustesen lachte: Meinen Sie, er hätte sie geheiratet?

Geheiratet? sagte die Alte. Wer verlangt das wohl? Aber ein Mädchen von armem Herkommen kann doch sein Glück machen. Na, Gott hat es nicht gewollt, und er hatte wohl seinen Zweck damit gehabt. Aber Signe gleicht der Mutter, und sie wird sich schon vorwärts bringen.

Die Männer tranken schweigend, und der Roden schnurrte. Die Sonne stand noch hoch, und hier draußen am Meer war der Himmel klarer als drinnen über dem Lande. Es war erst vier Uhr. Seydewitz und Signe standen vor dem südlichen Flügel und blickten auf die Deiche hinaus. Der Wind trug das Brausen des Meeres über den Ramm hinüber.

Hier ist es sehr einsam, sagte Seydewitz, nicht wahr?

Signe nickte.

Er sah das hübsche, junge, frische Mädchen an, sah sie an, bis sie lächelte, und dann nahm er sie in seine Arme und küßte sie. Er meinte, darüber brauchte gar nicht erst geredet zu werden, aber sein Kopf war heiß vom Wein, und das Mädchen war warm. Sie drückte sich dicht an ihn und fand das ganz in der Ordnung. Sie wurden so gute Freunde, daß sie ihm versprach, sie würden sich wiedersehen. Jetzt sollte sie nach Deichhof in Dienst, unter Menschen.

Viel sprachen sie nicht miteinander, aber sie küßten sich sehr lange und sehr reichlich.

Drinne im Zimmer saß Justesen mit den Alten und trank ziemlich schweigsam. Sie arbeiten noch auf Deichhof, Ole Madsen? fragte er dann.

Ab und zu, lautete die Antwort.

Und wie geht es dem Gutsbesitzer?

Der Ryggeffjedmann zuckte mit den schiefen Schultern. Zum Teufel geht es. Fein soll es sein, und dreckig und verflucht ist es. Dem kann weiter nichts helfen als der rote Hahn.

Ole! sagte die Frau nachbrüchlich.

Der Ryggeffjedmann trank. Justesen warf ihm einen verstohlenen Blick zu.

Der rote Hahn hat hier im Viehland ziemlich häufig gekräht, fünf Hölse und vier Häuser im letzten Jahre. Es heißt, wir kriegen die fliegende Kommission hier herunter.

Der Ryggeffjedmann lachte höhnisch.

Ja, allein könnt ihr ja nichts entdecken. Was, Justesen?

Ole! ertönte es wiederum scharf vom Herde her.

Justesen blinzelte mit den grünen Augen.

Es könnte sein, daß wir auf einer Spur wären, Ole Madsen. Aber sehen Sie, wir überellen uns nicht. Und wir nehmen niemand fest, ehe es nicht einen Zwed hat. Der Bürgermeister ist ein Staatskerl, er liebt keine Überstürzung. Aber aufgehoben ist nicht aufgehoben. Na, jetzt wollen wir uns wohl das Haus ein wenig ansehen, Ole, wir kommen ja sonst niemals her.

Der Ryggeffjedmann schüttelte sich unbehaglich. Hier gibts nichts zu sehen.

Dann standen sie auf.

Wir müssen gewiß nach Hause, sagte der Ortsvorsteher, wir müssen erst durch das Wasser draußen, und hier auf dem Viehlande fährt's sich nicht gut, wenn es dunkel wird. Wo ist der Referendar?

Justesen lachte.

Er und Signe blickten einander gewiß in die Augen.

Das ist ein richtiger Kopenhagner, der.

Es ist das beste, wir spannen jetzt an, fuhr er fort, und der Ortschaftsälte ging mit dem Ryggeffjedmann hinaus, um nach den Pferden zu sehen. Er hatte während des Besuchs kein Wort gesprochen; das war sein gewöhnlicher Beitrag zu Unterhaltungen.

Justesen ging zu der alten Frau am Herde hin.

Madame Madsen, sagte er, ich bin zwar lange Zeit hier draußen umhergereist. Aber das Wasser ist schuld daran, daß ich nicht herübergekommen bin. Ich habe oft daran gedacht, daß ich viel mit Ihnen zu besprechen hätte. Wir kennen uns ja aus alten Tagen, von damals her, als Sie dem Gutsbesitzer auf Strandgaard das Haus führten. Wir wollen nicht darüber sprechen; ich weiß, er hat seinen Hof angesteckt, und er verbrannte ja auch selbst mit. Die arme, gichtbrüchige Frau konnte einem leidtun, und Sie bewogen mich, zu schweigen, wie ich es getan habe. Ich will nicht über die alten Sachen sprechen. Aber es geschieht viel Neues, und Sie hören ja nun einmal mehr als wir andern. Jetzt kriegen wir die Feuerkommission. Der Alte draußen kann es nicht mehr allein schaffen. Sollten Sie etwas hören, Madame Madsen, so lassen Sie es mich wissen. Es gibt einen guten Groschen zu verdienen, und Sie sollen genug kriegen, um das Mädel damit in die Höhe zu bringen. Verstehn Sie mich? Wenn Sie etwas hören, dann nur ein paar Worte an mich.

Er beugte sich zu ihr hinab.

Sie nickte.

Ich weiß nichts, Herr Justesen, noch nicht, aber es kommt, es kommt eines Tages. Und dann sollen Sie es erfahren, zum Dank für damals, als Sie gut an uns gehandelt haben.

Sie können mir durch das Mädchen Nachricht zugehen lassen. Und Ole, wie steht's mit dem? Trinkt er noch?

Die Alte schüttelte den Kopf.

In der letzten Zeit geht es ganz verkehrt. Seitdem er begonnen hat, nach Deichhof zu gehn. Nun hat er sich acht Tage lang gehalten, aber so, wie er dort hinüberkommt, geht es verkehrt, ganz verkehrt. Ole ist es hier oben nicht richtig, Herr Justesen. Es ist mein eigner Sohn, aber er ist hier oben nicht richtig; Gott weiß wohl, wozu auch das gut sein mag. Aber jeder muß ja zu den Seinen halten.

Und Ole ist es nicht? fragte Justesen scharf.

Die Alte erhob den Kopf und sah den Polizeibeamten mit dem merkwürdig festen Blick ihrer blauen Augen an.

Nein, Herr Justesen, Ole ist es nicht.

Justesen räusperte sich.

Ich glaube Ihnen, Madame Radsen, wir sind ja alte Bekannte. Aber ich sage Ihnen, ein paarmal hätte ich es beinahe angenommen.

Ole ist es nicht, sagte die Alte. Er führt den roten Hahn im Munde, aber er tut niemand was zuleide.

Na, ja ja, sagte Justesen und reichte ihr die Hand, dann bleibt es also bei unsrer Verabredung. Ich bekomme Nachricht, wenn es irgend etwas neues gibt.

Draußen vor dem südlichen Flügel standen die beiden jungen Leute noch immer. Und erst als der Wagen auf den spitzen Steinen rasselte, riß Seydewitz sich los.

Der Myggesjebmann ging mürrisch und verdrießlich im Hofe umher. Seydewitz bezahlte den Wein und wurde damit alles Geld los, was er bei sich hatte. Als er sich von der Alten verabschiedete, blickte sie ihn forschend an.

Meinen Sie es mit dem Mädchen nicht ehrlich, dann lassen Sie sie zufrieden, sagte sie ruhig, sie ist eines feinen Mannes Tochter und hat das warme Blut ihrer Mutter.

Seydewitz errötete.

Der Wagen fuhr leer über das Wasser, und der Myggesjebmann ruberte die Gäste auf einem Prähm hinüber. Als sie vom Steinufer fortrollten, war die Sonne tief zum Deich hinabgesunken. Seydewitz starrte zu der Scheune zurück, vor der Signe stand.

Er hatte heiße Wangen.

Das war eine gute Idee, sagte er endlich, und das Mädel war wunderhübsch.

Justesen lachte mit seinem kurzen, trocknen Lachen.

Kann sein, daß der Herr Referendar und ich wieder mal nach Myggesjeb kommen. Ich überlasse dem Herrn Referendar die Junge, mich interessieren die Alten.

Und der Wagen krabbelte durch den Lehm über das Viehland hin, zwischen Hecken und sturren Weidebäumen. Und der Schal wurde schwarz und verdeckte mit dem Dunkel der Nacht die ganze Gegend.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 18. Juli 1909

(Der Kanzlerwechsel. Von den Partelen. Das Befolungsgeß.)

Der 14. Juli wird auf lange Zeiten ein denkwürdiger Tag für das Deutsche Reich bleiben, denn er brachte das eigentlich von keiner Seite wirklich gewünschte Ausscheiden des Fürsten Bülow aus seinem Amte, des erfolgreichsten Reichskanzlers seit Bismarck, dem er auch an Amtsbauer am nächsten kommt. Zugleich haben sich außer den notwendigen Ersetzungen einige Verschiebungen in den leitenden Stellen des Reichs und Preußens vollzogen, auf die man nicht gerade gefaßt war. Trotzdem sind diese Änderungen mit aller Ruhe hingenommen worden, was bei unsrer kritischüchtigen Presse immerhin bemerkenswert ist, aber in dem Umstande ausreichende Begründung findet, daß nach einem Überblick über die Namen jedermann zu der Überzeugung kommen muß: der Kurs bleibt der alte. Damit war eigentlich niemand unzufrieden gewesen, und der allgemeine Wunsch ging dahin, daß auch der verantwortliche Steuermann der alte hätte bleiben sollen. Da er aber selbst nicht mehr wollte und auch der Kaiser seine Gründe billigte, hat es nicht sein sollen. Wir müssen uns also mit einem andern Steuermann zurechtfinden. Der neue Reichskanzler hat bei seinem Amtsantritte eine gute Presse vorgefunden, selbst im Auslande. Daß Pariser und Londoner Blätter sich nicht enthalten können, dem Fürsten Bülow einige Vorwürfe nachzurufen, hat in Deutschland nur die Ansicht bekräftigt, daß wir an ihm viel verloren haben, und Herr v. Bethmann wird nicht verfehlen, daraus den Schluß zu ziehen, daß für die auswärtige Politik die strengste Nachfolge Bülows seine vornehmste vaterländische Aufgabe ist. Daß der bisherige Stellvertreter — so darf man wohl immerhin sagen — des Fürsten Bülow zum Reichskanzler und preussischen Ministerpräsidenten ernannt worden ist, läßt deutlich die Mitwirkung des Fürsten Bülow erkennen; es wird auch nicht bezweifelt, daß auf seinen Rat der Kaiser die Ernennung vollzogen hat. Nur die Berufung eines andern hätte Erstaunen hervorgerufen, obwohl ein Diplomat, auch ein höherer Armee- oder Marineoffizier mit diplomatischer Erfahrung sehr wohl hätten in Frage kommen können. Trotzdem war das Geheimnis der Ernennung wie auch der übrigen Personalveränderungen bis zur letzten Stunde vollständig gewahrt worden, die sonst immer „unterrichteten“ Blätter teilten höchstens Vermutungen mit, und die Kontrolle der Möbelwagen vor dem Reichskanzlerpalais hatte sogar zu einem Fehlschluß geführt. Erst am Vorabend konnte ein hauptstädtisches Organ durch seine vorzüglichen Verbindungen feststellen, daß ein Besuch der Gattin des bisherigen Vizekanzlers im Reichskanzlerpalais wegen besondrer Umstände als zukünftige Besitzergreifung gedeutet werden müsse. Die Beziehung zur Bediententreppe hat sich im vorliegenden Falle als zuverlässig erwiesen. Diese Nebensächlichkeit sei hier bloß erwähnt, um weitere Kreise abermals darauf hinzuweisen, wie wenig von den zahlreichen angeblichen Nachrichten aus der Umgebung des Kaisers zu halten ist. Von dort und über die Beziehungen des Monarchen zu seinen Ratgebern erfahren die Blätter nie mehr, als was veröffentlicht werden soll. Über alles weitere liegt undurchdringliches Geheimnis. Zur Erhärtung sei noch daran erinnert, daß vor sechs Jahren die Notwendigkeit der bekannten Stimmritzeroperation beim Kaiser unmittelbar nach den großen Manövern in Sachsen erkannt worden war, und daß doch acht Wochen lang keine Zeitung eine Silbe darüber erfahren hatte, obwohl eine große Zahl von vertrauten Personen davon gewußt haben muß. Von diesen ist nie etwas zu erfahren, und die Nach-

richten über die Hintertreppe lassen nur in seltenen Fällen eine so sichere Schlußfolgerung zu wie der Besuch einer Dame in ihrer zukünftigen Küche.

Der neue Reichskanzler ist der erste, der aus der innern Verwaltung hervorgegangen ist, und seine Ernennung legt den Schluß nahe, daß augenblicklich der Schwerpunkt der deutschen Politik auf dem Gebiete des Innern liegt. Da Herr v. Bethmann der Stellvertreter und auch der Vertraute seines Vorgängers war, so ist er sicher mit der bisherigen Richtung der innern Politik vollkommen einverstanden gewesen, und es liegt nicht der geringste Anhaltspunkt dafür vor, daß er andre Bahnen einschlagen werde. Eine direkte Fortsetzung der Politik mit dem sogenannten Block ist freilich nicht möglich, da er in Stücke geborsten ist, jedoch besteht auch kein Zweifel darüber, daß der Reichskanzler in keinem Falle gegen seine bisherige Überzeugung Schritte unternehmen würde, die auf die alleinige Unterstützung der Konservativen und des Zentrums angewiesen wären. Ihm liegt das Ausscheiden des liberalen Elements vollkommen fern, und er begegnet sich darin durchaus mit der Ansicht des Monarchen und auch des Bundesrats. Es wird somit vom Verhalten der liberalen Parteien abhängen, wie weit sie gewillt sind, ihr parteipolitisches Gewicht durch positive Mitarbeit zur Geltung zu bringen. Denn bei der aus verständlichen Beweggründen in den letzten Wochen eingehaltenen reinen Oppositionsstellung können sie im eignen Interesse auf die Dauer nicht beharren. Sie würden sich dadurch in eine viel zu bedenkliche Nähe zur Sozialdemokratie begeben, als es das Volksbewußtsein, wie es bei den letzten Wahlen zum Durchbruch gekommen ist, verträgt. Es ist ohnehin kein Vorteil für den Liberalismus, daß er die soeben wieder gebotne Gelegenheit, zu einer straffern Einheit zu gelangen, abermals unbenutzt hat vorübergehen lassen. Seine schwachen Führlinien werden einzeln gegenüber den stärkern und einheitlicher organisierten Parteien, den Konservativen und dem Zentrum, einen viel schwerern Stand haben, als wenn sie geschlossen vorgingen. Nur in dieser Form würden sie auch einer ihnen wohlgesinnten Regierung eine wirkliche Stütze bieten. Schwäche neigt gern zur Opposition, aber damit ist keiner Regierung gedient, und schließlich würde jede Politik, die auf die Mitwirkung der Liberalen gerichtet ist, unmöglich werden. Die Regierung würde die Mehrheiten nehmen müssen, die sich ihr bieten, wie man das eben erst bei der Reichsfinanzreform vor Augen gehabt hat. Die Liberalen dürfen doch keinen Augenblick vergessen, daß sie eine bürgerliche Partei ausmachen, die sich politisch positiv betätigen und gewisse hergebrachte Neigungen überwinden muß, sonst kann ihnen keine Regierung, auch die liberalste nicht, helfen.

Die Lage der Parteien, wie sie der neue Reichskanzler vorfindet, ist ziemlich ungünstig, gerade für seinen Standpunkt doch kaum ungünstiger als die, mit der sich sein Vorgänger bis zur letzten Reichstagswahl zurechtzufinden hatte. Immerhin bleibt es eine sehr schwierige Aufgabe, die sich der Staatskunst des Reichskanzlers darbietet. Er ist allenthalben mit Vertrauen aufgenommen worden und wird am klarsten erkennen, daß er sich dieses Vertrauen täglich neu erwerben muß, um es dauernd zu besitzen wie sein Vorgänger, dem dieses Glück aber auch erst in den letzten Jahren beschieden war. Er hat die Zeit vor sich, und man sagt: die Zeit bringt Heilung. Jedenfalls kann sie heilend auf die jetzt zerrissenen Parteiverhältnisse einwirken, wenn sich die Aufregung dieser Tage gelegt hat über die Vorgänge, die nicht mehr zu ändern sind, die aber durchaus nicht gerade so verlaufen mußten, wie sie sich abgewickelt haben. Mit Klagen darüber kommt man nun nicht weiter, aber man kann aus dem Geschehenen lernen. Wenn sich jetzt die Liberalen — wenigstens in ihren Blättern — gewissermaßen als die Schicksalsgenossen des Fürsten Bülow hinstellen, so mag ihnen das wohlthun, auch einigen

Eindrucks auf die Massen fähig sein, aber auf die Dauer ist es nicht von Nutzen. Ob Fürst Bülow seinerseits Gefühle ähnlicher Art hegt, ist sehr fraglich. In dem vor einigen Tagen mit seiner Bewilligung veröffentlichten vielerörterten Gespräch unterstreicht er seine frühere Beurteilung der konservativen Parteileitung mit harten Worten, aber die liberale Opposition erwähnt er mit keiner Silbe, am wenigsten mit einem Worte der Anerkennung oder gar des Dankes. Auch sonst hat bisher von seiner Seite nichts verlautet, was sich in diesem Sinne deuten ließe. Das wird hier nicht ausgesprochen, um den Liberalen etwas Unangenehmes zu sagen — das besorgen schon andre Leute —, sondern um sie in ihrem und des Reiches Interesse vor Täuschungen zu warnen. Jede Opposition hat im Auge eines Regierenden nur dann Wert, wenn sie in der ersten Absicht einer wirklichen Verbesserung geführt wird, und wenn sie einen positiven Erfolg erreicht. Das gerade werden die Liberalen selbst von ihrer letzten Opposition nicht behaupten können, und daß sie sogar gegen die Steuervorlagen stimmten, für die sie vorher eingetreten waren, war kein Beweis von Stärke, sondern eine leere Demonstration. Mit der Fortsetzung dieser Taktik würde dem Zentrum erst recht zu einer dauernden Machtsstellung verholfen. Wollte sich der Liberalismus damit begnügen, und glaubt er seine Stellung dadurch zu verbessern, daß er die Konservativen für alles verantwortlich macht und seine ganze Tätigkeit auf ihre Bekämpfung beschränkt, so wird er höchstens Befriedigung auf dem Flügel erzeugen, der sich heute noch in der Rolle als Vorfrucht der Sozialdemokratie wohlbefindet. Dem Liberalismus als bürgerliche Partei wäre damit übel gebient, wenn auch der vieldeutige Ausdruck liberal selbst ein solches Vorgehen bedenklich würde. Aber für Nebel bis Wassermann gibt es keinen gemeinschaftlichen Boden. Die liberalen Parteien haben vor dritthalb Jahren ihre jetzige Verstärkung nur erfahren, weil sie sich auf den nationalen Boden gestellt hatten; die Wähler, die diesen Umschwung entschieden, waren keineswegs eingeschriebene Liberale, und sie würden in Zukunft für einen in die Oppositionsstellung zurückgefallenen Liberalismus in keinem Falle zu haben sein. Der Triumph der Sozialdemokratie und damit die Vormachtsstellung des Zentrums wären damit endgiltig entschieden. Es ist anzunehmen, daß in einsichtigen liberalen Kreisen diese Lage erkannt, und wenn wieder Zeiten ruhiger Erwägung gekommen sind, auch danach gehandelt wird. Der Block ist durch beiderseitige Schuld gescheitert, aber der zugrunde liegende nationale Gedanke besteht, denn er ist richtig. Es werden wieder Zeiten kommen, wo man sich in nationalen Fragen zusammensindet, und es würde ein Armutszeugnis für den Liberalismus sein, wenn er dem stets bereitstehenden Zentrum die Gelegenheit eröffnen wollte, nationaler zu sein als er.

Die konservative Parteileitung hat auf die in einem Hamburger Blatte veröffentlichte Äußerung des Fürsten Bülow eine Erwiderung veröffentlicht, die in einem sehr hohen Tone gehalten ist; soweit sie sich auf die zurückliegenden Ereignisse bezieht, mag sie hier auf sich beruhen, da doch nichts mehr zu bessern ist. Aber der stark hochmütig klingende Satz: „Mögen auch manche Elemente mehr gouvèrnementaler und schwankender Richtung von uns sich trennen“, erfordert doch eine Entgegnung. Die satte Selbstgerechtigkeit der Parteileitung scheint keine Empfindung dafür zu haben, welche schweren innern Kämpfe bisher stets getreuen konservativen Männern erwachsen müssen, wenn sie sich durch weitere Fehler der leitenden Stelle gezwungen sehen würden, sich von der Partei abzuwenden. Darüber mit dem unberechtigten Vorwurfe „gouvèrnemental und schwankend“ hinweggehen zu wollen, ist eine Überhebung, die niemand zusteht. Der konservativen Partei haben die gouvèrnementalen Elemente niemals zum Nachteil gereicht, zu verschiedenen Zeiten sind gerade von dieser Seite der Überzeugung Opfer gebracht worden, die man auf dem agrarischen Flügel bisher kaum zu beobachten Gelegenheit hatte.

Warum hat denn der Abgeordnete Dr. von Seydebrand und der Lasa seine unstreitig eindrucksvolle Rede nicht zu Anfang der Debatten gehalten, um der ablehnenden Haltung gegenüber der Erbanfallsteuer eine der Partei würdige, wenn auch nicht von allen gebilligte politische Unterlage zu geben? Warum kam sie erst, nachdem alles vorüber war, während man vorher mit den rein agrarischen Argumenten operieren ließ, die nicht bloß bei den grundsätzlichen Gegnern der Konservativen den Anschein des Eigennutzes der Partei aufkommen ließen? Schon da liegen taktische Fehler vor, die die Parteileitung keineswegs zu einer so überhebenden Sprache berechtigen. Bisher hat die konservative Partei noch auf dem Standpunkte gestanden, daß das Deutsche Reich größer ist als der Zirkus Busch; es wird auch die Zeit wieder kommen, wo eine konservative Parteileitung das einzieht.

In die vergangne Woche fällt auch die endliche Verabschiedung des Reichsbesoldungsgesetzes. Die analoge Vorlage für Preußen war schon vor Wochen Gesetz geworden, und da die Reichsfinanzreform zustandegelommen war, mußte auch die Reichsbesoldungsvorlage noch vor Schluß des Reichstags in den Hafen gebracht werden. Die anscheinend schweren Meinungsverschiedenheiten waren in der Kommission ausgeglichen worden, es fehlte nur noch die Abstimmung zur zweiten und dritten Lesung. Alle Parteien hatten ein Interesse daran, auch mit Rücksicht auf die Wähler den Reichsbeamten endlich Beruhigung zu schaffen. Man hätte demnach auf einstimmige Annahme des Kommissionskompromisses, dem die Regierung beigetreten war, rechnen dürfen, aber das Parteiinteresse dachte anders. Noch niemals hat sich eine Reichstagsmehrheit durch die Rücksicht auf die Agitation gewisser Interessenten so weit treiben lassen wie am vorigen Montag; es handelte sich auch kaum noch um die Besoldungsvorlage, eher um die Stimmen der Postbeamten. Abends stand die Entscheidung auf des Messers Schneide, nachdem vom Bundesratsstische dreimal jedes Hinausgehen über die Kommissionsbeschlüsse als unannehmbar und die gesamte Vorlage gefährdend bezeichnet worden war, und trotzdem 220 Abgeordnete (gegen 114) für die neu beantragten Erhöhungen gestimmt hatten. Es befanden sich darunter die Abgeordneten, die die Einnahme der Steuerreform nicht bewilligt hatten, ferner solche, die schon für Sparsamkeit auf allen Gebieten selbst geredet oder wenigstens dazu genickt hatten, und andre, die sich bei den für die weitere Begünstigung außersehenen Beamten für zukünftige Wahlen zu empfehlen gedachten. Bei den erbitterten Gegnern der Finanzreform war wohl auch der Wunsch rege, durch Erhöhung der Ausgaben um so leichter den Beweis für die behauptete Unzulänglichkeit der neuen Steuern zu bringen. Die Berechtigung der Abänderung des Kompromisses spielte die geringste Rolle. Und alle diese Beweggründe konnten nur Erfolg haben, wenn der Bundesrat umfiel, wie der schöne Ausdruck heißt, und da er es nicht tat, fiel die Mehrheit am andern Tage selbst um. So kam die Besoldungsvorlage zustande. Kann man es bei solchem Verhalten des hohen Hauses den Beamten so sehr verdenken, wenn sie durch eifrige Agitationen ihre Interessen mit denen der Abgeordneten in eine unmißverständliche Verknüpfung zu bringen suchen? Das soll keine Entschuldigung unberechtigter Agitationen sein, sondern ein Hinweis darauf, wo ein verderblicher Anreiz dafür zu suchen ist. Natürlich kann das Besoldungs Gesetz nicht alle zum Teil recht weitgehenden Wünsche berücksichtigen, aber alle Einsichtigen sind einverstanden, daß diesmal getan worden ist, was nach Lage der Finanzen möglich war. Die Beamenschaft hat der Reichsregierung und nicht zuletzt den Steuerzahlern für das Erreichte dankbar zu sein, und der schon in nächster Zeit infolge der Rückwirkung des Gesetzes bis zum 1. April 1908 zur Auszahlung gelangende Betrag wird ihr doppelt willkommen sein.

Konrad von Studt. Am 1. Juli feierte der frühere Kultusminister von Studt die Erinnerung an den Tag, an dem er vor fünfzig Jahren in den preussischen Staatsdienst eingetreten ist. Von den verschiedensten Seiten ist des Jubilars in anerkennender Weise gedacht worden. Seine Majestät der Kaiser hat Veranlassung genommen, durch ein Telegramm seine warme Teilnahme auszusprechen. Auch wir möchten unter den Glückwünschenden nicht fehlen. Der Minister von Studt hat vielfach scharfe Anfeindungen erfahren. Wir glauben aber sagen zu müssen, daß die erhobnen gehässigen und ungerechten Angriffe meist auf Unkenntnis der wirklichen Tatsachen beruhen. Wie das Kaiserliche Telegramm hervorhebt, kann sich der Minister von Studt mit Recht sagen, daß er stets ein treuer Diener des Königs und des Vaterlands gewesen ist. Wir erinnern nur an das Volksschulunterhaltungsgesetz und die ruhige, sichere Art, in der Minister von Studt den polnischen Schulstreik zum Ende gebracht hat und allzeit für Förderung des Deutschtums in den Ostmarken eingetreten ist. In dem sonst recht schätzenswerten Buche von Germanicus „Fürst Bülow und seine Zeit“ findet sich leider auch ein Abschnitt, der die Tätigkeit des Ministers von Studt in falscher Beleuchtung darstellt, was wohl nur daraus zu erklären ist, daß dem Verfasser die wirklichen altentwässerten Tatsachen nicht ausreichend bekannt gewesen sind. Die Geschichte wird einmal anders urteilen und das verdienstvolle Wirken eines Beamten wie des Ministers von Studt besser zu würdigen wissen und ihm die Anerkennung zuteil werden lassen, die gehässige Leidenschaft ihm jetzt bisweilen vorzuenthalten sucht.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten. Verlag von F. v. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Heimatschutz in Sachsen

Vorträge von R. Beck, Oskar Drude, Cornelius Gurlitt, Arnold Jacobi, Ernst Kühn, Franz Mammen, Robert Wuttke

Mit 74 Abbildungen. [IV u. 184 S.] 8. 1909. Steif geheftet M. 2.25.

Inhalt: Die Entstehungsgeschichte des heimatischen Landschaftsbildes. Von Geh. Hofrat Professor Dr. Drude in Dresden. — Über schutzbedürftige geologische Naturdenkmäler in Sachsen. Von Oberbergerrat Dr. Beck in Freiberg. — Heimatschutz im Walde. Von Privatdozent Dr. Mammen in Charandt. — Der heimatische Pflanzenschutz. Von Geh. Hofrat Professor Dr. A. Jacobi in Dresden. — Schutz des landschaftlichen Bildes. Von Baurat Ernst Kühn. — Schutz des Stadtbildes. Von Cornelius Gurlitt in Dresden. — Heimatschutz in Sachsen. Von Professor Dr. Robert Wuttke in Dresden.

Eine mächtige Bewegung geht durch die deutschen Gauen und hat in Sachsen zur Gründung eines Landesvereins geführt, dessen Zweck im Schutz der sächsischen Heimat mit ihrer natürlichen und geschichtlich herausgebildeten Eigenart besteht.

Die Ziele dieser Bewegung in einer Reihe von selbständigen Vorträgen zu entrollen, haben sechs Vertreter verschiedener Wissenschaftsgebiete sich entschlossen, in der Hoffnung, ebenso klärend als für die gute Sache anfeuernd wirken zu können.

Sie wollen erklären, was der sächsische Landesverband schützen, wo er bessernd eingreifen will. Schon die seltene Mischung verschiedenartiger Fachleute, die nicht der Zufall zusammenwürfelte, sondern die ein gemeinsamer Plan aneinanderschließt, zeigt den weiten Umfang der Heimatschutzbewegung.



Die Aussichten der christlichen Religion in China

Don E. Ruhstrat in Kiuftang (China)



Bei der allgemeinen Reformbewegung sowie dem Thronwechsel im Lande der Mitte ist es von Interesse, sich zu fragen, ob sich die Aussichten für die Verbreitung der christlichen Religion bei der veränderten Lage gehoben haben oder nicht. Rein äußerlich angesehen ist insofern gegen früher ein unverkennbarer Fortschritt zu verzeichnen, als die Mandarinen jetzt ihrer großen Mehrzahl nach von der Kurzsichtigkeit, Zwecklosigkeit und Gefährlichkeit des früher immer beliebten Verfahrens, die Missionare durch kleinliche Mittel aus dem Lande hinauszujagen, überzeugt zu sein scheinen. Die fortwährenden Unruhen der neunziger Jahre haben sich bisher nicht wiederholt. Nachdem selbst das ungewöhnlich starke Aufflammen des Christenhasses während der Vorerzeit nicht den gewünschten Erfolg hatte, sind im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts diesem Hass nur noch sehr vereinzelte Menschenleben zum Opfer gefallen. Das früher zuweilen recht bedrohliche Feuer züngelt nur ganz vereinzelt empor. Trotzdem möchte es gewagt sein, zu behaupten, es werde bald völlig erlöschen. Denn wer etwas tiefer zu sehen versteht und sich nicht durch den oberflächlichen Schein täuschen läßt, der wird bald erkennen, daß sich auf diesem Gebiet in Wirklichkeit recht wenig geändert hat. Um dies ganz zu begreifen, wird man am besten tun, sich darüber Klarheit zu verschaffen, ob die christlichen Sendboten mit dem Willen oder gegen den Willen der leitenden Kreise in das Land gekommen sind und sich noch hier aufhalten. Erst damit treffen wir den Kern der Sache. Zugleich wird es wesentlich zum Verständnis beitragen, wenn wir den Mohammedanismus zum Vergleich heranziehen.

Im Reiche der Mitte mag es ungefähr zwanzig Millionen Mohammedaner geben, während sich etwa eine Million Chinesen zur römisch-katholischen Lehre und nicht viel mehr als hunderttausend zum Protestantismus bekennen. Weder die Regierung noch das Volk hat die Mohammedaner jemals irgendwie in der

Ausübung ihrer Lehre gestört, obgleich ihre Zahl vielleicht beinahe das zwanzigfache von der der Christen beträgt. Wie ist nun dieser auffallende Unterschied in der Behandlung der Anhänger der beiden monotheistischen Religionen zu erklären? Die christlichen Missionare sind allzu sehr geneigt, als Antwort die Behauptung aufzustellen, es läge nur daran, daß sie als Westländer und „fremde Teufel“ den Chinesen verhaßt wären, wogegen es schon seit vielen Jahrhunderten keine proselytierenden Araber mehr in China gäbe. Gewiß wirkt dieser Umstand mit, doch der Hauptgrund ist ein anderer. Wer sich nämlich hierzulande in einer Moschee aufmerksam umsieht, der wird stets eine Tafel darin angebracht finden, worauf in goldnen Schriftzeichen die Worte zu lesen sind: „Möge der Kaiser zehntausend Jahre lang regieren!“ Nun wird man vielleicht denken: ja, was kommt denn am Ende so sehr viel darauf an, ob eine derartige Tafel in dem Gotteshause vorhanden ist oder nicht! Die Sache wird jedoch sofort in das richtige Licht gerückt, wenn erwähnt wird, daß sämtliche größten konfuzianischen, buddhistischen und taoistischen Tempel dem Kaiser genau dieselbe Ehre erweisen. Wir haben es hierbei mit einem allgemeinen Gebote der Regierung zu tun. In jedem Gotteshause soll der Sohn des Himmels so verehrt werden. Wenn sich eine Religionsgemeinschaft dem fügen will, so darf sie im übrigen ziemlich ihrem eignen Willen folgen.

Die Chinesen sind im Grunde in religiöser Beziehung ein sehr tolerantes Volk. Religionskriege, diese entsetzlichen Geißeln der abendländischen Menschheit, kommen in ihrer Geschichte nicht vor. Selbst die beiden großen mohammedanischen Empörungen des vorigen Jahrhunderts in den Provinzen Kansu und Yunnan hatten mit der Religion nichts zu tun. Diese entlegnen und vorher schon mehr oder weniger unabhängigen Landesteile wollten sich vielmehr politisch völlig vom Reiche losreißen. Während der dann folgenden jahrelangen Anstrengungen der Peking'schen Regierung, die Auflehnungen mit erbarmungsloser Strenge und Grausamkeit niederzuwerfen, blieben die 200 000 in der Hauptstadt lebenden Mohammedaner ganz unbelästigt, was am besten beweist, wie wenig es auf das Bekenntnis der Rebellen ankam. Man hat auch niemals gehört, das Gebot, den Kaiser in den Moscheen auf die angegebne Art zu verehren, habe irgendwie mit den erwähnten Empörungen im Zusammenhang gestanden.

Es braucht nun kaum eigens bemerkt zu werden, daß sich keine christliche Gemeinschaft in China bereit finden würde, von ihren Mitgliebern zu verlangen, sie sollten in der Kirche vor einer dort zu Ehren des Kaisers angebrachten Tafel die Knie beugen, wie es die Mohammedaner in ihren Moscheen tun.

Die auf dem Drachenthron sitzenden Herrscher sind an sich keineswegs immer abgeneigt gewesen, die christliche Religion in ihr Land einzulassen. Im Gegenteil, wiederholt haben sich die Missionare in Peking sogar großer Achtung erfreut. Dies gilt besonders von den Jesuiten, die im siebzehnten Jahrhundert bei dem großen Kaiser Kang Hi, aus der noch jetzt regierenden Dynastie, vielleicht dem bedeutendsten Herrscher, den China jemals gehabt hat, in höchstem

Ansehn standen. Man hat sogar nicht ohne eine gewisse Berechtigung die Behauptung aufgestellt, daß ganze Reich der Mitte würde allmählich für den Katholizismus gewonnen worden sein, wenn nicht zwischen der Peking-Regierung und der Kurie einige Streitpunkte aufgetaucht wären, die schließlich fast alles wieder verdarben. Die bei weitem wichtigste dieser Differenzen war die Frage der Ahnenverehrung. Während diese uralte Sitte der Chinesen von den Jesuiten stillschweigend geduldet wurde, stellten sich ihr die Dominikaner schroff und feindselig gegenüber. Rom mußte also entscheiden, welche Auffassung Geltung haben sollte. Nach sehr langem Zögern fiel das Urteil der Kurie zu ungunsten der Jesuiten aus, und nun war es mit deren guten Ausichten völlig zu Ende. Schon längst vor dieser Entscheidung hatte man in Peking die feindselige Seite gegen die Christen hervorgekehrt. Sobald man dort nämlich merkte, daß ein im fernen Westen wohnender geistlicher Herrscher in einigen wichtigen Dingen anderer Meinung sein wollte als der nach seiner eignen Auffassung hoch über allen Königen der Erde stehende Sohn des Himmels auf dem Drachenthron, verkehrte sich die bisherige Duldung in Unbuddsamkeit.

Von diesem noch bis vor nicht langer Zeit hartnäckig festgehaltenen Standpunkte, ihr Kaiser sei allen andern Herrschern unendlich überlegen, ist die Peking-Regierung im vorigen Jahrhundert durch verschiedene recht unsanfte Stöße verdrängt worden, und die dadurch geschaffne neue Lage ist dann der christlichen Mission zugute gekommen. Mag man nun deren Bestrebungen mit Zuneigung oder mit Abneigung gegenüberstehn, so ist es doch für jeden unbefangenen denkenden Menschen klar, daß es nur natürlich war, daß sich die Missionare die infolge der von England und Frankreich gegen China geführten Kriege erzwungne Eröffnung des Reiches für ihre Zwecke zunutze zu machen suchten. Es würde einfältig sein, ihnen das verdanken zu wollen. Die Missionare sollten darüber jedoch niemals vergessen, daß sie es also lediglich der Gewalt der Waffen zu verdanken haben, wenn sie jetzt überall im Lande wohnen und wirken dürfen. Dieser Punkt kann nicht nachdrücklich genug betont werden, denn er ist der Kern der ganzen Missionsfrage in China, an deren Lösung sich während der letzten Jahrzehnte viele Köpfe vergeblich abgemüht haben. Wie die Dinge zurzeit liegen, müssen alle solche Bemühungen wohl fruchtlos bleiben. Denn man kommt nicht um die Tatsache herum, daß es die erdrückende Mehrzahl der chinesischen Beamten jedenfalls vorziehen würde, wenn die Missionare nicht im Lande wären. Allerdings wissen sie andrerseits seit der Vorerzeit sehr gut, daß sie wieder auf den vereinigten Widerstand der dabei beteiligten fremden Mächte stoßen würden, wenn sie noch einmal den Versuch machen wollten, die christlichen Sendboten mit Blut und Eisen loszuwerden. Deshalb fügen sie sich darin, ihre Gegenwart zu ertragen. Unter solchen Umständen aber von den Mandarinen zu erwarten, daß sie die Missionare bei Gefahr immer schnell und mit Eifer schützen sollen, würde zu viel verlangt sein. Vielmehr ist ihre Lässigkeit bei derartigen Gelegenheiten ganz erklärlich. Sobald

also die Stimmung in den Kreisen der Beamten wieder feindseliger gegen die Missionare werden sollte, so würden sich diese sofort wieder in ständiger Gefahr befinden. Das Christenfeindliche Feuer glimmt bei den Mandarinen noch immer unter der nur aus Zweckmäßigkeitsgründen vorläufig zugedeckten Asche weiter. Jeder Windstoß kann die Glut wieder entfachen. Ein vollgiltiger Beweis für den nur verhaltenen Haß ist die verbürgte Nachricht aus der jüngsten Zeit, die Regierung plane alles Ernstes, den Zöglingen der Missionsschulen bei ihrem Eintritt ins Leben das Wahlrecht für das sehnlichst erwartete Parlament zu versagen! Das würde freilich ein Schachzug von nicht geringer Schlaueit sein, denn er müßte den von Missionaren geleiteten Unterrichtsanstalten den Boden unter den Füßen wegziehen. Es ließe sich auch wohl wenig dagegen machen, und deshalb herrscht unter den Missionaren eine begreifliche Aufregung über diese Absicht.

Die logische Folgerung des Zwanges, den die Mächte China in der Missionsache auferlegt haben, würde die sein, in jedem einzelnen Fall unter allen Umständen nachdrücklich darauf zu bestehen, China solle seine einmal eingegangenen Verpflichtungen getreulich erfüllen und solche Mandarinen, die es entweder nicht verstehen oder die nicht willens sind, Unruhen zu verhindern, unnachlässig bestrafen. Wie stark ein scharfes Vorgehen in dieser Beziehung wirkt, hat die Besetzung von Kiautschou gezeigt, als in der Provinz Schantung zwei deutsche katholische Missionare erschlagen worden waren. Die missionsfeindlichen Umtriebe, die in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts eine besonders heftige Form angenommen hatten, hörten jetzt mit einemmal auf, weil es die Mandarinen offenbar einstweilen für zu gefährlich hielten, auf dem betretenen Wege weiterzugehen. Gleichwohl kann es nicht dauernd Abhilfe bringen, wenn den verantwortlichen Beamten nur gelegentlich tüchtig auf die Finger geklopft wird. Eine solche „Kanonenbootspolitik“ aber bei allen vorkommenden missionsfeindlichen Bewegungen konsequent durchzuführen, müßte schließlich die Zertrümmerung des Reiches und damit unabsehbare Verwicklungen zur Folge haben. Eine so schwere Verantwortung wird aber lediglich um der Missionare willen niemand gern übernehmen wollen.

Wie soll man denn aber aus dem unerfreulichen Dilemma, die christlichen Sendboten überall in das Innere des großen Reiches gehen zu lassen, ohne daß sie doch dort von den fremden Regierungen, solange diese besonnen handeln wollen, genügend zu schützen wären, wogegen die Mandarinen nicht anders als lässig in ihren Schutzmaßregeln sein können, bald herauskommen? Ja, wer hierauf eine allseitig befriedigende Antwort zu geben wüßte, der verdiente wirklich einen Nobelpreis zu erhalten. Mir scheint, daß die Missionsfrage aus den angedeuteten Gründen auf absehbare Zeit überhaupt nicht lösbar ist. Der einzige Mann, der einen vielleicht gangbaren, aber dabei jedenfalls höchst beschwerlichen und langen Weg gezeigt hat, ist der angesehene amerikanische Missionar Dr. Gilbert Reid. Er sagte sich nicht mit Unrecht: wenn wir so

weiter arbeiten wie jetzt und immer nur Chinesen der untern Volkskreise befehlen, dann erreichen wir in vielen Jahrhunderten nicht das ersehnte Ziel. Deshalb will ich für meine Person versuchen, die Sache am andern Ende anzufangen, indem ich mich an die leitenden Kreise in Peking wende, um diese allmählich für das Missionswerk zu interessieren. Das war vor zehn bis elf Jahren. Dr. Reid, dem es damals in der Tat schon gelungen war, mit manchen Großwürdenträgern Bekanntschaften anzuknüpfen, wollte in der Hauptstadt ein sogenanntes Internationales Institut einrichten, worin Vorträge aller Art für die gebildeten Klassen gehalten werden sollten. Der Gedanke war nicht übel, und es gelang seinem Urheber auch, die Mittel dafür durch Sammlungen in Amerika und in Europa zusammenzubringen. Aber unglücklicherweise folgte bald darauf die Vorerzeit, die alles in Frage stellte. Nach der Beilegung der Wirren schien es Dr. Reid nicht mehr aussichtsreich genug zu sein, sein Institut in Peking zu errichten. Er wählte nun statt dessen Schanghai. Dort vermag er jedoch für den Zweck, den der Urheber anfänglich im Auge hatte, bei weitem nicht so gut zu wirken wie in der Hauptstadt. Es würde fast genau dasselbe sein, wie wenn jemand, der die leitenden Persönlichkeiten des Deutschen Reichs beeinflussen wollte, sich gezwungen sähe, in Hamburg zu wohnen anstatt in Berlin.

Zu erwähnen bleibt noch, daß man es nicht unversucht gelassen hat, sich mit dem Evangelium unmittelbar an die verstorbene Kaiserin-Witwe zu wenden. Europäische und amerikanische, in China lebende Damen verehrten ihr nämlich vor einigen Jahren eine schön ausgestattete Bibel in chinesischer Sprache. Die Herrscherin hat das Geschenk freundlich entgegengenommen, ohne daß jedoch weitere Folgen damit verbunden gewesen wären.



Vorgeschichte der französischen Revolution von 1789

Von Hermann Jaenike

1



U den Grenzböten von 1906 III S. 240 ff. und S. 289 ff. haben wir die Vorgeschichte der französischen Revolution von 1789 bis zu dem Augenblicke verfolgt, wo Calonne seine große Staatsreform in Angriff nahm und der ersten Notabelnsammlung zur Begutachtung unterbreitete. Mit diesem Ereignis schloß Adalbert Wahl den ersten Band seines bedeutsamen Werkes, dem er nunmehr den zweiten und zugleich letzten Band hat folgen lassen. *) Bemerkens-

*) Vorgeschichte der französischen Revolution. Ein Versuch. Zweiter Band. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1907. — Im Leipziger Literarischen Zentralblatt vom

wert ist, daß Wahl die revolutionäre Bewegung, besonders von der Mitte des Jahres 1788 an, mehr als bisher im Sinne des größten Historikers der Periode, Tocqueville, behandelt; eine Tatsache, die sich teils aus dem gleichmäßigen Quellenstudium, teils aus dem Bestreben beider Geschichtschreiber erklärt, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich gewesen sind, und nicht durch rationalistische Konstruktionen festzustellen. Mit Recht sagt er in einem dem Werke beigegebenen Exkurs, daß er es bei aller fast unbegrenzten Verehrung für Ranke für unzulässig halte, ihn als kanonische Autorität zu betrachten, daß aber seine Schrift bei allen Abweichungen im einzelnen in der Art der Auffassung gegenüber der Mehrzahl der französischen Historiker ein Zurück zu Ranke bedeute. Seine Darstellung ist überaus frisch und anschaulich und nimmt in gewissen Partien geradezu aktuellen Charakter an.

Eine Notabelnversammlung war eine Art von Staatsrat, den der König hin und wieder aus vornehmen Herren vom Klerus und Adel und aus höhern Beamten einberufen hatte, um mit ihnen über wichtige Staatsangelegenheiten zu verhandeln. Das letzte Mal war dies 1626, also zwölf Jahre nach dem letzten Zusammentritt der Generalstaaten, geschehen; aber der monarchische Absolutismus Frankreichs nahm bald darauf eine solche Festigkeit an, daß Richelieu und seine Nachfolger selbst von der Berufung eines solchen Staatsrats absehen konnten, um so mehr, als sie ja verfassungsmäßig keine Notwendigkeit war. Wenn also Calonne jetzt, nach über hundertundsechzig Jahren, die alte historische Einrichtung zu neuem Leben erweckte, so schien dies manchem Politiker von vornherein bedenklich: man sah darin eine Schwächung der königlichen Gewalt und glaubte nicht recht daran, daß es dem Minister mit seinen Reformen ernst sei, vermutete vielmehr, daß er lediglich, um die verfahrenen Finanzen in Ordnung zu bringen, eine Steuererhöhung durchsetzen wolle, mit der er bei dem Parlament auf den heftigsten Widerstand gestoßen wäre. Calonne teilte jedoch keinerlei Bedenken. Er legte dem König eine ausführliche Denkschrift vor, in der Vorschläge zur Abstellung des Defizits und zu einer Reihe der allerwichtigsten Reformen gemacht wurden. Der König gab seine volle Einwilligung hierzu und konnte in der folgenden Nacht vor freudiger Aufregung nicht schlafen. Am 29. Dezember 1786 erging daraufhin die Einberufung der Notabeln zum 29. Januar 1787. Im ganzen wurden ihnen achtzehn Reformpläne vorgelegt. Der erste und wichtigste schlug die Errichtung von Provinzial-, Distrikt- und Gemeindeversammlungen in allen Provinzen vor, die noch keine

20. Februar 1909 (Nr. 8) finde ich die Besprechung eines Buches von Hans Glagau, Reformversuche und Sturz des Absolutismus in Frankreich (1774 bis 1788), München, 1908, Dönbouurg, in der es heißt: „Glagau hat ein sehr hübsches, sicher zuverlässiges, äußerst gut stilisiertes Buch geschrieben, dessen Gesamtauffassung aber durchaus diejenige Wahls ist, und das als Ganzes nach Wahls Wert geradezu als überflüssig erscheinen muß.“ „Das Schlussergebnis ist . . . bei beiden dasselbe: Sturz des Absolutismus, also Sieg der Freiheit, Stillstand der Reform von oben, Bahn frei für den Kampf des dritten Standes um die Gleichheit!“

Provinzialstände hatten, also in den meisten; auf diese Weise sollte die bisherige fast vollständige Zentralisation der Verwaltung vermindert und vor allem das Interesse am Staat und das Verständnis für seine Aufgaben wieder erweckt werden. Die zweite Denkschrift handelte von der Reform der Grundsteuer (*impôt territorial*), wonach fortan die Einkünfte aller Ländereien, auch der Domänen und der Kirchengüter, getroffen werden sollten. Der Minister hoffte hierbei etwa 100 bis 104 Millionen zu erlangen, denen ein Ausfall von etwa 54 Millionen dadurch gegenüberstand, daß man die zwei Zwanzigsten (*vingtièmes*) nicht weiter erheben wollte. Andre Denkschriften befaßten sich mit der Herabsetzung der Taille, besonders für die Tagelöhner und die Arbeiter, mit der Freiheit des Getreidehandels, mit der Abschaffung der Naturalleistungen für die königliche Begefron und ihrer Ersetzung durch eine Gelbzahlung, ferner mit der Beseitigung aller Zollschranken im Innern des Königreichs, das nur von einer einzigen Zolllinie an seinen Grenzen umgeben sein sollte, sodann mit einer Reform der Gabelle, jener furchtbar drückenden Salzsteuer, die jedes Jahr Hunderte dem Verderben preisgab, endlich mit der bessern Verwaltung der Domänen und der Forsten. Die Pläne Calonnes gingen also weit über das hinaus, was einst Turgot erstrebt hatte; ja sie enthielten des Guten viel zu viel, als daß es in ein bis zwei Dezennien, geschweige denn in einem Jahre hätte in die Wirklichkeit umgesetzt werden können. Man kann nun nicht urteilen, wie das bisher so oft geschehen ist, daß die Notabeln diesen Plänen interesselos gegenübergestanden hätten, das Gegenteil davon ist richtig; aber sie machten es sich von vornherein zur Hauptaufgabe, den bestehenden Absolutismus aufs leidenschaftlichste zu bekämpfen. Obwohl sie z. B. das Steuerprivilegium ohne weiteres preisgaben, nutzten sie doch die Geldverlegenheit der Regierung sofort aus, um einen Anteil an der Macht des Staates für sich selbst und das Volk zu erringen.

Die Versammlung der Notabeln bestand aus 144 Mitgliedern; darunter waren 7 Prinzen von Geblüt, 39 Adlige, 11 Geistliche, 12 Vertreter der schon vorhandenen Provinzialstände, 25 Bürgermeister und andre städtische Beamte sowie 50 Vertreter der Parlamente und der übrigen Magistratur. Es gehörten zu ihnen der populäre junge Marquis von La Fayette, der für die Freiheit Amerikas gekämpft hatte, und als Führer der Versammlung die aufgeklärten Erzbischöfe von Narbonne, Niz und Toulouse. In der ersten Sitzung hielt Calonne nach einer vom Könige verlesenen Ansprache eine glänzende Rede, in der er zunächst den großen Fehlbetrag der Staatskasse eingestand; er habe schon 1783 etwa 80 Millionen Defizit vorgefunden, und dieses sei infolge des Krieges gegen England inzwischen noch gewachsen, aber die Lage sei keineswegs verzweifelt: „denn in den Mißbräuchen besitze der Staat einen reichen Schatz, den er nur zu heben brauche.“ Nachdem er dann seiner Reformpläne Erwähnung getan hatte, wurden die Notabeln auf sieben unter dem Voritze je eines Prinzen von Geblüt stehende Bureaus verteilt, in denen die einzelnen

Denkschriften beraten werden sollten; die Abstimmung erfolgte nach Köpfen, nicht nach Ständen. Am 24. Februar ging man an die Arbeit, und es zeigte sich, daß im allgemeinen das Reformwerk Anklang fand; aber es fehlte doch auch nicht an wesentlichen Abänderungsvorschlägen. So war selbst der dritte Stand noch nicht gewillt, in den Provinzial-, Distrikt- und Gemeindeversammlungen eine Vermischung der Stände eintreten zu lassen, also z. B. einem Edelmann zuzumuten, daß er unter dem Vorfige eines Bürgerlichen berate; andererseits wünschte man eine stärkere Vertretung des dritten Standes in diesen Versammlungen. Ferner hielt man den von der Regierung vorgeschlagenen Zensus von 600 Franken Einkommen für die ländlichen Gemeinden zu hoch und glaubte, man könne sich mit 100 oder 200 Franken begnügen. Endlich erstrebte man eine Vermehrung der Befugnisse der neuen Versammlungen, dergestalt daß z. B. den Provinzialversammlungen ohne jede Einschränkung gestattet sein solle, die Steuern zu verteilen.

Soweit war alles in Ruhe verlaufen; das wurde aber anders, als man zur Beratung der neuen Steuer gelangte. Man verlangte einen neuen Rechenschaftsbericht, den man mit dem Nederschen vom Jahre 1781 vergleichen könne. Hier wollten die Notabeln, hinter denen ja das ganze Volk stand, der Regierung beweisen, daß man es auf einen Kampf um die Macht ankommen lasse; „je mehr wir — schreibt La Fayette am 5. Mai 1787 an Washington, — die Lage der Finanzen von Grund aus studierten, desto unmöglicher wurde es für das Ministerium, ohne uns zu handeln.“ Am 1. März trat zwar Calonne mit einer neuen Instruktion hervor, wonach die Notabeln nur das Recht hätten, über die Erhebungsform der an sich fest beschlossenen Steuer zu beraten, aber die Vertreter der einzelnen Bureaus blieben fest und verlangten eingehende Aufstellungen über die Finanzen. Der Minister gab nur teilweise nach; er bezifferte das jährliche Defizit auf 112 bis 113 Millionen, wobei er die Einnahmen auf etwa 475, die Ausgaben auf etwa 587 Millionen berechnete. Zugleich legte er dar, wie er den Fehlbetrag zu decken hoffe, nämlich durch 50 Millionen aus der neuen Grundsteuer, 20 Millionen aus einer Stempelsteuer, 20 Millionen durch Ersparnisse und 25 Millionen durch gesündere Schuldbentilgung. Das Eingeständnis des ungeheuern Defizits machte bei den Notabeln, im Volke und im Auslande einen gewaltigen Eindruck. Trotzdem beharrten die Notabeln bei ihrer Forderung, die Regierung solle ihnen völlige Klarheit über die Finanzlage verschaffen, und was noch wichtiger war: die beiden ersten Stände verzichteten ausdrücklich auf jegliche Steuerprivilegien und billigten durchaus die Allgemeinheit und Gleichheit der neuen Steuer. Sie bezeugten damit eine Opferwilligkeit, wie man sie von Männern in altererbten wirtschaftlichen Vorteilen kaum erwarten durfte. Dagegen waren sie weit davon entfernt, auf die „alten Formen“ zu verzichten, etwas aus der Hand zu geben, was bisher einen Schein von Macht der Regierung gegenüber bedeutete, und dazu wollten sie vor allem auch die Befugnisse der

projektierten Provinzialversammlungen bedeutend erweitern. Alles in allem: sie verzichteten zwar auf verhaßte Vorrechte, nahmen aber den Kampf gegen den Absolutismus auf der ganzen Linie auf. Dabei muß wiederum besonders betont werden, daß von einem Gegensatz zwischen dem dritten und den beiden ersten Ständen damals noch keine Rede war: auch der dritte Stand sah in der Versammlung der Notabeln seine Vorkämpferin.

Weniger Interesse als die Finanzfrage erweckte die Beratung über die andern Reformpläne, von denen ein Teil angenommen, ein andrer den künftigen Provinzialversammlungen zur Entscheidung empfohlen wurde. Ehe man aber damit zu Ende gekommen war, trat ein folgenschweres Ereignis ein: der Sturz Calonnes, dem die Notabeln nicht zu glauben vermochten, daß das Defizit in sechs Jahren eine solche Höhe erreichen konnte; sie verdächtigten ihn unrechtmäßigerweise grober Unterschleife und lehnten ein weiteres Zusammenwirken mit ihm ab, zumal als der Minister den ungeschickten Versuch gemacht hatte, in einer über das ganze Land verbreiteten Schrift von der Notabelnversammlung an das Volk zu appellieren. Ungeschickt war dieser Versuch insofern, als Calonne darin ausdrücklich zugeben mußte, daß die Privilegierten auf ihre Steuerfreiheit verzichtet hätten, und daß sie nicht in eine „böswillige Opposition“ zur Regierung getreten seien; er übersah auch nicht, daß das ganze Volk hinter der Notabelnversammlung stand, und daß es diesem lediglich auf die Freiheitsfrage, nicht auf die Reformfrage ankam. Obwohl nun dem Minister in keiner Weise die gegen ihn gerichteten Anklagen nachgewiesen werden konnten, entschied sich der König, anstatt die Notabeln nach Hause zu schicken, am 9. April 1787 doch zu seiner Entlassung „in Gnaden“, gewiß ein grober Fehler, der das Ansehen der Monarchie aufs schwerste schädigen mußte. Denn die Begehrlichkeit der Notabeln wuchs fortan bedeutend. Sie verlangten aufs neue die genauesten Unterlagen zur Klärung der Finanzlage. Der König gab wiederum nach, und die einzelnen Bureaus berechneten danach das jährliche Defizit auf 185 bis 153 Millionen. Als dann der neue Minister (de Brienne) freiwillig die jährliche Veröffentlichung der Einnahmen und Ausgaben versprach, verlangte die Versammlung wiederum mehr, nämlich die Ernennung eines Finanzrates (Comité des Finances), dem u. a. auch fünf bis sieben Nichtbeamte aus den drei Ständen angehören sollten; dieser hätte aller sechs Monate zusammenzutreten, die Kassen zu prüfen und die Anleihen zu überwachen gehabt. Da erlebten aber die Notabeln eine arge Enttäuschung. Jener neue Minister, Coménie de Brienne, Erzbischof von Toulouse, einst ihr Führer, dem sie unbedingtes Vertrauen geschenkt hatten, stellte sich immer mehr als ein Mann von brennendem Ehrgeiz und mangelnder Charakterfestigkeit heraus; auch dem König war er als ungläubiger Priester durchaus unsympathisch, und er verdankte seine Berufung unzweifelhaft nur der Königin, die unter dem Einfluß des österreichischen Botschafters Mercy hier zum erstenmal in eine der wichtigsten Staatsangelegenheiten eingegriffen hatte. Brienne hielt also das

den Notabeln gegebne Wort nicht; denn der König genehmigte die Veröffentlichung des Budgets immer nur für einen Zeitraum von drei Jahren, was die Kontrolle der Finanzen natürlich illusorisch gemacht hätte, und willigte nur insofern in einen Finanzrat, als er ihn selbst nach Gutdünken besetzen wollte. Die Notabeln waren überaus erbittert, und in dieser Stimmung traten die Bureaus in die letzten Beratungen ein, die sich mit dem Tilgungsplan des Fehlbetrages beschäftigten. Nur unter Vorbehalt bewilligten sie zwei Steuern, die Territorial- und die Stempelsteuer, indem sie erklärten, sie seien keine Vertreter des Volkes, und nur solche hätten das Recht, neue Steuern zu bewilligen. Sie erinnerten damit an die in den letzten Monaten schon hier und da geforderte Berufung der Generalstände; zwei Bureaus wiesen den König auch auf die Parlamente hin, durch die er die neuen Steuern einregistrieren lassen solle; beides Dinge, vor denen die Regierung gerade am meisten zurückschreckte. An ein Weiterarbeiten mit so widerspenstigen Vertretern war also nicht mehr zu denken: am 25. Mai 1787 wurde die Versammlung aufgelöst. Man kann ihr das Zeugnis ausstellen, daß sie redlich gearbeitet hat; bleibenden Wert hatte namentlich die Einrichtung der Provinzial-, Distrikts- und Gemeindeversammlungen und die Erklärung der bevorrechteten Stände, auf ihre Steuerprivilegien für immer verzichten zu wollen. Jene Versammlungen freilich kamen sofort in Konflikt mit den staatlichen Beamten, den Intendanten und Subintendanten, und dieser Umstand hat dann wesentlich das plötzliche Stillstehen der Verwaltung in den ersten Jahren der Revolutionszeit mitverschuldet; aber andrerseits ging aus ihnen doch eine große Zahl politisch gebildeter Männer hervor, die zur Übernahme der Verwaltung des Landes fähig waren.

Es handelte sich nun für die Regierung darum, wie sich das Pariser Parlament zu den neuen Gesetzen stellen würde. Ohne weiteres wurden die Gesetze über die Freiheit des Getreidehandels, über die Wegefron und über die Provinzialversammlungen einregistriert; um so heftiger hob aber der Kampf um die Bewilligung der neuen Steuern an. Das Parlament ahmte hierbei durchaus das Verfahren der Notabeln nach und verlangte zunächst bei der Beratung der Stempelsteuer, die Regierung solle ihm genauesten Aufschluß über die Höhe des Defizits geben. Der König antwortete mit dem Befehl, das Steuergesetz einzuregistrieren. Dagegen machte das Parlament Gegenvorstellungen (*remontrances*), in denen es unter anderm behauptete, „neue Steuern dürften gemäß den Menschenrechten (*droits de l'homme*) nur dann erhoben werden, wenn die Ausgaben nicht weiter eingeschränkt werden könnten“; es versetzte dabei den königlichen Höflingen und der Bautätigkeit unter Calonne verletzende Seitenhiebe. Überdies könnte eine dauernde neue Steuer nur durch Generalstände bewilligt werden, um deren Berufung man ausdrücklich bat. Trotzdem hielt der König in dem Erlaß vom 27. Juli 1787 an dem Stempelgesetze fest und übersandte am folgenden Tage dem Parlament auch das Gesetz über die von den Notabeln bedingt angenommene Territorialsteuer. Da das Parlament auch dieses Gesetz

ablehnte, entschloß sich der König am 6. August zu dem verhaßten Zwangsmittel einer Recessifikation (*lit de justice*), in der die beiden Steuergesetze eingetragen wurden. Aber selbst jetzt gab sich das Parlament noch nicht zufrieden: es erklärte die Recessifikationen überhaupt für ungesetzlich, verlangte aufs neue die Berufung von Generalständen und mahnte die Provinzialversammlungen, sich zu erinnern, was die Nation von ihnen erwartete. Diesen Aufruf zur Revolution beantwortete die Regierung damit, daß sämtliche Parlamentsmitglieder durch eine *lettre de cachet* nach Troyes verbannt wurden, wo sie sich indes in eine immer größere gegenseitige Erregung treiben ließen. Und was noch schlimmer war: auch der Pöbel von Paris und bald auch der in den Provinzialstädten begann sich schon in einer Weise bemerkbar zu machen, wie sie dann seit 1789 gäng und gäbe wurde. Er drängte sich vor den Türen der Parlamente und zollte den wildesten Beifall den Mitgliedern, die gegen ihren Eid von den geheim zu haltenden Verhandlungen in großsprecherischer Art öffentlich Mitteilung machten, während er z. B. den schweigsamen Erzbischof von Paris, Juigné, der auf keine Frage Antwort erteilte, gröblich insultierte. Es zeigte sich immer deutlicher, daß der Pöbel eigentlich nichts von Reformen wissen wollte, die doch wesentlich zu seinen Gunsten geplant waren; sondern es kam ihm nur darauf an, seinen Durst nach Macht zu stillen, und er gebärdete sich um so zügelloser, je schwächer die Regierung wurde. Diese schien sich zwar noch einmal zu ermannen, indem der König am 28. August 1787 Brienne zum Prinzipalminister ernannte und damit zu erkennen gab, daß er dessen Kampf gegen das Parlament billigte; aber die Tatkraft hielt nicht lange vor, als äußere Ereignisse eintraten, die den innern Frieden dringend erwünscht machten.

In den Niederlanden hatte sich nämlich der Kampf zwischen den republikanischen Patrioten und den monarchischen Oranieren gerade damals so zugespitzt, daß das Eingreifen fremder Mächte unvermeidlich wurde. Für die Republikaner war Frankreich, für die Oranier Preußen und im Hintergrunde England geschäftig. Als nun Friedrich Wilhelm der Zweite, dessen Schwester in Holland persönlich schwer beleidigt worden war, Anstalten traf, seine Truppen dort einmarschieren zu lassen, suchte die französische Regierung unter allen Umständen zunächst die Ruhe im Innern herzustellen, um ihrerseits den Preußen entgegentreten und dadurch Frankreichs Ansehen nach außen retten zu können. Brienne leitete darum wieder die Versöhnung mit dem Parlament ein und einigte sich mit ihm schließlich dahin, daß der König die beiden Steuern zurückzog und an deren Stelle am 19. September 1787 nur eine weitere Ausdehnung des Zwanzigsten einregistrieren ließ. Die Monarchie hatte also wiederum nachgegeben, diesmal, um die Hände für die Aktion in den Niederlanden frei zu bekommen. Aber wie kläglich nützte sie diese Zeit der innern Ruhe aus! Preußen gegenüber begnügte sie sich mit ohnmächtigen Erklärungen, während sie gegen England, das ja als Förderer und vielleicht gar Weiter hinter den preußischen

Plänen stand, allerdings in aller Form und, wie es scheint, mit dem kolossalen Aufwande von fünfzig Millionen rüstete; bis zum Januar 1788 sollten sechzig Linienfahrer segelbereit sein; siebenzig Regimenter Infanterie erhielten Marschorder, im November sollten sie sich in Toulon, Brest, Cherbourg sammeln. Inzwischen waren die Preußen schon lange in Holland eingerückt, und schon am 20. September hatte Wilhelm von Oranien im Haag seinen Einzug gehalten. Frankreich hatte also die Zeit verpaßt, und selbst der englischen Diplomatie gelang es, den Versailler Hof am 27. Oktober zu einer geradezu demütigenden Erklärung zu bringen, „er habe nie die Absicht gehabt und habe sie auch jetzt nicht, sich mit bewaffneter Macht (*par force*) in die Angelegenheiten Hollands einzumischen, ja daß er nach keiner Richtung hin feindliche Gefinnungen wegen der holländischen Ereignisse bewahre“. Wir sehen also die damalige Regierung Frankreichs nach außen hin ebenso schwach und erbärmlich handeln wie im Innern. Die breiten Massen des Volks empfanden diese Schmach mit Zähneknirschen und Empörung, und Napoleon kann wohl recht haben, wenn er in den holländischen Wirren den dritten und letzten Grund für den Zusammenbruch der Monarchie sah. Einen Teil der Schuld trugen allerdings die verfahrenen, ganz unzulänglich gewordenen Finanzen des Staats, denen man durch Ersparnisse, eine neue Lotterie und die Erhöhung der Zwanzigsten doch nur teilweise helfen konnte. So kam denn Brienne, man weiß nicht, ob aus eigenem Antriebe oder durch die unverkündeten Bitten des Parlaments dahingebbracht, auf den Gedanken, die Generalstände zu berufen, um durch diese eine Anleihe in großem Stile aufnehmen zu können. Im einzelnen sind die Erwägungen der Regierung zu wenig bekannt. Man scheint zunächst eine Volksvertretung mit nicht bloß beratender, sondern auch entscheidender Stimme dadurch ins Leben haben rufen wollen, daß man einen aus den Provinzialversammlungen gewählten Ausschuss zusammenrief. Man kam dann von diesem gesunden Gedanken ab, wahrscheinlich weil die Parlamente immer heftiger nach den Generalständen verlangten, aber man gedachte sich die Sache recht leicht zu machen. In der stürmischen Parlamentssitzung vom 17. November 1787 erklärte nämlich der Vertreter der Regierung nachdrücklich, der König sei nur Gott verantwortlich und besitze allein die souveräne Gewalt im Reiche; die Provinzialversammlungen seien heilsamer als Generalstände, aber wenn sich die Finanzlage gebessert habe, und dies sei zu erwarten infolge der weitem Ersparnisse und Anleihen, so werde der König der versammelten Nation alles verkündigen, was er für ihr Glück getan habe. Also nach Ablauf von fünf Jahren, in denen man zusammen 420 Millionen aufzunehmen vorschlug, wollte der König die Generalstände einberufen, denen jedoch nur mitgeteilt werden sollte, was die Regierung schon getan habe! Das war überaus wenig und genügte natürlich den Parlamentsräten nicht, die, da es sich um keine Rittersitzung handelte, mit ihrer Sprache frei herauskamen und denn auch sieben Stunden debattierten. Da sie die Anleihe entschieden ablehnten, befahl der König, ohne eine Abstimmung vornehmen zu lassen, das Edikt ein-

zuregistrieren. Sein Vetter, der hochbegabte, aber elende und sittlich verkommene Herzog von Orléans, bezeichnete hierauf die Sitzung als ungesetzlich und verlangte, daß der Vermerk hinzugefügt werde, die Einregistrierung sei nur auf Befehl des Königs erfolgt; Ludwig stammelte einige verlegene Worte, blieb aber doch fest, auch als nach seinem Fortgange das Parlament den Beschluß faßte, der Gerichtshof habe an der Registrierung, die ungesetzlich sei, keinen Anteil. Der Herzog wurde nach Villers-Cotterets verbannt, und zwei Parlamentsräte wurden eingekerkert; der König ließ sich auch dann nicht herbei, nachzugeben, als sich das Parlament einige Tage später mit dem Herzog solidarisch erklärte und die Maßregeln gegen ihn und die beiden andern Bestraften scharf geißelte. Ja der König ging in den nächsten Monaten noch strenger gegen das Parlament vor.

Nicht minder gereizt als das Pariser Parlament zeigten sich die Parlamente und selbst kleinere königliche Gerichtshöfe in den Provinzen. Auch sie protestierten gegen die neuen Steuern, forderten die Generalstände und verwandten sich für die in die Verbannung geschickten Pariser Parlamentsräte. Erfreulicher ist das Bild, das die 1787 eingeführten Provinzialversammlungen boten. Sie sollten zunächst unter die strengste Kontrolle der Intendanten gestellt werden, denen sie von allen wichtigen Schritten Mitteilung zu machen hatten, sodaß von Selbständigkeit dieser Verwaltungsbehörden wenig die Rede gewesen wäre. Aber bald trat die Regierung auch hier den Rückzug an, und in der Instruktion vom 17. August 1787 gestand sie ihnen eine viel größere Bewegungsfreiheit zu, sodaß zum Beispiel der Intendant die Sitzungen nur bei außerordentlichen Anlässen besuchen durfte und nur die regelmäßige Korrespondenz der Versammlungen durch seine Hand ging, während sich in allen besondern Fällen diese direkt an die Regierung wenden durften. In einigen Provinzen, zum Beispiel in Isle de France, wurde sehr wacker und ohne wesentliche Opposition gegen den König gearbeitet: man beriet über die Verteilung der Steuern, über die Kosten der aufzubringenden Miliz, über Einschränkung der Bettelerei und Vagabondage, wobei man schon auf den Gedanken einer staatlichen Altersversorgung kam, über die Förderung des Handels- und Fabrikwesens und besonders des Ackerbaus in physisokratischem Sinne und über andre wichtige Dinge. Stürmischer ging es dagegen in der Versammlung der Auvergne zu; eins ihrer Mitglieder, La Fayette, zeigte weit weniger Verständnis für die wahren Bedürfnisse der Provinz und erging sich zunächst in allgemeinen Klagen über Steuerdruck und Binnenzölle, deren Abschaffung ja die Regierung schon selbst vorgeschlagen hatte. Bezeichnend war übrigens der Antrag der Provinzialversammlung der drei Bistümer und Clermontais' an den König, von der Zollverlegung an die Grenze gegen Deutschland Abstand zu nehmen, weil man den regen Handelsverkehr mit diesem Lande durch einen erhöhten Grenzzoll schwer schädigen würde. Überhaupt bieten die Verhandlungen aller dieser und der andern Provinzen viel interessantes, worauf hier im einzelnen nicht eingegangen

werden kann. Nur das sei hervorgehoben, daß in diesen Verhandlungen alle drei Stände gegen die Regierung fest zusammenhielten; der Tiers hatte hierbei ebenso viele Mitglieder wie die beiden andern Stände zusammengenommen. Ähnlich aner kennens wert wie die Provinzialversammlungen arbeiteten die ihnen unterstellten Departements- oder Distriktsversammlungen und die Munizipalitäts- oder Gemeindeversammlungen (in den Dörfern). Wo hier und da solche Versammlungen überhaupt nicht zustande kamen, da waren wiederum die Provinzialparlamente schuld, die nun einmal der Regierung, wo sie nur konnten, Opposition machten. Aber alles in allem läßt sich nicht mehr behaupten, jene Zeit „habe in Reaktion, Trägheit, Stillstand und Absterben vegetiert, während in Wirklichkeit Freiheit, frische Tätigkeit und pulsierendes Leben herrschten“.

Das zeigt sich auch in der öffentlichen Meinung von 1787, die von der des folgenden Jahres noch wesentlich absticht. Schon vor der Berufung der Notabeln erschien 1787 ein anonymes Werk (*Instruction sur les Assemblées Nationales*), worin der maßvolle Verfasser nach dem Vorgange Montesquiens eine beschränkte Monarchie verlangt. In dieser sollten aber nicht die alten Generalstände, sondern zwei Kammern, ein Oberhaus (Klerus und gesamter Adel) und ein Unterhaus (Volk) berufen werden. Dabei erfährt der Bourgeois, der späterhin gerade der Held des Tages wird, hier noch eine überaus scharfe Beurteilung; er habe nur „Dünkel und Renten“, sei träge, verachte den Ackerbauer und müßte im Unterhause eigentlich zuletzt kommen, hinter den einfachen Arbeitern und Handwerkern. Ebenso tritt in diesem Werke noch der Gegensatz, der zwischen Reichen und Armen gemacht wird, und der vor der Revolution gänzlich verstummte, aufs schärfste zutage. Auch in andern Schriften von 1787 forderte man meist in maßvoller Weise größere Freiheiten und neben der gleichmäßigen Besteuerung jeglichen Grundbesitzes (in Land und Stadt) eben zur Entlastung des Grundbesitzes auch eine Steuer für die Bourgeois und Industriellen. Auch hier unterscheidet man niemals Adel und Bürgerliche, sondern immer wieder Reiche und Arme. Den größten Einfluß auf die öffentliche Meinung gewann jedenfalls die Broschüre Mirabeaus, die er unter dem Titel „Denunziation des Börsenspiels“ an den König und die Notabeln richtete. Es war ein wütender Angriff gegen den Liebling des Volks, Necker, und sein chimärisches System, die Kosten des Krieges durch fortwährende Anleihen ohne Steuern zu decken; aber damit hatte er bei der Masse ebensowenig Erfolg wie mit der Aufdeckung wirklicher und vermeintlicher Börsenmanöver und der Börsenpolitik der Regierung überhaupt. Die große Masse laß aus seiner Schrift vielmehr nur solche Dinge heraus, die ihr genehm waren, die Forderung einer Konstitution, von Preßfreiheit und wirtschaftlicher Freiheit. Nach der Notabelnversammlung wurde die Stimmung schon gereizter. Brissot behauptete damals in einer kleinen Schrift, daß die fünf Wünsche des Parlaments gerecht seien, und forderte, daß sie erfüllt werden sollten, nämlich Feststellung des Fehlbetrags; Aufhebung der beiden Steuern, bis dieser bekannt sei; Bürgschaft,

daß die Finanzen nie wieder in Unordnung gerieten; baldige Versammlung der Generalstände; endlich Abschaffung der *lettres de cachet*. Das sei aber noch nicht genug; man habe auch volle Freiheit des Denkens und Schreibens, Bekanntmachung und Besprechung der Finanzen, Zerstörung der Bastille und der andern Staatsgefängnisse zu verlangen. Aber auch bei Brissot, dem spätern Führer der Gironde, findet man noch nichts von gegenseitiger Verheßung der drei Stände. Neben den Broschüren wirkten die Zeitungen, die sich vorsichtig genug ausdrückten und wohl meist von der Regierung Unterstützungen empfangen, auf die öffentliche Meinung nur mäßig ein. Um so nachhaltiger Eindruck machten die in Tausenden und Abertausenden von Exemplaren veröffentlichten Rundgebungen der Parlamente, die Erlasse, die königlichen Antworten und die Gegenerlasse. So zeigt das Jahr 1787 ein Stürmen und Drängen von seiten des Volks und eine Arbeitsamkeit der Regierenden, die beide nichts mit stumpfer Resignation zu tun haben, auch nichts mit düstern Stimmungen, die von den Historikern dieser Zeit vielfach konstruiert worden sind. Freilich „die Regierung hat, obwohl ihr die wichtigsten Reformen endlich gelingen, Anlaß übergenug zu banger Sorge. Für die Nation aber bedeutet dies Jahr neben dem Gewinn eben dieser Reformen einen mächtigen Schritt vorwärts auf dem Wege zur Beschränkung der Monarchie, auf dem Wege der Freiheit.“



Das Moderne in Luther



as ist modern? Wenn wir im Homer Hektors Abschied, des zurückgekehrten Odysseus Gespräche mit Sohn und Gattin oder Walthers von der Vogelweide politische und Liebeslieder lesen, so ergreift es uns mit innig schmerzlichem Behagen, weil wir gerade so empfinden wie die beiden Dichter, von denen der eine vor Jahrhunderten, der andre vor Jahrtausenden gelebt hat; und wenn der gläubige Christ die Psalmen betet, so sind es seine eignen Klagen, Bitten und jubelnden Dankergüsse, denen der Psalmist Worte verleiht. Das Menschenherz hat sich also nicht geändert. Was sich geändert hat, das ist unser Weltbild und der Apparat unsrer Produktions- und Verkehrsmittel. Die Kenntnis des Universums ist berichtigt und erweitert worden; wir kennen unsern Globus — ausgenommen sein Inneres — und die Natur seiner Bestandteile. Wir kennen die Himmelskörper, die Unermesslichkeit des Weltraums und was ihn erfüllt. Wir kennen die Prozesse, in denen sich die Naturdinge wandeln, und wissen, wie man in diese Prozesse eingreifen kann, ihren Verlauf nach unsern Wünschen und Bedürfnissen zu lenken. Wir fürchten uns nicht mehr vor Dämonen, sondern kennen die natürlichen Ursachen der Übel, die uns bedrängen, und wir nehmen nicht mehr zu Zauberformeln unsre Zuflucht, sondern wenden technische Hilfs- und Abwehrmittel an.

Wir empfinden dasselbe wie unsre Vorfahren, wenn wir fürchten, hoffen, wünschen, uns freuen oder betrüben, aber die Gegenstände unsrer Gemütsbewegungen sind zum Teil andre geworden, und wir reagieren auf äußere Einwirkungen mit andern Handlungen. Außerdem ist unser Geist weit reicher an Vorstellungen, und zwar nicht an phantastischen, sondern an Wirklichkeitsvorstellungen, und das beschleunigt mit der Raschheit des heutigen Verkehrs zusammen den Ablauf unsrer Vorstellungen, unsern Gedankenfluß. Der durchschnittliche heutige Mensch mag also (ich wage nicht, es unbedingt zu behaupten, denn ein Übermaß äußerer Eindrücke stumpft oft ab: die Bilder fliehen vorüber, ohne in die Seele einzudringen, wie auf einer Eisenbahnfahrt) ein reicheres Innenleben haben als der durchschnittliche Mensch früherer Zeiten.

Einen weit tiefern Unterschied nimmt Karl Vogl an in seinem schönen Buche: *Der moderne Mensch in Luther* (Eugen Dieberichs in Jena 1908). Er sieht den Hauptunterschied darin, daß der moderne Mensch undogmatisch sei, die Idee als etwas Fließendes begriffen habe. Wichtig ist ja, daß Formulierungen eines Gedankens, eines Verhältnisses, eines Zustandes, die der Wirklichkeit eines bestimmten Zeitabschnitts durchaus entsprechen und darum nützlich sind, weil sie die gegenseitige Verständigung und gemeinsames Handeln ermöglichen, daß solche dogmatischen Formulierungen zur Lüge und zu einem Hindernis des Fortschritts werden, sobald sich die Wirklichkeit, deren Ausdruck sie waren, geändert hat. Aber die Erkenntnis des Flusses der Dinge und der Idee ist nichts Neues, sondern die alte Weisheit des Heraklit, die zweitausend Jahre vor Nietzsche von den Sophisten dazu benutzt wurde, den Satz zu beweisen: Nichts ist wahr, alles ist erlaubt. Der unaufhörliche Fluß ist aber nur eine Seite der Wirklichkeit; die andre ist das unveränderliche Sein des Parmenides, und Plato hat das Verhältnis beider zueinander richtig bestimmt: im Fluß der sinnlich wahrnehmbaren Dinge stellt sich uns das unveränderliche Sein, die Idee, unter wechselnden Aspekten dar. Vogl demonstriert den Wandel unter anderm an Ehe und Eigentum, aber gerade an diesen beiden Grundverhältnissen des sozialen Lebens tritt die Richtigkeit der platonischen Auffassung deutlich hervor. Die Idee der Ehe ist unveränderlich. Gerade einem feinfühlenden modernen Gemüte ist der Gedanke an eine andre Form des Verkehrs der Geschlechter, der Kinderzeugung und Kindererziehung als die Monogamie unerträglich. Promiskuität, Polygamie und Polyandrie sind ihm ein Greuel. Daß die Verhältnisse Ausnahmen erzwingen können, und daß sich die Leidenschaft und der ungebändigte Naturtrieb auch ohne den Zwang der Notwendigkeit Ausnahmen gestatten, kann er natürlich nicht leugnen, aber er wird niemals zugeben, daß die Ausnahme zur Regel werden dürfe. Was sich ändert, und was sich immer ändern wird, das sind die Bräuche der Werbung des Mannes, die gesellschaftlichen Formen der Ehegeseßlichkeit, die Abgrenzung der Rechte zwischen den Gatten sowie zwischen Eltern und Kindern. Die Formen fließen mit den Zuständen, die Idee der Ehe ist von Adam und Odysseus bis heute unverändert geblieben.

Ganz ebenso verhält es sich mit dem Eigentum. Solange die Menschen Menschen bleiben und nicht Weidenschaft werden, wird ein Kommunismus, der die Menschen zu Weidenschaften machen würde, keine allgemeine Zustimmung finden. Der nicht ganz stumpfsinnige Mensch erhebt Anspruch auf die Herrschaft über ein Stück Natur, über körperliche Objekte, über ein Quantum von Genuß- und Arbeitsmitteln, das ihm ermöglicht, sich als Person zu betätigen. Darin besteht die Idee des Eigentums, die niemals aufgegeben werden kann, gleichviel wie Juristen und Philosophen sie sonst noch zu rechtfertigen versuchen. Die Grenze seines Herrschaftsgebiets mag dem einzelnen enger oder weiter gezogen werden, es mag juristisch unanfechtbares Eigentum geben, das vom sittlichen Standpunkt aus Diebstahl genannt werden muß, sodaß eine Reform der Gesetzgebung notwendig wird, der Christ mag von seiner Religion belehrt werden, daß er nicht im strengen Sinne Eigentümer, sondern nur Verwalter und Gott für die Verwaltung der ihm verliehenen Güter Rechenschaft schuldig ist — die Idee des Eigentums wird von alledem nicht berührt. Die einschneidendste Revision des Eigentums ist von der Abschaffung der Sklaverei bewirkt worden, die bis in die Idee hineingreift, indem sie klar macht, daß nur vernunftlose Wesen Eigentumsobjekte sein können. Aber gerade an der Geschichte dieser Reform zeigt es sich, daß Vogl der materialistischen Geschichtsauffassung nicht ganz gerecht wird. Es ist ja zu loben, daß er die Macht der Idee sehr kräftig hervorhebt, sie als die eigentliche Triebkraft der Weltgeschichte anerkennt, während sie nach Marx und Engels bloß ein Spiegelbild ökonomischer Verhältnisse sein soll. „Woher kamen die Bauernunruhen des fünfzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts? Ist es den Bauern früher so viel besser gegangen? Nein, ihr Selbstbewußtsein war wach geworden. Nicht ihre Wirtschaftslage ist wesentlich eine andre geworden, sondern sie selbst sind andre geworden.“ In Wirklichkeit lag die Sache so, daß eine Verschlechterung drohte, und daß sie sich dagegen wehrten, damit aber den Anmarsch des Unheils nur beschleunigten und dieses verschlimmerten. Die Marx'sche Theorie ist selbstverständlich falsch: die Ideen sind im allgemeinen nicht Spiegelungen der Wirklichkeit, sondern stehen oft in Widerspruch mit dieser; aber durchsetzen können sie sich nur in einer Wirklichkeit, die die ökonomischen und technischen Bedingungen dafür enthält. Es ist gar keine größere Revolution der sozialen Ideen denkbar als die vom Christentum vollzogene — allerdings von den alttestamentlichen Propheten und einigermaßen auch von den Stoikern vorbereitete —, wonach alle Menschen als Kinder Gottes und gleichberechtigte Brüder anerkannt werden sollten. Aber weil — zum Teil wegen der grundsätzlichen Verachtung der gewerblichen Arbeit — im Römerreiche das System der Lohnarbeit so unvollkommen entwickelt war, daß es die Sklaverei nicht zu ersetzen vermochte, deshalb die auf diese gebaute Produktionsordnung die einzige mögliche zu sein schien, ist es den Aposteln und den Kirchenvätern gar nicht eingefallen, an dem gesetzlichen Institut der Sklaverei zu rütteln; sie haben bloß die Gesinnung der Herren wie der Sklaven umgewandelt und dadurch das Verhalten beider gegeneinander veredelt.

So haben sie die Gemütsstimmung und die Anschauungen vorbereitet, die, sobald irgendwo in der Welt die Sklaverei unprofitabel wurde, ihre Ersetzung durch Lohnarbeit als das Natürliche, Gerechte und Normale anerkannte, während zugleich überall da, wo die Sklaverei oder ein diefer nahekommenendes Verhältnis möglich und vorteilhaft wird, auch die Gewissen sich darauf wieder einrichten, wie das bei der amerikanischen Negerklaverei geschehen ist und in den erotischen Kolonien noch heute vielfach geschieht.

Auf die Frage: Woher kommen denn aber die Ideen? antwortet Vogl ganz richtig: nur der religiöse Glaube könne Auskunft geben, sie stammen natürlich von Gott. Er meint nur die neuen Ideen, von denen der Anstoß zu einer Umwandlung ausgeht, aber es gilt erst recht von den uralten, die immer die menschliche Gesellschaft geordnet haben. Als den Zerstörer veralteter, zu hemmenden Dogmen gewordener und den Bringer neuer, lebenspendender Ideen feiert nun Vogl seinen Luther. Nicht den ganzen Luther; dieser ist ihm unerfreulich, weil sich in ihm mit dem Neuen die Reste des Abgestorbenen und Regungen für neue Formen des hierarchischen und absolutistischen Geistes mischen: nur mit dem großen Revolutionär will er es zu tun haben, obwohl er dann doch nicht umhin kann, den mit diesem symbiotisch zusammengewachsenen Antirevolutionär zu kritisieren. Da ist nun zunächst zu sagen, daß es sich mit den dogmatischen Ideen, die Luther teils als nichtig erwießen, teils umgebildet hat, doch etwas anders verhält als mit den erwähnten sozialen Grundideen. Unter den Kirchendogmen gibt es einige, wie die monotheistische, die Gotteskindschaft und zur Liebe verpflichtende Brüderlichkeit aller Menschen, die Gottmenschheit und die Versöhnung mit Gott, die ebenfalls zu den sozialen Grundideen gerechnet werden müssen. Sie als spezifisch christliche zu betrachten sind wir deswegen berechtigt, weil sie das Christentum den Menschen zum klaren Bewußtsein gebracht und dieses Bewußtsein in dem heute die Erde beherrschenden Kulturkreise verbreitet hat. Die übrigen Kirchendogmen sind teils aus völkерpädagogischen Bedürfnissen entsprungen, teils daraus, daß der naive Glaube der Ungebildeten und die Grübelsucht der Gelehrten die sinnbildlichen Beschreibungen jenseitiger Dinge in der Bibel für wirkliche Abbildungen und begriffliche Erklärungen hielten und damit eine genaue Kenntnis des Jenseits gewonnen zu haben glaubten. Dazu kamen dann noch einige aus dem hierarchischen Interesse entsprungene Dogmen. Es ist klar, daß alle diese Dogmen nur Meinungen waren, die auf einer Stufe mangelhafter und zum Teil irriger Welterkenntnis gebildet wurden, und daß sie der bessern Erkenntnis einfach zu weichen hatten, sobald diese anbrach.

Gleich in den beiden Zentraldogmen nun, von denen Luther ausging: dem von der Rechtfertigung und dem von der Willensfreiheit, sind zwei Zentralideen, und zwar psychologische, enthalten: die Idee, daß das persönliche Ich irgendwie im Urgrunde des Universums verankert sein müsse, und daß, wenn Christus als Erlöser der Menschen anerkannt werden soll, ihm sowohl eine befriedigende Aufklärung über unser Verhältnis zu Gott als auch eine tatsächliche Besserung

dieses Verhältnisses zu danken sein müsse. Was das zweite betrifft, so hatte die alte Kirche gelehrt, daß die Menschenseele ihre vollkommene und beseligende Vereinigung mit Gott im Jenseits zu hoffen habe, und daß heiligen Menschen diese Vereinigung zeitweise schon im Diesseits gelinge. (Der Verfasser versteht die fünf Abschnitte seines Buches mit den Überschriften: Der moderne Mensch; Die Heiligen; Jenseits der sittlichen Normen; Daß der freie Wille nichts sei; Allgemeines Priestertum.) Es gelang ihnen durch den höchsten Grad sittlicher Reinigung, durch die Askese, die durch Ekstasen — solcher wurden sie nur von Zeit zu Zeit — auf Minuten, höchstens auf Stunden gewürdigt — belohnt wurde. In der Ekstase wurden sie, führt Bogl aus, ihrer realen Gemeinschaft mit Gott gewiß. (Das trifft insofern nicht ganz zu, als die heilige Teresa lehrt, ekstatische Zustände könne auch ein ungereinigter Mensch erleben; die Gewißheit, daß die wirkliche Willenseinigung mit Gott vollzogen und der Mensch vollkommen sei, werde lediglich aus der entschiednen Abneigung gegen jede Sünde und der Lust zum Guten gewonnen; nur wenn die Ekstase das lebhafteste Bewußtsein einer solchen Gemütsverfassung hinterlasse, sei sie von Gott gewirkt; die Ekstase gilt ihr also nicht als vollgiltiger Beweis für die Einigung des menschlichen mit dem göttlichen Willen, sondern bedarf selbst erst noch der sittlichen Bewährung, und nur diese ist das Kriterium der Heiligkeit.) Luthern nun ist diese Bestätigung versagt worden, seine Askese war vergebens; sie gewährte ihm nicht die Gewißheit, daß er Gott gefalle. Er rang nach einer andern und fand eine solche im Glauben. Ein solcher Glaube, schreibt er, „ist anders nichts denn eine Gnade, die nicht aus uns selbst entspringt, sondern aus den Wunden und Blut Christi. Denn ein Christenmensch nicht lebet, nicht redet, nicht wirkt, sondern Christus in ihm, alle seine Werke sind Christi Werke.“ Bogl meint in seiner Erläuterung dieser und ähnlicher Aussprüche: „Der Kundige merkt, wie nahe hier Luther dem Zauberkreise der Mystik kommt. Aber nicht auf Vortuegnahme der ewigen Seligkeit im verzückten Schauen zielt seine Geistberufung; lediglich in der Tatsache der Glaubensgewißheit, des Erwähltheits erkennt und erlebt er vielmehr die Wirkung des Geistes, die dem Sündenbewußtsein und der Forderung des Gesetzes, denen er selbst vordem verhaftet war wie selten einer, alle zwingende Gewalt und lastende Wucht hinwegnimmt. Solch ein Glaube kann selbstverständlich niemals Gegenstand eines ethischen Sollens sein, das nur dann einen verständlichen Sinn hat, wenn die Möglichkeit gegeben ist, daß dieses Sollen, dieser sittliche Befehl ein Motiv werden kann zu seiner Befolgung. Der Glaube aber ist ganz allein ein Geschenk Gottes, vor all unserm Wollen und Laufen. Von diesem Gedankenkreise Luthers aus wird folgerichtigerweise die Moral als Normgeberin ausgeschaltet. Sobald nicht mehr gefragt wird: Wie soll ich mich verhalten, um der sittlichen Norm zu genügen, um »gut« zu sein? sondern das der Beurteilung vorgelegte Tun [muß es nicht heißen: das von Gott gebilligte Tun?] die notwendige Folge ist aus jener Seelenverfassung, die da Glauben heißt, hat die Ethik aufgehört, die erhabne Führerin zu sein zum großen Ziel.“

Vogls Darstellung der Lehre vom rechtfertigenden Glauben, aus der ich ein paar Sätze angeführt habe, bestätigt meine alte Ansicht, daß diese Lehre, ehe sie von der theologischen Gelehrsamkeit ihr juristisches Gepräge empfing, keine andre war als die alte katholische. Beide haben nichts andres gemeint als den Zustand des Erlösten, den Paulus Römer 8 und Galater 3 beschreibt. Durch Christi Vermittlung wird die Seele des Gläubigen so umgestaltet, daß ihr Wille dem Willen Gottes konform ist. Demnach steht ihr Gottes Wille nicht mehr als gebietendes und verbietendes Gesetz gegenüber, sondern sie will das Gute, weil es ihre eigne Natur ist, und verabscheut das Böse, weil es ihrer Natur widerspricht. Da gibt es also kein Sollen mehr, sondern nur noch ein Wollen. Ganz richtig betont Vogl, daß Kants sogenannte Autonomie gar keine Autonomie ist; wer einem Imperativ gehorcht, sei es auch nur dem seines eignen Gewissens, der ist nicht autonom; autonomes Sollen ist ein Selbstwiderspruch, nur das Wollen ist autonom. Die guten Werke gehn demnach aus dem Willen des Erlösten hervor wie die süßen Früchte aus dem edeln Baume. Der ganze Unterschied zwischen Luther und der alten Kirche besteht also nur darin, daß bei ihm Glaube heißt, was diese Liebe oder durch Liebe lebendigen Glauben oder heiligmachende Gnade nennt. In der Praxis ergeben sich dann freilich noch andre Unterschiede; hier ist nur von der Theorie die Rede. Und daß auch der Scholastik als Ziel des sittlichen Strebens und der sittlichen Erziehung die Autonomie vorschwebt, hat am deutlichsten und schärfsten Dante ausgesprochen, der immer dogmatisch korrekt, in genauer Übereinstimmung mit dem Aquinaten, schreibt und sich (Paradiso XXIV, 34 ff.) von Petrus im Glauben examinieren und das Zeugnis der Rechtgläubigkeit ausstellen läßt. Er nun wird am Schlusse des 27. Gefanges des Purgatorio, nach vollzogener Läuterung, zu seinem eignen Papst und Kaiser gekrönt; Unrecht wäre es, sagt ihm Virgil, deinem nunmehr gefunden freien Willen nicht zu folgen.

Vogl ist allerdings sehr weit entfernt davon, die Übereinstimmung Luthers mit der alten Kirche in diesem Stück hervorheben zu wollen, obwohl er sich vielfach genötigt sieht, die Befangenheit Luthers in altkirchlichen Anschauungen und Empfindungen zuzugeben. Vielmehr will er das Revolutionäre, die Übereinstimmung mit dem heutigen Individualismus deutlich machen, und Luthers Lehre vom unfreien Willen ermöglicht es ihm, Luther auch zum Vorläufer des heutigen naturalistischen Determinismus zu machen. Es gibt keinen freien Willen, kann gar keinen geben, weil Gott alles in allen wirkt; das Gefühl der Willensfreiheit ist notwendigerweise eine Illusion. Luther ist überzeugt, daß er in allem, was er will und tut, Gottes Willen ausführt, nur Werkzeug Gottes ist, gar nichts andres kann als Gottes Willen vollführen, und das Ziel der historischen Entwicklung ist die Erhebung aller Menschen zu demselben Bewußtsein: die vollendete Laatsche — Vogl gebraucht selbst dieses Wort —, wo jeder nur seinem eignen Willen folgen wird.

Damit sind wir bei der großen Schwierigkeit der Autonomielehre angelangt und bei dem Punkte, worin die katholische Kirche und das orthodoxe

Luthertum, das Vogl unbewußten Katholizismus nennt, sowie der Calvinismus mit seiner strengen Gesetzhaltigkeit gegen „den freien Christenmenschen“ Luther recht zu haben scheinen. Was zunächst die Unfreiheit des Willens betrifft, so hat sich die katholische Kirche, trotz Augustin, immer gestraubt, sie zuzugeben, weil es ihr ruchlos schien, zu glauben, daß Gott im Menschen unmittelbar das Böse wirke. Macht man den Teufel verantwortlich, so schiebt man, wie auch Vogl bemerkt, das Problem nur zurück, denn die Vorstellung, daß Gott — die Natur, sagt der Moderne — alles in allen wirke, überhaupt die allein eigentlich wirkende Kraft sei, muß doch auch den Engelwesen gegenüber gelten, wenn es solche gibt. Natürlich hilft der Kirche die Annahme eines freien Willens in den Geschöpfen nur scheinbar über die Schwierigkeit hinweg, denn ob Gott das Böse unmittelbar wirkt oder nur mittelbar, indem er Wesen schafft, von denen er weiß, daß sie Böses tun werden, die eigentliche Ursache bleibt er in jedem Falle. Ich sehe die biblischen Lösungen des Problems als Andeutungen der unsre diesseitige Fassungskraft übersteigenden wirklichen Lösung an, die uns auf das Jenseits vertrauen und vorläufig beruhigen sollen, sodaß wir, auf aussichtslose Grübeleien verzichtend, unsre Kraft auf praktisches Handeln verwenden. Die orthodoxe Fassung des Erbsündedogmas ist selbstverständlich für den gesunden Menschenverstand wie für das Gerechtigkeitsgefühl gleich unannehmbar, die Idee einer Erbschuld an sich aber und ihre Verknüpfung mit dem Problem des Ursprungs der Übel sowohl tatsächlich als auch pädagogisch gerechtfertigt. Denn es erben sich ja nicht allein Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort, sondern auch die wirklichen Krankheiten und die verderblichen seelischen Anlagen.

Nun aber die große Frage nach dem Geltungsbereich der Autonomie! Daß es in der Christenheit Menschen gibt, denen das Gute Natur ist, „schöne Seelen“, lehrt die Erfahrung. Daß in großen Männern, die weltgeschichtliche Wendungen herbeigeführt haben, Gott gewaltet hat, und daß auch ihre bedenklichen, aber zur Erreichung des großen Zieles notwendigen Handlungen von Gott gewollt waren, bezweifeln wir nicht. Aber soll nun die Autonomie Krethi und Plethi zugestanden werden? Sollen wir jeden gewähren lassen, der die Nichtachtung anerkannter Sitten- und Staatsgesetze damit rechtfertigt, daß ihn Gott oder der Heilige Geist treibe oder, wie es im modernen Sprachgebrauch heißt (denn nur der Sprachgebrauch ist neu, die Sache ist alt; Vogl erwähnt selbst die libertinischen Sekten des Mittelalters): er könne nicht anders, weil es die Natur so wolle? Hatte Luther nicht recht, wenn er sagte, den heiligen Geist der Schwarmgeister haue er über die Schnauze? Mag ihm auch dieserhalb bis auf den heutigen Tag vorgeworfen werden, er sei seinem Evangelium untreu, sei aus einem freien Geiste ein Reaktionär, Absolutist und Hierarch geworden. Seine Erwartung, die Predigt des Evangeliums werde genügen, aus jedem Hörer einen Gläubigen in seinem Sinne, ein Kind Gottes, wie es Paulus beschreibt, einen vollkommenen Idealmenschen zu machen, hatte sich eben als eitel

erwiesen. Er hatte die Erfahrung gemacht, die vor und nach ihm viele andre ehrliche Verkünder der echten und wahren Freiheit gemacht haben, und die ich einmal gelegentlich der Beurteilung des Sokrates mit folgenden Worten beschreiben habe: „Wenn die Athener die Sophisten beschuldigten, durch die Untergrabung der Volksreligion auch die Sittlichkeit zu gefährden, wenn sie alle Philosophen für Sophisten erklärten und von dieser Beschuldigung Männer nicht ausnahmen, die es sich gerade zur Lebensaufgabe gemacht hatten, durch Reinigung der Gottesidee auch die Sitten des Volkes zu bessern, so handelten sie nach demselben Grundsatz, den in der christlichen Zeit die orthodoxen Kirchen bei der Verteidigung ihrer auch in sittlicher Beziehung keineswegs unanfechtbaren Lehren befolgt haben, samt den Staatsregierungen, die den Kirchen ihren Schutz angedeihen lassen. Der Grundsatz heißt: *quieta non movere*, und er ist weder falsch noch unberechtigt. Die Sitten, Gewohnheiten und Glaubensmeinungen eines Volkes machen ein Ganzes aus, ein festgewachsenes Geflecht, das jeden einzelnen trägt und einhegt und sein Handeln zu einem großen Teile bestimmt. Der gemeine Mann handelt, abgesehen von Fällen, wo starke Leidenschaft oder Not ihn treibt, über die Stränge zu schlagen, wie er die andern handeln sieht, und wie es hergebracht ist, und untersucht nicht, ob und wie weit dieses hergebrachte Handeln der Theorie seiner Religion entspricht oder widerspricht. Fängt er aber erst einmal an, zu untersuchen, zu vernünfteln, dann steht ihm bald nichts mehr fest, und es fällt ihm gar nicht schwer, seine Berechtigung zu jeder Schandtats zu beweisen. Nicht den reinen Sinn des philosophischen Forschers, der aus den edelsten Beweggründen den Volksglauben kritisiert, eignet er sich an, sondern nur das Recht der subjektiven Entscheidung über alle Fragen der Theorie und der Praxis, und der in seinem Innern entscheidende Richter ist natürlich nicht eine höhere von Gott erleuchtete Vernunft oder gar Gott in eigner Person, sondern seine höchst unerleuchtete Selbstsucht.“ Wogl vertraut auf den in den Massen waltenden Gott. „Wahrlich, wenn nicht Platons Philosophen Könige werden, dann fügen wir uns lieber dem »Herrn Omnes« (wie Luther die Menge des Volkes geringschätzig nennt), dessen Massenbeschluss wie ein Verhängnis, wie eine überragende Kraft wirkt und eben darum eher etwas von der geheimnisvollen Majestät an sich trägt als so mancher, der sie in sich verkörpert wähnt. Man hat gesagt, der Protestantismus sei etwas Aristokratisches, und meinte damit, daß nur wenige Hochgebildete ihn tatsächlich zum Glaubens- und Lebensprinzip zu machen vermögen; für die große Mehrheit der Durchschnittsmenschen sei er nicht geeignet; er sei unpädagogisch, und es sei daher so gut wie aussichtslos, ihn rein und ungebrochen zur Religion der großen Zahl machen zu wollen. — Ein neuer Katholizismus müßte sonach angestrebt werden, denn in ihm ist fraglos das bewundernswerteste System der Volksbevormundung in Erscheinung getreten. Das Absehen vielvermögender Faktoren des deutschen Staatslebens scheint ja auf dieses Ziel gerichtet zu sein.“

Das ist Konfusion, eine Konfusion, verursacht durch die ewige Vermischung und Verwechslung der Begriffe Protestantismus und evangelisches Christentum. Das Wort Protestantismus kann nur die Verneinung der römischen Hierarchie bedeuten und hat also den Sinn, daß der Christ, um selig zu werden, weder der von der Priesterschaft dargebotnen Gnadenmittel noch der unfehlbaren Auslegung des Schriftworts noch der Leitung und Bevormundung in seinem sittlichen Wandel bedarf. Das Wort bedeutet also ungefähr so viel wie die grundsätzliche Autonomie — für die Autonomen. Aber daß nun wirklich alle Christenmenschen bis zu den Proletariersäuglingen hinunter autonom seien, wird doch wohl kein vernünftiger Mensch behaupten wollen. Demnach besteht auch nach Anerkennung des protestantischen Grundsatzes der Autonomie die Kirche zu Recht, d. h. eine Anstalt, die sich der Unmündigen und Halbunmündigen annimmt, ihnen die Glaubenswahrheiten verkündigt und Sittenzucht angedeihen läßt, ihnen erbauliche Feierlichkeiten veranstaltet und die christliche Caritas organisiert. Nur daß diese Kirche eben eine evangelische Kirche, d. h. von Aberglauben und hierarchischen Mißbräuchen gereinigt sein soll. Freilich behaupten die Modernen, die nach protestantischen Grundsätzen gelübte Bibelkritik habe die Bibel zunichte gemacht, sodaß es kein Christentum zu lehren gebe, eine christliche Kirche also nichts mehr zu tun finde. Allein dem widerspricht die Erfahrung, denn es gibt Männer, die selbst geforscht haben und alle Ergebnisse der Bibelkritik kennen, und die trotzdem an den Grundlehren des Christentums festhalten. Und wenn Vogl meint, mit den Sakramenten und dem Priestertum falle auch die Kirche, so irrt er; auch wenn alles Zaubertwerk und sogar aller harmlose und nützliche Symbolismus aufhört, bleiben der christlichen Gemeinschaft oder den Sekten, den kleinern christlichen Gemeinschaften (solche hält auch Vogl noch für lebensfähig) die oben genannten Aufgaben.

Der mittelalterlichen Kirche war zweierlei verhängnisvoll geworden. Erstens die urchristliche Eschatologie. Zwar hatte jene aufgehört, das Weltende in unmittelbarer Nähe zu erwarten, und die Hierarchie hatte sich nur allzu sehr auf ein gemüthliches Erdenleben von langer Dauer eingerichtet, aber das jenseitige Ziel wurde doch so stark betont, daß das Erdenleben dadurch an Bedeutung verlor. Das Mittelalter hat gewaltige Kulturleistungen vollbracht: drei Kunststile in monumentalen Bauten, in Plastik und Malerei verkörpert, großartige soziale Organisationen, allerlei Kunstgewerbe, die Grundformen des modernen Handelsverkehrs geschaffen, aber höchstens in der religiösen Kunst waren sich die Schaffenden deutlich bewußt, damit Gott zu dienen, Gottes Werk zu verrichten. Den größten Teil ihrer Kulturarbeit schätzten sie als profan gering, fürchteten wohl gar, damit Gott zu beleidigen und ihre Seele zu gefährden, meinten darum, zur Sicherung ihres ewigen Heils gegen das Lebensende aller irdischen Tätigkeit entsagen, sich ins Kloster zurückziehen oder daheim ein klösterliches, ein „gottseliges“ Leben führen zu müssen. Daß Luther das klare Bewußtsein hatte, in seiner gesamten Tätigkeit, auch in weltlichen Geschäften, von Gott

getrieben zu sein, Gott zu dienen, und daß er diese Zuversicht dem größten Teile der nordischen Völker einflößte, das war das eine seiner großen Verdienste. Und jetzt, nachdem die Menschheit im energischen technischen Fortschritt die Erde in erstaunlicher Weise umgestaltet, einen hohen Grad von Beherrschung der Naturkräfte erlangt und dadurch eine Vermehrung des Menschengeschlechts ermöglicht hat, die in jeder früheren Zeit undenkbar gewesen wäre, sehen wir es deutlich, daß die Kulturarbeit von Gott gewollt ist, und daß er damit die Menschheit Zielen zutreibt, von denen wir keine Ahnung haben, wobei jedoch das eschatologische Ziel des christlichen Glaubens für jeden einzelnen, der ja an dem unbekannten irdischen Endziele keinen Teil hat, gewahrt bleibt. Nur daß er sich dieses Ziel nicht durch Grübeleien über seine unerkennbare Beschaffenheit und nicht durch Selbstpeinigung, sondern durch pflichtmäßige Teilnahme an der Kulturarbeit und durch hoffnungsfreudige Hingebung an diese zu sichern sucht.

Das andre, was der mittelalterlichen Kirche zum Verderben gereichte, war die — von ihr nicht verschuldete — Fügung, daß sie in den Jahrhunderten der Völkerwanderung, Völkerzerfetzung und Völkerneubildung den Staat ersetzte und infolgedessen noch in den sich unter ihrer Mitwirkung neu bildenden Staaten ein beherrschendes Element blieb. Das hatte zur Folge, daß der Klerus herrschsüchtig, reich und genußsüchtig wurde, demnach seine geistlichen Pflichten schlecht erfüllte, und daß, nachdem neue Staatsordnungen entstanden waren, diese schlecht funktionierten, weil ein Teil der Staatsgeschäfte von Geistlichen besorgt wurde, die nur wenig oder mäßig dafür befähigt waren, der andre Teil durch die immerwährende geistliche Einmischung, besonders aber durch die wirtschaftliche Ausbeutung der Völker von seiten der Hierarchen, gehemmt und beeinträchtigt wurde. Luther trat auf in einer Zeit, wo dieser Zustand unerträglich geworden war. Mit einem Ruck die nordischen Völker aus ihm herausgerissen, dadurch zugleich auch in den katholischen Staaten die Säkularisierung vorbereitet und in allerweg dem Kaiser gegeben zu haben, was des Kaisers ist, das ist das zweite Große, das Luther für die Welt getan hat, indem er zugleich die Religion des Geistes durch die Ermöglichung eines evangelischen Christentums aus ihrer hierarchisch-theurgischen Vermummung erlöste.

Vagl freilich sieht die Sache anders an; ihm ist der christliche Ideenkomplex zwar eine großartige Schöpfung ehrwürdiger Männer, aber als einer abgelaufenen Periode der menschlichen Entwicklung angehörend heute tot und nicht mehr zu wirklichem Leben zu erwecken. Den Kern dieses Ideenkomplexes sieht er in der Bergpredigt, an der die Unmöglichkeit der Wiedererweckung deutlich werde in unsrer Zeit des Rechtsstaats und des Kapitalismus. Nur Tolstoi sei ein wahrer und echter Christ; die Weise, wie Luther die Aufhebung des Widerspruchs versuche, befriedige ebensowenig wie die der katholischen Kirche. Ich finde, daß beide, in verschiedenen Punkten allerdings, Recht haben. Die katholische Kirche lehrt bekanntlich, daß die überhöhen sittlichen Forderungen „Räte“ seien, die nur für die nach Vollkommenheit strebenden gelten. In unsrer Zeit des

Individualismus sollte doch niemand mehr die Tatsächlichkeit der verschiedenen Moralen bestreiten. Es gibt nun einmal, abgesehen von vielen andern Verschiedenheiten, Menschen, die aus innerm Antriebe, nur ihrer Natur folgend, das Höchste leisten in Überwindung der Triebe und in edler Selbstaufopferung, und ihnen gegenüber eine Masse solcher, bei denen man schon froh sein muß, wenn Erziehung, kirchlicher Einfluß und Staatszwang zusammen die bürgerliche Rechtschaffenheit zustande bringen. Die alte Kirche fehlt nur darin, daß sie sich anmaßt, gewisse ihr genehme Menschen, die sie Heilige nennt, als vollkommene Christen amtlich abzustempeln, daß sie die unzulässigen Klostergelübde als den sichersten Weg zur Vollkommenheit empfiehlt, und daß sie, was den gewöhnlichen Christen an der Gottwohlgefalligkeit fehlt, mit ihrem magischen Heilsapparat ergänzen will, anstatt sich auf psychologische Einwirkung und auf die von ihr selbst und vom Staate auszuübende Zucht zu beschränken. Luthers Vermittlung des Widerspruchs dagegen halte ich ohne Einschränkung für richtig. Er will, daß der Christ, als Christ, dem Übel nicht widerstehe, als obrigkeitliche Person aber, als Hausvater, als Staatsbürger widerstehe und sich tapfer wehre. Das bedeutet keineswegs, wie Bogl meint, eine Zerreißung der Persönlichkeit in zwei verschiedene, einander entgegengesetzte Personen. Was die Bergpredigt fordert, das ist der Verzicht auf lieblose und rachsüchtige Gesinnung und auf eine Anhänglichkeit an die irdischen Güter, die in ihnen die Seligkeit sucht und demnach mit dem Verlust dieser Güter zugleich die Seligkeit einbüßt. Es ist nun durchaus möglich und kommt wirklich vor, daß einer als Fürst oder Richter das Böse straft und als Staatsbürger aus Pflichtgefühl, z. B. um sich und den Seinigen den Lebensunterhalt zu sichern, sein Recht sucht, ohne eine Spur von Haß und Rachsucht, ohne die vom Christentum geforderte Nächstenliebe zu verletzen. Paulus fordert demgemäß, daß die Christen besitzen sollen, als besäßen sie nicht, und als er in Philippi widerrechtlich eingesperrt und gezeißelt worden war, ließ er sich, um des guten Rufes der Heilsboten willen, von der Obrigkeit feierliche und öffentliche Genugtuung leisten.

Im einzelnen konkreten Falle ist es ja oft schwierig genug, die Forderungen der Welt mit denen Christi zu versöhnen und die Grenze zwischen der Freiheit eines Christenmenschen und der für ein geordnetes Zusammenleben unerläßlichen Geseßlichkeit richtig zu ziehen. Luther hat selbst darin manchmal fehlgegriffen, z. B. wenn er meint, das Sabbatgebot sei nur eine Formulierung dessen, was das natürliche Bedürfnis gebiete, und wenn einer am Sonntag nicht müde sei, so stehe es ihm frei, an einem andern Tage zu ruhen. Gerade die allgemeine Regelung der Ruhezeit, die Festsetzung eines bestimmten Ruhetages für alle, ist von einer so ungeheuern sozialen Bedeutung, daß ihre Notwendigkeit heute allgemein und geseßlich anerkannt wird. Ich habe deshalb schon öfter bekannt, daß mir die Einsetzung des Sabbats allein schon die Gütlichkeit der mosaisch-christlichen Religion verbürgt, deren wesentliche Ideen heute noch so lebenskräftig sind wie vor neunzehnhundert Jahren. Die Irrtümer der Urchristen entsprangen

aus einer falschen Perspektive, die ihnen übrigens, wie ich nach Harnack einmal gezeigt habe, über die größten Schwierigkeiten der Kirchengründung weggeholfen hat. Die Propheten hatten ein messianisches Reich des Friedens und der Glückseligkeit verheißen und unter andern Vorzügen dieses Reiches namentlich den hervorgehoben, auf den sich Petrus in seiner Pfingstrede beruft, daß dann der Geist Gottes ausgegossen sein werde über alles Fleisch, sodaß keiner mehr nötig habe, von einem andern belehrt oder geleitet zu werden, jeder also autonom sei, und Paulus glaubte das Ende des Zuchtmeisters Gesetz gekommen; die Chiliasten aber träumten von der Verwirklichung dieser Verheißungen in einem tausendjährigen irdischen Reiche, dessen Anbruch unmittelbar bevorstehe. Die Erfahrung nötigte dann, auf alle solche Träume zu verzichten und den Zuchtmeister wieder in sein Amt einzusetzen, dessen er übrigens nicht vergebens waltet, da er, zusammen mit dem Evangelium, in langwierigen Kämpfen und unter zahlreichen Rückschlägen, humane Gesinnung und Gesittung allgemeiner verbreitet hat, als sie es im Altertum war. Ob wir damit auch dem Ideal der allgemeinen Autonomie nähergekommen sind, wie Vogl glaubt (er gründet seinen Optimismus auf die fortschreitende Demokratisierung der Kulturvölker), das mag ein jeder nach seinen persönlichen Erfahrungen entscheiden. Sollte es der Fall sein, so würde sich damit nicht eine neue, sondern die alte Idee der Propheten und des Urchristentums verwirklichen. Also die Auffassung Vogls teile ich nicht, aber „das Revolutionäre“ in Luther und den Konflikt zwischen diesem und dem Katholischen in Luthers Seele hat er gut und anziehend dargestellt, und darum habe ich sein Buch ein schönes Buch genannt.

Carl Jentsch



Veit Valentin



on einem aus Überraschung, Wehmut und Freude wunderbar gemischten Gefühl wurde ich ergriffen, als ich vor kurzem das Anfang Mai v. J. herausgekommene stattliche Buch (von 554 Seiten in Großoktav) Frankfurt am Main und die Revolution von 1848—49 mit dem Verfasseramen Veit Valentin erblickte. „Veit Valentin“ hatte ich von 1870 bis 1900 unzähligemal als den Autornamen gelesen, wenn mir der teure Freund der Universitätsjahre (1861 bis 1864) jede seiner aus unermüdlichem Schaffensquell sprudelnden mannigfachen wissenschaftlichen Arbeiten zusandte, „Veit Valentin“ war mir Lautklang und Zeichen eines ganz klar ausgeprägten Bildes einer sehr eigenartigen und hochbegabten geistigen Persönlichkeit, deren köstliches menschliches Wesen mir wohlbekannt und vertraut tief in meinem Herzen wohnte — da war am Weihnachtshelligabend 1900 nach ganz kurzer, schwerer Krankheit der Achtundfünfzigjährige in das Reich der Schatten hinübergegangen, und für Neuererscheinungen der Literatur

war nun seit fast acht Jahren dieser Name ausgelöscht. Jetzt ist er auf einmal in seinem einzigen, gleichnamigen Sohne neu auferstanden, und dessen erste Leistung ist so, daß sich an sie die Hoffnung knüpfen muß, dieser Name werde in der Welt des geistigen Schaffens ebenfalls zu guten Ehren gelangen.

Vater und Sohn erscheinen bei allen Zügen, die in dem Sohn an den Vater erinnern, doch wesentlich verschieden veranlagt; der Vater so, daß er in engem Kreise höchst ehrenvoll fortlebt, der Sohn so, daß seine Arbeit noch weitere Kreise interessieren wird. Weit Valentins des ältern eigenste Begabung war die des Dranges zu wissenschaftlicher Erkenntnis der Kunst nach ihrem Wesen und nach ihren Hervorbringungen auf allen Gebieten des Schönen und auch des Nützlichen; nur die Musik lag ihm, abgesehen von ihren Grundeigenschaften, die sie mit aller Kunst gemeinsam hat, nach ihrem eigenartigen Leben etwas ferner. Die „Bildkunst“, wie er die Malerei und die Plastik zusammenzufassen pflegte, und die Poesie standen seiner brennenden Liebe und seinem eindringenden Forschungsinteresse gleich nahe, wie seine sich auf beide Gebiete ungefähr gleichmäßig verteilenden zahlreichen Arbeiten beweisen. Mit Kunsttheorie, Kunstenthusiasmus und Kunstauslegung sind nun freilich die Herzen der Menschen ebenso gut zu erobern wie mit Erforschung und Darstellung der neuern, bis an die Gegenwart heranreichenden Geschichte, die als die Domäne Weit Valentins des jüngern erscheint; denn einen Vorsprung, die Intensität der Teilnahme der Lebenden zu gewinnen, vor der Geschichte überhaupt und namentlich den ältern Perioden hat begreiflicherweise die neuere und neueste Geschichte jedenfalls. Aber Weit Valentin der Vater schrieb recht wenig im Sinne und nach dem Gefallen des großen Publikums. Er genoß allerdings die Hochschätzung mancher seiner Fachgenossen, die sich die Mühe gaben, ihn ganz zu verstehn, im höchsten Grade, aber in den geistigen Besitz der Gebildeten überhaupt ist er doch nicht sehr eingedrungen. Das lag daran: er war zu selbständig in seinem Denken, zu fein und subtil in seinen Darlegungen, verschmähte zu sehr von den Redewendungen und Schlagwörtern, die schon Allgemeingut sind und hinreichende, vielleicht auch blendende oder gar hypnotisierende Macht haben, Gebrauch zu machen, mochte zu wenig seine Originalität zurücksetzen, um sich — gleiche Brüder, gleiche Rappen — in die im Gange befindliche Kollektivarbeit einzuordnen. Nun kann freilich die ausgeprägte Sonderart, die in die Augen springende Ursprünglichkeit noch mehr überwältigen als glänzende Normalität: aber es darf den Menschen nicht schwer werden, ihr zu folgen. Der Ästhetiker Weit Valentin aber macht wirklich große Ansprüche an die Bereitwilligkeit seiner Leser, ihre Denkkraft zu konzentrieren und anzustrengen. Begeisterung für die Kunst und all ihr Schaffen erfüllte ihn freilich in tiefster Seele, die höchste natürlich für die hohen Werke der Kunst — aber als Kunstschriftsteller wollte er mit der Begeisterung nicht beginnen, weil er den Anhauch der Verschwommenheit und die Verführung zu unwahrem Gerede von ihr fürchtete; die Begeisterung sollte als eine doch auch ihrer Gründe bewußte zum Schluß

seiner Belehrungen herauspringen. Was er schuf, wollte ja — Nachbildungen wie zum Beispiel die der Antigone und bescheidne, aber leichtgeschürzte und doch gehaltvolle Gelegenheitsfestdichtungen abgerechnet — nicht selbst Kunst sein, sondern Wissenschaft der Kunst, und die Wissenschaft muß nun einmal lehrhaft sein, und dieser ernste Forscher mochte eben der Strenge der Wissenschaft nichts vergeben. Leichtflüssigkeit war, so sehr auch seine Schreibweise Klarheit und Sicherheit der Gedankenführung mit Tiefe vereinigte, nun einmal nicht die Sache seiner Darstellung, und gegen die Mühen schwerer Gedankenfracht hat das große Publikum ein sichres Mittel: es drückt sich um sie herum. Drei seiner Werke, die sich auch leichter faßlicher Gefälligkeit nähern, sind aber doch in etwas weitere Leserkreise eingedrungen, wenn auch jetzt bei weitem noch nicht in dem Maße, wie sie es verdienen: sein Beitrag zu dem großen Sammelwerke von Dohm, „Kunst und Künstler des neunzehnten Jahrhunderts“, über die sogenannten Nazarener (Cornelius, Overbeck, Schnorr, Heit, Führich), 1883 und 1885; die in dem köstlichen Buche „Kunst, Künstler und Kunstwerke“ (1889) gesammelten Aufsätze und endlich „Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt“ (1894). Am meisten begegnet uns sein Name noch in den nach ihm und H. Schiller benannten Deutschen Schulausgaben des Ehlermannschen Verlages. Die zahlreichen von Heit Valentin selber in dieser Sammlung herausgegebenen Dichterwerke sind aber in einer so tiefsinnigen Gliederung, einer Betrachtung nach so hohen Gesichtspunkten kommentiert und kommen denkwürdiger Bequemlichkeit und Oberflächlichkeit so wenig entgegen, daß bei diesen Ausgaben dem gewöhnlichen Schüler und auch wohl manchem Lehrer nicht recht geheuer zumute ist. In einem engern, für ihn und an sich höchst ansehnlichen Kreise seiner Vaterstadt Frankfurt am Main hat aber Heit Valentin der Vater eine lange, ihn beglückende und mächtig ausfüllende unmittelbare Notorietät befeßen als der fünfzehn Jahre lang (von 1885 bis 1900) amtierende Vorsitzende des Akademischen Gesamtausschusses des Freien deutschen Hochstifts, eine Stellung, mit der an sich ein leitender Gesamteinfluß auf dieses illustre Bildungsinstitut verbunden ist und bei diesem in persönlichen Beiträgen und organisatorischer Tätigkeit unermüdlich regen und berufenen Geiste sicherlich in hervorragendem Maße verbunden war.

Der junge Heit Valentin ist Historiker und gehört zu den glücklichen Naturen, bei denen die Wahl des Berufs durch eine ganz entschiedne Anlage und Neigung vorweg bestimmt ist. Als ich an den heranwachsenden Jüngling — er war Obersekundaner, es sind erst acht Jahre her — die übliche Hauptfrage eines väterlichen Freundes richtete, was er denn werden wollte, antwortete er mit leuchtenden Augen ohne Besinnung: Historiker. Drei Aufgaben hat die Geschichtswissenschaft: die Erforschung des Geschehenen, die Darstellung des Erforschten, das Urteil über das Dargestellte an dem Maßstabe politischer, sittlicher und kultureller, letzthin auch philosophisch-religiöser Zeitgedanken. Die reine Forschung pflegt nüchtern gehalten zu werden und sich nur an die Fach-

männer zu wenden. Sobald aber hinzukommend die zweite und dritte Aufgabe mit Talent gehandhabt wird, gehören den Werken der Geschichtschreibung alle Herzen und der Beschäftigung mit ihnen ein gutes Stück der Mußezeit, die sich die Menschen der Gegenwart erübrigen können — notwendigerweise natürlich mit starker Auswahl der Stoffe und Zeiten, wobei, wie ich schon bemerkt habe, die neuen und neuesten weitaus bevorzugt werden. Das von Leben pulsierende stoffliche Interesse für Menschen und Dinge hat viel zahlreichere Träger seiner selbst als das abgeklärte schögeistige für die rein künstlerische Form und ihre idealen Gehalte. In der Geschichte ist auch das Vergangne alles voll Leben, Bewegung, realer Menschlichkeit, voll Beziehung und Ähnlichkeit der Akteure von ehedem und heute und immer; die in sich abgeschlossenen Welten der Schöpfungen der Kunst haben im Gegensatz dazu etwas an sich, was Schiller „der Schönheit stille Schattenlande“ nennt. Philosophischer, das Zufällige vom Wesenhaften ausschließender, ewig wahrer sind dabei doch nach der Erkenntnis des Aristoteles, die seit Lessing alle erlauchten deutschen Geister teilen, die Bilder des Lebens, die von den Werken der Kunst geschaffen, als die von der Geschichte einer einmaligen, vorübergerauschten Wirklichkeit nachgezeichnet werden: aber von ganzem Herzen das zu empfinden vermag doch nur eine durch feinere Begabung und ausgewähltere Bildungswege durchgesiebtere Minderheit, während die Mehrheit statt dem rein Schönen dem „Interessanten“ zufällt. So hat Weit Valentin der Sohn einen für den Erfolg weit günstigeren Kreis der Arbeit und des Wirkens, als ihn Weit Valentin der Vater hatte; dazu kommt, daß ihm die Wege des Lebens durch die Mühen des Vaters weit geebnet sind, als sie es diesem durch das bescheidne Glück seines Vaters im Kampfe um die Existenz waren. Nach dem, was der junge Weit Valentin schon heute tatsächlich geleistet hat, darf man ihm das Horoskop stellen, daß ihm noch viele Früchte des Fleißes und Talentess zu zeitigen und für viele ein geistiger Lebenswert zu werden vergönnt sein wird, sodaß mit einemmale die literarische Marke „Weit Valentin“ als verjüngter Phönix aus der Asche aufsteigt.

Das Buch über die Stadt Frankfurt am Main in den Revolutionsjahren 1848 und 1849 erscheint mir als eine ganz stupende Leistung eines Anfängers, der nach seinen Jahren als solcher vorausgesetzt wird. Beim Lesen habe ich wohl einmal nach dem Umschlag des Buches zurückgeschlagen wie in tiefster Verwunderung, ob wirklich ein Vierundzwanzigjähriger mit so männlicher Reife sprechen könne, aber was sonst „Weit Valentin“ hieß, konnte hier ja nun nicht das Wort geführt haben. Es ist mir wirklich ergangen wie einem andern jungen Frankfurter gegenüber, wenn es mir unbegreiflich schien, woher dem Dichter des „Götz von Berlichingen“ diese manchmal das Menschenwesen durch und durch sehende Seelenkunde in so jungen Jahren gekommen sein möchte.

Zunächst muß jedoch wohl von der Forschung die Rede sein. Ich glaube, dieser Schüler, der noch vor kurzem zu ihren Füßen gesessen hat, macht seinen

akademischen Lehrern, die ja die Forschungskunst an erster Stelle auszubilden suchen, alle Ehre. Der jüngere Veit Valentin muß von seinem Vater auch in der Beziehung sehr verschieden sein, daß es ihm wenig auszumachen scheint, fremde Bücher massenhaft kennen zu lernen und zu bewerten, sein Vater riß sich aus seinen eignen Gedanken, die er unwillkürlich unablässig spannt, oft recht schwer los, um nun in wissenschaftlicher Pflicht fremde nachzubilden und sie kritisch mit den eignen zu konfrontieren. Dafür ist aber eben auch der Historiker nichts ohne Quellen, der Theoretiker doch vielleicht der größere Teil dessen, was er ist, aus sich selbst. Veit Valentin der Sohn hat die Quellen, die ihm in solchem Reichtum flossen, über den sich schon mancher Historiker der neuen Geschichte seufzend nach dem Schöpfen aus einigen wenigen Quellen, wie sie zum Beispiel für manche Partien der griechischen und der römischen Geschichte allein zu Gebote stehn, gesehnt hat, nicht nur in großer Vollständigkeit benutzt, Zeitungen, Geschichtswerke, Memoiren, Broschüren, Flugblätter, ja selbst Karikaturen aus der märchenhaft bewegten Zeit, sondern auch bisweilen neues Material aus Archiven und den Senatsakten der Stadt Frankfurt zuerst herangezogen.

Die geschichtliche Darstellung soll die Trockenheit der Forschung nach dem, was einst tatsächlich gewesen ist, abgestreift haben und in der Stilart, die die Alten die „fröhliche“ nannten, verlaufen, sie soll die Verkettung der Ursachen und Wirkungen scharf hervortreten lassen, vor allem die Motive der handelnden Personen von allem Scheinhaften, das sich oft an sie anheftet, befreien und in dem, was wirklich das Treibende war, erfassen, den Verlauf der Sachen aber dann in überzeugender Leibhaftigkeit, *mutatis mutandis* den alten Gesetzen der epischen Kunst gemäß, vorführen. Veit Valentin hat (mag auch bisweilen einmal eine kleine Unebenheit auffallen) alle diese Forderungen bestens erfüllt, und ich wüßte nicht, wodurch sich in diesen Beziehungen das Erstlingswerk eines Jünglings von gewiegter Meister reifen Werken unterschiebe, die ja reichlich zur Vergleichung zu Gebote stehn. Ganz besonders scheint mir die Vorsicht rühmend wert, mit der er immer wieder den Übergang in die allgemeine, oft erzählte Zeitgeschichte meidet, um allen Stoff ganz und gar in das Licht der neuen Sonderaufgabe, die er sich gesetzt hat, zu rücken. Die Charakteristiken von Personen und von Strömungen gehören in gleicher Weise der Forschung und der Darstellung an. Veit Valentin wird beiden Seiten der Aufgabe beiderlei Art gerecht, nach meinem Gefühl oft in Kabinettstücken der Schilderung, so z. B. in den Charakterzeichnungen von H. von Gagern, von Radomski, Fürst von Sichnowski, Robert Blum, von Erzherzog Johann, Ritter von Schmerling, aber auch von Personen mindern Ranges, wie z. B. der Frankfurter Junck, Suchs und besonders Hadermann, des Stadtsoldendorfer Pastors Jürgens usw.; köstlich ist zum Beispiel auch die Schilderung des achtundvierziger Frühlings, wie er aufging in der Natur und in den Gefühlen, Idealen und — Illusionen der Menschen. Die staatswissenschaftliche und national-

ökonomische Durchbildung, die jetzt immer mit dem Universitätsstudium der Geschichte verbunden wird, tritt überall in dem Buche hervor. Als letzter Beziehungshintergrund des historischen Urteils des Verfassers über den Wert der Zustände, der Entwicklungen und der Handlungen erscheint nicht sowohl eine der fertigen großen philosophischen oder religiösen Weltanschauungen oder gar eine der Parteien, wie die konkrete Vernunft, die in dem Rückblick auf Dinge, die die Zeit gehabt haben, sich zu entfalten und zu erproben, talentierten und geschulten Geistern von selber aufleuchtet.

Gewiß scheint mir, daß der deutschen Historik hier ein junger Stern von Zukunft aufgegangen und dem Namen Veit Valentin eine literarische Auferstehung beschieden gewesen ist. Sachlich aber erscheint das Buch, weit entfernt, nur einem Lokalinteresse zu dienen, je mehr man sich hineinliest, von ganz überraschender Bedeutung und geschichtlicher Inhaltstiefe. Das Buch trägt die Widmung: „Meinem Vater Veit Valentin (1842 bis 1900) zum Gedächtnis“, in schöner und höchst begründeter Dankbarkeit und Pietät, aber offenbar auch in dem Gefühle, daß sich der Verfasser für die Fernerstehenden — wie wir ja in der Fülle der Ereignisse oft vergessen, ob uns ferner klingende Namen Lebenden oder schon Verstorbenen angehören — deutlich von dem, was sonst „Veit Valentin“ hieß, unterscheiden und zu ihm hinzufügen will. Daß der junge Veit Valentin als Mensch und neben seinem ausgeprägten eignen wissenschaftlichen Beruf die ästhetischen Neigungen seines Vaters teilt, ja das Erbteil seines Vaters trägt, fühlt sich oft durch, zum Beispiel wenn er den Begriff des Tragischen anwendet, den er nicht in vager populärer Weise gebraucht, sondern vielmehr in dem bestimmten Inhalt, den sein Vater, auch in heißem literarischem Kampf, herausgearbeitet hat. Und über geschichtliche Personen, die auch einmal an den Gestaltungen der politischen Schicksale teilgenommen haben, im wesentlichen aber der Geistesgeschichte angehören, äußert sich Veit Valentin in einer für die Verwandtschaft mit dem väterlichen Geist charakteristischen Weise zum Beispiel an der Stelle, wo er im Zusammenhang seiner Darstellung gerade „das bedeutendste parlamentarische Talent“ der Fraktion, die sich damals nach dem „Landsberg“ nannte, den Dichter Wilhelm Jordan, zu zeichnen hat (S. 220): „Er übte das Künstlerrecht aus, von dem Vorurteil einer politischen Partei-richtung unbehindert, all den menschlichen Erscheinungen seine Sympathie zuzuwenden, an welchen ihn Kraft und Ursprünglichkeit der Bildung fesselte.“

Daß eine Firma wie die Cotta'sche das Erstlingswerk eines so jungen Autors herausbringt, muß ihm zu einer Empfehlung und dem Verfasser zur Ehre gereichen.

Max Schneidewin





Meine Jugend und die Religion

Von Ludwig Germersheim

(Fortsetzung)

5. Die Schwedenangst



Der Schwedenmord und der Hexenbruch — aus dem vertörrnen Gerede ungebildeter Menschen schuf sich meine Phantasie in jahrelangem Grübeln diese Schrecken. Aber wie haben sie mich gequält! Religionshaß und Zaubervahn, die Schrecken der Bartholomäusnacht und der Autosdafe, der Feuerfolter und des Feuertodes waren für mich in diesen Worten zusammengebrängt. Die Überlieferungen, die sich aus der Schwedenzeit in der katholischen Stadt erhalten hatten, gaben mir eine seltsame Vorstellung von dem stammverwandten nordischen Volk. Ich hörte da nicht von offenem Kampf. Tücke kämpfte gegen Tücke. Ein Schornsteinfeger belauschte ein Gespräch schwedischer Soldaten, die in der Bischofsstadt im Quartier lagen, und erfuhr, daß zu einer bestimmten Nachtstunde die Bürger niedergemacht und die Stadt geplündert werden sollte. Er teilte dem Räte mit, was er gehört hatte, und die Bürger kamen den Schweden zuvor und erschlugen auf ein vereinbartes Zeichen die Schweden. Ein Bild des Schornsteinfegers soll auf dem Dach des Hauses, wo er die Schweden belauschte, angebracht gewesen sein. Ich habe oft vergeblich danach ausgesehen.

In dieser Erzählung, für die ich später nicht die geringste historische Stütze fand, besonders aber in den Kommentaren, die ich dazu im Laufe der Jahre hörte, lebte noch etwas von dem Konfessionshaß des Dreißigjährigen Kriegs. Die Schweden, ihr König, selbst die Namen Gustav und Adolf wurden, so oft ich von ihnen sprechen hörte, mit feindlicher Betonung genannt, sodaß ich selbst in meinen ersten Gymnasialjahren ein Vorurteil gegen das Volk und seinen König hatte und mich fast unangenehm berührt fühlte, wenn ein Mitschüler Gustav oder Adolf hieß. Dazu machte sich meine Phantasie ein sonderbares Bild von der körperlichen Erscheinung der Schweden zurecht. In einem engen alten Gäßchen stand im Schaufenster eines kleinen Ladens, wo allerlei Landesprodukte, daneben auch Kolonialwaren, Tabak und Zigarren zu haben waren, eine zwerghafte Figur in der Kriegertracht des Dreißigjährigen Kriegs, breitbeinig, rauchend, einen Filzhut mit einer Straußenfeder auf dem Kopf. Das sei ein Schwede, hörte ich irgendwann irgendwen sagen, und der Gnom, den wohl mancher Student fröhlich als Perkeo begrüßt haben mag, diente meiner Phantasie jahrelang als Modell für die skandinavischen Krieger. Jahrelang weckte mir der Name des nordischen Germanenvolks die Vorstellung kleiner, böshafter, grausamer Menschen, und die schwedischen Zündhölzer, die damals noch allgemein Sakerhetsständstikker hießen, erschienen mir eine Zeit lang als die charakteristische, unheimliche Gabe eines Volkes, das in Deutschland soviel gesengt und gebrannt hatte.

Skandinavien war für einen Knaben in Mitteldeutschland damals noch viel, viel entlegener als Amerika. Kein Kajütsbureau lud mit Menschen- und Landschaftsbildern zu Nordlandfahrten ein. Aber als ich in der Schule vom Dreißigjährigen Kriege hörte, seinen Verlauf mir einprägte und Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges las, da schwand in meiner Seele das Schreckensbild des Schwedenmords. Die Schweden verfuhrten bei der Eroberung des als uneinnehmbar geltenden Marienbergs nicht mit ungewöhnlicher Grausamkeit. Wie wohl mir Schillers Erzählung tat: „Der Marienberg mußte mit Sturm erobert werden. In diesen unüberwindlich geglaubten Ort hatte man einen großen Vorrat von Lebensmitteln und Kriegsmunition gesüchtet, das alles dem Feind in die Hände fiel. Ein sehr angenehmer Fund war für den König die Büchersammlung der Jesuiten, die er nach Upsala bringen ließ, ein noch weit angenehmerer für seine Soldaten der reichlich gefüllte Weinkeller des Prälaten. Seine Schätze hatte der Bischof noch zu rechter Zeit gesüchtet.“ Aus andern Quellen wußte ich, daß die ganze Besatzung — 1500 Mann — bei der Erstürmung niedergemacht worden war. Aber es war doch ein Kampf bei Tage, im Morgengrauen über Gräben, Leitern, Mauern hinan, kein Morden in der Nacht. Und Schiller hat recht: „Nur an denen, die sich mit dem Degen in der Hand widersehten, wurde das schreckliche Recht des Krieges ausgeübt; für einzelne Greuelthaten, welche sich eine gefesselte Soldateska in der blinden Wut des ersten Angriffs erlaubt, kann man den menschenfreundlichen Führer nicht verantwortlich machen. Dem Friedfertigen und Wehrlosen widerfuhr eine gnädige Behandlung.“

Während der schwedischen und sachsen-weimarschen Zwischenregierung im Fürstentum Würzburg war Oberst Axel Vilj Stadtkommandant. Es herrschten geordnete Verhältnisse; Herzog Ernst zu Sachsen, der eine Zeit lang die Würde eines Statthalters im Fürstentum Würzburg bekleidete, hatte die Regierung so vortrefflich und uneigennützig für seinen Bruder, den Herzog Bernhard, geführt, daß der Fürstbischof Franz von Hatzfeld (nach der Wiederherstellung der fürstbischöflichen Regierung) gegen den Erzherzog Leopold äußerte, „des Herzogs Ernst außerordentliche Sorgfalt und weise Sparsamkeit hätten das Würzburger Land in einen besseren Zustand gebracht, als wenn er es selbst verwaltet hätte“. Der Wein, der nach der Einnahme Würzburgs und nach der Erstürmung des Marienbergs geerntet wurde, war so gut geraten, daß er die welschen Weine an Feuer übertraf, und daß man nicht genug Fässer hatte, ihn aufzubewahren. Man gab ihm den Namen Schwedischer Rheinfall. Wie man nun diesen Namen auch deuten mag, als geographische Bezeichnung der Fülle oder — was der damalige Sprachgebrauch kaum erlauben wird — als behagliche Selbstverspottung der Würzburger, er beweist auf alle Fälle, daß den katholischen Franken unter der schwedischen Herrschaft der Humor nicht verging.

Auch diese Erfahrung half die Schatten bannen, die der noch immer in gehässigen Überlieferungen lebende Konfessionshaß des Dreißigjährigen Krieges in mir geweckt hatte. Und das letzte Grauen vor der Schwedenmordnacht schwand, als ich die Bedingungen las, unter denen die schwedische Besatzung nach der Einnahme der Stadt durch den kaiserlichen Generalfeldmarschalleutnant und Oberst zu Roß und Fuß Johann Christian von Göß abziehen durfte. Da hieß es breit und behaglich: „Die Commandanten, hohe und niedere Offiziere und gemeine Soldaten der Fürstlich Sächsischen und Axellischen Squadronen sollen Macht haben, mit völligem Ober- und Untergewehr, fliegenden Fähnlein, brennenden Linten, Kugel im Mund, gefüllten Wandkellern, klingendem Spiel, Sack und Pack, Weib und Kind, nebst den Squadronsführern und der dazu gehörigen Munition zu 12 Schüssen,

wie auch Proviant (weil man sie dessen unterwegs nicht versichern kann) so viel als sie auf der Reise nötig haben werden mitzunehmen und abzugeben. Weil erweislich im hiesigen Lande zumal keine Pferde zur Hand zu bringen, also sollen so viele Schiffe, als in der Eile zu bekommen zu Abführung der Squadronstücke, Volk und Andern verschafft und im Fall am Volk und Anderem etwas dies Mal nicht sogleich fortgeschafft werden werden könnte, soll es eben so nachgefördert werden.“ Die schwedische Herrschaft ging, wie sie begonnen hatte, in blutigen Kämpfen, aber ohne Mord zu Ende, und mit ritterlicher Höflichkeit schieden Sieger und Besiegte. Es ist möglich, daß der Würzburger Baumeister Raut, der den Schweden bei der Verstärkung der Festungswerke geholfen hatte, sich dann aber von den Kaiserlichen gefangennehmen ließ und seinen Glaubensgenossen beim Sturm auf die Stadt und die Feste mit seiner Kenntnis der Werke beistand, in der Gestalt des Schornsteinfegers der Mordnachtfrage fortlebt. So blutig sich das wahre Bild dieser Zeit mir später enthüllte, so voll Blut und Lüge war es doch nicht wie die Sage, in der der Fanatismus den Religionshaß heiß erhielt, und es heilte mich von dem Grauen, womit mir die Sage die Seele krank gemacht hatte. Aber es dauerte lange, bis das Volk Karls des Zwölften, des schönen Ewen und Ulfs, des grauen Helben, hoch und stolz vor mir ragte und mich mit hellen Augen freundlich ansah. Ich glaube, Uhlund hat bei dieser Wandlung mitgewirkt mit seiner Ballade von den sterbenden Helben. Wenigstens weckte mir der Name Schweden später immer Ulfs Worte:

Wohl wieget eines viele Taten auf
(Sie achten drauf),
Das ist um deines Vaterlandes Not
Der Helbentod.

Während ich so schwer träumend reisste, verblüfferte sich mein äußeres Leben, aber dieses Dunkel lastete nicht auf meiner Seele, es sah nur zu ihren Fenstern herein, und wenn sie wachte und in ein Licht oder eine Herdflamme sah, die ein Buch oder ein Traum entzündet hatte, dann schmiegte sich das Behagen an sie wie ein warmes spinnendes Rädchen, und das Dunkel draußen machte das Licht heller leuchten. Die Verkrümmung meiner Beine war entschieden und ohne Operation nicht mehr heilbar, als meine Eltern Zeit und Mittel fanden, erst durch primitive, selbsterbachte Schienen, dann durch einen Apparat, der in einer Werkstätte für chirurgische und orthopädische Instrumente gemacht worden war, die Entstellung zu bekämpfen. Diese Heilversuche machten mir viel Schmerzen beim Gehen und beim Sitzen, mein Tagewerk war schwer. Ich schleppte mich mühsam in die Schule, saß mit gestrecktem Bein auf der Kante der Bank und schleppte mich dann wieder heim. Zu Hause teilte ich mit den Eltern die Angst vor der nahenden Not, dann, als sie da war, freier atmend mit den Eltern und den Geschwistern die Not selbst. Das Geschäft mußte verpachtet werden, und die Pachtsumme blieb oft aus. Meine Mutter war nicht mehr imstande, die Anstrengungen der Geschäftsführung zu ertragen, sie kam mit dem Keim ihrer Todeskrankheit nun auch herauf zu uns in die Enge und war nun auch am Tage bei uns. Mir war, als lehrte sie heim.

Es war warm bei uns, auch wenn aus Mangel an anderm Heizmaterial die Asche benezt und wieder zum Heizen verwandt wurde. Meine Mutter erleichterte uns mit ihrer pfälzischen, wohl aus Frankreich stammenden Kunst, auch die ärmste Nahrung, die Kartoffel, in der verschiedensten Form schmackhaft zuzubereiten, solange sie konnte, die Not. Als sie zusammenbrach, kochten meine Schwester, mein älterer Bruder und ich. Es gab oft Grießbrei als Mittagessen, den konnte auch ich kochen. Milch und Grieß waren recht knapp gemessen. Ich fühle noch den Grieß aus der

Düte in die Milch rinnen, die ich in der törichten Hoffnung, mehr Brei zu gewinnen, gewässert hatte, bis sie blau war. Und doch fristete noch ein bescheidenes Tier mit uns sein Leben. Ein Käzchen teilte unsre Not und wärmte uns, wenn das Raunen der schlechtgenährten Flamme im Ofen leiser wurde und mit dünnen Knistern erstarb, mit seinem Schnurren. Damals habe ich die Rage als Karottikum der Armut schätzen und in dem lieben Spiel- und Hungerkameraden das Tier lieben gelernt. Sein traulicher, warmer Ruhelaut tat mir in vielen kalten Stunden wohl und drang mir als Predigt über den Wert des Tieres zum Herzen.

Mit bitterm Leid verloren wir die Genossin unsrer Armut. Ein junges Tierchen, das sie uns zurückließ, war krank, aber seine warme Nähe tat uns doch wohl. Als das Tierchen kränker wurde, gab ich ihm im Winter das wärmste Plätzchen, das ich wußte, die Bratröhre im Herd zur Wohnung. Darin erhielt sich die Winternacht hindurch so viel Wärme, als das kranke Tier brauchte. Und morgens, bevor ich in die Schule ging, griff ich mit Sorgen in die laue Höhlung und fühlte mich erleichtert, daß das Käzchen noch warm war und mich mit leisem Schnurren grüßte.

6. Lebendes Licht

In dieser Zeit wehrte sich eine Gabe, die ich in mir trug, gegen das Berkümmern. Die Form und noch mehr die Farbe hatte seit meiner frühen Jugend tiefen Eindruck auf mich gemacht. Am Spitalfenster hatte ich im Lahrer Hinkenden Boten und im Sulzbacher Kalender immer wieder die Titelbilder, die Monatsbilder, die Tierkreiszeichen und die Mondphasen betrachtet. Damals haben sich mir die Gestalten und Gegenstände auf dem Titelbilde des Lahrer Kalenders tief eingeprägt: der Hinkende selbst mit seinem Stelzfuß, der berittne blasende Postillion, die Schnecke, die Birne und die zwei Äpfel, im Vordergrund der Dragoner, der Pastor und der Bauer, die ich natürlich nicht als Personifikation der Stände erkannte, die dünnrädrige Eisenbahn mit ihrer Ameisenlokomotive, die kämpfenden Reiter, die stürmenden Infanteristen im Pulverdampf, das Schloß im Morgenstrahl, der hochschlotige Dampfer auf dem Meere und das brennende Städtchen unter dem Mond und den Sternen. Und öfter als irgend eine andre Landschaft im Leben habe ich das nüchterne farblose Titelbild des Sulzbachers Kalenders betrachtet.

Zu meinen ersten Zeichenversuchen regten mich die Buchstaben und die Ziffern des Kopfes einer Zeitungsbeilage, des Sammlers, an, der der Augsburger Abendzeitung noch heute in derselben Gestalt beigegeben wird wie damals, als ihn meine Großmutter im Spitalzimmer las, und ich erst die dicken Ziffern, dann die schlanken Buchstaben des Titels nachzuzeichnen versuchte. Schüchtern genug regte sich später in der Volksschule die Freude an der Farbe, als ich den Lehrer eine Karte Bayerns zeichnen und die acht Kreise mit bunten Grenzlinien in den schönen breiten blauen Grenzstrich des Königreichs einfügen sah. In den ersten Gymnasialjahren zeichnete ich mit meinem Bruder um die Wette Karten, besonders die Karte von Nordamerika; Lautotees, Conanchets Heimat hatte mir es angetan mit den wunderschönen blauen Flecken der fünf großen Seen und mit den wohllautenden, so viel grüne Wiesen und Wälder, blauen Himmel und blauerer Wasser verheißenden indianischen Namen Mississippi, Missouri, Minnesota, Wisconsin.

Stärker als das Kartenbild des Indianerlands wirkten auf meine Phantasie die Schilderungen der Geschichten, die das Gebiet der großen Seen, die Ufer des Susquehannah, das Tal von Wishton-wissh, die Prärien und die Felsenberge jenseits des Mississippi zum Schauplatz hatten. Und sie wirkten nicht nur dadurch auf mich, daß sie mit ihrem frischen Wasserhauch die dumpfe, schwere Luft vieler

Kindertage durchbrachen und meine junge Seele, die von der Kälte der Kirchen und der Gräfte, wo nur die Bilder von Feuer und Blut und Qual heiß waren, fror, mit ihrer sonnigen Wiesenwärme umfingen, sie taten mir mehr. Die Farben ihrer Schilderungen, die mein Heimweh noch verklärte, und die Farben und Formen ihrer Bilder — es waren gute Farbendrude nach Aquarellen tüchtiger Künstler — nährten meinen Farben- und Formen Sinn so kräftig und machten den Nachahmungstrieb in mir so mächtig, daß ich als Quintaner und Quartaner die Bilder nachzumalen suchte. Das lichte Blau ferner Berge, das tiefere Blau ferner Wälder, das Gelbgrün des sonnigen Rasens, die bunten Mustangs, ihr farbiger Leder- und Feder Schmuck, die hirschelebernen Weinkleider der wilden Reiter, die mit Stachelschweinborsten und bunten Glasperlen gestickten Mokassins, die Federkronen der Häuptlinge, die Tomahawks, die Bogen, die Lanzen, die roten Friedenspfeifen, das alles bildete ich ängstlich gewissenhaft nach. Und es gelang.

In zerlesenen, unzusammenhängenden Nummern kam mir um dieselbe Zeit die Stuttgarter Illustrierte Zeitung „Über Land und Meer“ in die Hände. Darin erschienen damals Bilder aus dem Vogelleben von Giacomelli und Monatsbilder von demselben Künstler, deren Motive ebenfalls dem Vogelleben entnommen waren. Diese Bilder mit den lieben Vogelgestalten, die im Sonnenschein, die Flügel spreitend, oder im Regen oder Schnee mit aufgeplustertem Gefieder enggedrängt saßen, machten einen tiefen Eindruck auf mich. Ich habe sie seit jener Zeit nicht mehr gesehen, soweit ich nach dem Erinnerungsbilde urteilen kann, waren sie scharf beobachtet, naturalistisch, fast wie japanische Vogelbarstellungen. Der Holzschnitt, in dem die Zeichnungen reproduziert waren, wirkte farbig. Aber der Naturalismus dieser Bilder genügte mir noch nicht, ich wollte Farbe für die Tierchen, von denen ich wußte oder vielmehr ahnte, daß sie bunt seien. Ich ahnte dies nur, denn ich hatte schon lange keinen Vogel mehr gesehen als Sperlinge, Hühner und die rasch durch mein Stückchen Himmelblau schließenden Schwalben. Vermutlich drängte mich der farbig wirkende Holzschnitt zu dem Versuch, die schwarzen Drucke in bunte Ölbilder zu übertragen. Wie ich zu den Farben und zu dem Malgrund gekommen bin, weiß ich nicht mehr, die Farben lieb ich mit Leinöl selbst an und hatte daher mit ihrer sandigen Rauheit zu kämpfen. Der Übersetzungsversuch mißlang natürlich, ich hatte keine klare Vorstellung von der Buntheit unsrer Vogelwelt. Aber meine Nachahmungslust ermattete nicht. Als mir die Übersetzung der Holzschnitte in die Farbe nicht gelang, zeichnete ich die Holzschnitte mit dem Bleistift ab, und zwar so, daß ich die Striche des Holzschnitts mit der größten Gewissenhaftigkeit nachahmte. Ein Monatsbild mit schweren Fliederblütentrauben, Vögeln und Mailäfern, an dem mich die Nachahmung des Holzschnittstils besonders lockte und anstrengte, sehe ich noch deutlich vor mir. So fand mein Naturalismus seine Befriedigung, wenn auch auf einem Irrweg.

Als ich diese wilde Schule durchlaufen hatte, gönnte mir die damalige Schulordnung in der Quarta endlich die Teilnahme am Zeichenunterricht. Man ließ mich schnell über die Stufen hinwegkommen, die man dareingebaut hatte, und am Ende des Jahres zeichnete ich mit dem Bleistift Köpfe Raffaelscher Gestalten nach Vorlagen. Aber der Schritt, den man mir erlaubte, war mir zu langsam. Ich lernte damals im deutschen Unterricht Bürgers Lied vom braven Mann kennen. Wir mußten es auswendig lernen, das tat ich nicht gern, die Hilferufe: O braver Mann, braver Mann, zeige dich! Verloren, verloren, wer rettet mich? verletzten etwas in mir. Die Abneigung gegen das Zurschautragen eines wirklichen oder gar eines nachempfundenen Gefühls war und blieb so stark in mir, daß mir die ganze Schulzeit hindurch vor dem Drankommen bei der Rezitation pathetischer Gedichte

bang war. Aber die großartigen Naturschilderungen, das Wachsen des Wassers und der Rot, das Auftreten des Grafen, das Erscheinen des Retters, die Rettung machten einen mächtigen Eindruck auf mich, und gerade als ich im Zeichenunterricht Bandornamente nach Vorlagen zeichnen durfte, träumte ich viele Unterrichtsstunden lang, während des *saveto linguis* der Grammatik-, Arithmetik- und Religionsstunden von dem Gedicht, das vor mir stand wie ein gewaltiges Gemälde, nur mit einem dünnen Schleier bedeckt. Ich mühte mich den Schleier wegzuziehen, ich wollte die Bilder des Gedichts nachmalen, eines nach dem andern. Den schneubenden Tauwind, fliegende Wolken — da merkte ich, daß das Stück Himmel, das mich von der Wohnung meiner Eltern aus der enge Rahmen der Nachbarfirste sehen ließ, zu klein war zur Beobachtung einer fliegenden Wolkenherde. Geseigte Felder — die hatte ich lange, lange nicht mehr gesehen. Einen zerbrochenen Furst — dafür hatte ich Anhaltspunkte in den Bildern der Indianergeschichten, wo Kämpfe in den Cañons des Colorado geschildert wurden, aber ich liebte indirekte Vorlagen nicht. Das geborgene Grundriß der Seen und Ströme — das Eis, das ich von den Fenstern des Gymnasiums aus den Main mit sich führen sah, fand ich gestandnen, noch nicht zergangnen Fettaugen auf einer braunen Brücke so ähnlich, daß mich das Bild abstieß. Die Brücke — dafür hätte allerdings die Mainbrücke mit ihren gewaltigen Heiligenstatuen einem Künstler ein prächtiges Modell geboten, aber dem träumenden Kinde war sie zu fest zum Zerbrechen, die Kokosheiligen mit ihren starkbewegten Gewändern und ihren harten Gesichtern mochte ich nicht leiden, und die Brücke wie die ganze Maingegend hatte ich noch in meiner Volksschulzeit und im ersten Gymnasialjahr als das Gebiet einer Schul- und Wertstättjugend kennen gelernt, die meine Schwäche durch Hohn und Mißhandlungen unbarmherzig ausnützte.

So wurde meine Phantasie in die Enge wieder zurückgedrängt, und ich arbeitete um so sehnächtiger an dem Traumbilde, je ohnmächtiger ich mich fühlte. Rasch galoppiert ein Graf daher, auf hohem Roß ein edler Graf. Das Bild stand unklar vor meiner Seele, in der Schule und zu Hause, aber meine Hand war viel zu schüchtern und schamhaft, sie traute sich nicht, ihre Ohnmacht zu verraten. Das Pferd war natürlich ein Rußtang, andre Pferde hatte ich in rascher Gangart nicht gesehen, Pferde zu beobachten hatte ich nur eine Gelegenheit, die ich allerdings tüchtig ausnützte. Wenn unter unsern Fenstern im Nachbarhofe der Dünger aufgeladen wurde, sah ich stundenlang auf die gesenkten Köpfe der lieben Tiere und auf ihre Flanken, über die manchmal ein Zittern flog, wenn Sommerfliegen oder Winterläste sie peinigten. Aber das waren Invaliden, leidende, Liebe und Mitleid erweckende Witwen, keine Vorbilder für das Pferd des Grafen. Der Graf — seine Gestalt mischte sich seltsam aus der Reiterstatue des Großen Kurfürsten, die mir in einem Bibliotheksbuch begegnet war, und aus einer glänzenden Erscheinung in der Tracht des siebzehnten Jahrhunderts, die ich in Farbendruck auf dem Deckel einer Schachtel gesehen hatte. Aber meine Hand hatte nicht den Mut, nehmend und gebend mit der Phantasie zusammenzuarbeiten. So kam ich bei dem Beutel mit dem Golde an. Ein Beutel Goldes — aus orientalischen Märchen hatte ich diese märchenhafte Quantitätsbezeichnung kennen gelernt, das konnte kein gewöhnlicher Lederbeutel von der Form eines Täschchens mit einem Lederläppchen an der Schließe sein. So ein Ding hätte von dem Golde rund gefüllt lächerlich ausgesehen und paßte mit seiner Farbe nicht in das Bild, das ich farbig träumte. Der Beutel mußte schöner sein, er durfte nicht wie eine Kartoffel in der Hand des Grafen starren, er mußte sich elegant in die Bewegung des Grafen fügen und seinen Inhalt verraten. Es konnte nur ein gehäkelter Beutel von schöner Farbe

sein, durch dessen Maschen das Gold blühte. Und nun regte sich meine Hand. Das große Bild war als Ölbild gedacht, und nun mußte auch der Beutel in Öl gemalt werden: unbeholfene, mit sandiger Ölfarbe gemalte Studien nach einem roten gehäkelten Geldbeutel waren die lächerliche Mause, die der lange Traum gebar. Von einem Bilde der rettenden Tat wagte ich nicht einmal zu träumen. Schiff, Rudergang, Wasser, Wogenbrand waren mir zu fremd. Aber es war doch eine wunderschöne Vorstellung von Hilfsbereitschaft und Opfermut in meiner Phantasie heimlich geworden. Und wenn sie auch nicht zum Bilde wurde, war sie doch ein Fenster, das so viel Licht in meine Seele ließ, daß das Grauen darin nicht mehr so mächtig werden konnte wie früher.

Aber es kam wieder mit unholten Schatten und unheimlichem Feuerchein.

(Fortsetzung folgt)



Der rote Hahn

Von Palle Rosenkrantz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

Zweites Kapitel. Die Stadt



ie Stadt war eine Provinzstadt mit Bürgermeister, Magistrat, Rathaus und Gewerbeverein, aber eine sehr kleine Stadt. Eigentlich nur eine einzige Straße, die ihren Ursprung im Osten hatte und sich zwischen niedrigen einstöckigen Häusern zu einer Verbreiterung hindurchwand, die Markt genannt wurde, um dann mit einemmal eingebildet zu werden und zu meinen, sie ginge von einem zentralen Punkt aus, und ihre Fortsetzung müsse notgedrungen Weststraße heißen, da sie selbst Oststraße hieß. Also lief die Weststraße der untergehenden Sonne zu, krummer, zwischen niedrigeren Häusern als die Oststraße, aber trotzdem von dem Selbstgefühl einer Provinzstraße erfüllt, die ein genau acht Hausfronten umfassendes Gäßchen nach einem kleinen Dorfe auslände.

Und selbstverständlich hieß dieses Gäßchen Nordstraße; es raubte der ursprünglichen Hauptstraße einen Teil seiner Kräfte. Diese Hauptstraße wand sich immer dorfsähnlicher an der westlich gelegenen Kirche vorbei, um gerade gegenüber dem Predigerhause die letzte Anstrengung zu machen und eine wahre Karikatur von einer Winkelgasse unter dem irreführenden Namen Südstraße nach Süden auszuscheiden. Aber damit war die Straße auch am Ende ihrer Kräfte. Die Pflastersteine wurden spitz und unregelmäßig, die Häuser sanken in die Knie, und kein Mensch war imstande, zu entscheiden, wo die Straße aufhörte und in Chausseemorast überging.

Das ganze Verkehrssystem glich einer windschiefen Wetterfahne, bei der Norden nicht Norden war, und Osten nicht Osten gewesen wäre, wenn Norden Norden gewesen wäre. Das Ganze war dörfliche Eleganz für billiges Geld, und die Apotheke und das Rathaus repräsentierten die einzigen zweistöckigen Häuser in der ganzen Herrlichkeit. Nicht einmal König Frederik der Deutschgeliebte war auf dem Markte zu sehen, und keiner der fünf richtigen Kaufleute wohnte an dem lächerlich kleinen rechtswinkligen Platze. Das Rathaus, das an ein mittelgroßes Kaufmannshaus erinnerte,

lag schief am Markte an einer Extraverbreiterung; um seine Mauern entlang schlich sich ein Gäßlein, der einzige Auswuchs des Straßensystems, der nicht an die vier Winde appellierte, aber auch so wenig empfindsam war, daß er sich Rathausgasse nannte. Die Straße hatte wohl eigentlich nur die Bestimmung, die Gefangenenlöcher im Parterre des Rathhauses von Kaufmann Jensen's Stallung zu trennen, von der aus Schnapsgefahr durch die Gitterfenster zu befürchten war.

Die Straße der Stadt war zweitausend Meter lang, und es kam nicht ganz ein Einwohner auf je zwei Meter. Die Straße begann am äußersten Ende des Kirchspiels, und die Station lag einen Büchschuß weit im Nachbar Kirchspiel. Es machte die Bewohner bloß noch eingebildeter, daß sie sich eine Vorstadt leisten konnten, in der die Steuerprozente lächerlich niedrig waren, und außerdem prahlten sie damit, daß ihre Stadt den größten Flächenraum in Dänemark einnahm, nämlich anderthalb Meilen auf der einen und dreiviertel auf der andern Seite. Es schloß sich nämlich bis zum Meere reichendes Ader- und Weideland an den Ort an, und keine Stadt in Dänemark besaß mehr Hühner, Enten, Schweine und Kühe. Nicht einmal Kopenhagen.

Aber in der Straße oder in den Straßen wohnten nicht einmal so viel Menschen wie in einem mittelgroßen Hause des Kopenhagener Westquartiers. Der weit überwiegende Teil hielt sich draußen bei den Schweinen und Kühen auf.

So war die Stadt — Herrgott, ja!

In alten Zeiten hatten an ihren Ufern Fährten gelegen, mit denen man sich nach Süden übersetzen lassen konnte. Und in jenen Tagen passierte hin und wieder ein König oder eine Königin auf der Durchreise den Ort, aber da, an einem Novembertage, hatte das Meer die Stadt satt und ließ sie von ihren Wellen überfluten, daß die Einwohner auf den Haustüren umhersegeln mußten, um ihr Leben zu retten, und da dämmte man zu und errichtete Deiche draußen am Wasser.

Mit der Herrlichkeit war es aus, und das Stadtwappen, ein altes Fährschiff, blieb als die einzige Erinnerung an ehemalige Größe übrig. Aber draußen vor der Nordstraße stifteten die Bürger einen Stein zum Wahrzeichen an den Besuch des Meeres, und dorthin wallfahrteten sie alle Sonntage, um sich die Beine zu vertreten.

Der Besuch des Meeres war das letzte bemerkenswerte Ereignis in der Geschichte der Stadt. Nach der Taufe war sie ihrem innern Leben überlassen, vergessen von allen, nur selbst an sich denkend, geleitet von den Männern draußen vom Weideland und — jetzt nun schon an die zwanzig Jahre — von dem rundlichen und jovialen Bürgermeister Hansen.

In diese Stadt hatte das Schicksal Kaj Seydewitz verschlagen, als ihm der Ernst des Lebens endlich aufgegangen war. Und jetzt saß er da für sechzig Kronen monatlich mit Selbstbelohnung, von denen vierzig für das respectable Fräulein Frederikke Frederiksen an der Kirche draufgingen und zwanzig im Gasthause nicht zu der einen warmen Mahlzeit ausreichten, die die vier Nachmittagsbureaufunden von den Vormittagsstunden im üblichen Normalarbeitstage trennten. Kaj Seydewitz's Geschichte bis zum heutigen Tage ist schnell erzählt: Sohn eines Beamten mit einem feinen Namen und ohne Mittel, vaterlos, ehe er begriff, was der Verlust eines Vaters bedeutete, mutterlos, weil sich seine Mutter nie in seiner Heimat zu Hause fühlte, die nicht die ihre war, war er durch viele Schulen zur Alma mater der Hauptstadt gekommen und Kandidat der Jurisprudenz mit einer Nummer zwei geworden, ohne daß er selbst begriff, wie es zugegangen war. Vier Jahre lang hatte er so wenig gearbeitet und so viel Geld verbraucht, daß er nicht besaß, daß es nur eine gerechte Vergeltung des Schicksals war, wenn vermögende Verwandte

ihm, nachdem er das Examen bestanden hatte, jede Unterstützung entzogen und ihn darauf hingewiesen hatten, für sich selbst zu sorgen.

Verwandt war er mit vielen Großen des Landes, und Gastsfreundschaft hatte er genossen auf Schlössern und Gütern, aber in den anderthalb Jahren, die nach seinem Examen verstrichen waren, ernährte er sich ausschließlich von dreißig Kronen monatlich, die er bei einem Rechtsanwalt verdiente, und von bescheidenen Schulden, die er machte, was eines schönen Tags damit endigte, daß sein ganzer ererbter Hausrat unter den Hammer kam und er selbst zweiter Referendar im Amtsgericht der kleinen Stadt wurde.

In den Zeiten, wo Spezialschilderungen von Jugendberirrungen noch in Kurs waren, hätten die skizzierten Tage aus Raj Seydewitzens Leben Stoff zu einer anmutigen Schilderung von einer Reihe stark verschiedener Milieus gegeben, aber für einen ernsthaften Betrachter hatten diese Jahre in Wirklichkeit sehr wenig Interesse. Viel weniger, als Raj selbst geneigt war zu glauben, wenn er in einsamen Abendstunden allein auf seiner Kammer in Fräulein Frederikses kleinem Hause in der Süßstraße saß und in Erinnerungen versank.

Es hätte sehr schlecht mit ihm ablaufen können.

Er hatte reblich das seinige dazu getan, und wenn er, was oft der Fall gewesen war, die Wahl zwischen guter und schlechter Gesellschaft gehabt hatte, so hatte er in der Regel die schlechte gewählt, trotzdem daß er unbedingt zur guten gehörte und sich in ihr am wohlsten fühlte. Er trank bis zum Übermaß, obwohl alle Spirituosen ihm wie Medizin schmeckten. Er vergeudete seine Zeit an schlechte Weiber, obwohl er in der Gesellschaft „guter Männer“ sein Hauptvergnügen fand. Er spielte, obwohl er stets verlor, er borgte, obwohl er Schulden hatte, und er ging meist am frühen Morgen zur Ruhe, obwohl er einen gesunden und langen Schlaf liebte. Obwohl er der friedliebendste Mensch auf Erden war, zankte er sich mit all denen, mit denen er sich hätte auf guten Fuß stellen müssen, und nur seine starke gesunde Natur und ein paar wirklich gute Freunde auf dem Lande hielten ihn davon ab, im Sumpf der Hauptstadt bis auf den Grund zu versinken, den Grund, von dem es nur einen Ausweg gibt — den über das Meer.

Doch war all dies fünfundeinhalbes Jahr lang so gut wie spurlos über seinem Kopf dahingegangen. Er war ein gutbegabter und hübscher, wohlherzogener junger Mann, den alle Fremden leiden mochten, und den die, die ihn wirklich kannten, sogar lieb hatten. Und dann steckte in Raj Seydewitz wirklich ein tüchtiger Kern. Sein Verstand war ausgezeichnet, sein Auffassungsvermögen ungewöhnlich, aber das Beste an ihm war sein warmes Herz.

Und das war es wohl auch, was ihm half, wo er vorwärts kam. Seine Herzlichkeit gewann ihm sofort Freunde in der kleinen Stadt, und die braven Kleinbürger, die sich sonst mißtrauisch von allen Kopenhagenern zurückhielten, nahmen ihn gleich in den ersten Tagen mit offenen Armen auf, nachdem er im Krüge mit allen gerade anwesenden das Glas geleert und den Wunsch ausgesprochen hatte, alle die, die nicht zugegen waren, kennen zu lernen, ehe das Jahr ein paar Wochen älter geworden wäre.

Man ging nämlich in der kleinen Stadt in den Krug. Von den Sümpfen im Norden und im Westen stiegen Dünste und Nebelmassen empor und schlichen sich über die kleinen Häuser. Es gab Wechselfieber und Brustbeklemmungen, die man sich nur mit Spiritus vom Leibe halten konnte. Das sagten die Ärzte der Stadt.

Und die Bürgerchaft gehorchte den Ärzten. Es waren nur wenig Honoratioren, ein paar Beamte mit ihren Damen, die den Kreis um den lebenswichtigen alten Bürgermeister schlossen. Zu ihnen gesellten sich die Familien von ein paar größeren

Besitzern in der unmittelbaren Nähe der Stadt. Keiner der Kaufleute oder Handwerker des Ortes war fein genug, in diese Gemeinschaft aufgenommen zu werden, und wenn sich die Honoratioren versammelten, so reichte es gerade hin, um zwei L'hombrettsche auf die Beine zu stellen.

Raj Seydewitz war hier wieder in die Lage gekommen, zwischen der Gesellschaft auf dem „Hofe“ und der Gesellschaft in den kleinen anspruchsvollen Haushaltungen zu wählen, und er wählte beide. Man fand sich darein, und er war gleich willkommen in beiden Lagern. Die Stadt freute sich über ihn, und er sich eigentlich auch über die Stadt.

Er hatte kein Geld und keine Sorgen und war zudem erst vierundzwanzig Jahre alt.

Seine Tätigkeit war für ihn eine Quelle ungeteilter Freude. Der Bürgermeister war der beste Vorgesetzte, den man sich wünschen konnte. Ursprünglich ein Selbstmachedman, ein heller Kopf und ein tüchtiger Arbeiter, war er, der Sohn eines Provinzhandwerkers, nach einem feinen Examen in eine feine Abteilung des Ministeriums gekommen. Dort saß er so lange, bis er begriff, daß all seine gleichaltrigen Kameraden zu feinen Ämtern befördert wurden und er sitzen blieb, weil er nicht zur Clique gehörte. Da verheiratete er sich im vorgerückten Alter und bewarb sich um das Amt in der kleinen Stadt mit dem großen Gerichtsgebäude. Er bekam es gleich; man hatte das Gefühl, daß man ihm etwas schuldete. Der älteste Stammgast der Junggesellencasés in der Hauptstadt ließ sich in die Wirklichkeitsferne der kleinen Stadt verpflanzen und wurde ein vortrefflicher Bürgermeister, der die Bürger schalten und walten ließ, ein vortrefflicher Kreisrichter, der stets seiner Frau und seinem guten Herzen folgte.

Im wenig Jahren errang er sich die Freundschaft aller, und als seine junge Gattin starb, wurde sie von der ganzen Stadt zu Grabe geleitet. Nun saß er als Witwer in dem großen leeren Hause, er wurde wehmütig, aber das gute Herz behielt er, eher wurde sein Gemüt noch weicher als zuvor. Alle waren freundlich gegen ihn, und er war freundlich gegen alle. Sein heller Kopf machte ihn zum Zentrum des kleinen Kreises, der sich um sein Heim scharte, und als er eines Tages um ein größeres Amt nachsuchte und es auch erhielt, da baten ihn alle Bewohner der Stadt und des Bezirks, zu bleiben. Und er blieb mit den Worten: Ja Kinder, dann ist es wohl Gottes Wille, daß ich meine Augen hier schließen soll.

Raj Seydewitz nahm den Bürgermeister sofort im Sturm. Nicht etwa, weil Raj ein vortrefflicher Arbeiter war. Seine Tätigkeit bestand hauptsächlich darin, die protokollierten Dokumente in das Pfandbuch einzutragen, und das tat er mit einer Handschrift, die kein Sterblicher lesen konnte, und mit einer Ungenauigkeit, die den Bürgermeister entsetzt hätte, wenn er jemals seine Pfandbücher durchforscht hätte. Aber das war zum Glück nicht die Bestimmung dieser ehrwürdigen Follanten. Was in ihnen stand, war für Zeit und Ewigkeit wohl verborgen.

Seine äußerlichen Amtsbefugnisse erledigte Raj mit großer Tüchtigkeit. Er hielt Auktionen ab, die den ganzen Bezirk in Bewegung brachten. Er zeigte sich bei den wenigen peinlichen Exekutionshandlungen als ein vorsichtiger und freundlicher Mann, in Stadt und Land freuten sich die Leute über ihn; das wußte der Bürgermeister zu schätzen.

Der Bürgermeister war ein Vater seiner jungen Angestellten, sein Gesicht strahlte immer, und er konnte einen Spaß gut leiden, ebenso wie er einen Wit zu goutieren verstand. Außerdem wußte er, daß Assessor Jensen, ein jüngerer dänischer Jurist, ein Muster von Genauigkeit und Pflichttreue war, und der erledigte ja die gesamten täglichen Arbeiten.

Affessor Jensen hatte sich selbst zu einer soliden und guten Stellung durchgekämpft ohne andre Hilfsmittel als seine Arbeitsfähigkeit und Zuverlässigkeit, und deshalb machte es ihm Spaß, diesen wilden Kopenhagner kennen zu lernen, der sich nie auch nur eine Stunde lang nützlich gemacht hatte. Er befreuzte sich — dann lachte er, und dann tat er die Arbeit, wie sie getan werden mußte.

Er hatte immer Zeit und immer Lust, niemals Eile und immer vollauf zu tun, aber seine Arbeit war ebenso lautlos, wie sie sicher war, und Kaj wurde ihm ein Kamerad, der ihn zerstreuen und ihm an der richtigen Stelle auch nützen konnte.

Jensen war unverheiratet und wohnte ebenfalls bei Fräulein Petersen. Ruhme Rikke hieß sie, eine freundliche ältere Jungfer, die ihre Verantwortung für die beiden Kostgänger empfand und im stillen daran arbeitete, sie in Harmonie zusammenzuführen.

Wenn sie zu Jensen über Kaj sprach, sprach sie nachsichtig, wie man von einem lieben, aber etwas wilden Knaben spricht; sie betonte alle seine guten Seiten und hoffte auf Besserung der schlechten. Und wenn sie mit Kaj über Jensen sprach, wurde ihr gutes rundes Gesicht bewundernd ernsthaft. Sie verweilte bei seiner großen Fähigkeit, seiner unbestechlichen Ehrlichkeit, seinem gleichmütigen Wesen.

Kurz und gut, die beiden Pensionäre lernten durch Ruhme Rikke einander ausgezeichnet kennen und befreundeten sich schnell. Kaj sah zu Jensen empor infolge seiner Fähigkeit, und Jensen bewunderte Kajs Hauptstadtmannieren und Welterschaffung.

Ruhme Rikke und der Bürgermeister liebten sich die Hände und fanden alles ganz famos.

Affessor Jensen pflegte zu sagen, daß Ruhme Rikke als ein lebendiger Protest gegen eines der Hauptdogmen der christlichen Kirche umherlief, und das ärgerte Ruhme Rikke, weil sie sehr fromm war und alle Sonntage in die Kirche ging. Aber Jensen behauptete, daß er recht hätte. Und er konnte es beweisen. Das Dogma, gegen das Ruhme Rikke einen lebendigen Protest bildete, war das Dogma von der Erbsünde, denn — es war wirklich keine Übertreibung — Ruhme Rikke war vollständig chemisch rein von Sünde. Nicht allein, daß sie nie eine sündige Handlung begangen hatte, sie stahl nicht, sie tötete nicht, sie begehrte weder Ochsen noch Hül, sie hatte keinen sündigen Gedanken. Sie sprach von niemand schlecht, sie beneidete keinen, sie tat keinem Unrecht, aber ihre Sündenfreiheit war nicht allein negativ bestimmt, sie lebte nur für andre und opferte sich nur für andre. Als Kind hatte sie Dienstbotenarbeit verrichtet, und als sie heranwuchs, wurde sie die Krankenpflegerin ihrer Mutter. Sie vernachlässigte ihre eignen Chancen, obgleich sie ein frisches und nettes Mädchen war. Nachdem sie ihre Mutter begraben hatte, übernahm sie eine alte Tante, und als diese starb, gründete sie eine Schule für arme Kinder. So ging es nicht, und die bessern Einwohner der Stadt mußten sie überreden, gegen Bezahlung einen Kindergarten für ihre Kleinsten zu gründen. Das tat sie, wenn auch mit dem Gefühl, daß sie die Eltern um das Schulgeld betrüge. Ihr ganzes Leben verstrich mit der Arbeit für andre, aber sie selbst wurde dabei rund und wohlbeleibt, immer fröhlich und vergnügt und immer bereit, zu trösten und zu helfen.

Dann bekam sie also den Jensen zum Pensionär und opferte ihm ihre freie Zeit, und jetzt, wo Seydewitz ihr bestes Zimmer gegen eine lächerlich geringe Bezahlung in Besitz nahm, die noch dazu höchst unregelmäßig einging, machte Ruhme Rikke sich Strupeln, ob sie nicht etwa den hübschen, jungen Kopenhagner auf Kosten des braven Jensen begünstige.

Sie verzog sie alle beide gründlich. Sie wollte, daß sie bei ihr zu Hause sitzen sollten. Sie, die niemals so recht ein Heim gehabt hatte, wollte die beiden

jungen Menschen an sich fesseln, und sie seufzte tief, wenn sie in den „Hof“ gingen, um auszuschweifen, wie es in der kleinen Stadt Sittte war.

Ruhme Rikke hatte aus Gründen der Moral, sagten die Damen der Stadt, ein Dienstmädchen, das Sörine hieß und in unerlaubter Weise drüsenkrank war. Sörines Gesicht war, um die Wahrheit zu sagen, eine einzige Narbe, über der ein paar wasserblaue Dorfchaugen hilflos hinter geschwollenen roten Augenlidern hervorlugten. Aber Sörine lachte immer und war ungeheuer willig, dazu ganz ungefährlich für die jungen Menschen. Daran hatte Ruhme Rikke gar nicht gedacht, sie hatte Sörine genommen, weil das Mädchen, ein elternloses Kind, so häßlich aussah, daß sie kein andrer haben wollte. Daß sie ihrem Dienstmädchen nachstellte, eine solche Schleichigkeit hätte Ruhme Rikke den beiden jungen Leuten gar nicht zugetraut. Und hätte sie es getan, dann hätte sie sich gewiß eine schöne Kaulasierin verschrieben, um sie zu erfreuen.

Aber die Stadt hielt Sörines Aussehen in diesem Falle für ein Glück, namentlich wegen Seydewitz. Jensen war vertrauenswürdiger.

In der Stadt wohnte man nicht zur Miete. Jeder hatte sein Haus mit Garten, und Ruhme Rikke hatte das ihre. Es lag schräg gegenüber dem Amtsgericht, nur ein paar Häuser von der Kirche entfernt. Klein war es, aber blendend weiß, so recht reingewaschen, mit blankgeputzten Scheiben und rotwangigem Dach. Weißgeputzt waren alle Fußböden, und zierlich gehäkelte alte Jungferngardinen bildeten Rahmen um gutgehaltne Pelargonien und Kalteen in Töpfen mit gezacktem Papier wie Messenden um rundliche Verkündiger des göttlichen Wortes. Die Möbel waren alt, aber gut gehalten mit einem Predigerhausgepräge, das die ehrwürdigen Traditionen noch ungebornen Geschlechtern überlieferte, sie wußten, was sie wußten, hatten aber nur wenig Böses gesehen. Die geblühten schwarzen Damastbezüge hielten mit der Ausdauer der Sparsamkeit zusammen, und ab und zu zog sich in dem Stoff der Sofas und Lehnstühle ein schmerzlicher Streifen zusammen, wenn Kaj Seydewitz, an Unmäßigkeit und Schweineleder gewöhnt, mit dem würdigen Hausrat achlos umging.

Von der Wand starrten Priester in Lithographie und Krinolinrentanten in Daguerrottypie streng und verwundert auf Seydewitz und seine französischen Romane herab, während sich Bezüge und Gardinen im Rauch seiner Zigarren bräunten und die große, rotgeblühte Decke auf dem runden Mahagonitisch des Zimmers vor der Asche zurückschaukerte, die von ihnen herabfiel.

Seydewitz lächelte, wenn er in dieser Altjungfernstube saß, während die Erinnerungen an die Fenstercheiben donnerten.

Aber er saß da wie in Abrahams Schoß, und dann kam Ruhme Rikke sogar noch darauf, ihm abends Tee und Schnaps zu servieren — ohne Mietenausschlag —, um ihn vom „Hofe“ und der Gesellschaft dort fernzuhalten. Und damit er nicht allein sei, nahm Ruhme Rikke ihr Strickzeug und setzte sich zu ihm, um mit ihm zu plaudern und ihn in seiner Einsamkeit aufzumuntern. All dies mag sich sehr schön lesen, aber Kaj Seydewitz verbrachte trotzdem sehr selten einen Abend in Abrahams Schoß. Und Ruhme Rikke schüttelte den Kopf und wollte mit Assessor Jensen darüber reden, wie traurig das sei, aber da war dieser tugendhafte Mensch mit Seydewitz in den „Hof“ gegangen.

Also mußte sich Ruhme Rikke mit Sörine begnügen, und ihr gegenüber verbreitete sie sich in belehrenden Vorträgen über Sünde und Versuchungen, während sich die arme Sörine die Nase schnaubte und wünschte, daß sie doch nur ein bißchen hübscher im Gesicht gewesen wäre — der Figur fehlte nämlich gar nichts, das hatte Seydewitz eines Abends gesagt, als sie ihn einließ, da es so dunkel war, daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte.

Aber Ruhme Rille hatte keine Ahnung von Sörinens sündiger Sehnsucht und schüttelte nur ihre getollten Haubenbänder in mütterlicher Besorgnis um die beiden in Gefahr schwebenden jungen Männer.

Und so chemisch rein von Erbsünde war Ruhme Rille, daß sie den jungen Leuten niemals Predigten hielt, sondern auf die Jahre hoffte, die die Augen öffnen.

Seht, das waren also die Stadt, Raj Seydewitz, der Bürgermeister, Affessor Jensen, Ruhme Rille und Sörine.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 25. Juli 1909

(Reisen des Reichskanzlers. Der Parteienstreit. Die Wahl in der Pfalz. Der französische Ministerwechsel.)

Der Sommer mit seiner parlamentarischen Pause ist gekommen und scheint auch diesmal als Brutzeit für politische Gerüchte herhalten zu sollen. Freilich nach den reichlichen Personalveränderungen in den leitenden Stellen ist mit den sonst üblichen Ministerstürzereien und der Konstruktion innerer Krisen vorläufig nichts anzufangen, und man hat sich darum mit angeblichen Reiseplänen des neuen Reichskanzlers beschäftigen zu müssen geglaubt. Daß ihm zunächst vieles andre als gerade Reisepläne näherliegen dürfte, scheint dabei nicht in Betracht gezogen worden zu sein. Die Vermutung, daß er bei geeigneter Zeit dem Beispiele seines Vorgängers folgen und sich sowohl den Monarchen des Dreibunds persönlich vorstellen als auch mit ihren leitenden Ministern in mündlichen Verkehr treten werde, liegt bei der intimen Natur des Bündnisses zu nahe, als daß man damit etwas neues sagen oder auch der Wahrheit zu nahe treten würde. Aber die Angabe eines bestimmten Zeitpunkts war mindestens überflüssig, und die etwaige Absicht, ein Dementi zu erzielen, um daraufhin der Wahrheit näherzukommen, hätte keinen rechten Zweck gehabt, da diese Besuche und Begegnungen nichts weniger als dringlich, am wenigsten durch die Lage der auswärtigen Verhältnisse geboten sind. Überdies dürften auch die Besuche an den deutschen Fürstenhöfen, wenigstens bei der Mehrzahl, vorher in Frage kommen, obgleich es auch damit keine besondere Eile hat.

Es ist zu hoffen und wäre wenigstens zu wünschen, daß der parteipolitische Streit über die Finanzreform unter den bürgerlichen Parteien aufhören möge, damit sich zum vaterländischen Wohle die von beiden Seiten ausgeteilten und auch auf beiden erlittenen Wunden wieder schließen könnten. Das liegt auch unzweifelhaft in der Absicht des Fürsten Bülow, der sich in den zahlreichen Antworten auf Begrüßungen aus allen Schichten und Kreisen jeder Redewendung enthält, die irgendwie zu weiteren Aufreizungen Anlaß geben könnte, nachdem seine ersten, durch ein Hamburger Blatt veröffentlichten Äußerungen zu rücksichtslosen und erbitterten Angriffen und Übertreibungen unter den Parteien benutzt worden sind. Übrigens geht aus seinen in der letzten Woche erst bekannt gewordenen Antworten der Telegramme der nationalliberalen Partei und ihres Führers abermals mit aller Deutlichkeit hervor, daß er mit keiner Silbe eine Anerkennung für die oppositionelle

Taktik der Liberalen in der letzten Phase der Steuerreform auch nur andeutet. Die sehr warme und wohlverdiente Anerkennung der Mitwirkung der Nationalliberalen bezieht sich wohl mit besonders gewählter Redewendung auf „die Ergebnisse gemeinsamer Arbeit der konservativen und liberalen Fraktionen“. Man sollte das doch nicht übersehen. Sein Wunsch, daß dieses Zusammenwirken, das in großen nationalen Fragen für unser politisches Leben immer wieder notwendig werden wird, wieder beginnen möge, wenn sich die Erregung unserer Tage gelegt haben wird, ist allen Nationalgesinnten aus der Seele gesprochen und sollte wirklich hien wie drüben beherzigt werden. Leider dürfte in der jetzigen stillen Zeit anderweltiger Stoffmangel bewirken, daß der bisherige Faden in den Blättern weitergesponnen wird. Und doch hat allein der gemeinsame Feind aller bürgerlichen Parteien den Vorteil davon.

Das hat die erste Reichstagsnachwahl nach dem Scheitern des Blocks in der Pfalz unwiderleglich bewiesen, und die parteilichen Auslegungen der Blätter, in denen jede Partei jegliche Schuld von sich abwaschen und alles den andern zuschieben möchte, ändert an dem beklagenswerten Ergebnis nicht das geringste. Zunächst ist die Wahlbeteiligung seit 1907 um 3300 Stimmen (von 29728 auf 26376) gesunken; der Verlust fällt selbstverständlich auf die bürgerlichen Parteien, zu denen natürlich auch das Zentrum gehört, und er wird um so größer, als die Sozialdemokraten allein einen Zuwachs von rund 2000 Stimmen erfahren haben. Die Differenz von über 4000 Stimmen ist zu zwei Dritteln den beiden streitenden nationalen Parteien zu ungunsten ausgefallen. Dieser zweifache Rückgang findet seine Erklärung einmal darin, daß jene eigentlich rein nationalgesinnten Wähler, die ihre Pflicht nur ausüben, wenn ein besondrer Ruf ergeht, weil ihnen sonst die Mandatshascherei der Parteien widerwärtig oder gleichgiltig ist, diesmal zu Hause geblieben sind. Zum zweiten wird von neuem die Tatsache erhärtet, daß jede Streiterei unter den bürgerlichen Parteien, die Unzufriedene schaffen muß, diese den Sozialdemokraten zuführt. Der Wahlkreis Neustadt-Landau ist übrigens der einzige, den die Nationalliberalen in der Pfalz noch besitzen, und den sie über vierzig Jahre, seit dem Zollparlament, innehaben. Jetzt kann er verloren gehn, wenn nicht der Bund der Landwirte und auch das Zentrum ernsthaft für die Erhaltung des bürgerlichen Mandats einspringen, denn die Unterstützung des Bundes der Landwirte allein dürfte kaum ausreichen. Daß seit der Finanzreform die Kampfweise der Liberalen aller Schattierungen gegen die beiden jetzt entscheidenden Parteigruppen diesen das Eintreten für den liberalen Kandidaten in der Stichwahl nicht leicht gemacht hat, braucht nicht besonders betont zu werden. Doch wir wollen das beste hoffen. Der Verlust des Mandats würde den Liberalen zur ersten Enttäuschung eine zweite hinzufügen, denn sie müssen bereits innegeworden sein, daß ihre Annahme, die Ablehnung der Erbschaftsteuer und der Rücktritt des Fürsten Bülow würden ihnen bei einer Reichstagsauflösung ungezählte Stimmen zuführen, ein Irrtum ist. Kein Wahlkreis wäre so günstig geartet wie der zweite pfälzische, um für die Wichtigkeit der liberalen Ansicht den Beweis zu bringen, und es hat sich herausgestellt, daß doch kaum ein Wähler diese Auffassung der Blätter und Parlamentarier geteilt hat. Nur die Verärgerung, die man durch die Agitation gegen die Steuerreform des sogenannten schwarzblauen Blocks hervorgerufen hat, ist den Sozialdemokraten zugute gekommen, wie alle unbefangenen Politiker vorausgesehen hatten. Die Liberalen haben nicht den geringsten Vorteil davon gehabt. Es war ein schwer begreiflicher Irrtum auf ihrer Seite, daß sich die in ihren Kreisen erzeugte Steuerstimmung auf die Wählermassen übertragen und den nationalen Aufschwung vom Januar 1907 ersetzen, ja gewissermaßen übertreffen könnte. Fürst Bülow und die Reichsregierung haben sich als die bessern Kenner der Volksseele

erwiesen und darum die von den liberalen Parteiführern stürmisch begehrte Reichstagsauflösung unterlassen.

Der Ministerwechsel in Frankreich hat sich ohne jede Beunruhigung im Lande selbst wie im Auslande vollzogen. Soweit er eine innere französische Angelegenheit ist, kümmert er uns nicht; für Deutschland können nur die künftigen Beziehungen zu unserm westlichen Nachbarn von Interesse sein. Als Clémenceau im Oktober 1906 die Regierung übernahm, ging ihm der begründete Ruf voraus, daß er ein unbedingter Freund Englands sei und schon darum die allen Franzosen eigne Abneigung gegen Deutschland teile. Er hat auch seinerzeit Jules Ferry gestürzt, dem er nicht verzeihen konnte, daß er eine Versöhnungspolitik mit Deutschland einzuleiten begann. Freilich war das Ministerstürzen sein Handwerk, und es war ziemlich gleichgültig, welches Ministerium und aus welchem Grunde er es zu Fall brachte. Er hat sich später auch am Sturze Delcassés hervortragend beteiligt, was ihm dieser nie verzeihen konnte und jetzt durch den Sturz Clémenceaus dafür Rache genommen hat. Im übrigen zweifelt niemand daran, daß beide im Grunde des Herzens in ihren wahren Gesinnungen für Deutschland vollkommen übereinstimmen. Darüber macht man sich diesseits des Rheins keine Illusionen. Clémenceau, der selbst als Ministerpräsident niemals zum Staatsmann wurde und eigentlich immer Journalist blieb, konnte auch da der lodenden Phrase nicht gut widerstehen. Das zeigte sich deutlich bei der Enthüllung des Denkmals für den Senator Scheurer-Kestner im Februar vorigen Jahres, wo er in seiner Rede ganz offen aussprach: „Was wären wir für Menschen, wenn wir fähig wären, das Eläß der Geschichte zu vergessen!“ Das war für jeden Franzosen verständlich, aber er vergaß auch nicht, daß er Ministerpräsident war, und sagte an andrer Stelle: „Wie wir Achtung vor den Verträgen uns gegenüber fordern, so gedenken wir auch selbst das Beispiel zu geben, ehrlich die Abmachungen zu beobachten, die uns binden.“ Das war vernünftig gedacht und gesprochen; kaum jemals ist von einem Franzosen in verantwortlicher Stellung eine Äußerung gefallen, die auch eine Anwendung auf den Frankfurter Frieden zuläßt. Wenn die Franzosen im übrigen den Verlust unsrer Reichslande tief und dauernd beklagen, wird ihnen das kein vernünftiger Mensch übelnehmen, am wenigsten in Deutschland, wo aber trotzdem niemand im Zweifel darüber ist, daß die französischen Gewehre von selbst losgehn würden, sobald eine dritte Macht uns angreifen sollte. An dieser Grundstimmung ist vorläufig nichts zu ändern und Clémenceau nicht darum zu tadeln, daß er sie mit seinen Landsleuten teilt. Dagegen darf man ruhig anerkennen, daß trotzdem unter seinem Ministerium die französischen Beziehungen zu Deutschland sich nicht verschlechtert haben, sondern eher gebessert worden sind, obgleich es an Zwischenfällen und Reibungen nicht gefehlt hat. Daß das Verdienst dafür in der Hauptsache dem Minister Pichon, dem Freunde und Schüler Clémenceaus, gebührt, ändert ebenso wenig an diesem Urteil wie die Tatsache, daß die Einsicht in Deutschlands Macht- und Bündnisverhältnisse jede Wiederaufnahme der Politik Delcassés unmöglich macht. Dieser ist auch diesmal bei der Kabinettsbildung gegen allen Parlamentsbrauch nicht berücksichtigt worden.

Belehrend für zahlreiche Leute in Deutschland ist ferner der eigentliche Anlaß zum Sturze Clémenceaus. Um seinem Gegner einen wichtigen Schlag zu versetzen, war er wieder einmal mehr Journalist als Staatsmann gewesen und hatte die Wirkung seiner Worte nicht vorher bedacht. Mit dem Vorwurfe, Delcassé habe über Frankreich die Demütigung von Algéciras gebracht, sagte er die Wahrheit, entfesselte aber den Unwillen der Kammermehrheit gegen sich. Denn Frankreich empfindet die Tatsache, daß es von Deutschland zur Konferenz genötigt worden ist, als Demütigung, die nicht dadurch gemildert worden ist, daß es dank der Unterstützung

aller deutschgegnertischen Mächte glimpflich genug weggekommen ist. Daß seine Nationalgefühl der Franzosen leidet aber nicht, daß man dergleichen öffentlich anerkennt. Clemenceau hatte das getan, und sofort wandte sich die Mehrheit gegen ihn. Für Deutsche ist dieses seine nationale Ehrgefühl der Franzosen sehr lehrreich. Zugleich ersieht man daraus, daß die Ansicht des Auslandes über die Konferenz von Algeciras ganz anders aussieht als die landläufige Meinung in Deutschland. Noch kürzlich beim Rücktritt Bülow's wurde sie in der Presse fast allgemein als Mißerfolg hingestellt. Konferenzen und Schiedsgerichte bringen doch aber nie einen vollen Erfolg, der kann nur durch so entscheidende Kriege erzielt werden, wie sie Preußen-Deutschland vor vier Jahrzehnten zu führen vermochte, sonst auch nicht, wie das leztlich noch Japan erfahren hat. Das sollten sich namentlich alle zu Gemüte führen, die für Schiedsgerichte u. dgl. schwärmen.

Eine Geschichte des Deutschen Ritterordens*) aus der Feder eines Offiziers wird manchem als eine willkommene Ergänzung zu den bisherigen Ergebnissen der Forschung erscheinen, die meist nur einen Teil oder Zweig des vielgestaltigen Ordensgebildes einzeln behandeln. Hier liegt eine Arbeit vor, die aus den Ergebnissen der neuesten Untersuchungen das für die Gesamtentwicklung des Deutschen Ordens entscheidende herausheben und zu einem auch dem Laien verständlichen Bilde aufbauen möchte. Der fertige erste Band behandelt die Geschichte des Ordens bis zum Eintritt in den großen Preußenkampf, also bis zum Beginn der Kolonisation im Wendengebiet, die ihren krönenden Abschluß als Sinnbild germanischer Gedanken Kühnheit in dem stolzen Bau am Rogatufer fand, in der Marienburg.

Wir sehen die ersten Keime des Deutschordens in Palästina, das „Hospital zu Akkon“ und das „Haus der Deutschen in Jerusalem“ (1198), dann die Befruchtung der abendländischen Kultur durch die Kreuzzüge; die Romanisierungsbestrebungen der Kirche und die Gegenbestrebungen. Aus diesem ewigen Widerstreit zwischen den Päpsten und den deutschen Kaisern mit ihren Wirkungen tritt damals schon als überragende Gestalt der Hochmeister Hermann v. Salza hervor, der als vertrauter Vermittler beider Parteien oft die Vorteile der Lage für den Deutschen Orden auszunutzen verstand. Ein hervorragender Kopf, der früh schon erkannte, daß eine kluge Boden- und Wirtschaftspolitik neben der militärischen Organisation notwendig sei, um dem Orden der Deutschherren einen Rückhalt im eignen Lande zu geben, wie ihn die Templer auf französischem Boden, die Johanniter auf den Inseln des Mittelmeeres planmäßig entfaltet hatten. Der erste Versuch einer Kolonisation in Ungarn mißlang (1211 bis 1225) infolge der Widerrufung der Schenkung des Burzenlandes an die Ritter durch den König Andreas von Ungarn. Die Versuche der Wiedereinsetzung des Ordens in seine Rechte in Siebenbürgen sind jahrelang noch vom Hochmeister fortgesetzt worden; aber blieb auch das Land endgiltig verloren, der Orden hat doch auch hier nicht vergeblich gearbeitet. Deutsche Ansiedler, die er ins Land gebracht, blieben zurück, und noch heute gehört das alte „Burzenland“ mit seinen wohlhabenden, geordneten Gemeinwesen zu den blühenden deutschen Sprachinseln in Ungarn.

Hier liegt wohl auch für den Laien oder den Politiker im weitern Sinne der bedeutsame Inhalt des Werkes: die vorbildlichen Kolonisatoren des Deutschtums in der Ostmark waren Männer von Stahl, mit Helm und Schwert und hartem Willen. Nicht von blaffen Humanitätsideen sind sie ausgegangen, obwohl der Grund-

*) Geschichte des Deutschen Ritterordens, von M. De ler, Oberleutnant im Deutschordens-Infanterieregiment. Erster Band mit 36 Abbildungen, 4 Karten und 2 Tabellen. Verlag von E. Werner's Buchdruckerei in Elbing.

gebanke ihres Ordens Mitleid und tätige Hilfe am Nächsten war. Der Deutsche Orden begann als barmherzige Brüderschaft im Heiligen Lande; aber seine höchste, glänzendste Entfaltung wurde ihm erst auf heimischem Grund und Boden beschieden. Als Träger des deutschen Herrenbewußtseins in der deutschen Ostmark wird er in der Geschichte fortleben! Vorzügliche Abbildungen, Tabellen und Tafeln sind dem kritisch eindringenden Texte beigegeben, über Bewaffnung, Befestigungsweisen und ritterliche Fechtweisen, den Burgenbau und den Belagerungskrieg, Wirtschafts- und Besitzpolitik und das Leben der Ordensbrüder. Das Buch wird sich bald Freunde erwerben.

Schölermann

Von Amts wegen. Roman von Luise Algenstaedt. Bismar in Mecklenburg, Hans Bartholdt, 1909. Eine dichterische Leistung, die Talent und Kunstkritiker hoch befriedigen kann. Der Roman ist außerordentlich fesselnd geschrieben, und diese Wirkung wird nicht allein durch die psychologisch feine und richtige Führung der Handlung erreicht, sondern auch durch den sprachlich reinen, sich von jeder Manier und Künstelei frei haltenden, natürlich schönen Stil. Schon wenn man die ersten Seiten gelesen hat, weiß man, daß diese Sicherheit in der Schilderung, diese ruhige Darstellung äußerer und seelischer Vorgänge für den ganzen Roman einen ästhetischen Genuß eigener Art gewährleistet, daß man keine Enttäuschungen in künstlerischer Beziehung erleben wird. Die Handlung ist einfach und klar. Man hat überall den Eindruck, als schildere die Verfasserin Erlebnisse. Sie steht den Menschen und Vorgängen aber mit einer bewunderungswürdigen Objektivität gegenüber. So gelang es ihr, seelische Entwicklungen konsequent von den ersten Ursachen an bis in die feinsten Verästelungen des Empfindungslebens hinein und bis zu ihren notwendigen Ausgängen darzustellen — immer folgerichtig, immer lebensvoll, und fast möchte ich sagen, wesenstreu, getreu dem Wesen ihrer Menschen, ihres Helden — des Pastors Terburg insbesondere —, und andererseits Einzelsituationen, Genrebilder, Naturgemälde, dramatische Vorgänge zu schaffen, die sichtbar, farbig und bewegt, lebendig vor unsern Augen stehn und sich abspielen. So kann sich nur eine starke und originale dichterische Begabung offenbaren. Ich möchte den Inhalt des Romans nicht näher angeben. Ich sagte schon: es ist ein psychologischer Roman. Es ist ein Gewissens- und Eheroman. Der Pastor Terburg lebt anfangs mit seiner Gattin in vollstem Einverständnis, allmählich aber muß er erkennen, daß die scheinbar künstlerisch veranlagte Frau doch aller tiefsten Empfindung, alles Verständnisses für ihn und seine hohen ethischen Ideale und Pflichten bar ist. In diesen Kampf der Seelen mischt sich ein anderer hinein: der Kampf des Pastors um die Seelen seiner Gemeinde, deren einzelne Mitglieder — es handelt sich um eine Dorfgemeinde — von der Dichterin wiederum außerordentlich plastisch dargestellt sind und als Menschen von Fleisch und Blut und mit individuellem Leben erscheinen. Ein besonderes Meisterstück ihrer Darstellungs- und Charakterisierungskunst ist die Pastorfamilie Grönlund, insbesondere ist die Gestalt des alten Pastors und seiner Tochter Ruth gelungen. Von einzelnen Szenen hebe ich hervor die Pastorenwahl — am Anfang — und die Pastorenzusammenkunft, ferner die Szene im Hause des Wagnerverehrsers Pasing und die lustigen lebensvollen Vorgänge, das Familienleben im Hause des Pastors Grönlund, das Treiben der tüchtigen gesunden jungen Menschen. Ich wiederhole: es ist alles in allem ein Roman, der unterhält und erfrischt und zugleich nachdenklich stimmt, und der bis zur letzten Zeile ein natürlich gewordenes, organisches Kunstwerk bleibt.

Hans Benzmann

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die Zukunft des Blockgedankens

Der Block ist zertrümmert. Es gibt Leute, die meinen, es werde die Geschichte nunmehr über den Blockgedanken zur Tagesordnung übergehen als über den Einfall eines geistreichen Diplomaten. Andre hoffen wenigstens, die Geschichte werde dereinst ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihm die Gegenwart verweigert; mehr aber wagt selbst der Erdenker der Blockpolitik von ihm nicht zu hoffen. Erscheint es unter solchen Verhältnissen nicht als verwegener Optimismus, von einer Zukunft des Blockgedankens zu sprechen, von einer Zukunft nicht nur in dem Sinne, daß er in einem oder in zwei Menschenaltern vielleicht einmal wieder aufgegriffen werden könnte, sondern in dem Sinn einer Wiederbelebung in absehbarer Zeit? Mag sein, daß es verwegen erscheint! Aber trotzdem möchte ich für diese Auffassung plädieren.

I. Denn mir will scheinen, daß sich bei nüchterner Betrachtung die Aussichten des Blockgedankens gar nicht so schlecht stellen. Innere Notwendigkeiten und die Vernunft der Dinge sprechen für ihn; das Schwergewicht der eignen Interessen wird die Beteiligten wieder zum Block zurückführen: wir müssen den Block haben, und darum werden wir ihn wieder bekommen. Diese Erwartung beruht auf folgender dreifacher Erwägung: die Zertrümmerung des Blocks bedeutet Wiederherstellung der Zentrumshegemonie; sie liegt im Interesse keiner bürgerlichen Partei außer in dem des Zentrums; sie ist ein nationales Unglück.

1. Für die Zentrumshegemonie müssen wir uns kurz die möglichen Parteikombinationen im Reichstage vergegenwärtigen. Eine Mehrheit rechts vom Zentrum ist unmöglich. Sie ist weder als reinkonservative noch auch nur als Kartellmehrheit in absehbarer Zeit denkbar. Ebenso unmöglich ist aber auch eine Mehrheit links vom Zentrum. Den utopischen Gedanken des Blocks von Baffermann bis Bebel müssen wir dabei von vornherein außer acht lassen. Aber auch mit einer reinliberalen Mehrheit kann nicht im Ernste gerechnet werden, und der Liberalismus sollte sich keinen Täuschungen über seine Aussichten hingeben. Die Nationalliberalen verdanken ihre Stärke sicher dem nationalen, aber nicht dem liberalen Teil ihres Programms. Durch unser modernes Staatsleben geht ein stark konservativer Zug, dem sich gerade die Nationalliberalen nicht entzogen haben. Die spezifisch liberale Wirtschaftspolitik wird folgerichtig heute von niemand mehr vertreten; für die Tendenzen unsrer Verfassungspolitik ist kennzeichnend ein Erstarken des monarchischen Gefühls,

und in andern Fragen wie Wahlrechtsfragen bestehen zwischen Konservativen und Liberalen eigentlich auch nur mehr graduelle Unterschiede, aber keine prinzipiellen Gegensätze; nur in der Kulturpolitik sind die Differenzen stärker, aber die Politik ist zum geringsten Teile Kulturpolitik.

So kommen also ernstlich nur zwei Parteikombinationen in Betracht: konservativ-kerikale oder Blockmehrheit. Die erste aber bedeutet Zentrums herrschaft, das heißt den Zustand vor dem Dezember 1906. Es ist freilich ungenau, wenn man sagt, der 24. Juni 1909 habe diesen Zustand schon wieder hergestellt. Vielmehr ist einstweilen die Lage nur ähnlich wie 1879; das Zentrum kann eine Mehrheit nach rechts, aber nicht nach links bilden. Allein es ist kein Zweifel, daß sich bei endgiltigem Scheitern der Blockpolitik dieser Zustand weiter umwandeln muß in den von 1906. Denn die ausschlaggebende Stellung des Zentrums beruhte auf der Stärke der Sozialdemokratie: es hatte die beherrschende Stellung des Mittelsteins in der parlamentarischen Zwickmühle und konnte ebenso eine positive Mehrheit nach rechts wie eine negative nach links bilden. Die Niederdrückung der Sozialdemokratie aber konnte nur den vereinten Bemühungen der Blockparteien gelingen; sobald also diese unter sich wieder in Streit geraten, ist kein Zweifel, daß die Sozialdemokratie, zu den alten Ziffern wieder emporschnellend, dem Zentrum seine beherrschende Stellung zurückerstattet. Die nächsten Reichstagswahlen können daher nur unter dem Zeichen stehen: Zentrums herrschaft oder Block — ein drittes gibt es nicht.

2. Auf welcher Seite liegt nun das Interesse der bürgerlichen Blockparteien? Gewiß der Block ist für sie kein Idealzustand. Aber selbst wenn man zugibt, er sei für sie ein Übel, so bleibt doch noch die Frage, ob er gegenüber der Zentrums herrschaft nicht das kleinere Übel ist. Die Nationalliberalen und schließlich auch die Freikonservativen haben als Mittelparteien des Blocks ein ganz offenes Interesse an ihm. Aber auch der linksliberale Flügel muß den Block der konservativ-kerikalen Mehrheit vorziehen, obschon seine Presse ja gern so tut, als sei er es gewesen, der die größten Opfer gebracht habe. Aber von einem wirklichen Opfer läßt sich doch nicht reden, wenn jemand, der bisher zwar „unentwegt“ seine „Prinzipien“ verkünden durfte, aber zugleich zur politischen Einflußlosigkeit verdammt war, durch Zurückstellung seiner Doktrinen einen bestimmten politischen Einfluß gewinnt.

Daß die Konservativen verhältnismäßig größere Opfer zu bringen haben, läßt sich ernsthaft nicht bestreiten. Trotzdem aber muß das von ihnen verlangt werden, nicht nur im nationalen, sondern gerade auch in ihrem wohlverstandnen Parteiinteresse.

Es ist gewiß begreiflich, wenn die Konservativen für den Freiherrn von Hertling größere Sympathien haben als für die Persönlichkeiten oder gar die Presse des Linksliberalismus vom Schläge des Berliner Tageblatts. Aber sie sollten doch nie vergessen, daß neben dem heftigen Freiherrn als erstem Fraktionsvorsitzenden der Demokrat und Demagoge Schäfer als zweiter Vorsitzender steht, und daß die Demokratie der zukunftsreichere Teil des Zentrums ist.

Sollten sie aber trotzdem, namentlich im Hinblick auf die Landtagspolitik, das Zentrumsbündnis vorziehen, so wäre die nächste Folge die Entfremdung der Kreise, die ich einmal kurz als die Stadtkonservativen bezeichnen will.

Diese Kreise mögen der Parteileitung zurzeit ja als minder wichtig erscheinen. Aber eine weitsichtige Parteipolitik muß erkennen, daß sich bei der leider nicht zu leugnenden zahlenmäßigen Abnahme der Landwirte der Schwerpunkt immer mehr nach den Städten verlegen wird, daß daher die konservative Partei versuchen muß, gerade diese Stadtkonservativen festzuhalten und möglichst zu vermehren, wofür bei der vorhin erwähnten stark konservativen Tendenz des modernen Staatslebens die Aussichten bisher recht günstig standen. Und eine weitsichtige Parteipolitik sollte eine Entfremdung dieser Stadtkonservativen um so eher vermeiden, da sich gerade unter ihnen besonders wertvolle Elemente finden; denn gerade unter ihnen ist das, was ich früher schon einmal an dieser Stelle*) reinen „Überzeugungskonservatismus“ im Gegensatz zum „Gewohnheitskonservatismus“ nannte, besonders stark verbreitet.

Die weitere Folge aber aus der Entfremdung dieser Kreise wäre, daß die Partei aus dem kommenden Wahlkampf geschwächt zurückkehren wird, wenn man auch das Maß dieser Schwächung im liberalen Lager nicht überschätzen sollte. Das kann dann aber selbstverständlich nicht ohne Einfluß bleiben auf die Machtsstellung der Konservativen im blasschwarzen Block: sie werden mehr Trabanten als Genossen des Zentrums sein, und Konzessionen in der Polenfrage und andern werden sie zur Meute treiben, wenn es vielleicht schon zu spät ist.

3. Aber die Wiederherstellung der Blockpolitik ist nicht nur im Interesse der bisherigen Blockparteien nützlich, sondern sie ist auch im nationalen Interesse notwendig.

Denn wir müssen uns darüber klar sein, daß es ein widerspruchsvoller und unerträglicher Zustand ist, nationale Politik auf eine nicht nationale Partei — und das Zentrum ist eine solche — zu basieren.

Es gibt freilich Leute, die meinen, das Zentrum sei eine nationale Partei, denn es habe nationale Politik getrieben. Und richtig ist ja auch die Tatsache, daß sich das Zentrum wiederholt durch Unterstützung nationaler Heeres- und Flottenforderungen positiv national betätigt hat. Nicht richtig aber ist der Schluß, den jene Leute aus dieser richtigen Tatsache ziehen.

Denn national sein, heißt nicht: nationale Politik treiben, sondern: nationale Gesinnung haben. Freilich steht beides in engem Zusammenhang. Wer nationale Gesinnung hat, wird auch nationale Politik treiben. Aber darum kann doch noch nicht umgekehrt gesagt werden, daß, wer nationale Politik treibe, auch nationale Gesinnung habe. Denn der Beweggrund für die nationale Politik kann ja ganz verschieden geartet sein. Freilich wird die Vermutung dafür sprechen, daß der Beweggrund die nationale Gesinnung sei. Aber diese Vermutung wird entkräftet, wenn die nationale Politik dort aufhört, wo das Parteiinteresse damit kollidiert.

Und so ist es beim Zentrum. Heeres- und Flottenfragen sind vom ultramontanen Parteistandpunkt aus ziemlich indifferent; es liegt also für das Zentrum kein starkes Parteiinteresse vor, das zur Ablehnung führen könnte; im Gegenteil lassen sie sich schon dazu verwenden, mit nationaler Gesinnung zu prunken. Wo aber das Parteiinteresse beteiligt ist, da hat das Zentrum noch

*) In meinem Aufsatz über „Politische Erziehung und Finanzreform“ (Grenzboten, 1909, Nr. 19, S. 262).

immer national verfaßt. So bekanntlich in den eigentlich nationalen Ausländerfragen, insbesondere in der Polenfrage. So aber auch in der Frage der Reichsfinanzreform, deren nationaler Charakter und innere Gleichartigkeit mit den Fragen der militärischen Machtpolitik im Laufe dieses Winters ja mehr und mehr erkannt worden ist. Hier lag ein Parteiinteresse des Zentrums vor. Da es, wenigstens zurzeit, seinen politischen Einfluß nicht, wie etwa die Konservativen, auf seine Vertretung in den Regierungsstellen, sondern ausschließlich auf seine Vertretung im Parlament stützt, so hat es ein Interesse daran, daß die Regierung möglichst schwach, das Parlament möglichst stark ist. So erklärt sich die ultramontane Finanzpolitik, die von jeher auf eine künstliche Unterernährung des Reichs gerichtet war; denn so hielt man die Regierung immer finanziell an der Strippe und verhinderte sie, daß sie zu üppig wurde. Diese Politik zeigte sich schon bei der unglückseligen Frandensteinschen Klausel, worauf ich bereits früher an dieser Stelle*) aufmerksam gemacht habe. Sie zeigte sich von neuem bei der vorletzten Reichsfinanzreform, wo man zwar äußerlich mit Millionenbewilligungen blendete, in Wahrheit aber durch Einstellung allzuhoher Ertragschätzungen für die Beibehaltung des Defizits sorgte. Und bei der jetzigen Reform wiederum war kennzeichnend, daß sich Peter Spahn bei der ersten Lesung zwar im übrigen zumeist in diplomatisches Schweigen hüllte, mit Entschiedenheit aber betonte, das Reich brauche überhaupt nur dreihundert Millionen statt der geforderten fünfhundert. Freilich hat das Zentrum schließlich doch die fünfhundert bewilligt. Aber noch bleibt abzuwarten, inwieweit sie mehr als Papierwert besitzen. Und selbst wenn sie besser sind als die früheren Millionenbewilligungen, so darf man nicht vergessen, daß nur ganz besondere Verhältnisse dazu führten, die alte Politik aufzugeben und die in den Wahlflugschriften von 1906/07 so schroff bekämpften indirekten Steuern zu bewilligen. Denn die vierhundert Millionen indirekter Steuern stellen den Preis für den Sturz des Kanzlers und die Zertrümmerung des Blocks dar: im letzten Grunde liegen die Dinge so, daß wir uns durch die Opferung Bülow's die ultramontane Finanzreform von 1909 gekauft haben. Das ist die „nationale Politik“ des Zentrums!

Haben wir aber somit erkannt, daß die Zentrumshegemonie, also die Zertrümmerung des Blocks, ein nationales Unglück ist, so ergibt sich uns als Folgerung dieser Erkenntnis der Satz, daß der Optimismus, dem ich hier das Wort rede, mag er verwegen sein oder nicht, einfach nationale Pflicht ist. Denn es bleibt dem nationalen Manne nur die Möglichkeit: entweder die Zentrumshegemonie in ohnmächtiger Wut ertragen oder aller Politik voll Ekel den Rücken kehren oder endlich — arbeiten, arbeiten, mit dem Optimismus der Verzweiflung arbeiten, um die Trümmer des Blocks wieder zusammenzuschweißen.

II. Bei dieser Arbeit für die Wiederherstellung des Blocks wird man natürlich alles Hasten vermeiden, man wird sehr vorsichtig zu Werke gehn müssen. Wir haben damit zu rechnen, daß einstweilen das Vertrauen zwischen den Blockparteien vernichtet ist. Da kann es also nicht darauf ankommen, sie möglichst schnell gewaltsam wieder zueinander zu führen. Es gilt vorläufig nur, nach Möglichkeit die Schwierigkeiten, die einer spätern Einigung im Wege

*) In meinem bezeichneten Aufsatz S. 260.

stehn, wegzuräumen, überall die Vorbereitungen zum Brückenschlag zwischen ihnen zu treffen. Wann der Zeitpunkt eintritt, wo man die Brücke selbst wieder schlagen kann, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; es hängt größtenteils von Momenten ab, auf deren Gestaltung wir keinen oder nur geringen Einfluß haben; es hängt vor allem ab von dem Verhalten des Zentrums gegenüber den Konservativen. Jedenfalls aber müssen alle national gesinnten und weitsichtigen Männer darauf gerüstet sein, daß die nächsten Reichstagswahlen wieder im Zeichen des Blocks stattfinden können; zu diesem Zweck werden sie in ihren Parteien insbesondre nach folgenden Richtungen arbeiten können.

Vom Liberalismus kann natürlich niemand verlangen, daß er mit einer Versöhnungspolitik anfängt. Was man aber von ihm verlangen kann, ist, daß er sich nicht starrköpfig zeige, wenn ihm von konservativer Seite die Hand zur Verständigung geboten wird. Denn wiese er die gebotne Hand zurück, so träfe ihn der Vorwurf, daß er die Konservativen noch fester an das Zentrum herangedrückt habe. Dies gilt vor allem von den Nationalliberalen, die durch Tradition den Konservativen verbunden sind; sind sie erst für den Block wiedergewonnen, so darf man auch die Hoffnung nicht aufgeben, durch ihre Vermittlung auch den Linkliberalismus wieder heranzuziehen. Von diesem Standpunkt aus gelangt man auch zu einem richtigen Urteil über die jüngste nationalliberale Obstruktionspolitik. Man darf sie gewiß nicht dahin verstehen, als ob man nun grundsätzlich und in alle Ewigkeit Opposition machen wollte; sie ist offenbar nur auf die Frage der Finanzreform bezogen. Aber selbst wenn man sie so auffaßt, kann man sie nur als eine Spekulation, als eine gewagte Spekulation bezeichnen. Sie konnte gelingen, sie konnte mißglücken. Sie wäre gelungen, wenn sie zeigte, daß die konservativ-kerikale Mehrheit impotent ist (worauf mit Wahrscheinlichkeit nicht gerechnet werden durfte), oder wenn sie eine Reichstagsauflösung erzwang (woran jedenfalls vor Bewilligung der vierhundert Millionen indirekter Steuern nicht von entfernt zu denken war). Sie ist dagegen mißglückt, wenn sie die Konservativen noch enger an das Zentrum herangedrängt hat.

Der Reichspartei fällt die Rolle des Vermittlers zwischen Konservativen und Nationalliberalen von selbst zu. Es ist kein Zweifel, daß sie diese Rolle gern übernehmen wird, wie schon während der ganzen Finanzreformdebatten namentlich Dr. Arendt in der Täglichen Rundschau, in der Gegenwart und sonst in diesem Sinne gewirkt hat.

Von den Konservativen aber muß man verlangen, daß sie, als Sieger, nunmehr einlenken und den Besiegten goldne Brücken des Rückzugs bauen. Es sind manche Anzeichen vorhanden, daß sie den Erfolg vom 24. Juni nicht gewollt haben. Richtig ist allerdings, daß gewisse, numerisch zwar nicht allzu starke, aber einflußreiche konservative Kreise von vornherein und namentlich nach der preußischen Thronrede, die in ihren Worten über die Wahlrechtsreform eine verfehlte Spekulation Bülow's darstellt, die Absicht hegten, die Finanzreform zur Blocksprennung zu benutzen. Aber der konservativen Partei im ganzen kann man diese Absicht um so weniger zur Last legen, als gerade diese Gelegenheit recht ungünstig war, da die Ablehnung der Erbschaftsteuer den Gegnern ein zwar unrichtiges, aber doch sehr wirksames Schlagwort (Ab-

lehnung aus Rücksicht auf das „große Portemonnaie“) als Waffe überlieferte, weswegen auch solche Bloßgegner, die im vorigen Jahre gelegentlich des Börsengesetzes die Sprengung des Bloßes oder doch seine Beschränkung auf eine „nationale Vereinigung“ wünschten, doch die Ablehnung der Erbenbesteuerung mißbilligten. Der eigentliche Grund für die konservative Politik liegt darin, daß man in der Agitation gegen die „Witwen- und Waisensteuer“ bereits zu weit gegangen war und nicht mehr recht zurück konnte, genauer gesagt: sich nicht zu dem allerdings schwierigen Rückzug entschließen konnte. Immerhin wünschte die Partei noch am 24. Juni nicht, daß es zum äußersten kommen möchte. Den Vertretern der oppositionellen Minderheit sind wiederholt Versprechungen in diesem Sinne gemacht worden. Es ist auch kein Geheimnis, daß die Partei es gern gesehen hätte, wenn sie am 24. Juni überstimmt worden wäre, was übrigens auch durchaus im Bereich der Möglichkeiten, ja der Wahrscheinlichkeiten lag; sie bedauerte insbesondre, daß die um Liebermann umgeschwenkt waren. Wäre das Gesetz in die dritte Lesung gekommen, so hätte die Partei schwerlich an ihrem starren Widerstande festgehalten. Möglicherweise wäre es schon am 24. Juni anders gekommen, wenn man sich nicht unter dem Druck einer unmittelbaren PreSSION des Zentrums hätte einschüchtern lassen.

Weiter sind erfreuliche Anzeichen dafür vorhanden, daß auch die konservative Partei den Erfolg vom 24. Juni bedauert. Besonders mag hervorgehoben werden, daß auch Herr v. Seydebrand in seiner großen Rede vom 10. Juli nicht nur dem einstigen Bloß auch einige Verbindlichkeiten gesagt, sondern vor allem, daß er an Stelle des Bloßsystems mit Entschiedenheit das System der wechselnden Mehrheiten verkündet hat, durch das natürlich die Möglichkeit einer Wiedervereinigung mit den frühern Bloßbrüdern offen gehalten wird.

Diese versöhnliche Stimmung aber zu nähren und zu steigern, wird vor allem Sache der maßvollen Elemente in der Partei, namentlich der dissidentierenden Stadtkonservativen, sein. Daher muß man meines Erachtens vom nationalen Standpunkt aus die „Fahnenflucht aus dem konservativen Lager“ aufs lebhafteste bedauern. Welchen Nutzen diese Austritte haben sollen, ist nicht ersichtlich. Es sind bloße Demonstrationen; man sollte doch nie vergessen, daß es nicht der Donner ist, der die stolzen Baumriesen zerschmettert, sondern der Blitz; Demonstrationen aber sind Donner, eitler Schall, und was wir brauchen, sind Blitze. Dagegen wirken die Austritte in doppelter Beziehung schädlich. Auf der einen Seite bewirken sie eine Stärkung der rechtsradikalen Elemente und drängen die Partei noch weiter vom Bloß ab. Auf der andern Seite kommt in Betracht, daß die Ausgetretenen zumeist politisch verloren gehn in der Masse der politisch Indifferenten; sei es nun, daß sie nunmehr politisch unorganisiert bleiben; sei es, daß sie zunächst etwa in freikonservative oder nationalliberale Organisationen übertreten, aus denen sie doch in vielen Fällen wieder wegen anderweitiger Differenzen ausscheiden werden.

Und so möchte denn dieser Mahnruf sich richten an die große unsichtbare Partei der nationalen Leute, daß sie helfen dem kommenden Bloß die Wege zu bereiten, getragen von dem Bewußtsein: der Bloßgedanke ist geschlagen, aber nicht besiegt!

Dr. jur. K. Kormann



Englische Eigenart

Von George Giffing. Übersetzt und bearbeitet von Brig Förfster

2



Leute nach vierzig Jahren denke ich noch mit Schauern an die Zeit zurück, wo ich mit meinen Schulkameraden regelmäßig einmal in der Woche gebrillt wurde. Die unsinnigen, rein mechanischen Übungen konnte ich nicht ausstehn; das stramme Einhalten der Frontlinie, das taktmäßige Ausstrecken von Armen und Beinen, das Stampfen des Bodens in gleichem Schritt und Tritt und andres mehr waren mir ein Greuel. Nicht mehr eine Individualität sein zu dürfen, erschien mir geradezu schimpflich. Raunzte mich der Sergeant wegen eines kleinen Fehlers an und rief mich dabei mit „Nummer 7“ an, lockte ich vor Wut. Ich kam mir nicht wie ein menschliches Wesen vor, sondern wie ein Teil einer Maschine, und dieser Teil hieß: Nummer 7! Ich wunderte mich über meinen Nebenmann; der fand das Exerzieren amüsant und entwickelte dabei entsetzlich viel Eifer und Energie. Auch die andern zum größten Teil machten mit Lust die Übungen oder wenigstens ohne Murren. Sie schlossen sogar Freundschaft mit dem Sergeanten und waren stolz darauf, an seiner Seite herumgehn zu dürfen, ohne Schritt halten zu müssen. Ich haßte ihn, wie ich noch nie einen Menschen gehaßt hatte, diesen vierchrötigen Kerl mit den steinharten Zügen und der schmetternden Stimme. Jedes Wort, das er mir sagte, klang wie eine Beleidigung. Sobald ich ihn nur von ferne sah, wich ich ihm aus, um nicht salutieren zu müssen; ich zitterte förmlich vor Aufregung. Ich glaube alles Ernstes, daß meine Nervosität, an der ich seit meiner Jugend leide, von jenen verdamnten Exerzierstunden herrührt, und bin überzeugt, daß mein hochfahrendes Wesen, das leider so charakteristisch für mich ist, ebenfalls von jener Zeit her datiert. Damals schmeichelte es meiner hochmütigen Einbildung, daß ich allein es war, der die Erniedrigung des Drillens bitter empfand. Jetzt kommt es mir vor, als ob gar mancher unter den Kameraden ebenso dachte wie ich und ebenso innerlich empört war, auch die wenigen — ein oder zwei — nicht ausgenommen, die nach Knabenart am Exerzieren ihr Vergnügen hatten, und die damals die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht mit Freuden begrüßt haben würden.

Ich kann mir nicht helfen: ich halte es für besser, daß England irgend einmal unter einer Invasion leide, als daß es in gedankenloser Übereilung

sein Heil in der allgemeinen Wehrpflicht suche. Mit dieser meiner Ansicht wird das englische Volk nicht einverstanden sein. Aber ein schlimmes Zeichen für England wird es sein, wenn einst gar niemand mehr, der es aufrichtig liebt, so denkt wie ich.

Es ist weder wünschenswert noch notwendig, daß sich der Bauer mit demselben Stumpfsinn abraçert wie das liebe Vieh, mit dem er arbeitet. Die meisten wünschen auch, etwas andres zu werden, und man hört, daß nur der dümmste Bauer heutzutage zufrieden ist, und daß sich auch seine Kinder, sobald sie Zeitungen zu lesen gelernt haben, nach dem gelobten Lande aufmachen, d. h. nach jener Stätte, wo die Zeitungen gedruckt werden. Das ist von Übel, aber noch hat kein Weiser ein Mittel dagegen gefunden.

Es ist total verkehrt, den landwirtschaftlichen Beruf in den Himmel zu erheben, wie es in unsrer Zeit so häufig geschieht. Wenn man glaubt, die Beschäftigung in Wald und Flur rege gemüthvolle Stimmungen an, fördere tiefsinniges Denken und alle möglichen Tugenden, so irrt man sich. Die Feldarbeit ist von allen Arten von Arbeiten die, die am meisten die Kräfte erschöpft; sie verträgt sich deshalb an und für sich am wenigsten mit anstrengender geistiger Tätigkeit. Wenn trotzdem der Ackerbau in der Weltgeschichte als Kulturmacht eine wichtige Rolle spielt, so liegt der Grund darin, daß er zu Wohlstand verhilft, und daß der Wohlstand einen Teil der Menschheit von der Arbeit des Pflügens befreit.

Enthusiasten machten das Experiment, selbst Bauern zu werden. Einer von ihnen teilt uns seine Erfahrungen schließlich mit den bemerkenswerten Worten mit: „Die Feldarbeit ist der Fluch der Welt! Wer sich ihr unterzieht, kann einer stufenweisen Verkümmern nicht entgehn. Wahrlich! ich verdiene kein Lob, daß ich fünf kostbare Monate an die Fütterung von Kühen und Pferden vergeudet habe.“ Nathaniel Hawthorne von der Brook Farm sagt dies. Er ärgerte sich zu sehr über seinen Mißgriff und ging deshalb in der Verkümmern des Landlebens zu weit. Arbeit mag und wird oft ein unerträgliches, ja erniedrigendes Ding sein, aber ein Fluch der Welt ist sie sicherlich nicht; im Gegenteil, sie ist der größte Segen der Welt. Hawthorne beging eine Dummheit; dafür mußte er mit dem Verlust seines geistigen Gleichgewichts bezahlen. Für ihn paßte es offenbar nicht, Kühe und Pferde zu füttern. Mancher andre dagegen würde die schönere und edlere Seite einer solchen Beschäftigung begriffen haben, nämlich daß sie die Mittel zur Ernährung der Menschheit beschafft. Das Interessante an diesem Beispiel ist übrigens das Faktum, daß ein so intelligenter Mann wie Hawthorne in dieselbe geistige Verkümmern geriet, wie sie sich bei unsern Bauern zeigt, einzig und allein aus Empörung gegen das Pflügen und Füttern. Nicht nur erschlaffte sein Verstand, sondern auch sein natürliches Gefühl hörte auf, ihm die richtigen Wege zu weisen.

Das Schlimmste an den Bauern unsrer Tage ist nicht ihre Unwissenheit oder Dickköpfigkeit, sondern ihre rebellische Unzufriedenheit. Man muß dies — wie so viele andre Übel — als eine unabwendbare Wirkung der modernen Verhältnisse hinnehmen. Der Bauer verlangt seine Lage zu bessern; ihm wird es zuwider, sich immer nur für Kühe und Ochsen zu plagen. Er bildet sich ein, auf dem Pflaster von London ein menschenwürdigeres Dasein führen zu können. O wie vergeblich all dieses Trachten nach einem glückseligen Arkadien! Ehemals fanden die Bauern das Leben ganz erträglich, sie waren noch dazu intelligenter als die jetzigen dreckigen Dorflümmel. Sie sangen die alten Volkslieder, erzählten sich Märchen, hielten an ehrwürdigen Gebräuchen fest, an denen ihre Nachkommen wahrscheinlich so wenig Geschmack finden dürften wie an einem Sphyl von Theokrit, und hatten vor allem ein eignes Heim. Welch ein Zauber lag für sie in dem Wort! Solange unser Bauer das Feld liebt, das ihm Brot gibt, fällt ihm nicht ein, die Arbeit schwer zu finden; er vergleicht sein Geschick nicht mit dem seines Viehs. Er richtet seine Blicke nach aufwärts, und ein Lichtschimmer aus einer andern Welt als der sichtbaren fällt auf ihn.

Lörricht ist's, über die Härten und die Monotonie des bäuerlichen Lebens einen Schleier zu werfen; viel besser ist's, man weist nachdrücklich auf sie hin, damit die Lords, die Eigentümer des Bodens sind und ihre Renten daraus beziehen, beständig in humaner Weise für jene Wesen Sorge tragen, die den Boden zu einem fruchtbringenden machen. Ihre wohlwollende Sorgfalt ist vielleicht imstande, einigermaßen der Rastlosigkeit unsrer Zeit entgegenzuwirken. Denn der Bewohner eines gemüthlichen Bauernhauses hat weniger Lust zum Herumziehen als der Bewohner einer elenden Hütte. Wohlmeinende Leute reden davon, man müßte durch verständige Belehrung die Liebe zum Aufenthalt auf dem Lande neu beleben. Kann man davon irgendeinen Nutzen erwarten? Glaubt man, die gute alte Zeit werde zurückkehren, wenn der Bauer erfährt, wie auf Altenglisch die Blumen seiner Felder heißen, und wer ihnen die Namen gegeben hat? Leider sind ja die alten volkstümlichen Benennungen von Blumen und Vögeln fast ganz in Vergessenheit geraten, ebenso wie die alten Lieder und Feenmärchen; aber dies beweist nur, welche entsetzlichen Fortschritte die Verlotterung unter dem Landvolke gemacht hat. Auf eine Wiedererweckung der abgestorbenen Liebe für die alten Sitten und Gebräuche kann schwerlich irgendein Verständiger hoffen. Der Bauer der Zukunft wird zweifellos nichts weiter sein als ein gut bezahlter, im Maschinenbetriebe bewandeter Techniker; geht er zur Arbeit, wird er die Refrains der neuesten Ringeltangelcouplets vor sich hinträllern; seine häufigen Feiertage wird er in der nächstgelegnen Großstadt zubringen; Gespräche, auch die geistreichsten, über das Gemeinwohl werden ihn — wie ich fürchte — wenig anlocken. Alle Blumen, wenigstens die auf den Feldern, werden wegen der lukrativern Verwendung von Grund und Boden allmählich verschwinden. Wahrscheinlich

wird auch das Wort „Heim“ nur noch in einer absonderlichen Bedeutung existieren; man wird damit das Pfründnerhaus für altersschwache Tagelöhner bezeichnen.

Es ärgert mich, wenn ich an einem Ladenfenster ausländische Butter ausgestellt sehe. Das stimmt mich traurig, denn ich denke dabei an die Zukunft Englands. Die Minderwertigkeit der englischen Butter ist eines der schlimmsten Anzeichen des moralischen Verfalls unsers Volkstums. Sie verrät den Niedergang unsrer Landwirtschaft. Denn hört der Bauer auf, stolz auf seine Butter zu sein, so taugen beide nicht mehr viel. Wird der Bauer nachlässig in seiner Arbeit, trachtet er nach unehrlichem Gewinn, besorgt er verbroffen und verächtlich seine Geschäfte — an seiner Butter kommen alle diese seine Untugenden zum Vorschein. Arg müssen seine Untugenden jetzt sein. Denn erträglich heimische Butter ist eine Seltenheit geworden. Entsetzlich dünkt mich deshalb die Tatsache, daß England in bezug auf Molkeerprodukte vollkommen in Abhängigkeit von Frankreich, Dänemark und Amerika geraten ist. Hätten wir einen wirklich einsichtigen Staatsmann und treuen Mahner des Volks, die Ohren der englischen Gutsbesitzer und Farmer müßten gellen von Vorwürfen zweckwidriger Raffiniertheit und voraussichtsloser Borniertheit.

Das ungünstige Urteil aller Ausländer über uns Engländer finde ich begreiflich. Man reise nur selbst auf der Eisenbahn im Lande umher, lebe in Hotels, sehe weiter nichts, als was sich offenkundig auf Straßen und Plätzen zuträgt, und man wird überall den Eindruck bekommen, daß vornehmlich egoistische Härtherzigkeit, Schroffheit und Verbroffenheit dem Engländer eigen sind, kurzum ein Benehmen, das mit dem Muster verfeinerter Umgangsformen im schärfsten Kontraste steht. Und doch hat keine Nation in so hohem Grade die Tugenden sozialen Verkehrs und des Bürgerfinns.

Der Engländer ungesellig? ein Menschenfeind? Wo steckt er? Wo in aller Welt gibt es ein so vielfältiges, eifriges, der Allgemeinheit dienendes Zusammenwirken aller Schichten der Bevölkerung, namentlich unter den Gebildeten? Selten trifft man einen Mann oder eine Frau, die nicht einem Verein angehörte, sei es zu wissenschaftlichen Zwecken, sei es zum Betrieb eines Sports oder zur Förderung städtischer oder staatlicher Angelegenheiten. Jeder strebt danach, sich auch außerhalb seines Berufes als ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu betätigen. Sogar in den als schlafmüzig verschrienen Landstädtchen grassiert das Vereinsfieber heftiger als in jenen Ländern, die am meisten wegen ihrer Geselligkeit gerühmt werden.

Das Wesen gesitteten Umgangs besteht nicht darin, daß man jederzeit bereit ist, mit irgendeinem Beliebigen ein längeres Gespräch anzuknüpfen; Grazie und freundliches Entgegenkommen sind nicht unentbehrliche Ingredienzien; knappe Zurückhaltung ist durchaus nicht Unhöflichkeit; sogar ungeschliffne Manieren, wenn sie nicht gar zu grob sind, lassen sich mit einem weltläufigen Benehmen vereinbaren. Dem englischen Charakter widerstrebte von jeher oder

wenigstens seit den letzten zwei Jahrhunderten die Art geselligen Verkehrs, in dem zeremonielle Höflichkeit und leere Galanterie die Hauptrolle spielen. Was dem englischen Charakter angeboren ist, ist das Interesse für kommunale Angelegenheiten, für sanitäre Einrichtungen und für Steigerung des Komforts. Das Wichtigste ist ihm, kurz gesagt, tatkräftige Fürsorge für die Erhaltung körperlichen und geistigen Wohlbefindens innerhalb seines Wirkungskreises.

Es wird mir schwer, die beiden Gegensätze im englischen Charakter, seinen Gemeinfinn und seinen unleugbaren Mangel an Gemüt, miteinander in Einklang zu bringen. In jener Beziehung lobe und bewundere ich meine Landsleute; in dieser verabscheue ich sie und gehe ihnen, wo ich nur kann, aus dem Wege.

In frühern Zeiten bestand die Ansicht, die Engländer hätten Gemüt. Haben sie es heute nicht mehr? Hat etwa das Jahrhundert der Wissenschaft und der nimmerfattten Jagdier ihren Charakter verdorben? Es scheint beinahe so, wenigstens nach meinen Erfahrungen, die ich in englischen Gasthäusern gemacht, wo man fast allenthalben mürrischer Gleichgiltigkeit oder gar brutaler Gesinnung begegnet, wo die Mahlzeiten hastig verschlungen, Bier und Schnaps nach der Väter Brauch in sinnloser Menge getrunken werden, wo eine freundliche Ansprache so selten ist, daß sie auffällt. Zweierlei muß man jedoch berücksichtigen: erstens den außerordentlichen Unterschied zwischen einem gebildeten und einem ungebildeten Engländer; zweitens die angeborne Unfähigkeit aller Engländer, ihr wahres Ich, sogar unter den günstigsten Umständen, zu offenbaren. Der Abstand im Benehmen eines Gentleman und eines Mannes aus dem Volke ist so groß, daß ein flüchtiger Beobachter mit Recht auf den Gedanken kommen kann, der Unterschied im Geist und Charakter sei ein radikaler. Kein Land in Europa (mit Ausnahme vielleicht von Rußland) weist eine so tiefe Kluft innerhalb der Bevölkerung auf wie England. Das gemeine Volk bildet natürlich die Mehrheit, und sein Anblick drängt sich dem Reisenden auf. Nur wenn er den allzunahen Verkehr mit jener vermeidet, kann er gerecht über das Volk selbst urteilen. Er erkennt dann, daß das gemeine Volk dieselben vortrefflichen Eigenschaften, wenn auch urwüchsiger und weniger zielbewußt, zum großen Teil hat, wie der Gentleman, und daß es mit zu der ganzen Nation gehört, von der es einst als Teil abge sondert wurde. Um diese Menge von Grund aus zu verstehn, muß man durch ihre unerträgliche Außenseite hindurchdringen, dann wird man erfahren, daß edle, staatsbürgerliche Eigenschaften sehr wohl mit einem beinahe abstoßenden persönlichen Gebaren vereinbar sind. Was das zurückhaltende und zugeknüpfte Wesen des gebildeten Engländers betrifft, so brauche ich nur bei mir selbst Einker zu halten. Ich bin, um die Wahrheit zu sagen, nicht gerade das Muster eines Engländers; ich bin zu eingebildet und zu sehr mit meinen eignen Ideen beschäftigt, als daß Nationalgefühl und Sinn für soziale Bestrebungen bei mir sehr kräftig entwickelt wären. Komme ich mit ein paar Leuten aus dem großen Haufen zusammen, so fühle ich sofort einen instinktiven

Widerwillen, ein Verlangen, mich auf mich selbst zurückzuziehen, eine Art hochmütiger Verachtung — sind das nicht gerade die Charakterzüge, die die Fremden dem Engländer bei zufälliger Begegnung zum Vorwurf machen? Mir eigentümlich ist nur, diese Gefühle, sowie sie auftauchen, gleich wieder zu unterdrücken, was mir auch meist gelingt. Soweit ich mich kenne, bin ich nicht ohne Gemüt, und doch bin ich überzeugt, daß viele, die vorübergehend meine Bekanntschaft gemacht haben, sagen werden, mein Hauptfehler sei Mangel an Gemüt. Man muß mich eben in günstiger Laune finden, und auch die äußern Umstände müssen günstige sein — damit ist einfach gesagt: ich bin ein Engländer durch und durch.

Der jetzigen Gesinnung der Engländer entspricht es, daß das Oberhaupt ihres Staates König oder Königin genannt wird; dieser Titel gefällt ihnen; er befriedigt das nationale Gefühl; wird seine Bedeutung auch nur ganz unbestimmt begriffen, er übt doch eine beständige Wirkung aus in der Form loyaler Anhänglichkeit und Treue. Da die Mehrzahl des Volkes so denkt, und das monarchische Prinzip nicht nur erträglich ist, sondern sich auch als heilsam erweist, wozu das Experiment einer Veränderung im Sinne einer modernen Staatsauffassung? Die Nation ist mit dem gegenwärtigen Zustande zufrieden und zahlt bereitwillig, was er kostet; sie kümmert sich um weiter nichts. Wer könnte auch nur mit einiger Gewißheit behaupten, daß eine Veränderung zugunsten der üblichen republikanischen Einrichtungen einen Vorteil für die Gesamtheit bringen würde? Sind die Länder, die ein solches Experiment gemacht haben, in betreff der allgemeinen Wohlfahrt und einer konstanten, ruhig tätigen Regierung so viel besser daran als wir? Theoretiker verspotten uns wegen unsrer Förmlichkeiten, die keine Bedeutung mehr haben, wegen der Privilegien, deren Berechtigung keine Prüfung verträgt, wegen unsrer politischen Kompromisse, die sich lächerlich ausnehmen, wegen unsrer Nachgiebigkeit, die verächtlich erscheint. Diese Theoretiker sollen nur einmal in praxi versuchen, alle Menschen vernünftig, konsequent und rechtschaffen zu machen. Keine dieser schönen Eigenschaften haben die Engländer — wie mir vorkommt — in einem außergewöhnlichen Grade. Ihre Stärke als Politiker beruht auf der Erkenntnis des Erreichbaren und auf dem Respekt vor vollendeten Tatsachen. Besonders klar ist ihnen, wie sehr ihrer Denkweise, ihren Neigungen und Gewohnheiten ein Staatssystem entspricht, das durch die bedächtige Tätigkeit von Generationen auf dem Boden des meerumschlungenen Königreichs aufgebaut worden ist. Sie wollen nichts wissen von kosmopolitischen Schwärmereien; niemals haben sie sich über „die allgemeinen Menschenrechte“ den Kopf zerbrochen. Aber die Ohren spitzen sie und hören zu, wenn man über die Gerechtame eines Krämers oder Bauern oder selbst eines Razenfleischverkäufers einen Disput anfängt; ist der Fall nach allen Seiten geprüft, dann werden sie Mittel und Wege finden, um sich ernstlich damit zu befassen. Das ist ihre charakteristische Art. „Hier erprobt sich recht unser gesunder Menschenverstand“, sagen sie. Der ist nach

ihrer Meinung von jeher vom allgemeinsten Nutzen nicht nur für sie gewesen, sondern auch die übrige Menschheit hat davon immer profitiert. Daß ihnen ein höherer Verstand als „der gesunde Menschenverstand“ hie und da mehr Vorteile gebracht hat, tut nichts zur Sache. Der Brite nimmt eben die Dinge, wie sie sind — und denkt vor allem an sich selbst.



Literarische Rundschau

Von Heinrich Spiero



er Kampf, mit dem die sogenannte Moderne, richtiger der neu-deutsche Impressionismus, in den achtziger Jahren einsetzte, richtete sich unter anderm vornehmlich auch gegen den damals noch auf der Höhe seiner Verbreitung stehenden archaischen Roman. Völlig war in dem damals üblichen Schema verloren gegangen, was doch immer wieder allein dem historischen Roman seine Berechtigung gibt: daß er vor allem Dichtung und nur Dichtung ist, daß, wie Adolf Stern sagt, „unbeseelte Sittenschilderungen“ in Zeitartikel oder schlichte Charakteristiken von Land und Leuten gehören, allein aber nicht einen Roman zu tragen vermögen. Wie das denn immer so geht, verfiel mit den zu Recht bekämpften Auswüchsen auch die historische Gattung selbst für einen ganzen Zeitraum weithin der Achtung. Nur noch aus dem Leben der Gegenwart, ja nur noch aus bestimmten Sphären der Umwelt sollte der Romandichter seine Stoffe schöpfen. Dann verbrauchte der erste Schwall, eine neue Romantik, ein neuer Symbolismus erschienen, dazu kam, mit besondrer Lebhaftigkeit, ein Zug zur Scholle, zum Boden der Heimat, und ehe man sich versah, war der geschichtliche Roman wieder da, erhob sich aufs neue und steht jetzt in einer neuen Blüte. Wenn ich die Aufsätze durchblättere, die ich im Laufe der letzten sechs Jahre für die Grenzboten geschrieben habe, so finde ich in ihnen folgende historischen Romane, Novellen und Erzählungen angezeigt: August Sperls „Die Söhne des Herrn Dubinow“ (1897) und „Hans Georg Portner“ (1902), „Vergangenheit“ (1902) von Charlotte Niese, Julius K. Haarhaus: „Unter dem Krummstab“ (1906), Enrico von Handel-Mazzetti: „Jesse und Maria“ (1906), „Camoens“ von Adolf Stern (neue Ausgabe 1907), „Der Hof am Brink“, „Das Meerminneke“ und „Luzifer“ von Lulu von Strauß und Torney (1906 und 1907), Max Eyth's „Der Schneider von Ulm“ (1907), „Die Geschichten von Garibaldi“ von Ricarda Huch (1906 und 1908, noch unabgeschlossen), „Caspar Hauser“ von Jakob Wassermann (1908), endlich Jakob Julius Davids historische Novellen aus verwirrter Zeit. Und damit ist die Reihe längst nicht geschlossen. Man

muß zum Beispiel Adolf Schmitthenners „Das deutsche Herz“, Adolf Bartels „Dithmarscher“, manches von Wilhelm Arminius und nicht wenig andres hinzurechnen und erhält dann das Bild einer lebendig blühenden historischen Roman- und Novellenliteratur. Nicht auf Ebers etwa weisen die meisten dieser Schöpfungen zurück, sondern erstens auf den größten Meister des historischen Romans, den Deutschland je besessen hat, nämlich auf Willibald Alexis, dann aber lebt bei vielen ein gut Stück von der Art und Kraft historischer Darstellung wieder auf, die Wilhelm Raabe in manchen seiner Meisterwerke bewährte. Seine in jungen Jahren geschriebene Magdeburger Geschichte „Unser Herrgotts Kanzlei“ bringt nur ein paar feine Züge, ist sonst ein tüchtiges, doch nicht eben bedeutendes Buch, aber in vielen seiner spätern Erzählungen sprudelt gerade auch der Quell der Historie, wird die Geschichte bezwungen. Überall wird die Forderung Sterns erfüllt, es müsse so viel rein Dichterisches (Menschliches) in historischen Erzählungen stecken, daß alles andre nur das Verhältnis des Brennstoffs zum Feuer habe.

Auf ein wie breites Interesse diese neu emporgeblühte historische Dichtung stößt, lehrt insbesondere der Erfolg August Sperls. Seine „Fahrt nach der alten Urkunde“, kein zusammenhängender Roman, sondern eine leicht gereichte Kette von Geschichten und Bildern aus dem Leben eines Emigrantengeschlechts, ist nun schon in neunter bis zwölfter Auflage, in neuer, reizvoller Ausstattung (bei C. F. Beck in München) erschienen. Hier fallen aus der Gegenwart immer wieder Reflexe in ferne und fernste Vergangenheit und bringen Gestalten der Vorzeit mit herauf, denen sich die lebenden Nachfahren verwandt fühlen. In objektiver Bezwungung gestaltet Sperl historische Schickungen in seinem neuen Roman „Richiza“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Es ist eine Geschichte aus dem Leben des Hauses Castell, aus dessen Archiven der Dichter uns vor kurzem ein hier angezeigtes, reichhaltiges Werk gegeben hat. Sieben Söhne ziehen aus zur Zeit der ersten Kreuzzüge, sieben Grafen Castell reiten in eine Fehde, die der Ehrgeiz des stolzen Geschlechts ohne Not heraufbeschworen hat. Verrat eines schlecht behandelten Lehnspflichtigen heftet sich an ihre Fersen, fünf fallen, einer kehrt als Krüppel zurück, einer verschläft, schlaftrunken gemacht, die Schlacht. Ihn stößt das Haus aus, bis er sich wieder ehrlich gemacht hat, spät kehrt er zurück und findet ein durch all die Jahre der Trennung treu bewahrtes Liebesglück. Alles ist in Sperls knapper Weise erzählt, immer mit dem echten Ton einer andern Zeit, einer Zeit, die weniger Worte hatte als die unsre, in der der Arm zum Schlagen flinker war. Aber niemals altertümelt der Verfasser, niemals spielt er nur mit historischen Requisiten, sondern er steht immer mitten im Leben, er deutet alles Beiwerk nur eben an, er müht sich immer wieder, die Charaktere inmitten ihrer Umwelt darzustellen, und das gelingt ihm denn insbesondere bei den Männern vollauf, wie denn Sperls Kunst denen überhaupt gerechter wird als den Frauen. So erscheint mir denn auch als der einzige Fehler des Buches, daß durch den Titel eine Gestalt in den

Vordergrund des Interesses geschoben werden soll, die doch gegenüber den männlichen Gliedern des Hauses Castell und ihren männlichen Gegenspielern mehr im Hintergrunde bleibt, nicht voll heraustritt, uns nicht so warm macht.

Die historischen Erzählungen von Wilhelm Arminius „Der Hegeritter von Rothenburg und andre Novellen“ (Berlin, Alexander Duncker) sind gegenüber dem weithin ausgreifenden Roman August Sperls echte, knappe Novellen, die beste unter ihnen die Titlederzählung. Der besiegte Ritter ist zum Hegeritter der Reichsstadt Rothenburg geworden. Er hat wider die Pflicht einen Ritter des feindlichen Markgrafen von Ansbach bei sich gewahrt, anstatt den in der Feldschlacht Gefangnen dem Rat zu übergeben. Der Gefangne war niemand anders als Albrecht Achilles selbst, der nun mit den zur Verhandlung in der Stadt anwesenden und unverrichteter Sache wieder abziehenden Genossen durchs Tor davonreitet. Der Hegeritter Krellinger wird gefangengesetzt, und erst die höchste Not der wieder von den Fürsten und Bischöfen bekämpften Stadt macht ihn frei. Aber während er an der Spitze der Städter zum Kampf auszieht und nun den ersten Sieg erringt, ist die Tochter zu Albrecht Achill entwichen, halb in Angst, den längst Geliebten vor dem Kampf gegen den Vater zu warnen, halb von ihrer Liebe hingezogen. Nach kurzem Raufsch kehrt sie, weggeworfen, zurück, und der gebrochne Vater, den Schwachheit und Verrat seiner Mitbürger preisgeben, fällt, innerlich wehrlos geworden, unter dem Beil der Gegner. Auch bei Arminius ist alles voller Leben und durchaus vollgefüllt von historischem Schauen, das wirklich das Antlitz vergangner Zeiten mit emporbringt.

Wie mancher ungehobne Schatz gerade in dieser Literaturgattung noch vorhanden ist, zeigt ein Blick in die Ausgewählten Werke von Julius Groffe, die jetzt von der Tochter des Dichters (bei Alexander Duncker) in drei Bänden mit Einleitungen von Adolf Bartels, Josef Ettlinger, Hanns von Gumppenberg, Franz Muncker herausgegeben werden. Denn sie bringen neben Grosses feiner, vielfach wundervoll quellender Dyrif, neben ein paar bezeichnenden epischen Dichtungen und zwei Dramen einen ganz vortrefflichen historischen Roman aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, „Das Bürgerweib von Weimar“. Es ist nicht mehr die Zeit der Hexenprozesse. Aber in dem durch Kriegsgerüchte, Teuerung und andre Not aufgeregten thüringischen Hauptstädtchen ergreift doch der Verdacht der Zauberei ein Bürgerhaus, dessen immer wachsender Reichtum und dessen überstolzes Gebaren den Neid herausfordern. Das ganze Weimar, vom Fürsten ab bis zu dem letzten Bedienten des Hofes, dem letzten Marktweib, lebt hier, hant durcheinander, eng verbunden, ganz und gar hineingezogen in die Schickung dieser Bürgerfrau, die alles in Atem hält. Die Fäden verschlingen sich und entwirren sich wieder, die tüchtige und echte Frau behält das Spiel in der Hand, die dunkeln Mächte, die noch aus dem Mittelalter in die heller werdende Zeit hineindeuten, müssen weichen. Hier hat sich Grosses Dichterkraft zusammengehalten wie selten in seiner umfangreichen

Produktion. Und auch der zweite historische Roman der Sammlung, „Der Spion“, mit seinen Schicksalen aus der Zeit des russischen Dekabristenaufstandes ist dichterisch kräftig und dabei erstaunlich echt in der Bezwingung dieser Welt, die Grobte erst aus zweiter Hand kannte. Geheimnisvoll, wie so oft in dem namenlosen Rußland, verlaufen Menschen schicksal und Menschen schuld, und nirgendes erscheint die vorgetäuschte Selbsterzählung durch einen, der alles mit erlebt hat, unecht oder gemacht.

Freilich zittert uns die Hand nicht mehr so bei der Lektüre dieses Romans aus Rußlands Vergangenheit wie etwa vor Leonid Andrejews, eines jungen Russen, „Geschichte von den sieben Gehenkten“ (München, R. Piper u. Co., deutsch von Lully Wiebeck). Fünf Revolutionäre, die ein Bombenattentat auf einen Minister versucht hatten, werden mit zwei gemeinen Verbrechern zusammen durch den Strang getötet. Aber Andrejew verweilt nicht etwa in der Ausmalung ihres scheußlichen Todes, sondern er gibt kurz die Vorgeschichte ihrer Verbrechen und dann Kapitel für Kapitel die letzten Stunden und Tage jedes einzelnen dieser sieben; psychologisch ungemein fein wird jeder Charakter enthüllt, wird jedem nachgespürt bis in die letzten Augenblicke hinein. Mit echter Dichterkraft überwindet Andrejew jedesmal den quälenden Eindruck, vertieft er ihn immer wieder, daß wir nichts Sensationelles, nur bis ins Tiefste ergriffene menschliche Teilnahme empfinden. Er treibt nirgendes Schönsfärberei und webt keinen Glorienschein um die Häupter seiner Menschen; aber die Wahrhaftigkeit seiner Darstellung erhebt sich doch über die photographische Treue platter Natürlichkeit zur dichterischen Durchbringung und Bezwingung seelischer Vorgänge von seltener Kraft. Und wieder mit echter Dichtergebärde läßt er den schrecklichen Schlußvorgang selbst nur in undeutlichen Morgennebeln ahnen, läßt ihn sich spiegeln in dem Entsetzen des einen Soldaten, der, zur Hinrichtung kommandiert, die Waffe wegwirft und in den verschneiten Wald stapft, bis er liegen bleibt.

Mit der gleichen Vermeidung jeder Sensation und mit der gleichen Menschenliebe, die dem Verlorenen nachgeht, schreitet Else Jerusalem, eine junge Wiener Schriftstellerin, durch die Welt ihres Romans, „Der heilige Starabäus“ (Berlin, S. Fischer). Zu all den Milieuromanen, die wir in den letzten Jahrzehnten empfangen haben, fügt dieses furchtbar ernste und nur für reife Menschen bestimmte Werk das unterste und furchtbarste Milieu von allen, das der gewerbmäßigen Dirne. Wie ein Kind in solcher Umgebung aufwächst und sich durch sein väterliches Bauernblut und die Begegnung mit einem in sich zerfallenen, aber durch seine Skepsis für sie hilfreichen Manne erst innerlich, dann äußerlich dem Schmutz entzieht, das ist hier dargestellt. Und doch kann man nicht sagen, daß gerade dieser Faden der Entwicklung besonders deutlich bloßgelegt, daß die Gestalt der Milada eine ganz vollkommen runde Leistung sei. Sie hat Züge, die nicht ganz zueinander passen, sie erscheint hier und da nicht so völlig echt, wie alles das, was um sie webt, und was aus einer von tiefstem Mitleid durchdrungenen Frauenseele heraus hier wieder lebendig geworden ist. Daß

diese Welt tief unten nicht mit ein paar Schlagworten abzutun ist, daß in ihr Leben ringt und nach Hilfe ruft, aber immer wieder durch Schlendrian, Brutalität, ja durch Gesetz und Polizei in die Tiefe hinabgestoßen wird — das klingt wie mit einem entsetzlichen Aufschrei aus den Seiten dieses Buches, das man nicht ohne die tiefste und reinste Bewegung aus der Hand legen kann. Hier zeigt sich wieder einmal, wie in einem Kunstwerk die Tendenz gar nichts ist, wenn sie nicht bezwungen wird von einer echten, künstlerischen Kraft („Brennstoff und Feuer“). Nicht in Zeitartikeln und nicht in Broschüren konnte Else Jerusalem all das Blut und all die Tränen malen, die hier dahingehn, aber weil sie es als Künstlerin schrieb, tat sie zugleich ein Werk von großer ethischer und sozialer Bedeutung, dessen Wirkung gerade nach dieser Richtung hin nicht verkleinert werden wird. In scheinbar ganz objektiver Gestaltung läßt sie doch eine Welt emporwachsen, die nach einem Retter ruft, und für die nach einem Retter zu rufen, an deren Rettung zu arbeiten, die obere Welt selbst neben der ethischen Pflicht auch ein brennendes Interesse hat, weil durch die dünne Zwischenwand ein ewiges Hin und Her geht, weil ein ewiger Gifthauch durch die dünnen Fugen dringt. Der Roman ist die Verheißung eines starken Talents und eines großen Temperaments, die hoffentlich kräftig genug sind, nicht etwa eine Spezialität zu werden, sondern auch andres mit derselben Liebe und Stärke zu umfassen und zu bezwingen.

Mädchenschicksale, die bis an den Rand des Abgrunds gehn, tauchen auch in dem Buch einer andern jungen Schriftstellerin, „Wanderwege“ von Hildegard Freiesleben-Boesche (Leipzig, Georg Meiseburger), immer wieder auf. Eine Reihe junger Gefährten, die zusammen erwachsen sind, wird durch Jahre der Entwicklung bis zur Lebensreife begleitet: „Menschen, die ich liebe, denen wünsche ich Schweres. Daß sie stolz und stark daran werden. Und heillosig für die Schönheit des Lebens, nicht wie es sein sollte, sondern wie es ist.“ Durch Kämpfe und Seelenqualen hindurch erreichen diese Menschen ihr Glück, das heißt die schwer erlämpfte Ruhe, die spricht: „Wenn ich nicht mehr sagen kann: ich bin so gut, als ich Kraft habe, was bleibt denn dann noch übrig in all der Dunkelheit?“ Noch ist vieles unausgegoren, unklar, manches auch ungelesen und unverarbeitet in diesem Buch, aber es steckt Talent und Sehnsucht nach oben darin, eine unbesümmerte Aussprache wirklich erlebter Stimmungen, von der man hoffen darf, daß sie sich in spätern Werken noch mit größerer Geschlossenheit und persönlicher Stärke dartun wird.

Georg von Ompteda ist mit seinem neuen Roman „Droesig!“ (Berlin, Egon Fleischel & Co.) nach der anders gearteten „Minne“ wieder auf die uns vertrauten Pfade seiner ältern Werke, insbesondre seiner schönen Adelsromane, zurückgekehrt. Das Problem, das in „Eysen“ schon angedeutet wurde, wird hier ausgeführt: der gesellschaftliche Emporstieg eines bürgerlichen Industriellen in den Kreis des alten Adels. Droesig! ist der Sohn eines Kohlenkönigs, der sich vom Arbeiter emporgeschwungen hat bis zum Beherrscher eines weiten wirt-

schaftlichen Kreises, und von dem der Sohn die Energie, den Sinn für Macht geerbt hat, dem er aber nicht gleicht in der Unbekümmertheit um Titel, Orden, äußere Erscheinung, gesellschaftlichen Verkehr. Der junge Louis Droefigl bewegt sich nur in der ersten internationalen Gesellschaft, faßt durch gutes Auftreten, vortreffliches Reiten, Sportliebe, auch einmal durchs Spiel allmählich Fuß, heiratet eine Gräfin aus uraltem Geschlecht und gelangt, ohne sich je vorzudrängen, immer korrekt, aber in jedem Augenblick seines Zieles sicher, schließlich zu der erwünschten Freiherrnkrone für sich und seine Nachkommen. Die Gefahr liegt natürlich darin, diesen Droefigl, dessen Name, solange ihm kein „von“ voransteht, in der erlauchten Verwandtschaft seiner Frau etwas komisch wirkt, niemals lächerlich werden zu lassen, niemals auch als einen bloßen hohlen Streber darzustellen. Mit seiner verhaltenen Kunst ist das Ompteda durchaus gelungen, Droefigl wirkt nie unsympathisch, denn man empfindet sein Streben nach gesellschaftlich gleicher Geltung nur als die anderswohin gewandte, ererbte Arbeitsenergie des väterlichen Geschlechts. Man könnte sich einen Bruder Droefigls vorstellen, dessen Arbeit dahin gerichtet wäre, nun im Parlament den Einfluß seiner Industrie ins Ungemeßne zu verstärken, einen andern, der nichts wollen würde, als Wohltätigkeitsanstalten größter Art schaffen, aber man muß auch diesen von Ompteda festgehaltenen Typus, der so gar nicht karikiert ist, nicht nur als lebendig und echt, sondern auch als nicht unliebenswürdig gelten lassen und empfangen. Freilich lugt denn doch an dieser oder jener Stelle einmal die ein wenig mokante Anschauung des Urabligen durch die Blätter, was dem Buch einen feinen Ton mehr gibt. Es soll eben nicht alles so toternst genommen werden, wie es Droefigl selber nimmt. Das Werk ist sehr knapp geschrieben, hält sich mit Milieuschilderung nicht auf und gibt doch die Welt mit der Anschaulichkeit wieder, die Omptedas Adelsromane zu wertvollem, dauerhaftem Besitz unsrer Literatur gemacht haben.

In der E. Fischer'schen Bibliothek zeitgenössischer Romane ist eine Sammlung Novellen von Thomas Mann „Der kleine Herr Friedemann“ erschienen. Es sind geschliffne, etwas müde erzählte Geschichten, alle mit einem Unterton von Ironie, der überhaupt Manns Schriften durchklingt, der selbst seine feinen und gut gestalteten „Buddenbrooks“ für das aufmerksame Ohr — nicht eben immer erfreulich — durchhallt. Es ist schwer zu sagen, was dieser Kunst im Grunde die Wärme nimmt, was dieser Gruppe talentvoller Dichter (ich rechne etwa Heinrich Mann und Kurt Martens auch hinzu) die letzten Wirkungen nimmt. Vielleicht kann man so ausdrücken, daß sie alle ein wenig mit dem Gefühl verirrter Zuschauer außerhalb des Lebens stehn, das ihnen mehr ein interessantes Bild als ein harter Zwang ist. Und so werden auch wir von ihren oft so wunderlichen, oft scheinbar wahllos hingeschriebnen Büchern nie recht warm. Solche Schriftsteller gehn nie aus der Tiefe des Volks hervor, sondern gewöhnlich aus abligem oder patrizischem Geschlecht. Man findet verwandte Züge auch bei E. von Reyslering, der freilich gelegentlich auch ein litauischen Heimat-

eindrücken entsproßenes, kräftigeres Drama „Ein Frühlingsopfer“ geschrieben hat. Seine neuen Novellen „Bunte Herzen“ (Berlin, S. Fischer) liegen aber ganz in der oben bezeichneten Linie. Man weiß nicht recht, wie man daran ist, der Autor betrachtet seine Gestalten nicht ohne Ironie, die aber doch wieder nicht große, strafende Satire, sondern mehr eine tastende, unsichere Beleuchtung ist.

Sehr viel herzhafter packt der Bayer Joseph Ruederer in seinen jetzt neu aufgelegten, aber nicht mehr neuen Erzählungen das Leben. In dem kurzen Roman „Ein Verrückter. Kampf und Ende eines Lehrers“ (München, Süddeutsche Monatshefte) gibt er mit den kräftigsten Tönen das Geschick eines Menschen, der sich weltlicher und insbesondre geistlicher Obrigkeit nicht fügen kann und will, der sich eine Art Hundedemut anlernt, um so doch endlich zum Ziel, einem Amt, zu gelangen, weil er ein Mädchen, das ihm gehört, heimführen muß, und der dann doch, in Schuld und Schande unlösbar verstrickt, mit denen, die er liebt, untergehn muß. In den „Tragikomödien“ (ebenda) gibt Ruederer eine ganze Reihe von Schicksalen, heitere und ernste Themen, und seine Heiterkeit hat ein wirkliches Lachen, sein Ernst wirkliche Tragik. In grauenhafter Düsternis entrollt sich das Geschick eines Totengräbers, dem der eigne verstopfte und vertierte Vater, dem auch das eigne, ungebändigte Blut das fernere Atmen unmöglich macht, und mit dem echten Klang der Tragikomödie verflucht sich das sensationelle Erlebnis eines kleinen Subalternen, der dann wieder in sein Nichts zurückfällt, mit dem Selbstmord zweier unglücklicher Frauen. Besonders in dieser ersten Geschichte „Das Gansjung“ leuchtet es nur so von Farben aller Art, von tiefster Tragik bis zu grellem Lachen, und die kleine Seele des Beamten, in der sich alles widerspiegelt, erscheint hin und her geworfen, doch nie bloß lächerlich, sondern erweist ihren wahrhaftigen, menschlichen Gehalt. Die letzte Erzählung des Bandes, „Hochzeiter und Hochzeiterin“, mit ihrem stark forcierten Humor hätte bei der neuen Sichtung freilich besser draußen bleiben können.

In eine ganz neue Welt führt das letzte Buch des jüngst und zu früh verstorbenen Stephan von Roze. Er hat unter dem Titel „Aus einer neuen Literatur“ (bei F. Fontane & Co., Berlin) eine Reihe australischer Erzählungen und Plaudereien herausgegeben, die er auf seinen Wanderfahrten im fünften Erdteil auf gelesen und übersetzt hat. Zum erstenmal wird uns hier ein Blick in die jungenglische Literatur Australiens eröffnet, wir lernen, ob auch nur flüchtig, eine ganze Reihe australischer Prosaisisten kennen, unter denen Albert Dorrington und Edward Dyson hervorgehoben seien. Fast überall in diesen kleinen Werken lebt ein laustischer, trockner Humor, der auch für das entseztlich einsame, ja der Tragik nicht entbehrende Leben versprengter Ansiedler an ertraglosen Goldminen etwas übrig hat, wie etwa in der „Hoffnung auf Segen“ von Dyson. Mit einigem Erstaunen hört man, daß Australien ein ernsthaftes literarisches Journal, das Bulletin, besitzt, das in allen Bevölkerungsklassen,

auch tief im Busch, mit Anteil gelesen wird. Das Buch ist von Anfang bis zu Ende nicht nur ethnologisch interessant, sondern auch höchst unterhaltsam. Und in einigen Erzählungen, zum Beispiel in „Herr und Frau Sin Fat“, birgt sich ein tieferes Leben, zeigt der Verfasser (wiederum Dyson) Gaben, die uns wohl begierig machen, mehr von ihm kennen zu lernen. Manches in dem Bande erinnert an die Art Mark Twains, aber auch Klänge von dem großen Amerikaner Poe sind darin, und alles hat den besondern Reiz eines noch unverbrauchten, sich erst kräftig heranbildenden Volkslebens.

Ein geradezu entzückendes Buch hat uns Adolf Wilbrandt beschert; er hat Reisebriefe eines seiner Freunde unter dem Titel „Rund ums Mittelmeer“ herausgegeben (bei Cotta in Stuttgart). Der leider ungenannte Verfasser spricht hier in Briefen und Karten, die nicht etwa für den Druck, sondern nur für Wilbrandt und sein Haus bestimmt waren. Er ist bald in Italien, bald in Tunis, Tripolis, Algier, Kleinasien, Ägypten, Syrien, Dalmatien, Spanien, und von überall eilt er, in kurzen Zeilen, oft auf Ansichtskarten, die ersten Eindrücke wiederzugeben, denen er dann in längern Schreiben ausführliche Schilderungen und Charakteristiken folgen läßt. Lebendigere Reisebriefe besitzen wir kaum; so ungern ich einen so hohen Vergleich wage, ich muß doch sagen, daß ich nur Bismarcks Schilderungen aus Südfrankreich in den Briefen an Frau Johanna diesen Meisterbriefen zur Seite stellen kann. Wie das heutige Spanien lebt, kann nicht knapper und dabei mit vollerer Charakteristik dargestellt werden als in den Briefen dieses Schreibers, die uns durch das ganze Land von Zaragoza über Madrid, Toledo, Aranjuez durch Andalusien und wiederum bis Barcelona geleiten. Was ein Stiergefecht eigentlich ist, und was es in Spanien bedeutet, das lernt man erst hier, wo man förmlich alle Farben Zuloagas noch einmal aufbrennen fühlt. Wilbrandt hat recht, wenn er glaubte, uns hiermit etwas vorzulegen, was wir noch nicht haben, „eine Art, von Reisen zu berichten, die so ungewohnt wie reizvoll und wertvoll ist“.

Zum Schluß ein kleines episches Werk: „Die Kinder der Lilith“ von Holde Kurz (Stuttgart, Cotta). Lilith ist die Adam vom Schöpfer gegebne Gefährtin, Eva die von Sammael-Luzifer aus Adams Rippe geschaffne Erdenfrau, die ihn dem immer nach dem höchsten Fluge trachtenden, ruhelosen und doch allein befriedigenden Glück mit Lilith entreißt, ihm die Frucht der Erkenntnis bringt, ihn das Paradies verlieren läßt. Sie selbst genießt die Frucht nicht, sie bleibt im Dumpfen, und Schreckliches vollendet sich an der Frucht ihres Schoßes, an dem Sohn Cain. Gabriel aber erscheint Adam in der Stunde, wo dieser die erste Leiche, Abel, in der Erde birgt und gibt dem Müden Trost: auch Lilith hat einen Sohn geboren, und er, nicht die ins Joch gebeugten Kinder Evas, wird einmal herrschen. Er wird immer von Evas Kindern bekämpft werden, doch als Forscher, als Held, als Seher, als Dichter immer wieder die arme, darbenende Welt durchrauschen, sie aus der Sinnens knechtschaft Schmach zu reißen trachten, bis er als der Menschheit Vollenber

vor Gottes Thron erscheint. Sein Weg wird nur eben angedeutet, sein Kampf von den der Eva verbliebenen Kindern jetzt schon verheißen.

Hör unsern Eid:
Wir stehen bereit,
Ihn zu verfolgen mit Dold und Gift,
Mit Verrat, der schwärzer trifft,
Über seiner Mache ihn noch zu lästern.

Hör uns alle zusammen:
Ob wir auch glühen in Haders Flammen,
So oft der Lilith Sohn erscheint,
Empfangen werd er als dein und unser Feind.
Gegen ihn gerüstet
Stehn wir alle vereint,
Ihn wegzulehn von seinem Ziele.
Tröste dich, Mutter,
Er ist Einer, und wir sind Viele.

Eine düstere Verheißung, mit der das seine Wort ausklingt, das dennoch ganz in Höhenluft und reizvoll paradiesische Farben getaucht ist, unter all den Büchern von der historischen und der heutigen Menschheit ein Klang aus den Geheimnissen ihrer Geburtszeit, aufgefangen in der Seele einer echten und ganz weiblichen Dichterin.



fränkisch-schwäbische Grenzwanderungen

Von Fritz Granz

1



ürnberg liegt hinter mir. Mit den frischen Farben des Eben-
erlebten begleiten mich schöne Bilder auf der Fahrt. Sie geht
in südwestlicher Richtung der schwäbischen Grenze zu. Wir haben
das kleine Tal der Rezat gequert und nun auch schon das der
Altmühl. Das Gespräch eines Mitreisenden lenkt mich ab und
rückt meine Gedanken nach vorn. Es ist wie das plötzliche Umschlagen einer
Magnetnadel. Ich habe es schon oft erlebt, fast auf jeder Reise.

Mein Fahrtgenosse ist ein Bauer aus der Oberpfalz, der nach jahrzehnte-
langer Trennung die Heimat wiedersehen und dem Töchterchen, das ihn be-
gleitet, zeigen will. Seine Heimat ist das Ries, seine Vaterstadt Nördlingen,
die Stadt, in der ein neuer Teil meiner Sommerwandlung beginnen soll.
Es ist herzerquickend zu beobachten, wie mit jeder Viertelstunde, die uns dem
Ziele näher bringt, der erst schweigsame Alte gesprächiger, sein etwas stumpf-
sinniger Gesichtsausdruck lebhafter und fröhlicher wird. Er deutet hinaus auf

den langen Hesselberg, den ringwallumzogenen, uralte fränkischen Grenzberg, der uns zur Rechten steht, und erzählt von Bergfesten, die er als junger Mann da oben mitgemacht habe. Und als wir nun gar die Wörnitz erreichen, in Ottingen sich ein richtiger „Nör'linger“ in blauem Fuhrmannskittel zugefellt und der Zug in die weite, von bläulichen Jura Höhen umrandete Riesebene hineinfährt, die überstürzen sich die Erinnerungen und die Fragen nach den Dingen und Menschen seiner Jugend.

Wie still nimmt mich, den Fremden, in dem die bunten Nürnberger Eindrücke nachwirken, die alte einstige Reichsstadt auf! Die Stille des Abseits, die Ruhe des Entlegenen umgibt mich. Kein Fremdenschwarm mit Reisebüchern, kaum ein paar Einheimische sind in dieser Nachmittagsstunde zu sehen, Frauen, die zum Krämer gehn, Handwerksleute, die mit dem Nachbar einen Gruß tauschen. Mit schwäbischer Behäbigkeit schauen die breiten und hohen Giebel auf krumme Gassen nieder, die meisten in schmuckloser oder schmuckarmer Genügsamkeit malerisch genug, manche geschweifträndig oder durch vorspringende Geschoffe gegliedert, manche auch mit später aufgesetzten Schneckenträndern und andern Renaissanceformen halb echt, halb unecht anmutend. Ihr schmuckes Fachwerk offenbaren nur einige Häuser, die andern sind gleichfarbig übertüncht, die Verkörperung einer behaglichen Seßhaftigkeit, eines gleichförmig unhasstigen Lebens. Viele berühren sich nicht mit den Nachbarn, sondern lassen, spießbürgerhaft eigenwillig, schmale dunkle Lücken zwischen sich und ihnen frei.

Diese stille Stadt Nördlingen im südlichen Mittelfranken, ganz nahe an Württemberg gelegen, ist gleichwohl die von alters her angesehene Hauptstadt einer ausgedehnten Landschaft. Sie ist der Mittelpunkt des Rieses, in dessen Ebene sie hineingesetzt ist, und in der Kreisform ihrer Stadtmauer, die sie noch lückenlos umschließt, scheint sich die runde Gestalt des Rieses zu wiederholen. Der 89 Meter hohe Turm ihrer schönen gotischen Georgskirche, einer der höchsten Türme Bayerns, ist ein weithin sichtbares Wahrzeichen für die bayrischen wie für die schwäbischen Riesbauern. Er steht inmitten der Stadt, und wer ihn ersteigt, mag das fruchtbare Land mit seinen vielen Dörfern und Flecken sich nach allen Seiten hin dehnen sehen bis an die Kesselränder des schwäbischen und des fränkischen Jura heran, zwischen die es eingebettet ist. Ich erspare mir's heute, denn die Luft ist trübe. Unfern der hohen Hallenkirche ist der zierliche Steinbau des Rathauses in gotischen und Frührenaissanceformen aufgewachsen, mit gefälligem Seitenaufgang. Nahe am Kirchenchor plaudert ein neuer großer Brunnen von Urba in die Stille hinein. Aus eigener Kraft wirkend, ohne aufdringliche Altertümelei, fügt er sich doch schön den alten Straßenbildern ein, ein Beispiel dafür, daß die echte Schönheit überall verträgliches Sinnes ist.

Aus einer Seitengasse treten Bauern und Bäuerinnen, die der Nachmittag in die Stadt geführt hat. Sie sprechen schwäbische Mundart und tragen alte Tracht. Einige der Männer haben Kniehosen, lange Röcke, die ebenso wie

die Westen mit großen silberglänzenden Knöpfen besetzt sind, und ganz flache, länglich runde, steife Filzhüte. Die weniger Feiertäglichen haben runde Käppchen mit Troddeln und blaue Kittel, die oben und auf den Achseln mit weißen Schnüren arabeskenartig verziert sind. Die Bäuerinnen tragen kleine feste Hauben am Hinterkopf, von denen mehrere, bei einigen sechs, breite und lange schwarze Bänder herabhängen.

Durch eines der Tore gelange ich ins Freie. Ich gehe im Ringe um die Stadt, die hohe Stadtmauer immer zur Linken, auf dem ehemaligen Walle, der zu Wegen und Anlagen umgewandelt ist. Zwischen mir und der Mauer breitet sich der Graben, mit Gärten, kleinen Äckern und Obstbäumen gefüllt. Hier und dort sind Häuschen und Hütten an die strenge, ungegliederte Mauer angelehnt, deren Masse kaum durch das niedrig schräge Satteldach und die kleinen Schießscharten, nur durch die unterbrechenden Tore und Türme belebt wird. Ich habe den Eindruck, den Nürnberg nicht mehr geben kann: hier ist noch immer eine scharfe Scheidung von innen und außen. Die wenigen Landhäuser und Gartenwirtschaften vor den Toren ändern an diesem Eindruck noch kaum etwas. An vielen Stellen meines Spaziergangs „um die Gräben“ ist von der Siebelstadt nichts zu sehen. Sie bleibt hinter der Höhe des Gemäuers versteckt. Nur der Georgskirchturm reckt sich dahinter herrscherhaft in die Lüfte. Das sind Wölber, die durch die Vereinigung großer wagherchter und senkrechter Linien einen Zug herber, eindrucksvoller Schlichtheit erhalten, der durch des Turmes schmuckarme, strenge Gotik gesteigert wird. Der trotz seiner Höhe unausgebaut gebliebene Turm hat einen einfachen, niedrigen Abschluß, „die Schmeerklappe“, wie ihn ein unzufriedener Nördlinger lustig spöttelnd getauft hat. Was wäre aber törichter als ein jahrhundertaltes Bild aus Vollständigkeitsfanatismus zu zerstören und dem Turme das längst Fehlende durch neuen Ausbau zu ersetzen? Die Welt würde um eine Turmspitze reicher, Nördlingen um eine Eigenart und ein heimatliches Wahrzeichen ärmer werden.

Seltam und ganz unnürnbergisch, doch in ihrer Art wirkungsvoll sind die Tortürme und die ihnen vorgebauten Warteien. Das sind keine mittelalterlichen Werke mehr. Der 1613 gestorbene Wolfgang Waldberger, „der Wartenmeister“, wie ihn eine Torinschrift nennt, ist ihr Erbauer. Manche, wie das Reimlinger und das Bergertor, erinnern mit ihrem wuchtigen Bau, den Absätzen, den etwas geschweiften Dächern ein wenig an die Wölber ostasiatischer Stadttore. Der Eindruck verschwindet freilich ganz, wenn man sie durchschritten hat und die Innenseite betrachtet. Sie ist eine glatte Fläche und verrät nur durch den Umriß die starke äußere Gliederung. Es sieht aus, als habe hier ein gewaltiger Schwabensäbel die Turmmasse gespalten, und nur die eine Hälfte wäre stehn geblieben.

Auch auf der Mauer selbst, im innern Wehrgang, kann man die Stadt fast ganz noch umkreisen. Ich schlendre unter dem Satteldach dahin. Seilergeräte oder gegerbte Felle zwingen mich oft zum Ausbiegen. Unter mir, am

Innenrande der Mauer, finde ich Hütte an Hütte angewachsen wie Schwämme am Fuß der Waldbäume oder wie Kaufläden am Gemäuer alter Dome. Handwerker haufen in diesen „Kasernen“, wie der Nördlinger seine Stadtmauergewächse nennt. Auch die ärmlichsten darunter bilden mit ihrem bescheidenen Ausdruck des Geborgenseins ein mittelalterliches Idyll.

Das zu drei Vierteln protestantische Nördlingen hat etwas Ernsthaftes in seinem Wesen, äußerlich und innerlich. Ich kenne manche kleinere Stadt drüben im eigentlichen schwäbischen Lande, die beweglicher und heiterer ist. Die wenigen Menschen, mit denen mich die letzten Stunden zusammenbrachten, fand ich sonderbar ungesprächig dem Fremden gegenüber. Wortkarg ist der Wirt, wortkarg der Hausknecht, wortkarg die Kirchnerin am Rathhauseck. Geht diese Verschlossenheit nur auf den Mangel an Fremdenverkehr zurück, ist sie die Steigerung eines gewissen schwäbischen Zuges, oder ist sie örtlich noch tiefer begründet?

Ich öffne, schon ist es Nacht, das Fenster meines Zimmers und lehne mich hinaus. Nächtlüche Gartenkühle und Lindenduft hauchen herein. Aus irgendeinem offenen Nachbartenster schwebt ein Choral, leise, fast scheu auf einem Harmonium gespielt, in die Stille der alten Wipfel und Giebel. —

Auf frühem Morgengange entdecke ich in der Nähe des Bahnhofes eine Wüste Melchior Meyrs, des Rieserzählers. Dann wandre ich durchs kleine Balbinger Tor nordwärts auf den Schauplatz seiner ländlichen Geschichten hinaus.

Das Ries gilt als vulkanischer Einbruchskessel der Tertiärzeit, der hier den Jurastrand zerrissen hat. Später füllte ein See das Becken aus. Die in der Mitte ebene, nach dem Rande hin etwas hügelige Landschaft ist arm an Bäumen, um so reicher ist ihr Lößboden an Feldern. Sie ist seit alten Zeiten als fruchtbarer Grenzstrich Schwabens berühmt. War doch auch der wohlbeleibteste unter den sieben Schwaben, der die besten Knöpfe zu kochen verstand, einer aus dem Ries.

Der Himmel ist trübe bewölkt. Graue Wolkenzüge, sich zerfasernd und wieder schließend, treiben über mir ihr stummes Wesen. Minutenlang enthüllt sich im Osten die breite Tafelform des fränkischen Hesselbergs, im Westen der steilere, oben abgeschnittne Kegel des schwäbischen Spf beim nahen Bopfingen. Beide sind Vorposten des Juragebirges. Beide waren, wie ihre Ringwallreste verraten, Zeugen uralter Besiedlung. Die Berge lösen sich rasch ins Nebelgrau des Gewölks wieder auf, aus dem ihr Bild zu so kurzer Dauer herausgetreten war, ein Symbol flüchtig entvölkter Zeitenferne.

Ein feiner Regen hat eingesetzt. Vor der „goldnen Brezke“ in Ehingen, Meyrs Geburtsdorfe, gesellt sich mir ein Fuhrmann zu. Ich frage ihn nach seinen Fahrten aus und erkenne aus den Antworten die regen Beziehungen, die heute noch zwischen dem Ries und der Augsburger Gegend bestehen. Geographisch kommen diese Beziehungen schon im Laufe der Würnitz zum

Ausdruck, die, das Ries durchfließend, den Jura durchbrechend, bei Donauwörth die nahe Donau erreicht, unfern dem von Süden einmündenden Lechthale. In Beschreibungen aus frühern Jahrhunderten kann man sogar von „Augsburg im Ries“ lesen. Man will den Landschaftsnamen aus dem alten Nätien ableiten. So hätten wir also hier ein Beispiel für das allmähliche Einschrumpfen eines landschaftlichen Begriffs, bis dieser an den Grenzen einer natürlichen Landschaft haften blieb.

In Wallerstein, dessen dunkler Park und grauer Felsen aus Süßwasserfall schon aus einiger Entfernung sichtbar waren, ziehe ich es starken Regens halber vor, in das von Nördlingen herbeigeschlichne Bäumlein zu steigen. Das Land wird hügelig und walbig. Ich habe Muße genug, es von meinem Schneckenzug aus zu betrachten. Ein Rieser Bauer unterhält mich von den Enttaufsichten und von der Gegend, vom fürstlichen Geschlechte Öttingen, das seit Jahrhunderten hier sitzt, vom befestigten Friedhof in Marktoffingen und von der großen fürstlichen Bibliothek drüben in Maihingen, von der er Wunderdinge zu erzählen weiß.

Wir sind aus dem eigentlichen Ries heraus und ins Tälchen der obern Wörnitz eingebogen. Dinkelsbühl erscheint, an eine Anhöhe sich schmiegend, ein festlustiges Aufstiegen von Mauer, Turm und Türmchen. Ein Aufstiegen gegen die veränderte Zeit wie einst gegen den Feind.

Wir ist zumute, als ziehe mir hier am lichten Tage ein gutgesinnter Wandergeist den Schleier, der über der deutschen Vergangenheit liegt wie über allem Gewesenen, einmal ganz hinweg, damit die Dinge von einst rein und losgelöst auf mich wirken können. Ich erinnere mich nicht, von einer alten Stadt je einen so ungemischten, klaren Eindruck empfangen zu haben wie von diesem Reichsstädtchen, das an Zahl seiner Bewohner hinter Nördlingen weit zurückbleibt.

Man hat die Stadt am Dinkelsbühl ein lebendes Fossil der untergegangnen mittelalterlichen Städte genannt. Der Vergleich ist gut. Nur muß man auf beide Worte gleich starken Ton legen. Ich weile nun kaum eine Stunde in diesen Mauern, und doch sind sie mir schon lieb geworden. Alles ist hier, trotz uralter schweigsamer Steine und Steingefüge, lebendiger als in Nördlingen: die wellige Landschaft mit Fluß und Feld und fernen Walbhügeln unter aufgehelltem Himmel, der auf und ab gehende Ring der eisenumgrüntn Stadtmauer, der volle, wechselreiche Kranz edel und gemüthlich geformter Thürme und gegiebelter Stadttore, ihr Spiegelbild in Weiher und Fluß, die unebenen Gassen, das reichere Gartengrün, die schön geschmiedeten Zeichen an der Goldnen Rose und am Schwarzen Adler, am Grünen Meer und am Goldnen Koppen, der Brunnen des Dinkelbauern, des sagenhaften Stadtgründers, die fränkische Redelustigkeit der Einheimischen, in der sich der fränkische mit dem schwäbischen Dialekt mischt. Selbst das Wappen ist sprechend und lustig: drei Dinkelähren auf roten Bühlen.

Mein Besuch fällt freilich auch in einen Zeitraum, der für den Dinkelsbühler Bürger der Gegenwart ein Erwachen bedeutet. Die fremden Maler haben ihm die Augen für den Wert seines Heims geöffnet. Die Zahl der sommerlichen Fremden wächst. Sie noch mehr zu steigern, hat sich ein Verkehrs- und Preßauschuß gebildet. Und so hofft der Bürger, vom Wesen seiner Ahnen, worin er wurzelt, klingenden Gewinn zu ziehen. Das Gespräch der Frühschöppler neben mir, am alten Stammtisch der Rose, dreht sich um nichts andres. Ich habe noch kaum an meinem Weinsberger Noten — ein flüssiges Beispiel für die Verknüpfung der mittelfränkischen Stadt mit Schwaben — genippt, so sitzt ein graubärtiger Baumeister neben mir und händigt dem Fremdling Stadtpläne und Beschreibungen ein, für ihn und für die Freunde daheim. Junge Maler, die Skizzenmappen beiseite legend, lassen sich eben vom Wirt den Weg zur Frau Bürgermeisterin weisen, die gebietende Weiblichkeit des Städtchens für die Veranstaltung einer Abendgesellschaft zu gewinnen.

Wie friedvoll ist die Entfaltung dieser behaglichen Bürgerhäuser im Schutz der Mauerwehr, der Gräben, Bastionen und Wälle! Ein Gegensatz, der uns heute ergreift. Welch liebevoller, unhastiger Kunstfinn einer doch wildern und kriegerischen Zeit spricht aus den Plätzen und Straßen und aus den edelsten dieser Häuser, aus dem Rathaus, aus dem Deutschen Hause, einem Fachwerkbau, der mich ganz an Hilbesheim gemahnt. Und wie gewaltig an Ausdruck ragt über all die Dächer und Giebel das schwere, mächtige Dach der dreischiffigen Georgskirche, der edeln gotischen Hallenkirche und Schwester der Nördlinger! Ich habe ein Bild von seltner Eigenart vor mir, indem ich draußen jenseits der Stadtmauer stehe und die schwere Masse wie eine erhabne Wolke über den Kampf- und Friedensgestalten schweben sehe. Nicht durch den Turm, der niedrig, fast gebückt ist, durch das Kirchendach wird hier Gedanke und Gefühl des Göttlichen ausgedrückt. Nirgends als in kleinen, unverfälschten Orten empfindet man die Lage des Gotteshauses, das aus der Mitte herauswächst, so deutlich als Symbol für die zentrale Stellung des Religiösen im deutschen Gemüt. Freilich haftet hier auch dem Äußern, nicht dem Innern ein nachwirkender Zug mittelalterlichen Düstern an. Ich trete in die edeln hellen Hallen ein, die den kostbarsten Besitz der Reichsstadt bedeuten. Die Kirche ist katholisch geblieben, während mehr als zwei Drittel der Bewohner protestantisch sind. Bilder schwäbischer Meister, Herlins und Schaufelins, blicken dunkelfarbig von den Altären. Ein Sakramentshäuschen klettert schlank und zierlich an einem der schönen Bündelpfeiler hinauf.

Durch ein Stadtmauerpförtchen schlüpfe ich in den Kreuzgang des ehemaligen Kapuzinerklosters, wohl den kleinsten und verstecktesten, den ich je sah. Das umschlossene Biered ist ein einziges Farnkrautgärtchen. Blumen wollen hier, des gedämpften Lichtes halber, nicht gedeihen, sagt die Handwerkersfrau, die mir geöffnet hat. In der Sakristei der Spitalkirche zeigt

man mit einem Christus am Kreuz von van Dyck. Ich will die frühgotische Dreikönigskapelle betreten und finde einen Schaffstall. Ich schlendere in der Mittagionne um Mauer und Stadt. In den Gräben sind Gärten und Anlagen, auf den Wällen Promenaden, lustiger und grüner als in Nördlingen. Die stillen Weiher, das träge Wörnitzwasser leuchten gelb und weiß von Seerosen. Über weißblühende Spierstauden, über Schilf und Igelkolben des Ufers geht heiße Luft. Rüstern und hängende Weidenzweige legen ihre schwanken Schatten auf Wasserblumen und sattgrüne Schwimmblätter. Blaue Storchschnabelwiesen, hier und dort von glänzenden Flecken bleichender Wäsche unterbrochen, dehnen sich sommerkühn ins Land hinein. Drüben aber begleitet mich getreulich die Mauer mit Toren und Türmen. Es ist ein rhythmisches Auf und Ab des Mauerischen, das sich an manchen Stellen, wie am Rothenburger Tor, am Bäuerlinsurm, an der wehrhaften Stadtmühle, zu den prächtigsten Bildern steigert. In einen breiten Lindenschatten, der abseits, neben Feldern und verwitterten Bildstöcken, den Rasen kühlt, lege ich mich hin, Windrauschen über mir und lautes Bienengetöse.

Der Hechtwirt im Zwinger am Segringer Tor ist ein gesprächiger Mann und läßt mich nicht los. Wie ihm die stolzen „Nör'linger“ nicht gefallen wollen, wie er sich nach einer kurzen Reise immer herzlich freue, wenn er wieder daheim auf seinem Dinkelsbühl sei, wie Studenten und studierte Leute, Dänen und Norweger, die vor Jahren in seinem schattigen Zwingergärtle gegessen hätten, immer noch Grüße schickten, wie die Goldne Kanne durch neumodische Aufmachung und Feinheit die Goldne Rose übertrumpfen wolle, und wie sich der Rannenwirt dabei hoffentlich verrechne, wie bedauerlich es sei, daß ich nicht am Tage der Kinderzuche, des alten jährlichen Sommerpiels, dagewesen sei, wie man dann, wenn die Kanonen donnern, wahrhaftig glauben könne, die Schweden stünden wieder vor den Toren, wer hörte das alles nicht gern an?

Manche Dinkelsbühler Häuser tragen Tafeln, die von Kaiserbesuchen künden: hier wohnte Karl der Fünfte, da drüben Maximilian, dort Karl der Sechste. Wer nicht weiß, daß dereinst eine wichtige Heer- und Handelsstraße, Donau und Main verbindend, durch die fränkisch-schwäbischen Grenzgaue lief, mag erstaunt vor solchen Daten der Reichsstadt stehen, die so weit ab vom großen Verkehr der Gegenwart liegt.

Als Goethe im Jahre 1797 hier durchreiste, machte er sich die kurze Notiz: „Die Stadt hat eine fruchtbare Lage, ist alt, aber reinlich, und hat zwei Wälle.“ Seine Zeit war noch reicher an dem, was wir, vielerlei Umgestalten entfliehend, heute suchen und schätzen, und hatte es nicht nötig, Ausdrucksformen besonders zu bewundern, die an das Höchstmäß der Kunst nicht heranreichen wollen. Ich sprach heute mit zwei Amerikanern, die zum erstenmal Deutschland besuchten. Ihre Großeltern waren nach Texas ausgewanderte Deutsche gewesen. Was zog die beiden in dieses vielen Deutschen ganz unbekannte Städtchen, da das Stammhaus ihrer Vorfahren doch in andern

Gauen stand? Was andres als etwas, was drüben keine Landschaft und keine Stadt ihrer heimlich entbehrenden Seele geben kann: ein reiner Ausdruck des Deutschheimatlichen.

Ich fand jüngst in dem Buche eines Naturforschers eine feinsinnige Parallele gezogen zwischen gerade diesem Städtchen und einem tierischen oder pflanzlichen Organismus. Die Parallele ist mehr als ein Vergleich. Es ist mehr als ein Vergleich, wenn die Zweckmäßigkeiten der Lage, des Baus, der Befestigung den Zweckmäßigkeiten der organischen Natur an die Seite gestellt, wenn der höchste Turm des Städtchens sein Sinnesorgan genannt, wenn als treibender Entwicklungsfaktor der Stadt wie des organisierten Körpers die schützende Vereinigung erkannt wird. Wohl birgt sich das Wesen des Organismus in jedem gewordenen Gebilde der Kultur. Aber hier, in solch unzerstörtem kleinem Stadtwesen, offenbart es sich klar und übersichtlich wie selten. Und die Übersichtlichkeit der wirkenden Kräfte läßt hier manche jener mehr ahnenden als erkennenden Rückblicke in das innere Getriebe des lebendigen Naturkörpers wach werden, die der zünftige Naturforscher so leicht und so vornehmlich zurückzuweisen geneigt ist. —

Wälder, in denen kein Wandrer war außer mir, abendstille Gründe, wo Mühlen gingen und das Heu duftete, habe ich genossen. Und nun hält mich ein Talstädtchen fest, das weder Maler noch Fremde sonst zu beherbergen scheint, das die Fenster öffnet, wenn mein Schritt durch die Gassen hallt. Unter dem breiten gestaffelten Giebel der Post zu Feuchtwangen bin ich eingelehrt. Vor meinem Fenster liegt der große Marktplatz stumm und menschenlos in der Spätsonne. Nur ein Röhrenbrunnen mit einem verwitterten Heiligen, ich weiß nicht welchem, auf schlanker Brunnensäule, singt seine Urmelodie. Eine schlankfenstrige gotische Kirchenapsis tritt ernst und schön an den Platz heran. Über dunkelrote Ziegelbächer blicken die romanischen Rundbogenfriese schlicht feierlicher Türme. Beim Krämer drüben geht die Ladenklingel.

Ich gerate in ein unsäglich behagliches Schlendern. Ich bleibe verwundert vor den Resten eines zierlichen Klosterkreuzgangs stehen, dessen romanische Säulchen da und dort in die Erdgeschosse von Bürgerhäusern eingemauert sind. Ich gehe unter den Rundbogen des Stiftskirchenportals hindurch und lasse mir einen Marienaltar von Michael Wohlgemut, Dürers Lehrer, zeigen. Ich finde ein Stadttor und hohe Mauerreste. Im Wehrgang schaukelt eine Mutter die Wiege. Seltsame Ziehbrunnen stehen in den Gassenwinkeln. Neben einem, dem Taubenbrunnle, hängt eine Tafel und verkündet eine uralte Klosterstiftungssage: Eine Taube habe einst Karl dem Großen, als er auf der Jagd fiebernd und halbverschwächtet nach Wasser gelehzt habe, den klaren Quell gezeigt. Ich entdecke ein kleines volkstümliches Heimatmuseum. Was ist hier alles in kurzer Frist liebevoll zusammengetragen und der Zeit aus den Klauen gerückt worden: eine prächtige Sammlung fränkischer Fayencen, Schränke und Trachten, eine ganze fränkische Bauernstube, Lebkuchenformen und vergilbte Liebesbriefe mit

verschnörkelten Malereien, Kopfstücher „für Freud und Leid“, dunkel auf der einen Seite, auf der andern hell und bunt. Indem sie eine der Trachten vorzeigt, erzählt mir die Frau, die mich führt, sie habe das alte Weiblein gekannt, das dieses Kleid getragen habe. Vor sechs Jahren sei es gestorben und mit ihm die Tracht.

Über Tal und Städtlein ist eine Gruppe breitwipfliger Lindenbäume gewachsen. Holzbänke stehen an den rissigen Stämmen, veressen und schiefgelehnt. Dort sitze ich nun, umblüht und umduftet, und will den Abend schlürfen wie einen köstlichen Wein. Auf den Turmspitzen unter mir ruht noch das warme Gold des Tages. Aus nahem Walde zieht ein heimkehrender Mädchenschwarm singend vorbei an meiner Bank. Bald wird der Sang, ein fränkisches Volkslied, im Tale untertauchen.



Der rote Hahn

Von Palle Rosenfranz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

Drittes Kapitel. Deichhof



Es war der letzte Tag der Herbstpfändungen. Sie pflegten mit einer Pfändung auf Deichhof abzuschließen. Gutbesitzer Hilmer war nicht der Mann, der bezahlte, ehe er es nötig hatte, er steckte sehr tief darin, und mit Steuern und Zinsen hielt es schwer. Es ruhte auf dem zusammengeschlagenen Besitz eine sehr bedeutende Kornabgabe an die Pfarrei der Stadt, und all die kleinen Erbsüßchen, die bei der Trockenlegung des Fjordes zu Feldern gemacht worden waren, konnten den Lasten, die auf ihnen ruhten, nicht entsprechen. Außerdem war Hilmer kein richtiger Landmann. Er sprach große Worte über die Landwirtschaft und war selbstverständlich klüger als alle andern — in der Theorie. Aber in der Praxis ging es immer verkehrt. Seine vortrefflichen Düngungstheorien verursachten ihm gewaltige Ausgaben, seine Futtertheorien trugen ihm Milchverlust ein, die Schlächter betrogen ihn nach Noten, und die Kaufleute kauften sein Korn für ein Butterbrot, weil er immer verkaufen mußte, wenn ein Käufer in der Nähe war. Groß, blond, brav, offen und gesprächig ging der Gutbesitzer Hilmer auf seinem zusammengeschlagenen mittelgroßen Gut umher, mit Büsche und Hund in der Jagdzeit, mit Wasserstiefeln und Stock in der Schonzeit.

Er knauferte am unrechten Ort und hatte deshalb seine Leute selten lange; er hielt auf rittergutsmäßigen Zuschnitt bei einem mittelgroßen Hof und schob immer die Schuld auf die Verhältnisse. Jahr für Jahr zehrte er das Vermögen seiner Gattin auf. Er selbst war der Sohn eines Halbbesizers, während seine Frau die Tochter eines reichen Gutbesizers war.

Es wurde immer schlimmer für Hilmer; er hatte allerorten Schulden, half sich bei den Terminen nur mit Viehauktionen und großen Vorschüssen auf Zuckerrüben durch, glitt allmählich und ohne daß er es selbst merkte, dem Ruin entgegen.

Aber fröhlich und sanglustig, sah er es nicht, er fühlte sich als Märtyrer der bedrängten Landwirtschaft und trat auf Versammlungen nachdrücklich für sie ein, er war Kreisvorsitzender des Agrariervereins und saß in vielen Kommissionen, in denen die Existenzfragen des Landmanns beraten wurden. Er meinte, die Gesindeverhältnisse seien die wahre Wurzel alles Übels, und er haßte deshalb die Sozialisten, während er doch selbst ein eifriger Sozialist war, wenn es galt, aus den Kapitalkisten in der Zuckerfabrikation den größtmöglichen Ertrag der Rübenzucht herauszupressen.

Hilmer hatte immer Nebensarten zur Hand und verstand nur wenig. Nichts wußte er ganz, nichts begriff er, am wenigsten aber, einen in schwierige Verhältnisse Geraten zu lenken. Aber gastfrei war er, beliebt und brav.

Die Steuerpfändung auf Deichhof gehörte deshalb zu den eingeführten Festtagen auf dem Amtsgericht. Da es sich um eine bedeutende Summe handelte, mußte das Ganze sehr formell vor sich gehn. Das Exekutionsprotokoll mußte mit, und es mußte ein Gericht eingesetzt werden, man konnte sich nicht, wie es sonst im Viehland geschah, damit begnügen, ein Pferd und eine Kuh auf einen festen Papier zu notieren. Das Gericht mußte sich in Hilmers Kontor feierlich konstituieren, die notwendigen Wiße mußten gemacht und die nötige Stückzahl Vieh nach der Abschätzung Justesens und des Ortsvorstehers aufgeschrieben werden. Aber die Zeremonie selbst war, wie gesagt, ein zweimal im Jahre wiederkehrender Festtag, der sehr geringe Mühe, aber auch nur einen kürzern Aufschub verursachte. In der Regel mußte dann der erste Assessor den Betrag nebst den aufgelaufenen Kosten bezahlen in der begründeten Hoffnung, sein Geld bei dem Ergebnis einer Auktion des Jungviehs wieder herauszuholen.

Hilmer faßte diese Pfändungen als etwas so Selbstverständliches auf, wie sie es in der Tat waren, und lud dann den Assessor zu Mittag ein. Justesen und der Ortsschulze wurden im Zimmer des Verwalters bewirtet, was Justesen, der in der Rechtswissenschaft ein großer Mann war, eigentlich kränkte. Deshalb konnte er den Gutsherrn von Deichhof nicht recht leiden.

Seydewitz hatte schon vorher als Gast auf Deichhof gewillt. Hilmers gehörten zum intimsten Umgangskreise des Bürgermeisters, und es war selbstverständlich, daß ein junger Mann aus der Hauptstadt Gast auf einem Hofe war, auf dem es junge Leute gab. Hilmer hatte nämlich eine Tochter, Klein-Inger. Sie war siebzehn Jahre alt und gleich, blond, blauäugig, groß und gesund, ihrem Vater. Sie war das einzige Kind, und seit ihrer Geburt hatten ihre Eltern alles getan, um sie zu verhüten und zu verwöhnen, jedoch ohne Erfolg. Sie war ein Sonnenkind und fand den Sonnenschein so natürlich, daß nicht einmal das ihr zu schaden vermochte. Klein-Inger hatte jeder gern, sie war ein Kind, ein gutes und munteres Kind, schön anzusehen, leicht umgänglich und von guter Gemütsart. Sie liebte Deichhof und ihre Eltern, und sie haßte Kopenhagen und die Kopenhagener. Seydewitz gefiel deshalb auf Deichhof nicht so recht. Die Hausfrau war vorsichtig, sie hatte über den jungen Herrn Unvoreilhaftes gehört. Hilmer, der sonst entgegenkommend gegen alle war, schien es, als ob der Referendar seinen Vorträgen nicht andächtig genug lauschte. Außerdem war Hilmer ein eifriger Konservativer, und Seydewitz war radikal. Er hielt „Politiken“ und las moderne Literatur, ging nicht zur Kirche und war ein Gegner der Befestigung Kopenhagens. All dies waren Anfangs der neunziger Jahre Dinge, die einen Konservativen wohl bedenklich stimmen konnten. Man mußte doch auch so einem Kopenhagener gegenüber vorsichtig sein, wenn ein junges Mädchen im Hause war.

Inger fand, Seydewitz sei ein Wichtigtuer — Punktum.

Aber all dies verhinderte nicht, daß er wohlzufrieden an einem guten Mittagstisch saß und mit kleinsamer Bescheidenheit Hilmer's gewöhnliche Klagen über den Mangel an Zusammenhalt in der Landwirtschaft, über das Gezänk der Sozialisten und die Ohnmacht der Regierung gegenüber den Feinden des Landes anhörte. Allerdings wechselte er auch hin und wieder einen Blick mit Signe, die ihre Stellung auf Reichhof angetreten hatte und mit den Schüsseln herumtrippelte, sichtbar geniert durch eine kleine weiße Hühnchenmütze mit flatternden Bändern.

Das konnte Frau Hilmer nicht entgehen.

Jnger war verdrossen; sie betrug sich so damenhaft, wenn Seydewitz da war, sie hatte Postmeisters Elise erzählt, daß sie den Referendar nicht ausstehn könne, und das hatte Elise weitergehn lassen. Deshalb fühlte sich Jnger verpflichtet, mit Seydewitz böse zu sein, aber er war doch hübsch, trotz seiner Wichtigtuerei. Deshalb wurde ihr die Feindschaft ein wenig lästig, sie mußte aber mit Anstand getragen werden.

Ich war vor kurzem auf Nyggefjeld, sagte Seydewitz gegen Ende der Mahlzeit. Es soll das erstemal gewesen sein, daß sich ein Steuerbeamter erkühnt hat, Die Madsens Burg zu erstürmen.

Fräulein Hilmer blinnte den Referendar ein bißchen spöttisch an.

Bei der Gelegenheit haben Sie wohl Signes Bekanntschaft gemacht?

Seydewitz wurde ein wenig rot und sagte artig: Ja.

Das will ich meinen, sagte Jnger, sie scheint Sie zu interessieren?

Seydewitz sagte Mut und sagte lech: Alle hübschen Mädchen interessieren mich, das ist wohl das Recht der vierundzwanzig Jahre, das sich im alten Dänemark wie überall eingebürgert hat.

Natürlich, sagte Jngers Vater. Aber man braucht es nicht zu zeigen.

Seydewitz wollte sich nicht aus dem Felde schlagen lassen.

Herr Gutsbesitzer, sind Sie — seien Sie nun ehrlich —, als Sie vierundzwanzig Jahre waren, davor zurückgeschreckt, einem hübschen jungen Mädchen Ihre Huldigung zu erweisen, ob es nun eine Ruhmagd oder eine Komtesse von Geblüt gewesen wäre?

Ein Blick von Frau Hilmer schnitt dem Gutsbesitzer die Antwort ab.

Frau Hilmer's Blick konnte so gut sein, aber fest.

Es entstand eine kurze Pause.

Dann lachte Jnger.

Warum bekommen Sie so ein rotes Gesicht, Herr Seydewitz? sagte sie neckend. Sind Sie wirklich in Signe verliebt, dann sollten Sie sich erklären. Nyggefjeld ist wirklich ein netter kleiner Besitz.

Jnger! sagte die Hausfrau mit ernsthaftem Vorwurf in der Stimme.

Aber Seydewitz antwortete: Fräulein Jnger, Sie können nicht daran zweifeln, daß, wo Sie zugegen sind, die röteste Rose erbleicht und alle andern gar nicht zählen.

Derartige Äußerungen waren es, die Jnger mit Recht veranlaßten, auf das Kopenhagener Wesen herunterzusehen; aber Hilmer lachte gutmütig, und die Hausfrau hob die Tafel auf.

Seydewitz war wütend, aber schlimmer wurde es beim Kaffee.

Zu Hilmer's Vollkommenheiten gehörte auch die, daß er Literaturverständnis zu haben glaubte. Er schätzte Sophus Mauditz und verachtete Brandes, und was zu ihm gehörte, nach Gebühr. Die schlechte französische Literatur gehörte zu dem Repertoire seines ästhetischen Veierkastens, den er pünktlich abdrehte, wenn er in

Damengesellschaft auf die Düngerstoffe und die Zuckerrüben verzichtete. Und gerade in jenen Jahren hatte die schlechte Literatur ihre Schleusen über das bedrohte Vaterland geöffnet. Peter Nansen schrieb seine verderblichen Bücher, die die Gemüter der Jungen vergifteten und die nächste noch ungeborene Generation verbarb. Pontoppidan schlug nach allem, was als Träger des Staates und der Kirche im Staate galt, Edward Brandes verführte die Jugend mit seinen Schauspielen, und die Jungen, Johannes Jørgensen, Studenberg und Michaelis, entblößten die Verderbnis in ihrer tiefsten Wurzel. Das pflegte das Kaffeethema auf Deichhof zu sein, und es machte Seydewitz Spaß, dem Guttsbesitzer mit ganz kurzen Sätzen zu widersprechen. Es war nämlich schwer, Hilmer aufzuhalten, wenn er erst angefangen hatte.

Die rechtgläubige Presse hatte gerade gegen das entseßliche Werk Peter Nansens: „Julles Tagebuch“ Alarm geschlagen, dieses Buch, das tropfenweise parfümiertes Gift in die Seelen der jungen Leute goß. Und Hilmer hatte sich das Buch angeschafft, um das Übel in seiner Wurzel kennen zu lernen.

Jønger erhob sich sofort, als dieses Thema unter Debatte gesetzt wurde. Es interessierte sie nicht, sie las nie etwas, dazu hatte sie keine Zeit, sie mußte nur so viel, daß die Diskussion über moderne Literatur nichts für junge Mädchen wäre, und deshalb ging sie frühlich in den Garten hinaus, um nach ihren Obstbäumen zu sehen, deren Früchte in dem kalten Herbst spät reiften. Frau Hilmer las auch nicht; sie hatte genug zu tun, wenn sie stidte und nach den Diensthoten sah, und der Mann im Hause besorgte das Literarische, indem er an den langen Winterabenden aus Vaublis vorlas, wenn nicht gerade L'hombre zu dreien gespielt wurde, was eigentlich amüsanter war. Aber Frau Hilmer konnte mit einem solchen Ernst still sitzen und an einem Sofa sitzen stiden, daß ihre bloße Anwesenheit der schweren Anklage des Mannes ein erhöhtes Gewicht gab. Und dann konnte Hilmer bei richtigen Kraftstellen an sie appellieren und sagen: Nicht wahr, Mutter?

Die arme Julie und ihr Tagebüchlein waren in Dantes Hölle verbannt; nun waren noch die Maßregeln übrig, die die irdische Vorsehung zum Schutz der Unbeseftigten ergreifen konnte.

Es ist meine Ansicht, sagte Hilmer, daß die Polizei ihre Aufgabe versäumt, indem sie nicht gegen eine derartige Literatur einschreitet. Die Freiheit mag ganz gut und schön sein, aber wenn wir richtig hinsehen, worin das ganze Unglück unsrer Zeit wurzelt, dann ist es gerade diese unselige Freiheit. Wir haben Genbarmen, um Böbelauffstände niederzuhalten, und wir haben das Heer, um die jungen Leute zu guten Bürgern zu erziehen. Aber gegen die Literatur haben wir keinen Schutz, weil hierzulande noch der Aberglaube herrscht, daß man das freie Wort nicht knebeln dürfe. Setzt die Herren bei Wasser und Brot fest, lehrt sie, daß man nicht ungestraft das angreifen darf, was dem Volke heilig ist, und wollen sie nicht im Guten lernen, dann mögen sie die Folgen tragen. Verbietet die Bücher, und bestraft ihre Verfasser. Man wird schon sehen, daß ihnen dann die Lust vergeht, und dann können wir andern hier im Lande mit unsern von den Vätern ererbten Idealen in Frieden leben.

Seydewitz hatte viel mehr Sinn für das Leben als für Bücher, ein hübsches Mädchen wog für ihn das ganze goldne Zeitalter der Literatur auf. Aber es triebelte in ihm vor unbewußtem Freiheitsdrang, und er haßte den Zwang. Das Opponieren war ihm sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen, nicht aus Lust am Diskutieren, wie es in stark akademisch beeinflussten Zeiten der Fall sein kann, sondern aus angeborenem Naturtriebe, dem zu widersprechen, was stark ist. Er haßte den Zwang.

Herr Gutsbesitzer, sagte er deshalb, und das meinte er ernst, kennen Sie kein andres Mittel zur Glückseligkeit einer Gemeinschaft als die Polizei? Hat das Leben Sie denn nicht gelehrt, daß das Böse, das in Freiheit geboren wird, tausendmal mehr wert ist als das Gute, das durch Zwang erzeugt wird, weil es in sich den Keim zu etwas Geradem trägt, während all das Erzwingne krumm und schief ist? Wenn man Sie beim Fragen packte und Sie hier unter Zwangsaufsicht stellte, damit Sie Ihren Hof so leiteten, daß er sich bezahle, würden Sie sich nicht dem mit Händen und Füßen entgegenstemmen? Würden Sie nicht darauf schwören, daß Sie, hols der Teufel, das Recht hätten, ihn zu bewirtschaften, wie Sie wollten, und, wenn es sein sollte, mit geradem Rücken ins Armenhaus zu gehn?

Frau Hilmer rückte auf ihrem Sitze hin und her.

Hilmer bekam einen blutroten Kopf.

Ich weiß nicht, Herr Seydewitz, ob dies eine Kritik meines landwirtschaftlichen Betriebes sein soll. Sie sind wohl kaum kompetent zu . . .

Seydewitz war warm geworden, und dann war ihm alles gleich.

Ich verstehe mich nicht auf die Landwirtschaft, Herr Gutsbesitzer — aber so viel verstehe ich davon, daß man sich nicht für Steuern pfänden läßt, wenn man es nicht braucht. Und wenn ich versuchen wollte, Ihnen begreiflich zu machen, daß Ihr Besitz unter Zwangsverwaltung muß, um in die richtigen Wege geleitet zu werden, dann bekäme ich zum Dank dafür Schelte. Sie werden ja schon wütend über die paar Worte, die ich gesagt habe.

Die Hausfrau erhob sich unter dem Vorwande, in der Küche zu tun zu haben. Ihre stille Natur wich vor dem Kampfe zurück. Sie fand, der junge Mann hatte sich nicht sehr „nett“ betragen. Aber sie ging.

Hilmer hatte sich erhoben.

Herr Seydewitz, sagte er, Sie sind ein junger Mann, und ich könnte Ihr Vater sein. Ich bin deshalb geneigt, es Ihnen nachzusehen, daß Sie sich in meinem Hause, nachdem Sie an meinem Tische gegessen haben, erlauben, meine Lebens-tätigkeit zu kritisieren, von der Sie nichts verstehen. Ich erwarte auch keine Bescheidenheit von einer Jugend, die in den Prinzipien erzogen wird, die im Kopenhagener Studentenverein dogiert werden. Aber ich will Ihnen einen Rat geben, einen wohlgemeinten Rat: Stecken Sie den Finger in die Erde und riechen Sie, wo Sie sind. Hier in der Gegend werden Sie nur wenig Aussicht dazu haben, wenn Sie glauben, uns die Theorien und die Ansichten aufzählen zu können, die vielleicht in den hauptstädtischen Kreisen Geltung haben, in denen Sie Ihre Studententage verbracht haben.

Ein dichter entzündeter Tabaksqualm ging von dem Gutsbesitzer aus, als dieser sich wieder gesetzt hatte.

Seydewitz wollte nicht klein beigeben.

Herr Gutsbesitzer, sagte er, Sie vergessen, daß Sie mich angriffen, Sie griffen die Jugend an, zu der ich gehöre; Sie führten Machthaber und Polizei ins Feld gegen das, was ich hochhalte. Sie reizten mich, und deshalb sprach ich. Sie müssen doch begreifen können, daß Menschen nicht zum Zwang geschaffen sind, das haben uns doch die Kämpfe von Jahrhunderten gelehrt. Wir sind der Peitsche entwachsen, dem Zwang entwachsen, wir wollen keine geistige Polizei dulden. Darauf bauen wir unsre Zukunft auf, mag dabei auch ein Teil des Alten zusammen-rasseln. Ich wünschte Ihnen, Herr Gutsbesitzer Hilmer — wünsche Ihnen so recht von Herzen, daß Ihnen einmal Unrecht geschähe, blutiges, schweres Unrecht — so ein polizeiliches Unrecht, das schnell und scharf trifft. O, dann sollten Sie sehen, wie Sie Ihren Rücken aufrichten und Ihre Fäuste ballen würden.

Aber Sie haben nie gefühlt, was das heißt. Sie haben stets die Peitsche über Ihre Leute gehalten, Sie haben nie selbst Ihren Rücken den Geißelhieben darboten müssen.

Jnger war aus dem Garten eingetreten und blieb auf der Schwelle stehen, da sie laut sprechen hörte.

Hilmer sah sie nicht, er wandte der Tür den Rücken zu. Seine angeborene Gutmütigkeit kämpfte einen harten Kampf mit seinem verletzten Selbstgefühl. Er wollte sich nicht beugen, und er fühlte noch den Schmerz, den ihm Seydewitz's Worte angetan hatten. Es nagte an ihm, daß ihn jemand für einen schlechten Landmann halten sollte, und gerade das mit den Leuten. Er verstand das Bildliche in den Worten des jungen Mannes nicht recht, er glaubte, es sei ein Vorwurf wegen der vielen Dienstrechtsklagen, und deshalb hielt er sich an diese letzten Worte.

Genieren Sie sich nicht, Herr Seydewitz, Sie wollen mich vielleicht lehren, meine Leute zu behandeln. Toll ist es, daß die Obrigkeit es stets mit den verdammten Kerlen hält, und daß unsereins bezahlen und bezahlen muß und dem Gefindel gegenüber nie zu seinem Recht kommen kann; aber schlimmer ist es, meiner Seele, daß das Gericht selbst, und Sie sind ja doch Gerichtsbeamter — mit dem Paß gemeinsame Sache macht und mit den Sozialdemokraten im Chor schreit, daß wir Landleute unsre Leute mit Geißeln traktieren. Solche Worte will ich auf meinem Hofe nicht hören. Solange Sie hier sind, haben Sie vielleicht die Güte, Ihre Zunge ein wenig in Zaum zu halten, wenn nicht, sehe ich mich genötigt, mich bei Ihrem Chef zu beschweren, und der Bürgermeister ist ein so verständiger Mann, daß er schon sehen wird, auf welcher Seite das Recht ist.

Jnger blieb auf der Schwelle stehen.

Es kochte in Seydewitz — er hatte sie nicht beachtet.

Sie werden vielleicht die Güte haben, meinen Wagen zu bestellen, Herr Gutsbesitzer, sagte er, ich kam nicht infolge einer Einladung hierher, sondern von Amts wegen, ich blieb auf Ihren Wunsch und danke für Ihre Gastfreundlichkeit. Aber ich setze meine Füße nicht mehr über Ihre Schwelle — außer von Amts wegen —, und bitten Sie Ihren Gott, daß es nicht bald in einer ernstern Angelegenheit geschieht als heute.

Seydewitz ging hochaufgerichtet zur Gartentür.

Stop! einen Augenblick, sagte Hilmer, was meinen Sie damit?

Seydewitz erblickte jetzt Jnger und blieb stehen. Ach, nichts, sagte er ein wenig verlegen.

Ich will Bescheid wissen — verstehen Sie! Ich will Bescheid wissen, erklärte der Gutsbesitzer drohend.

Ich wünsche nicht in Gegenwart Ihres Fräulein Tochter zu sprechen.

Ach was, sagte der Gutsbesitzer hart, Sie können mir nichts zu sagen haben, was Klein-Jnger nicht mit anhören kann, oder war das vielleicht eine Ihrer gewöhnlichen flotten Kopenhagener Tiraden?

Die Tür zum Eßzimmer ging auf, und Frau Hilmer trat ein; sie hatte das laute Gespräch gehört.

Emilie, sagte der Gutsbesitzer, Herr Seydewitz dankt uns für unsre Gastfreundschaft, indem er mich beleidigt und dann zu guter Letzt Drohungen gegen mich ausstößt. Jetzt will er es wieder zurücknehmen. Er glaubt mir einreden zu können, daß, was er zu sagen habe, sei so schlimm, daß Klein-Jnger es nicht anhören könne.

Bater, sagte Inger; sie konnte es Seydewitz ansehen, daß es jetzt überloche, und sie wollte nicht, daß es so ende.

Aber es war zu spät. Seydewitz war erst vierundzwanzig Jahre alt, und jetzt war er wüthenb.

Ich habe Ihnen nicht gedroht, Herr Gutsbesitzer, sagte er, und der Born wuchs in ihm mit dem Tone seiner Worte, aber Sie haben geglaubt, Sie könnten mich wie einen Knaben behandeln. Das bin ich nicht. Ich kann sehr wohl sagen, was ich zu sagen habe, und das will ich, da Sie mich dazu zwingen. Assessor Jensen will nicht mehr, und in unserm Amtszimmer liegt ein Gesuch vom Kreditverein, die ganze Sache hier zu pfeinden. Wir wissen alle miteinander, daß Sie sich da nicht heraushelfen können — und wenn ich wiederkomme, dann wird es, wie ich sagte, Ernst. Nun wissen Sie es. Jetzt darf ich vielleicht um meinen Wagen bitten.

Damit ging Seydewitz zitternd vor Wut und mit dem Gefühl, daß er etwas Bedeutendes gesagt habe. An dem allen war Jullens Tagebuch schuld.

Flegel, züchte ihm der Gutsbesitzer nach; aber Klein-Inger stand bleich in der Gartentür mit geballten Händen. Vater, Vater, ist es wahr, daß man dir den Hof fortnehmen will?

Und mit einem Sprung lag sie an seinem Halse und schluchzte.

Ruhig, Kind, ruhig! sagte die Mutter. In diesem Augenblick zeigte sich die verwachsne Gestalt des Nyggefiedmannes unten an der Gartentreppe.

Ich möchte gern mit dem Herrn Gutsbesitzer sprechen, sagte er.

Inger ließ den Vater los, und Hilmer ging die Treppe hinunter zu Ole Radjen. Aber Inger eilte zur Mutter, sie schluchzte noch.

Ist es wahr, Mutter, ist es wahr — nein, das kann der liebe Gott nicht zugeben.

Frau Hilmer antwortete nicht; sie wußte, daß es wahr sein mußte, und sie saß lange schweigend auf dem Stuhl an der Tür, während sie das Haar ihrer Tochter streichelte. Ihr Inneres war erkaltet, aber sie hatte das schweigend verborgen. Nun wollte es gleichsam auftauen, weil sie zum erstenmale so recht einsah, wer am meisten darunter leiden würde. Das war Klein-Inger.

Auf dem Heimwege sagte Seydewitz kein Wort zu Justesen, und während er saß und darüber nachdachte, ging es ihm auf, daß er heute vielleicht doch keinen besonders glücklichen Tag gehabt hätte. Aber er verschloß es, und am nächsten Tage gab er Jensen einen Bericht, in dem sich sein Ich nicht wenig ausblähte.

Jensen brummte — das pflegte Zustimmung zu bedeuten, konnte aber auch das Gegenteil sein. —

An diesem Tage um drei Uhr brannten die Wirtschaftsgebäude auf Delchhof herunter bis auf den Grund, und beinahe der ganze Viehstand ging verloren. Es wurde eine Reihe von Berhören abgehalten, aber die Ursache des Feuers wurde nicht aufgeklärt.

Und die Leute klatschten, wie sie es immer tun.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 1. August 1909

(Über die Reichsfinanzreform. Stichtwahllogik. Zeppelins und Bleriot.)

Noch immer werden die erregten Auseinandersetzungen, die unter den Parteien wegen der widersprechenden Meinungen über die Reichsfinanzreform begonnen hatten, in der Presse und in einzelnen Parteiverfassungen fortgesetzt. Da die Finanzreform doch nun einmal als vollendete Tatsache vorliegt und die Bevölkerung sich mit den einzelnen Steuern abfinden muß, haben solche Erörterungen für sie eigentlich keinen praktischen Zweck mehr. Darauf können die Auslassungen auch gar nicht berechnet sein, sondern sie sollen zur Empfehlung einzelner Parteien dienen, namentlich derer, die sich ihrer nationalen Pflicht entzogen und bei der endgültigen Gestaltung der Reform nicht mehr mitgewirkt haben. Daß diese Absicht erreicht werden wird, namentlich auf die Dauer oder auch nur auf längere Zeit hinaus, dürfte aber ziemlich fraglich erscheinen. Denn schließlich wird doch die Erkenntnis, die schon seit Jahren bei allen vernünftigen Leuten feststand, daß die Reform durchgeführt werden mußte, wieder durchschlagen, sobald gewisse augenblickliche Verärgerungen, die jede Einführung einer neuen Steuer mit sich bringt, überwunden sind. Die Verärgerung geht auch diesmal gar nicht so tief, als daß der Rückschlag nicht bald erfolgen sollte, und die Anpreisungen: Wenn es nach unserm Kopfe gegangen wäre, würde alles viel besser ausgefallen sein, können bei ruhig erwägenden Bürgern doch nur zu der Erwiderung führen: Ja, warum habt ihr denn eure Köpfe und Kräfte nicht angestrengt, um diese angeblichen Verbesserungen durchzusetzen! Die nachträglichen Anempfehlungen der eignen Untätigkeit dürften die Parteiverhältnisse noch viel weniger beeinflussen, als es der Rücktritt des Fürsten Bülows getan hat. Geradezu verwerflich ist es aber, wenn zu dem beabsichtigten oder einem andern Zweck ganz übertriebene Rechnungen über die zukünftige Mehrbelastung aufgestellt werden. Damit wird bloß, gerade wie seinerzeit bei der Fleischnotheize, nur denen die Tür geöffnet, die die schöne Gelegenheit zu unberechtigten Preiserhöhungen benutzen möchten. Glücklicherweise scheint man aber durch frühere Erfahrungen gewarnt worden zu sein, und zahlreiche Teile der Bevölkerung sind eifrig bemüht, die übergroße Begehrlichkeit gewisser Kreise abzuwehren. So vorteilhaft wie sonst wird die Abwälzung diesmal nicht wieder bewerkstelligt werden können. Auch die Überängstlichen, die sich durch die Übertreibungen zu größern Vorratseinkäufen verleiten lassen, werden bald inne werden, daß sie keinen besondern Vorteil erreicht haben, vielleicht sogar überteuert worden sind, namentlich wenn sie Verluste, den bei reichlichem Vorrat immer eintretenden Mehrverbrauch und die Zinsen in Rechnung ziehen. Ebenso wenig wie seinerzeit die Agitation wegen des Zolltarifs und wegen der von den geringen Futtererträgen abhängigen Fleischnot wird jetzt das Sinunbhergerede über die Steuerreform eine wesentliche Verschiebung in den Parteiverhältnissen bewirken. Nur Urteilslose, die sich dadurch zur Unzufriedenheit verleiten lassen, werden in Zukunft das große Bassin für Unzufriedene, das Sozialdemokratie heißt, wieder füllen helfen. Für sämtliche bürgerliche Parteien können daraus nur Verluste erwachsen. Ihnen ziemt allein als Richtschnur für das weitere Vorgehen der Standpunkt: Die Reichsfinanzreform ist verfassungsmäßig durch Reichstag und Bundesrat vereinbart worden, wir werden sie darum, so wie sie ist, mit Geduld tragen, denn sie dient zum Wohle des Vaterlandes. Allein von diesem Standpunkt aus können die bürgerlichen Parteien Wähler gewinnen oder wenigstens vermeiden, sie zu verlieren. Alles andre dient ausschließlich der Sozialdemokratie.

Das hat der Ausgang der Stichwahl in der Pfalz schlagend bewiesen. Die Nationalliberalen haben den Wahlsitz eingebüßt, die Sozialdemokratie hat ihn nun. Das wird stets das Resultat erbitterten Stretzes unter den bürgerlichen Parteien sein. Möchten sie doch daraus lernen; denn trauriger im nationalen Sinne nach dem Aufschwung vor dritthalb Jahren konnte der Ausgang nicht sein. In der Stichwahl haben die Nationalliberalen nicht voll 3000 Stimmen, die Sozialdemokraten weit über 4000 Stimmen gewonnen; das ist für einen Wahlkreis, der in der Hauptwahl über zwei Drittel bürgerliche Stimmen ausgewiesen hatte, geradezu beschämend, und noch mehr, wenn man in Betracht zieht, daß bisher in der Pfalz die Gegnerschaft des Zentrums gegen die Sozialdemokratie viel lebhafter war als im rechtsrheinischen Bayern. Norddeutsche Zeitungen, denen dieses Verhältnis unbekannt ist, schlagen die bayerischen Parteiverhältnisse gern über einen Leisten. In der Pfalz war aber die Stellung der Parteien bisher wesentlich anders, wie noch die Stichwahl in Neustadt-Landau 1907 ergeben hatte. Wenn jetzt eine Wandlung eingetreten ist, so wird sie hoffentlich nicht dauernd sein, denn vorläufig ist sie bloß auf die ungeeignete, auf einer ganzen Reihe von Täuschungen beruhende Agitation der Liberalen zurückzuführen. Nach Lage der Dinge scheint der Bund der Landwirte ziemlich vollzählig für den Nationalliberalen eingetreten zu sein und hat somit trotz einer gerade ihm gegenüber häufig Maß und Ziel außerachtlassenden Kampfweltse seine vaterländische Pflicht erfüllt, wie auch die liberale Presse zugibt. Dagegen hat sich gezeigt, daß mindestens die Hälfte der Zentrumswähler ihre Abneigung gegen die Liberalen über alle nationalen Bedenken und selbst über den auf Wahlenthaltung lautenden Beschluß der Parteileitung gestellt hat. Hier hat sich demnach der Riß zwischen den bürgerlichen Parteien erweitert, und die Behauptung läßt sich begründen, daß das bei einer geschickter betriebenen Wahlagitation zu vermeiden gewesen wäre. Es handelt sich dabei nicht etwa nur um liberale Parteinteressen, sondern es kommt auch die vaterländische Frage mit ins Spiel. Diesmal war zum erstenmal der Sozialdemokrat in die Stichwahl gekommen und ist dann auch durchgedrungen; frühere Stichwahlen hatten zwischen Nationalliberalen und dem Zentrum stattgefunden. Dabei ist noch niemals eine so geringe Anzahl liberaler Stimmen im Wahlkreis aufgebracht worden wie das letztmal, selbst wenn man die Stimmen für den Kandidaten des Bundes der Landwirte hinzurechnen will, dagegen war die Zahl der Sozialdemokraten bedeutend gewachsen. Wieviele davon früher liberal gewählt haben mögen, wird schwer festzustellen sein, ist auch schließlich weiter nicht von Bedeutung. Endlich läßt sich aber nicht bestreiten, daß das Auftreten der Liberalen im Reichstage bei der Finanzreform und nachher ihnen bei der Wahl nicht den erwarteten und auch vorausverlündeten Vorteil gebracht hat. Die nächsten in Aussicht stehenden Nachwahlen dürften bei Beibehaltung der bisherigen Agitationsmethode auch die gleiche Enttäuschung bringen. Denn die Nuance, daß die liberale Opposition nur „dieser“ Reichsfinanzreform gelten soll, ist für einen großen Teil der Wähler zu fein und vermischt sich zu leicht mit dem Standpunkt, der gegen jede Reform war, und den nehmen die Sozialdemokraten ein. Ihnen kommt also das Mißverständnis zugute, und die Liberalen müssen Wähler einbüßen. In Stichwahlkreisen ist überhaupt eine besonders vorsichtige Wahltaktik geboten, bei der man am allerwenigsten mit Selbsttäuschungen arbeiten darf, und die meisten liberalen Wahlkreise sind Stichwahlkreise. Im nationalen Interesse kann das nicht laut genug betont werden; wenn es so weitergehn sollte wie jetzt, werden wir im Reichstage bald wieder die Lage von vor drei Jahren haben, bei der allein das Zentrum die Mehrheiten diktierte.

Dem nationalen Trauertage vom 30. Juli folgte unmittelbar wieder ein nationaler Freudentag: Graf Zeppelin fuhr mit Z II von Friedrichshafen nach

Frankfurt zur internationalen Luftschifferausstellung — wie er wollte. Von Begünstigungen des Zufalls war gar keine Rede, trotz Sturm und Regen ist er gekommen, hat Hunderttausenden die angekündigten Manöver über dem Maintale vorgeführt und ist nach mehr als zwölfstündiger Fahrt so sicher gelandet wie ein Dzeandampfer im Hafen. Morgen wird er den Z II nach seinem Stationsort Köln überführen. Das sind Leistungen, die zwar niemand mehr überraschen, in denen aber der kühne Graf vor der ganzen Welt unerreicht dasteht. Mit Stolz nennt ihn der Deutsche „unsern Zeppelin“, und er ist unbestritten der populärste Mann im Reich. Die Ehrungen, die ihm wieder in Frankfurt bereitet wurden, sind wohl verdient. Frankreich hat wenige Tage vorher auch einen Triumph erlebt, indem Mériot als erster mit einem Drachensflieger den Kanal überquert hat. Man hat ihn dafür in seiner Heimat überschwenglich gefeiert, wie es französische Art ist, und daran hat sich in einzelnen deutschen Blättern eine absprechende und spöttelnde Kritik geknüpft. Warum diese Unhöflichkeit? möchte man da fragen, da sie doch niemand etwas nützt, aber andre Leute ärgert. Der Erfolg des kühnen Fliegers nimmt uns unsern Zeppelin nicht, der ja, wenn er wollte, das Kunststück in einem Tag ein duzendmal machen könnte, beraubt uns auch nicht des Vorzugs, daß unser Parseval und Groß es mit jedem ausländischen lenkbaren Luftschiff mit Erfolg aufnehmen können; aber das Wigeln und Kritisieren schafft doch die Tatsache nicht aus der Welt, daß wirklich kein Deutscher einen solchen großen Grasshüpfersprung gemacht hat, und daß es ein Franzose war, dem er zuerst gelang. Ob wir so etwas auch brauchen könnten oder für unzumutbar halten, kommt dabei gar nicht in Betracht, ebenso wenig ob einige Sanguiniker an der Seine daraus einen unsern Zeppelin gleichwertigen Erfolg oder gar ebenbürtigen Gegner machen wollen. Im ersten Freudenrausch fällt manches Wort, was hinterher die Kritik nicht besteht. Wenn sich die Franzosen über den Triumph freuen, sogar übermäßig freuen, so lasse man sie doch dabei und fahre nicht gleich mit spöttischen oder gar hämischen Kritiken, die nur den Eindruck der Feindseligkeit und Gehässigkeit machen müssen, in den ersten Freudeausbruch hinein. Ist er vorüber, so findet sich bald Gelegenheit, den sachlichen Wert der neuen Erscheinung zu erörtern, und man wird dann auch Gehör finden, ohne Mißstimmung zu erregen. Diese kleinliche Gehässigkeit ist noch so ein echter Überrest aus Deutschlands Kleinstaatszeit, wo jeder „Staatsbürger“ zu dem falschen Patriotismus erzogen wurde, in den heimischen Quadratmeilen alles für vortrefflich anzusehen, dagegen alles für minderwertig und lächerlich zu halten, was drüben bei den Kirchtürmen des Nachbarstaats vorging. Jetzt ist Deutschland eine Großmacht geworden, und wir sollten uns darum mehr internationale Höflichkeit angewöhnen. Die sieht aber ganz anders aus als das auch unserm Kleinstaatslichen Erbe entstammende Kriechen vor dem Ausländischen. Die Franzosen haben nie anders als mit der tiefsten Achtung über Zeppelin geurteilt und an seinem vorjährigen Mißgeschick mit einer Würde Anteil genommen, die bei uns nicht alle Leute treffen. Wir sind eben noch nicht lange genug Großstaat.

Aus dem Wirtschaftsleben

2. August 1909

(Die Wirkung der neuen Stempelsteuergesetze. — Der Hansabund.)

Die soeben veröffentlichten Stempelsteuergesetze wirken nicht nur durch die neuen Steuerlasten schädlich, sondern auch durch ihre mangelhafte Form, die eine wahre Fülle von Unklarheiten und Unzuträglichkeiten mit sich bringt. Beide Wirkungen sind auf die Überstürzung zurückzuführen, mit der die konservativ-merikale Mehrheit die Entwürfe vorgeschlagen und im Parlament durchgepeitscht hat. Dabei ist das Beachtenswerteste, daß die Gesetze zum Teil Grundsätze, für die sich noch

vor sehr kurzer Zeit die Regierung einsetzte, undurchführbar machen. Das deutlichste Beispiel hierfür bietet der Stempel auf Schecks und Bankquittungen.

Die für das Wirtschaftsleben unerträgliche Geldsteuerung des Jahres 1907 war die Veranlassung zu einer beispiellosen Propaganda für die Ausbreitung bargeldloser Zahlungsmethoden. Als besonders wichtige Aufgabe betrachtete man es, die mittlern und kleinen Kreise für den Scheck- und Überweisungsverkehr zu gewinnen. Die Nützlichkeit dieser Bewegung ist von der Regierung anerkannt und gefördert worden, was — um nur wenig Beispiele anzuführen — aus der Begründung vom 9. Januar 1908 zum Entwurf eines Scheckgesetzes, aus einem Flugblatte der Seehandlung und in jüngster Zeit aus einer aus amtlichen Kreisen herrührenden Veröffentlichung des Berliner Clearinghauses deutlich hervorgeht. Von deutschen und österreichischen*) Autoritäten auf dem Gebiete des Scheck- und Überweisungsverkehrs ist jede Verringerung der durchschnittlichen Größe der Schecks, mithin jedes weitere Eindringen in den Kleinverkehr, freudig begrüßt worden, und die Propaganda hatte schon, wie viele Anzeichen erkennen lassen, erfreuliche Erfolge zu verzeichnen. Es war zu hoffen, daß sich durch eine den amerikanischen und englischen Verhältnissen ähnliche ausgedehnte Benutzung des Schecks die nächste Hochkonjunktur mit niedrigeren Zinssätzen überwinden lassen würde: da stellt der neue Stempel den Erfolg plötzlich in Frage. Das Gesetz läßt zwar den Postcheck stempelfrei, doch lassen es die Mängel des Postcheckverkehrs, besonders die Unverzinslichkeit der Guthaben, durchaus wünschenswert erscheinen, daß sich neben ihm auch der Scheckverkehr der Privatbanken durch Heranziehung der kleinern Gewerbetreibenden und Privatleute weiter kräftig entwickeln kann. Dem muß jedoch der Fixstempel von 10 Pfennigen für jeden Scheck ohne Rücksicht auf die Höhe des Betrages, über den er ausgestellt ist, hinderlich sein. Wenn der Inhaber eines Bankkontos künftig für jedes Scheckbuch, das er bisher von der Bank kostenfrei erhielt, fünf Mark Steuer bezahlen soll, wird er davon Abstand nehmen, die bargeldlose Zahlung anzuwenden. Nun unterliegen allerdings einfache Quittungen über Geldsummen, die aus einem Guthaben bei Banken, Bankiers, Kreditgenossenschaften und andern Kreditinstituten abgehoben werden, gleichfalls dem Fixstempel von 10 Pfennigen, doch sind Rückzahlungen von Sparkasseneinlagen steuerfrei, falls sie nicht gegen Quittung, sondern nur gegen einen Vermerk im Sparkassenbuch über die bewirkte Auszahlung erfolgen. Wir vermuten deshalb, daß die Banken künftig das System der Sparkassen ebenfalls anwenden werden.

Eine besondere Härte des Scheckstempels liegt darin, daß sich der Großverkehr der Giroüberweisung, die nicht stempelpflichtig ist, bedienen kann, während der Kleinverkehr noch auf der untersten Stufe des bargeldlosen Zahlungsverkehrs, dem Scheckverkehr, steht.

Da jede Beeinträchtigung des Scheckverkehrs auch eine Verbilligung der Zinssätze hinauschiebt, ergibt sich notwendig, daß die nicht vermögenden kreditbedürftigen Kreise geschädigt werden, während die Besitzenden von dem Scheckstempel kaum fühlbar getroffen werden.

Gleichfalls eine Belastung der Kreditnehmer, nicht der Besitzenden, ist die Erhöhung des Wechselstempels für solche Wechsel, die länger als fünfundneunzig Tage laufen. Sie sollen für die nächsten neun Monate und weiter für je sechs Monate den alten Wechselstempel von $\frac{1}{2}$ Promille noch einmal tragen. Diese Bestimmungen dürften voraussichtlich eine Änderung der durchschnittlichen Lebensdauer der Wechsel, die heute mit neunzig Tagen angenommen wird, herbeiführen, wodurch für die nächsten Jahre ein unliebsames Moment der Unsicherheit für die Feststellung des Wechselumlaufs gegeben ist.

*) J. Rantig, Vorteile des Überweisungsverkehrs; im Österreichischen Volkswirt vom 14. November 1908. Derselbe Zeitschrift vom 22. Mai 1909.

Über die weittragenden schädlichen Wirkungen des Effekten- und des Talonstempels hat sich in temperamentvoller Weise der Direktor der Deutschen Bank, Dr. Helfferich, im Bankarchiv geäußert.

Die starken Stempelerhöhungen auf ausländische Papiere werden Deutschlands Stellung am internationalen Kapitalmarkt bedeutend schwächen, wo wir ohnedies mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, da der verhältnismäßig hohe deutsche Zinssatz auf das Kursniveau der Wertpapiere drückt. Wir sind nun zwar der Ansicht, daß eine Einschränkung der Einfuhr fremder Effekten namentlich in Zeiten hohen Geldstandes wünschenswert ist. Die Erhöhung des Effektenstempels dürfte aber insofern ein ungeeignetes Mittel sein, eine Einschränkung herbeizuführen, als hierdurch gerade die besten internationalen Werte von unserm Markte ferngehalten werden. Unsolche Papiere können dagegen jede Steuer tragen. — Aber auch für das Inland ergeben die erhöhten Steuerfüße große Nachteile. Helfferich weist auf die große Ungerechtigkeit hin, daß nur Aktien, Obligationen, Rente und andre Gesellschaftsanteile, mit andern Worten nur ganz bestimmte Gesellschaftsformen besteuert werden, während die industriellen Riesenunternehmungen einzelner Großkapitalisten steuerfrei bleiben.

Auch werden durch die Effektensteuer nicht der Besitz, sondern die Schulden besteuert. Viele der kreditbedürftigen Gesellschaften, z. B. die Hypothekendarlehenbanken, sind nicht in der Lage, die Steuer auf die Obligationeninhaber abzuwälzen, obwohl dieser Gedanke dem Gesetzgeber vorschwebte. Sie müssen sich deshalb durch Erhöhung des Zinsfußes bei ihren Ausleihungen schadlos halten. Diese Wirkung, die Verteuerung des Hypothekendarlehens, wird noch verschärft durch die neuartige Steuerform der Talonsteuer. Diese Steuer wird von zehn zu zehn Jahren auf neu ausgereichte Kuponbogen erhoben ohne Rücksicht darauf, ob die Bogen nach zehn Jahren tatsächlich abgelaufen sind oder nicht, oder ob überhaupt Bogen ausgegeben worden sind. Das Gesetz weist so zahlreiche Lücken auf, daß die Notwendigkeit vorliegt, dem Reichstage sofort nach seinem Zusammentreten im Herbst eine Novelle vorzulegen.

Die Bestimmung, daß die Steuer nur von den nach dem 1. August ausgegebenen Bogen erhoben wird, hat viele Gesellschaften veranlaßt, mit der Ausgabe neuer Bogen noch vor dem 1. August zu beginnen, obwohl an den alten Bogen noch mehrere Zinsscheine sitzen. Bei einer Gesellschaft der chemischen Industrie fehlt an dem „alten“ Bogen erst ein Dividendenschein! Der Börsenvorstand hat sich beeilt, derartige Papiere mit den alten und neuen Bogen als im Börsenhandel lieferbar zu erklären.

Die konservative Presse bezeichnet das Vorgehen der Gesellschaften als Steuerhinterziehung. Mit Unrecht! Die Privatniederlagegesellschaften sind genötigt, ihren Vorteil bei jeder Gelegenheit zu wahren. Eine Grenze für die Ausnutzung von Lücken in der Gesetzgebung ziehen nur die guten Sitten. Wenn nun einige Gesellschaften bis hart an die erlaubte Grenze gehen, so trifft doch immer die Hauptschuld die, die derartig unvollkommene Gesetze geschaffen haben.

Ein ähnlicher Vorgang ist auch im Wechselverkehr zu beobachten. Die Privatbanken haben von den in ihrem Besitz befindlichen im Auslande zahlbaren Wechseln möglichst viele frühzeitig ins Ausland geschickt, um sich von der Verpflichtung, sie nachstempeln zu müssen, zu befreien.

Nicht zuletzt ist der Wirkung dieser Steuern der große Erfolg des Hansabundes zuzuschreiben. Kaum ein Tag vergeht, an dem nicht über die Gründung neuer Zweigvereine des Bundes, über den Beitritt von Handels- und Gewerbelammern, von wirtschaftlichen Verbänden, kaufmännischen Vereinen, Innungen und massenhaftem Beitritt von Einzelmitglieðern berichtet wird. Dennoch machen sich immer wieder, und zwar nicht nur im feindlichen Lager, Stimmen bemerkbar, die die Möglichkeit, den Hansabund dauernd zusammenzuhalten, bestreiten.

Unser Erachten scheint jedenfalls vorläufig die Vorbedingungen gegeben zu sein, die notwendig sind, große Massen, deren Interessen auseinandergehen, zu-

sammenzuhalten: eine Persönlichkeit als Leiter und eine gemeinsame große Idee, der Kampf gegen die täglich fühlbare Belastung durch die Steuergesetze.

Um Mißverständnisse über die Ziele und das Wesen des Hansabundes aufzuklären, veröffentlicht der Leiter, Professor Dr. Meißer, in der Deutschen Wirtschaftszeitung folgende Bemerkungen:

1. Der Hansabund ist eine wirtschaftliche Vereinigung mit gewissen, durch sein wirtschaftliches Programm bedingten politischen Zielen, aber nicht eine politische Partei. Er stellt sich daher auch nicht in die Dienste irgendeiner bestimmten politischen Fraktion, darf nicht von einer solchen abhängig werden und sich nicht mit ihr identifizieren. Dagegen wird und muß er selbstverständlich bemüht sein, in fester Fühlung mit allen Parteien zu bleiben, welche den Zwecken und Zielen des Hansabundes freundlich gegenüberstehen.

2. Im Hansabund ist kein Raum für eine Betätigung konfessioneller Interessen oder für die Austragung konfessioneller Gegensätze. Wer etwa lediglich auf Grund von Erwägungen, die auf konfessionellem Boden liegen, dem Bunde beitritt oder andere zum Beitritt auffordert, verkennt die Ziele des Bundes ebenso wie der, welcher ihm aus konfessionellen Gründen fernbleibt. Der Hansabund steht jedem, ohne Unterschied des religiösen und politischen Bekenntnisses, offen, der die Ziele des Bundes zu den seinigen macht.

3. Der Hansabund bekämpft die Landwirtschaft als solche in keiner Weise und steht der Landwirtschaft nicht feindlich, sondern freundlich gegenüber. Es gibt keinen vernünftigen Industriellen, Gewerbetreibenden oder Kaufmann in Deutschland, der nicht wüßte, daß die Landwirtschaft einer unsrer wichtigsten Berufsstände ist. Ich selbst habe es deshalb als Vorsitzender der Berliner Abwehrversammlung vom 12. Juni 1909 für meine Pflicht gehalten, „selbst in dieser Stunde des Jorns und der Erbitterung“ die programmatische Erklärung abzugeben, daß sich Gewerbe, Handel und Industrie Deutschlands „schon lange zu der Überzeugung durchgerungen haben, daß sie im Interesse der Gesamtwirtschaft verpflichtet sind, einem für die letztere so überaus wichtigen Stande, der deutschen Landwirtschaft, jede nur irgend mit dem Wohl des Ganzen verträgliche Erleichterung und Förderung angedeihen zu lassen“.

Auf der andern Seite sind Gewerbe, Handel und Industrie Deutschlands mit Recht auch davon durchdrungen, daß weder ihnen noch der Landwirtschaft eine Vorherrschaft im Staate gebührt, daß aber sie, die heute zusammen einen viel erheblicheren Prozentsatz der erwerbstätigen Bevölkerung Deutschlands als die Landwirtschaft darstellen, einen begründeten Anspruch auf die Mit Herrschaft im Staate, und zwar in dessen Verwaltung, Gesetzgebung und Leitung erheben dürfen, und daß, wie ich in jener Versammlung gleichfalls hervorhob, „der Staat nur gedeihen kann, wenn das *sumum cuiusque* die eiserne Grundlage auch seiner Wirtschaftspolitik bildet“.

4. Auch dem Einwande, daß der Hansabund keine genügend breite Grundlage besitze, indem er sich im wesentlichen auf die in Gewerbe, Handel und Industrie erwerbstätigen Personen beschränke, ist inzwischen durch die Satzungen erfreulicherweise ein Ende bereitet worden. Denn in diesen einstimmig, also von sämtlichen Richtungen in Gewerbe, Handel und Industrie angenommenen Satzungen heißt es nunmehr, daß als Mitglieder aufgenommen werden können auch Fremde von Gewerbe, Handel und Industrie, wenn sie mit den satzungsmäßigen Zielen und Bestrebungen des Hansabundes einverstanden sind. Es können nunmehr also die weitesten Kreise Deutschlands mit dem gleichen Jahresbeitrag, den auch die selbständigen Gewerbetreibenden zahlen, also mit mindestens drei Mark, dem Hansabunde beitreten, und zwar nicht nur physische Personen aus allen Berufen und Ständen, sondern auch juristische Personen, wie öffentliche Korporationen jeder Art, Gemeinden, Handels-, Gewerbe- und Handwerkskammern u. dgl. mehr. Wirtschaftliche Verbände und Vereine werden in der Verwaltung des Hansabundes vertreten sein, sollen aber als solche (mit Ausnahme der Innungen) nicht Mitglieder werden, vielmehr mit aller Kraft den Beitritt ihrer sämtlichen Mitglieder zum Hansabunde veranlassen.

5. Der Hansabund will und darf nicht eingreifen in den Tätigkeitsbereich und in die Selbständigkeit der bestehenden wirtschaftlichen Vereine und Verbände, welche nach wie vor die Sonderinteressen der in ihnen vereinigten Einzelgruppen zu vertreten haben. Die Aufgaben des Hansabundes gehen über die der bestehenden wirtschaftlichen Verbände zur Wahrung von Einzelinteressen weit hinaus; dies näher auszuführen, behalte ich mir vor.

Franz Daniel Pastorius. In Philadelphia ist vor kurzem das Denkmal des fränkischen Juristen Franz Daniel Pastorius enthüllt worden, der als Führer der ersten deutschen Kolonie nach Nordamerika von ungewöhnlicher Bedeutung für sein neues Vaterland geworden ist. Zu Ehren des zweihundertjährigen Bestehens der von Pastorius gegründeten Stadt Germantown-Philadelphia haben jetzt große Feierlichkeiten jenseits des Ozeans stattgefunden, und auch durch eine neue amerikanische Biographie hat man die bedeutende Persönlichkeit des Deutschen Franz Daniel Pastorius nochmals bei dieser Gelegenheit gewürdigt. Seit Mai 1907 bis zum August 1908 ging durch die German American Annals (früher Americana

Germanica) eine Lebensbeschreibung des „Francis Daniel Pastorius“, für die Marion Dexter Earned von der Universität Pennsylvania mehrere hundert Seiten der trefflichen von ihm herausgegebenen Zweimonatsrevue in Anspruch genommen hat. Diese Biographie ist von äußerster Werte nicht allein für die Persönlichkeit des fränkischen Juristen und für das Wachsen und Gedeihen der von ihm gegründeten Stadt, sondern auch von großer wirtschaftsgeschichtlicher Bedeutung, da man in ihr die Art der frühesten von Deutschen ausgegangenen Kolonisation betrachten kann, und weil die Mittel zu diesen Auswanderungen durch eine Frankfurter und eine Pfesfelder Kompanie aufgebracht worden sind, auch die Unternehmungslust der damaligen Zeit vor Augen tritt. Nicht minder wichtig ist die Lebensbeschreibung des Pastorius für die Frankfurter religiöse Lokalgeschichte und die „Christliche Bewegung“ überhaupt, da Mitglieder der „Christlichen Gemeinden“, an denen Spener, der Vater des Pietismus, wirkte, die Geldgeber waren, und da der Aufenthalt William Penns in Frankfurt am Main den äußern Anlaß zu diesen überseeischen Unternehmungen gegeben hat. Und endlich sind Marion Dexter Earneds Erörterungen auch für die Geschichte des Erziehungswesens von großem Interesse, nicht allein wegen der genauen Schilderung des Studiengangs des Pastorius in Deutschland, sondern auch wegen der Hinweise auf seine eigne spätere pädagogische Tätigkeit in Pennsylvanien und seine zahlreichen religiösen und erzieherischen Schriften, die teilweise noch im Manuskripte vorhanden sind. Die Folge der biographischen Aufsätze, die wohl jetzt auch in Buchform erscheinen werden, beginnt mit der Familiengeschichte der Pastorius und bringt dann die Lebensbeschreibung des Melchior Adam Pastorius, des Vaters des Gründers von Germantown, dessen Vater aus Warburg in Westfalen stammte. Der jetzt gefeierte Sohn Franz Daniel war geboren in Sommershausen bei Würzburg am 26. September 1651; seine Schulbildung erhielt er zu Windsheim bei dem ungarischen Humanisten Tobias Schumberg. Über seine Universitätsjahre in Altdorf, Straßburg, als Hospitant in Basel, wieder in Altdorf, in Jena, wo Pastorius am 18. April 1674 eine italienische Disputation abhielt, über seine praktischen juristischen Studien in Regensburg, seinen dritten Aufenthalt in dem Wallenstein-berühmten Altdorf, wo er 1676 promovierte, sind Matrikeln und Briefe hereingezogen; und das Universitätsleben eines damaligen eifrigen Juristen ist in ganzer Ausführlichkeit von dem Philadelphier Gelehrten geschildert. Nach zweieinhalbjähriger juristischer Praxis in Windsheim zog Pastorius auf Veranlassung des Schwiegersohnes von Spener, Horb, nach Frankfurt am Main, wohin er als Achtundzwanzigjähriger am 24. April 1679 gekommen ist. Hier wohnte er zuerst bei einem Kapitän Daniel Reunepage und aß mit dem Notar Jenda, der später auch bei der Errichtung der Pennsylvanienkompanie in Frankfurt als Notar fungierte, im Saalhof, der der Zentralpunkt und Zusammenkunftsort der „Christlichen Männer“ war. Später wohnte Pastorius bei einem Dr. Schütz, der sich auch an der Pennsylvanienkompanie beteiligte, sodaß damals schon die Beziehungen zu den Gründern der Landkompanie vorhanden waren. Pastorius unterrichtete junge Frankfurter im römischen Recht, hatte aber auch Praxis, und zwar eine ganz einträgliche, wie ein Tagebucheintrag sagt: „5. September 1679 wie auch 1680 am 12. März und 28. April vor dem Juden »Samuel zur Rost« zu Mannheim am churfürstlichen Hof gewest und reichlich bezahlt worden.“ Seine Praxis hat Pastorius nur ein Jahr und zwei Monate zu Frankfurt ausgeübt. Auf Empfehlungen wurde er dann von einem Junker Bonaventura von Bodeß auf Reisen mitgenommen, die den Junker „tanzend und Feste feierend“, aber Pastorius dabei auch scharf beobachtend durch Holland, England, Frankreich, die Schweiz und Italien führten. Diese Reisen haben zweifellos in Pastorius den weiten Blick herbeigeführt, der ihn in den Stand setzte, als er am 18. November 1682 nach Frankfurt zurückgekehrt war, die Intentionen der kurze Zeit darauf gegründeten Frankfurter Landkompanie auszuführen. Die Tagebucheinträge, die Pastorius von seinen Reisen mitgebracht hat, zeigen, wie er beschauend, prüfend

und nachdenkend durch Europa gezogen ist. Keine Inschrift an einem öffentlichen Gebäude oder Privathaus, an einer Glocke oder einem Geschütze, keine Landes- oder Stammeseigentümlichkeit ist ihm entgangen, und die hohe Kultur Westeuropas hatte seinen Horizont erweitert, seine Welterfahrung vergrößert und seine Lebensphilosophie kristallisiert. Und natürlich war seine wahre Frömmigkeit nicht der geringste Grund, ihn den christlichen Männern vom Saalhof als Vertrauensperson zu empfehlen. — Die Biographie *Learneds* hat auch *William Penn* und den Quälern ausführliche Würdigung gespendet, und *Penns* Aufenthalt und Wirken in Deutschland und Frankfurt wird mit neuen Belegen geschildert. Am 20. August 1683 landete *Pastorius* in *Pennsylvanien*, wohin zunächst *Krefelder* Kolonisten kamen; und von da an sind es die Staats- und Stadtarchive von *Pennsylvanien* und *Philadelphia* und der am 24. April 1685 von *Pastorius* gegründeten Stadt *Germantown*, aber auch private Sammlungen, die dem Biographen eine Fülle von bis jetzt unbekannten oder unpublizierten Dokumenten zur Verfügung gestellt haben. Und so konnte *Marion Dexter Learned* eine aktenmäßige Geschichte von *Germantown* immer im Hinblick auf die Tätigkeit von *Pastorius* aufbauen. *Pastorius* war bis zum Jahre 1700 Bevollmächtigter der *Frankfurter* Kompanie; dann trat er zurück, und die 1702 herübergekommenen *Frankfurter* *Falkner*, *Kelpius* und *Jawert* vertraten die Interessen der *Frankfurter* Kompanie, die mit 25 000 Acres Land 1683 die Kolonisation jenseits des Ozeans begonnen hatte. Wir können hier die Geschichte der von *Pastorius* gegründeten Stadt im Detail nicht weiter verfolgen. Der deutsche Jurist hat, nachdem er sich von der Leitung der Kompanie hatte entbinden lassen, vor allem praktisch-pädagogische Interessen gehabt, und von den Jahren 1716 und 1717 weiß man noch, daß *Pastorius* damals noch Schule hielt. Er ist zwischen dem 26. September 1719 und dem 13. Januar 1720 gestorben, wahrscheinlich am 27. September 1719. Sein Grab ist nicht bekannt. *Pastorius* hat zahlreiche Tagebücher, Schriften, Akten und Bücher hinterlassen, die alle in der Biographie von *Learned* in musterhafter Weise mitbenützt sind. — Wir haben an dieser Stelle die Persönlichkeit des *Franz Daniel Pastorius* und seine Taten keineswegs in ausführlicher Weise schildern, sondern nur in Anbetracht der Bedeutung des Gründers der ersten deutschen Stadt in Nordamerika für das Deutschtum in Amerika, für die religiöse Bewegung in Deutschland in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts und für die damalige Wirtschafts- und Kolonisationsgeschichte auf das in der Arbeit von *Learned* vereinigte Material die Interessenten aufmerksam machen wollen. M.

Evante Arrhenius, Das Werden der Welten. (Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft, 1908.) Schon lange gilt uns *Physikern* der *spekulative* *Stodholmer* als einer der feinsten Forscherköpfe. Wir zählen ihn geradezu den *Klassikern* zu, seitdem er uns seine *Dissoziationstheorie* schuf, die die beiden Hauptcharakterzüge ihres Vaters so trefflich dartut: scharfe Kombinationsgabe und frischen, fröhlichen Mut. Als das feste Gefüge, als das der Chemiker durchaus und durchum die chemischen Verbindungen angesehen haben wollte, der Erklärung einer Reihe von Vorgängen unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete, da war es *Arrhenius*, der kurzerhand dieses Gefüge zermürbte und die Verbindung angefüllt mit Scharen freier Einzelteilchen (sog. *Zonen*) sah. War das ein Wagstück! *Potncaré* schreibt in seiner trefflichen Monographie: *Moderne Physik*: „Der Widerspruch zahlreicher Chemiker und Physiker gegen die Ideen von *Arrhenius* war zuerst sehr lebhaft. Man muß mit Bedauern konstatieren, daß einzelne, besonders in Frankreich, für diesen Kampf zu einer Waffe gegriffen hatten, die die Gelehrten mitunter ein wenig plump handhaben: sie machten ihre Späße über diese in der Lösung frei gewordenen Zonen, sie verlangten dieses Chlor, dieses Natrium zu sehen, die im Zustande der Freiheit im Wasser umherschwommen; aber in der Wissenschaft wie anderswo sind Späße keine Gründe, und man mußte bald erkennen, daß sich die

Hypothese von Arrhenius ungemein fruchtbar zeigte, und daß man darin zum mindesten ein sehr ausdrucksvolles Abbild der Wirklichkeit sehen mußte, wenn nicht eines, das ihr gänzlich entsprach.“ Man mag sich heute der Theorie des Arrhenius gegenüberstellen, wie man will — auch jetzt noch läßt sich eine ganze Reihe wohlbegründeter Einwände gegen sie geltend machen —, durch zwei Umstände hat sie ihre Existenzberechtigung auf das glänzendste erwiesen: erstens durch die für die Praxis höchst bedeutsamen Folgerungen, die namentlich Ostwald und seine Schüler aus ihr zu ziehen verstanden, zum andern aber dadurch, daß die spezielle Art, den Aufbau eines Körpers zu betrachten, wie sie Arrhenius lehrte, vorbildlich wurde und geradezu den Anstoß gab zur Schaffung der großartigsten und umfassendsten Theorie aller Zeiten, zur Elektronentheorie, die uns die tiefgründigsten Aufschlüsse über das Wesen und Wirken der Elektrizität, vor allem aber über die Struktur der Materie bietet.

Daß Arrhenius zur Behandlung von Fragen der kosmischen Physik der rechte Mann sein würde, war vorauszusehen. Denn zunächst ist natürlich überall da, wo der Forscher das Laboratorium verläßt und sich in den Weltenraum begibt, der Spekulation ein größerer Spielraum gegeben, andrerseits sind sie gerade im hohen Norden — das hat sich hundertmal erwiesen — dem Erdgeist näher als anderswo. Die eigenartigen Himmelsverhältnisse, unter denen die Leute dort leben, die Fülle der Phänomene, die ihnen der Alltag beschert, haben im ganzen Vollen den Sinn für kosmogonische Fragen besonders geweckt und geschult, so daß es — wie gesagt — nicht wundernimmt, wenn ein Arrhenius mit einem kompletten Lehrbuch der kosmischen Physik auf dem Plan erscheint.

Daß es trefflich ist und von der ersten bis zur letzten Seite eignes und anregendes bietet, bedarf keiner besondern Erwähnung. Allerdings — Mangel an Mut wage ich bei einem Arrhenius kaum dafür als Grund in Betracht zu ziehen — scheut sich der Verfasser, zu den Quellen herabzusteigen und beim „Nichts“ zu beginnen. Er gibt ganz offen zu: „Wenn man, wie Kant, versucht, sich einen Begriff davon zu bilden, wie großartig geregelte Systeme von Himmelskörpern aus einem absolut ungeordneten Chaos entstehen konnten, so heißt das, nach der Lösung eines in dieser Form vollkommen unlösbaren Problems streben. Übrigens liegt ein Widerspruch in allen Versuchen, die Entstehung der Welt in ihrer Gesamtheit zu erklären, wie Stallo mit besonderm Nachdruck hervorhebt: »Die einzige Frage, zu welcher eine Reihe von Erscheinungen Veranlassung gibt, ist die nach ihrer gegenseitigen Abhängigkeit und ihrem Zusammenhang.« Infolgedessen habe ich nur zu zeigen versucht, wie Nebelflecke aus Sonnen entstehen können, und umgekehrt, wie Sonnen aus Nebelflecken entstehen; und ich habe angenommen, daß diese Wechselwirkung ständig vor sich gegangen ist, gerade wie jetzt.“

Es mag in dem gänzlichen Mangel an Zucht meines Geistes kosmogonischen Problemen gegenüber liegen — je unbefangener man einer Sache gegenübersteht, um so unbefehdener pflegt man in seinen Ansprüchen zu sein —, daß mich dieser Standpunkt recht wenig befriedigt. Es ist für mich keine Schöpfungsgegeschichte des Weltalls, daß ich mir einfach sagen lasse: So — die Sonne ist da. Nun bilden sich aus dieser Sonne Nebelflecke, und diese Nebel verdichten sich wieder zu Sonnen. Ich, Hans Raibus, frage ganz bescheiden: Und wie entstand die erste Sonne? Dieses diktatorisch hingesezte Faktum: Sie war eben da! — ersetzt mir beim besten Willen keine Erklärung. Und wenn ich als Autor eines Werkes, genannt: Das Werden der Welten, sage: „Das leitende Motto bei der vorliegenden Bearbeitung der kosmogonischen Fragen war die Ansicht, daß das Weltganze seinem Wesen nach stets so war, wie es noch jetzt ist. Materie, Energie und Leben haben nur Form und Platz im Raume gewechselt“, so nehme ich mir damit eigentlich die Berechtigung, dieses Werk zu schreiben, zum mindesten aber, es: „Das Werden der Welten“ zu nennen. Denn — Titel verpflichten. Und — ehrlich gesagt —

muß ich mich als Leser und Buchkäufer im vorliegenden Falle eigentlich getäuscht fühlen, da der Inhalt das nicht bietet, was mir der Titel verspricht.

Noch eine andre Stelle des Werkes hat mir in ähnlicher Weise Kopfschütteln verursacht. Da heißt es: „Wir sind nun zu der letzten Frage gekommen, wie der Ewigkeitsbegriff auf die Existenz des Lebens überhaupt angewendet werden kann. Im allgemeinen neigen die Naturforscher zu der Annahme, daß Lebendiges durch heute noch wirksame physikalische und chemische Kräfte auf der Erde entstanden sei. In dieser Beziehung unterscheidet sich die Auffassung der Mehrzahl nicht sonderlich von derjenigen der Naturvölker. Die Lehre jedoch, daß das Leben aus dem Weltenraume zur Erde kam, die wir schon in der nordischen Sage finden, in der Erzählung von der Einwandrung unsrer Götter und eines Menschenpaares aus dem Hain bei Mimes Brunn (dem Weltenraum entsprechend) auf die Erde, hat ganz hervorragende Anhänger gefunden, wie den berühmten Botaniker Ferdinand Cohn und den vielleicht größten Physiker unsrer Zeit, Lord Kelvin. Die großen Schwierigkeiten, die dieser Ansicht bisher ohne Zweifel anhafteten, habe ich dadurch zu beseitigen gesucht, daß ich den Strahlungsdruck als treibende Kraft für den Transport der Keime durch den Weltenraum einführte. Die Ursache, warum diese Ansicht trotz der großen Schwierigkeiten, mit denen auch sie zu kämpfen hatte, doch mehrere Anhänger gewann, liegt darin, daß man es endlich müde wurde, die alljährlich auftauchenden sanguinischen Angaben, es sei endlich geglückt, ohne Keime tote Materie zu beleben, immer wieder als irrtümlich aufzuklären. Die Frage ist ungefähr in demselben Stadium wie das Problem des »Perpetuum mobile« vor einem halben Jahrhundert. Es scheint daher höchst wahrscheinlich, daß das Problem der »Urzeugung« in seiner gegenwärtigen Form wie früher das des »Perpetuum mobile« vom wissenschaftlichen Programm abgesetzt wird. Es bleibt kaum etwas andres übrig, als anzunehmen, daß das Leben aus dem Weltenraume, das heißt von früher belebten Welten auf die Erde kam, und daß das Leben gleich der Materie und der Energie ewig ist.“

Diese Art der Spekulation hat unbestreitbar eines für sich: sie ist außerordentlich bequem. Sie erinnert aber den aufmerksamen Leser doch zu sehr an eine Vogel Straußpolitik, als daß sie ihn befriedigen könnte. Schaffe ich dadurch die Frage nach dem Ursprung des Lebens aus der Welt, wenn ich sage, daß es von früher belebten Welten auf die Erde kam? Wenn Arrhenius, um sich einen Beweis für seine Ansicht zu schaffen, zu bedenken gibt: „Eine so alles umstürzende Entdeckung, wie die von der Messung der Lebensquantität, wird wohl nie gemacht werden, aber die ewige Dauer des Lebens können wir uns doch leicht vorstellen, wenn wir annehmen, daß es im ewigen Kreislauf der Natur stets Himmelskörper gibt, die dem Leben günstig sind und darum auch jedenfalls Lebewesen beherbergen“, so kann ich ihm aus eben dieser Anschauung entgegenhalten, daß alle diese vielleicht belebten Himmelskörper seinen eignen Ausführungen nach Stablen durchgemacht haben, die nicht nur der Entwicklung jedes Lebens ungeeignet sein mußten, sondern in denen auch etwa vorhandenes Leben unbedingt zugrunde gegangen sein muß. Arrhenius sagt aber selbst wenige Zeilen vorher: „Jedoch bleibt, wenigstens bis auf weiteres, ein ganz wesentlicher Unterschied übrig, der den Beweis der Ewigkeit des Lebens erschwert, nämlich daß wir es nicht in seinen verschiednen Formen quantitativ messen können wie Materie und Energie. Es kann ja offenbar Leben plötzlich vernichtet werden, ohne daß nachweisbar andres Leben daraus entsteht.“ Wir haben hier unmittelbar untereinander krasse Widersprüche, die auch die glänzendste Dialektik nicht unter einen Hut bringen kann.

Bei der Durchsicht des eben Geschriebenen fällt mir auf, daß es fast den Eindruck macht, als wollte ich das Werk von Arrhenius ablehnen. Nichts liegt mir ferner. Im Gegenteil! Es enthält eine Überfülle ungemein fein Ergründetes, abgesehen von dem reichen Material, das mit Fleiß zusammengetragen ist. Ablehnen muß ich nur den Titel. Hätte Arrhenius sein Buch bescheiden: Bei-

träge zur Lösung kosmogonischer Probleme oder ähnlich benannt, so hätte ich unbedenklich geschrieben: Wir haben hier eines der geistvollsten, gründlichsten und verständlichsten Bücher vor uns, die je über den Gegenstand geschrieben worden sind. Die Arbeit der meisten Forscher wird wohl in den nächsten Jahrzehnten von hier aus ihren Ausgang nehmen. Sein Studium ist deshalb den weitesten Kreisen unbedingt anzuempfehlen.

Heinz Baner

Lipsiensia. Als Festgabe zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Leipziger Universität bietet die bekannte Antiquariatsbuchhandlung von Adolf Weigel in Leipzig den Freunden der Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte einen reichhaltigen, mit gewohnter bibliographischer Sorgfalt bearbeiteten Katalog über Bücher, Ansichten, Pläne und Kunstblätter, die auf Leipzig, seine Universität, sein bürgerliches, religiöses, Kunst-, Theater- und Musikleben, auf seinen Handel und Verkehr und seine geschichtlichen Schicksale Bezug haben. Wie billig eröffnet in dieser Sammlung die Alma Mater Lipsiensis mit zahlreichen Festschriften und historischen Urkunden sowie mit den Bildnissen und Einzelschriften der Männer, die hier gelehrt, und denen der berühmteren, die hier studiert haben, den Reigen. Aus dem Inhalt dieses Abschnittes heben wir hervor: die von G. Erler herausgegebenen „Matrikel der Universität Leipzig, 3 Bände, mit 10 Tafeln in reichem Gold- und Farbendruck“, die „Beschreibung der 4. Säcularfeier“, Kreußlers „Beschreibung der Feierlichkeiten am Jubelfeste der Universität 1809“, das Altenmaterial des Wapdorfischen Stiftungsprozesses, die außerordentlich seltene Robinsonade von Siegmund Trenius „Die unerwarteten Verhängnisse über große Geister in den Begebenheiten eines Leipziger Studenten 1765—66“, endlich Goethes Gedicht „An den Buchenbäder Handel“ in den „Bermischten Gedichten“. Von Herrn J. C. Rost, Leipzig, 1769.

Gottsched ist mit der ersten Ausgabe seiner „Gedichte“, Leipzig, 1736, mit vier Bänden seiner „Beiträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“, Leipzig, 1732 bis 1737, und sechs Jahrgängen seiner Zeitschrift „Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“, seine Gattin Luise Adelgunde Victoria, geb. Kulmus mit ihrem seltensten Theaterstück „Die Pietisterei im Fischbein-Rock“, Rostock, 1737, vertreten.

Bei der Rubrik Kunst, Theater und Musik muß der „Geschichte des Theaters in Leipzig“ von H. Blümner, Leipzig, 1818, der F. W. Kreuchauffischen Schrift „Desers neueste Allegoriegemälde“, Leipzig, 1782, der berühmten Lieder Sammlung „Sperontes, Singende Muse an der Pleiße“ sowie der reichen Sammlungen Klingerscher und Herousscher Radierungen gedacht werden. Von beinahe noch größerm Interesse dürfte die historische und kulturhistorische Abteilung des Katalogs sein. Wir erwähnen daraus nur eine Kollektion von Bildnissen und Karikaturen Robert Blums, die Chroniken von Grosse, Heydenreich, Isaacander, Leonhardt, Schneider, Vogel usw., die stadtgeschichtlichen Publikationen Wustmanns, Kunstblätter, Gelegenheitschriften und Bücher zur Geschichte der Befreiungskriege und der Völkerschlacht, endlich eine nahezu vollständige Sammlung von Werken der Leipziger Basquillantenliteratur.

Auch aus diesem Kataloge geht wieder hervor, wie wenig doch eigentlich die Leipziger Universität bei ihrer stillen Arbeit von den großen geistigen Strömungen berührt worden ist, die aus dem Mittelalter in die Gegenwart herüberführen. Es liegt eine gewisse Tragik darin, daß unsre Hochschule Luther und sein Werk bekämpfte, dem jungen Leibniz ihre Tore verschloß, auf Gottscheds und Gellerts Bestrebungen zur Pflege der deutschen Sprache mit nachsichtiger Duldung herabsah und Napoleons Name an den gestirnten Himmel schrieb. Das ist einer der ernststen Gedanken, die sich uns bei dem Jubiläum aufgedrängt haben.

J. A. A.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten.

Berlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Osterreichs Grenzschutz gegen Rußland



Es war ja schon seit einiger Zeit die Rede davon, daß sich Rußland mit der Absicht trage, in den Anordnungen seines Befestigungssystems wesentliche Änderungen eintreten zu lassen. Die wiederholt auftretenden Gerüchte ließen sich aber nie recht auf ihre Zuverlässigkeit prüfen, da ihnen fast immer ein offizielles Dementi auf dem Fuße folgte. Erst seitdem vor kurzem der bisherige Chef des Generalstabes der Armee, General Suchomlinow, das Kriegsministerium übernommen hat, ist der Schleier der Geheimnisse etwas gelüftet und wenigstens das eine bekannt geworden, daß die russische Regierung, trotz des Einspruchs des Generalgouverneurs Skalon in Warschau, die bereits begonnenen Bauarbeiten an den großen Weichselfestungen Warschau, Nowo-Georgiewsk und Zwangorod eingestellt hat. Es handelte sich bei diesen festen Plätzen hauptsächlich darum, sie durch Beton- und Panzerverstärkungen zu modernisieren und sie gegen die neuzeitlichen Mittel des Angriffs widerstandsfähig zu machen. Ob sich nun die für diese Zwecke ausgeworfnen Mittel als unzulänglich erwiesen oder ob rein strategische Gründe die russische Heeresverwaltung zum Fallenlassen des alten Grenzschutzes veranlaßt haben, entzieht sich der Beurteilung. Mit der Tatsache aber wird zu rechnen sein, daß bei einem etwaigen Kriege der Angreifer in Polen und an den Ufern der Weichsel keinen wesentlichen Widerstand mehr finden wird, sondern daß er bis an den Niemen und den Bug vordringen muß, um hier auf die ersten stark befestigten Hindernisse zu stoßen. Vor allem kommt da Brest-Litowsk in Betracht, an dessen Ausbau schon seit zwei Jahren gebaut wird, und das nach zuverlässigen Nachrichten zum Hauptbollwerk am Zusammenfluß des Bug und des Muchawiec entwickelt werden soll, um einen vollwertigen Ersatz für die alten Stützpunkte an der Weichsel bilden zu können. Daneben kommen die großen Befestigungsgruppen Rowno – Dubno – Luck und die Festungen Podoliens in Betracht, für deren Verstärkung ebenfalls schon sehr bedeutende Mittel ausgeworfen sind. Alle diese Anlagen haben ihre Spitze hauptsächlich gegen die benachbarte galizische Grenze gerichtet, von der angeblich die größte Gefahr im Falle eines Krieges drohen soll. Bei dieser

Lage der Dinge gewinnt natürlich die Frage an Aktualität, wie Österreich seine Grenzen gegen Rußland gesichert hat, und ob die getroffenen Anordnungen ausreichen, den neuen Maßnahmen des russischen Nachbarn die Waagschale zu halten.

Die Gestalt der Grenze Galiziens gegen Rußland ist eine 750 Kilometer lange gebrochene Linie, die in russisches Gebiet hineinragt und im allgemeinen zwei Fronten hat; die nördliche längs der Linie Krakau – Sokal mit 350 Kilometern Länge ist gegen den Warschauer Militärbezirk, die östliche Front längs der Linie Sokal – Czernowitz mit 280 Kilometern Länge gegen den Militärbezirk Kijew gerichtet. Die Grenze ist, abgesehen von der Weichselbarriere von Krakau bis Jaroslaw und der Tanewregion, offen und ohne Schwierigkeiten überschreitbar.

Die Weichsel, unterhalb Krakau für militärische Operationen ein bedeutendes Hindernis, ist 300 bis 600 Meter breit, 2 bis 4 Meter tief und innerhalb der Grenze abwärts Krakau nicht mehr überbrückt, die Verbindung beider Ufer wird durch Fähren hergestellt. Die Weichsel gibt daher eine gute Verteidigungslinie ab; ihre Bedeutung wächst dadurch, daß beide Flanken eine gute Anlehnung haben, links die Festung Krakau, rechts den San mit den Befestigungen von Przemyśl, Jaroslaw und Sieniawa-Zarzecz.

Krakau liegt am rechten Ufer der Weichsel, mit Ausnahme der kleinen Vorstadt Podgorze; es ist ein großer Kommunikationsknoten und wichtiger Übergangspunkt über das Stromhindernis; die Festung schützt die Verteidigungslinie an der Weichsel in der linken Flanke, sichert den Uferwechsel des Verteidigers und zwingt, bei dem Umstande, daß sie auf dem kürzesten Wege von Russisch-Polen nach Wien liegt, eine in dieser Richtung angreifende Armee zur Detachierung bedeutender Kräfte behufs Einschließung der Festung und erschwert demnach bis zu einem gewissen Grade die Umgehung der Karpatenlinie; sie schützt die aus dem Innern der Monarchie, aus Wien und Nordböhmen heranzuschiebenden Zufuhren für die im ressourcenarmen West- oder Mittelgalizien und den anschließenden Teilen Russisch-Polens operierenden Truppen, sie bietet durch ihre großen Proviantvorräte und dank der getroffenen Verpflegungsvorjorgen selbst bedeutenden Kräften für längere Zeit Unterhalt und Unterkunft, ist ein wertvoller Stützpunkt für die Verteidigung und Beobachtung der Grenze und schützt den Uferwechsel eigener Kräfte am Südufer der Weichsel. Die Festung wird zum Depotplatz für die artilleristischen Angriffe auf die russischen Befestigungen und zum Ausgangspunkt der Weichselschiffahrt, die die über diesen Fluß operierenden Truppen mit Verpflegungsvorräten und Kriegsmaterial versorgen soll, besonders dann, wenn die russischen Bahnen zerstört sind, und der Bau von selbstmäßigen und flüchtigen Eisenbahnen in Angriff genommen wird. Die Weichsel ist in Krakau durch zwei Eisenbahn- und eine Straßenbrücke überseht, der Fluß 70 bis 120 Meter breit und 1 bis 2 Meter tief, das Tal 7 bis 8 Kilometer breit der Überschwemmung ausgesetzt. An die

Stadt treten vom Süden die Ausläufer der Karpatenvorlagen, von Norden die des Otkuczer Berglandes heran und fallen mit Höhen bis zu 300 Metern zur Flußniederung herab, diese vollkommen beherrschend. Diese Geländegestaltung erschwerte die Anlage des Fortgürtels besonders im Norden der Weichsel, wo der Gürtel nur 2 bis 4 Kilometer von der Grenze abliegt, und ein sehr wechselndes Gelände mit zahlreichen Schluchten und mehreren Wasserlinien die Nachteile der Dominierung einzelner Forts verschärft. Auf russischem Boden sollen zur Bekämpfung der vorgeschobnen Gürtelwerke schon Batterieanlagen vorgesehen sein; ihre Ausgestaltung kann bei Eintritt gespannter politischer Verhältnisse noch vor Ausbruch des Krieges erfolgen, was die Schwäche der Nordfront Krakaus gewiß bedrohlich erscheinen läßt. Die Dominierung des Gürtels beträgt 50 bis 100 Meter auf wirksamster Schußweite. Etwas günstiger liegen die Verhältnisse im Vorterrain der Ostfront, ungünstig jedoch an der Südfront. Das Gelände um Krakau ist sonach für die fortifikatorische Verstärkung weniger günstig; ein Vorschieben einzelner Fortsgruppen wird durch die nahe Grenze behindert und würde überdies nicht überall den gewünschten Erfolg zeitigen. Die Befestigungen bestehen aus einer die Stadt beherrschenden Zitadelle, einem Nowau, einem innern und einem äußern Fortsgürtel. Das Nowau (Bastion mit Courtinen und gemauerten Eskarpen) umschließt die Stadt allseits, hat jedoch, da vor ihm zahlreiche Ortschaften liegen, nur beschränkten taktischen Wert, sodaß eigentlich der innere Fortsgürtel die Aufgaben des Nowaus zu erfüllen hat. Der innere Gürtel datiert aus den fünfziger Jahren, besteht aus ältern Werken mit nicht brisanzbombensichern Eindeckungen und gegen den indirekten Schuß nicht gedecktem Mauerwerk und aus Feldschanzen. Der äußere Gürtel besteht aus ältern, aus ausgebesserten und neuern Werken: modernen Artillerieforts, permanenten Zwischenwerken, Infanteriestützpunkten, alten Artilleriewerken mit großer Tiefe, aber nicht bombensichern Eindeckungen, Graben und Kofferflankierung. Trabitorbatterien sind nur in den neuen und modernisierten Werken eingebaut, die Ausgestaltung der Zwischenräume ist nicht vollendet; die Werke sind jedoch sturmfrei und haben Sicherheitsarmierung. Der Umfang des Gürtels beträgt 55 Kilometer. Krakau hat zahlreiche Militäretablissemens, wie Dampfbädereien, Dampfmühlen, große Verpflegungsdepots, Bökelanstalten, Material für die Weichselschiffahrt, darunter zwei Regierungsdampfer, die schon im Frieden den Verkehr auf dem Flusse besorgen, ein Artilleriezeugdepot; nördlich von der Weichsel an Kommunikationsknoten liegen mehrere Barackenlager, die gleich den großen Etablissemens, Feldbahndepots, Material für die feldmäßige Eisenbahn, Belagerungsartilleriepark, Luftschifferabteilungen, Telegraphen- und Telephonabteilungen, Brieffaubenstationen usw. enthalten; zahlreiche Radialstraßen, zwei Gürtelstraßen, eine Zirkumvallationsbahn, zwei Schleppbahnstrecken an die Ostfront und mehrere Lastautomobile dienen dem Verkehr innerhalb des befestigten Platzes. Die Anmarschverhältnisse für einen Angreifer sind von Norden her am günstigsten, von der südlichen Richtung her am schlechtesten;

die Nordfront der Festung ist deshalb besonders stark gehalten, dahin ist auch das Schwergewicht der Verteidigung gelegt, und dadurch sind die Nachteile des Geländes einigermaßen wettgemacht. Krakau kann nach Größe und Einrichtung seines Gürtels und dank umfassender materieller Vor sorgen als guter Stützpunkt für große Armeekorper gelten.

Die befestigte Sanlinie. Der San, ein Nebenfluß der Weichsel, von Przemyśl abwärts in nordwestlicher Richtung fließend, durchschneidet sämtliche von Ost- nach Westgalizien führenden Kommunikationen und bildet dadurch einen natürlichen Abschnitt, der die beiden Landesteile trennt; er hat abwärts von Przemyśl Hindernischarakter, ist 100 bis 250 Meter breit und bis drei Meter tief, wird von flachem, tieflandigem, im Frühjahr und Hochsommer oft überschwemmtem, sonst nassem oder von Sümpfen und toten Armen, Auen, Weidengebüsch bedecktem Anland begleitet, ist abwärts von Przemyśl bei Radowyno, Łuczyna, Jarosław, Sieniawa, Jarzycze überbrückt und bildet nach Wassermassen und infolge der weiten, übersichtlichen Niederung und des dominierenden westlichen Talrandes einen guten Verteidigungsabschnitt. Die Herstellung von Übergängen fordert abwärts von Przemyśl bedeutendes Brückenmaterial und geraume Zeit; dadurch wird dieser Teil des Sans besonders als rechter Flankenschutz der Verteidigungsstellung an der Weichsel wichtig. Die Grenze wird im Abschnitt Weichsel - Krzeszów der Hauptsache nach durch die Tanewniederung gebildet; diese ist ein besonders in der nassen Jahreszeit schwieriges, ein unterkunkts- und ressourcenloses Durchzugsgebiet, ein breites Marschgelände mit defiléeartigen Ein- und Ausgängen. Die besten Einbruchslinien aus Russisch-Polen sind die Straßen (teilweise noch Fahrweg) Janów-Domostawa - Jarzycze - Miśko mit einer festen tragfähigen Jochbrücke über den San bei Jarzycze. In dieser Grenzstrecke kommt dem Brückenpunkte Jarzycze, der diesseits der sumpfigen Tanewregion gelegen und durch mehrere Kommunikationen mit dem Hinterlande auf- und abwärts des San und über den Tanew hin verbunden ist, eine besondere Bedeutung zu. Jarzycze wird deshalb im Kriegsfall als linksseitiger Brückenkopf ausgebaut; zurzeit bestehen nur einige Infanterieschanzen.

Die am südlichen Sanufer liegende Stadt Miśko besitzt große Depots und Verpflegungsmagazine. Jarzycze ist linker Flügelstützpunkt der Sanverteidigung und wichtiger Übergangspunkt für eine durch die Tanewregion gegen Lublin gerichtete Offensive österreichisch-ungarischer Kräfte. Während der Raum Krzeszów - Sanmündung in der Tanewniederung ein starkes Hindernis hat, das die Grenzverteidigung wesentlich erleichtert, ist die Grenze von Krzeszów bis nordwestlich von Rawa-Ruska einer feindlichen Invasion offen. Die wichtigsten Einbruchslinien sind: Straße Janów - Wilgoraj - Krzeszów, Wilgoraj - Tarnogród - Sieniawa, Belzec - Gieszanów - Jarosław mit Sanbrücken an den Endorten. Von diesen Übergangsstellen hat Sieniawa die Bedeutung, daß es mehrere Kommunikationen aufnimmt, und daß von hier

aus eine Umgehung der Sanbarriere zwecks Zernierung der festen Plätze Jaroslaw und Przemyśl möglich ist; von Sieniawa aus kann der Gegner die wichtige zweigleisige Bahn, die von dem Innern der Monarchie über Krafau nach Jaroslaw – Przemyśl – Ostgalizien führt, unterbrechen und die Zufuhren in diese Plätze auf den Umweg über die Karpaten beschränken. Sieniawa ist gleich Jarzycze als einfacher Brückenkopf für den Mobilisierungsfall in Aussicht genommen. Die heute vorhandenen Befestigungen bestehen aus Infanterieschanzen und einigen Emplacements für schwere Geschütze.

Jaroslaw ist ein doppelter Brückenkopf und hat die Bestimmung, die an Militärdepots, Magazine, Unterkünften reiche Stadt und den Bahnhof gegen feindliche Handstreich zu sichern. Auf dem rechten Sanufer sperren mehrere Werke in guten Stellungen den Sanbug, auf dem linken Ufer liegen einige Batterien und Schanzen; sie sind durch Anpflanzungen weithin erkennbar und beherrschen das Santal in weitem Umkreise. Die außerhalb des Brückenkopfes bleibende Bahnbrücke bei Tuczapy wird durch zwei isoliert liegende Erdwerke geschützt.

Przemyśl ist eine Lagerfestung ersten Ranges, besteht aus einer Hauptumfassung und einem Gürtel von zahlreichen Werken.

Die Festung sichert die Übergänge über den San in jenem Teile, wo er ein fühlbares Hindernis bildet, schützt den Eisenbahnknotenpunkt, hindert die Umgehung der Dnjestrlinie in der linken Flanke und bildet im Verein mit Jaroslaw eine starke Verteidigungslinie mit der Front nach Osten und Nordosten; die am linken Sanufer führende zweigleisige Bahn und Chaussee, die beide durch das Flußhindernis dem Gegner entzogen sind, begünstigen die rasche und gedeckte Verschiebung von Truppen. Die Festung besteht aus einem Nothau von Stützpunkten und Batterien mit Verbindungslinien provisorischen Charakters an beiden Ufern des San, ist 500 bis 1300 Meter von der Stadt entfernt und folgt dem Zuge der diese nördlich und südlich vom San begleitenden Höhen, beherrscht deshalb das Vorterrain bis nahe an den Gürtel; die durch das Nothau führenden Straßen und Eisenbahnen sind durch schußsichere Tore absperrbar. Dem Nothau liegen ein Graben und Weidenpflanzungen zur Anbringung von Drahthindernissen vor; im Norden und im Südwesten der Stadt wird der taktische Wert des Nothaus einigermaßen durch die zwischen diesem und dem Gürtel liegenden großen Waldbungen beeinträchtigt. Der Gürtel wird durch eine große Zahl von Forts, Batterien und Intervallstützpunkten gebildet; die Werke sind Einheitswerke mit Hoch- und Niederwall und Trabitorbatterien, zum Teil noch ältern Typs. Die Hohlbauten sind in den meisten Werken brisanzbombensicher; in einigen Batterien gelangen Sentpanzer zur Anwendung. Zahlreiche Radialstraßen und eine Nothaustraße, deren Breite auch die Legung eines Feldbahngleises ermöglicht, mehrere Lastautomobile und Schleppgleise (am nördlichen Sanufer) dienen dem Verkehr innerhalb des Gürtels. Große Verpflegungsdepots, eine Militärdampfmühle,

eine Dampfbäckerei und eine Reihe sonstiger Anstalten sind innerhalb des Noyaus am östlichen Sanufer untergebracht. Die Belegungsfähigkeit der Festung ist durch große Barackenlager, die teils innerhalb des Noyaus, teils zwischen diesem und dem Gürtel liegen, sichergestellt. Przemyśl hat eine nahezu eben so starke Garnison wie Krakau. Die Forts sind telephonisch untereinander und mit der Stadt verbunden; in dieses Netz sind auch die meisten Barackenlager und höhern Kommandos eingeschaltet. Die umfassenden Vorkehrungen für die Verpflegung und Unterbringung großer Truppenmengen lassen den Schluß zu, daß bei einem Kriegsfall in dem Raume zwischen Przemyśl–Jaroslaw große Kräfte versammelt werden, die in dem acht bis elf Kilometer von den Sanbrücken entfernten Gürtel Schutz und Aufnahme finden. Die Festung deckt für den Fall einer ungünstigen Entscheidung in Ostgalizien die sanaufwärts über die Karpaten führenden Rückzugsstraßen. Gleich wie in Krakau ist der Gürtel an vielen Stellen nicht günstig gelegen und kann mehrfach „eingesehen“ werden, ein Übelstand, dem durch Anlage von Zwischenwerken im Ausrüstungsfall abgeholfen werden soll.

Ostgalizien ist umfassenden Angriffen aus dem wolhynischen Festungsbriede und den russischen Sammelräumen in Podolien ausgesetzt. Die Grenze ist fast durchweg offen mit kleinen Hindernissen, die wie der Zbrucz und die Bug–Styrniederung nur zeitweise Hindernischarakter haben und ohne Schwierigkeit umgangen werden können. Erst der Dnjestr ist eine stärkere Verteidigungslinie, deren rechter Flügel jedoch offen ist und über die Bukowina umgangen werden kann. In diesem Raume kommt zunächst der Hauptstadt des Landes, Lemberg, alsdann der Dnjestrstrecke Mitolajow–Miznikow eine besondere Bedeutung zu, weil sie einerseits natürliche Konzentrationsspunkte starker Kräfte sind, andererseits günstige Verteidigungsabschnitte vorstellen.

Lemberg ist das politische, geistige und materielle Zentrum Ostgaliziens, der größte Handelsplatz des Landes und ein hervorragender Kommunikationsknoten. In Lemberg münden aus dem Innern der Monarchie fünf Gleise in zwei sehr leistungsfähige Bahnhöfe, was einer raschen Versammlung zahlreicher Truppen dienlich ist. Von Lemberg aus führen vier Gleise an und über die Grenze, zum Teil mit Anschluß an das russische Eisenbahnnetz. Aus dem Bug–Styrbassin führt eine große Zahl jederzeit benutzbarer Straßen auf Lemberg, begünstigt konzentrische Einbrüche und erschwert die Festhaltung dieses Platzes. Von Lemberg aus, das starken Kräften Unterkunft und Unterhalt zu bieten vermag, ist eine die kürzeste Linie nehmende Einwirkung auf die wichtigsten russischen Verbindungen des polnischen und podolischen Kriegsschauplatzes möglich; andererseits muß jedoch auch mit einem konzentrischen und umfassenden Vorgehn der in diesen Räumen stehenden russischen Truppen und mit deren Unternehmungen über Lemberg gegen Mittelgalizien und gegen Flanke und Rücken einer dort zur Verteidigung aufgestellten oder in nördlicher Richtung operierenden österreichisch-ungarischen Armee gerechnet werden.

Die Festhaltung Lembergs erscheint darum als eine unerläßliche Voraussetzung offensiver Unternehmungen gegen Russisch-Polen östlich von der Weichsel wie für Operationen gegen den podolischen Kriegsschauplatz. Im Falle einer Niederlage der in Ostgalizien stehenden österreichisch-ungarischen Truppen wird Lemberg im Verein mit der besetzten Dnjestrlinie zu einem wichtigen Stützpunkt der Verteidigung. In der Erkenntnis der Bedeutung, die Lemberg in einem Kriege an der Nordostgrenze Österreichs zukommt, wurde dieser Platz im Jahre 1888 gegen Handstreich an der West-, Nord- und Ostseite zunächst an der Vistula durch geschlossene Schanzen und Batterien für leichte Geschütze ausgestaltet. Die Errichtung eines Gürtels ist dem Ausrüstungsfalle vorbehalten; in den letzten Jahren wurden auch an der Ostseite einige Schanzen erbaut. Lemberg hat mehrere Suppentonservenfabriken, Dampfmühlen, eine große Militärbäckerei, große Verpflegungsmagazine und viel Eisenbahnmateriale.

Die Dnjestrlinie. Der Dnjestr teilt Ostgalizien in eine nördliche und eine südliche Zone und sperrt die Zugänge aller den Fluß überschreitenden Kommunikationen, er ist ein sehr namhaftes Hindernis (abwärts von Halicz 130 bis 230 Meter breit und 1,5 bis 5 Meter tief), das außerdem noch durch die Talbeschaffenheit sehr verstärkt wird. Die Herstellung von Übergängen ist durch die zum Teil sumpfigen Ufer, zum Teil durch die Sänge längs der beiden Ufer sehr erschwert; Kriegsbrücken sind durch den oft plötzlich wechselnden Wasserstand gefährdet. Um so höhere Bedeutung erlangen die wenigen permanenten Übergänge über den Fluß. Die wichtigsten Übergangspunkte sind besetzt.

Mikolajow ist ein linksseitiger selbstmäßig besetzter Brückenkopf von 3000 bis 4000 Metern Umfang, besteht aus zwei Schanzen in starker Position, deren taktischer Wert durch die im Osten vorliegenden, schluchtenreichen Waldungen einigermaßen beeinträchtigt wird, schützt im Verein mit einem verteidigungsfähigen Wachhaus südlich vom Dnjestr bei Rudniki die Bahn- und Straßenbrücke über den Dnjestr.

Halicz ist ein linksseitiger selbstmäßiger Defensivbrückenkopf von 3000 bis 5000 Metern Ausdehnung zum Schutz der Chausséebrücke über den Dnjestr; die Werke (Infanterieschanzen und Schanzen für leichte Geschütze) liegen in der Ebene und werden von den Höhen im Norden und im Süden beherrscht; die Brücke wird auf etwa 5500 Meter von dort eingesehen; auf dem rechten Ufer liegen zwei Flankierbatterien. Die Befestigungen von Mikolajow und Halicz sollen die Übergangspunkte gegen Angriffe mit Mitteln der Feldarmee decken; die Erdaushhebung ist schon fertiggestellt. Rehlabschluß und Einbauten sind dem Ausrüstungsfalle überlassen. Das Ausrüstungsmaterial liegt in den beiden festen Plätzen bereit.

Simka und Baleszczynki sind alte aus ziemlich verfallenen Erdwerken bestehende doppelte Brückenköpfe zum Schutze der Dnjestrbrücken.

Der Mangel permanent befestigter Punkte an der von Natur aus starken Hindernislinie des Dnjestr fällt bei dessen bedeutender Länge (von Sambor bis zur Grenze 260 Kilometer) sehr nachteilig in die Waagschale; dieser Mangel macht sich besonders deshalb fühlbar, weil die Hindernislinie auf beiden Flanken umgangen werden kann; rechts durch einen Vorstoß des Angreifers am rechten Dnjestrufer, links durch ein Vorgehn westlich von Sambor, im Zwischenraum zwischen San und Dnjestr; die zuletzt genannte Maßnahme wird allerdings durch das befestigte Lager von Przemyśl stark eingeschränkt.

Die im Vergleich zu Westgalizien nur sehr schwache Befestigung wichtiger Räume läßt auf die Absicht, hier offensiv vorzugehen, schließen; im Falle eines Verteidigungskrieges, der nach den Stärkeverhältnissen nicht ausgeschlossen scheint, besitzt Ostgalizien keine erfolgverheißende Stützen der Verteidigung. Die befestigten Punkte, durchweg feldmäßigen Charakters, bezwecken vor allem die Sicherung gegen Überraschungen durch die in weitem Bogen Ostgalizien umschließenden russischen Kavalleriemassen. Die guten Verbindungen mit dem Hinterlande und zahlreiches an Ort und Stelle befindliches Material erleichtern die Instandsetzung dieser Plätze im Kriegsfall, wenn auf einen permanenten Schutz auch nicht gerechnet werden kann. Für eine aus Ostgalizien zurückgehende österreichisch-ungarische Armee wird sich, besonders in den ersten Stadien des Feldzugs, die Notwendigkeit ergeben, in und um Przemyśl ihre Verteidigung zu suchen.

Der Bedeutung Galiziens als Aufmarschraum und Kriegsschauplatz stehen Armut an Hilfsquellen und ungünstige Kommunikationsverhältnisse schroff gegenüber; die dadurch erhöhte Bedeutung der vornehmlich zu militärischen Zwecken sehr leistungsfähig ausgestalteten Eisenbahnen weist darauf hin, daß eine Zerstörung wichtiger Objekte dieser Bahnen von besonders schwerwiegenden Folgen sein müßte, deshalb vom Gegner auch angestrebt werden dürfte. Für die Zerstörung sind vielfach sehr günstige Bedingungen vorhanden, indem einerseits die Brücken über viele Wasserlinien, ferner zahlreiche Tunnel, besonders im Karpatengebiet, Objekte darstellen, deren Wiederherstellung lange Zeit dauern könnte, und indem andererseits die in vielen Strichen offene Grenze eine Unterbindung der längs dieser führenden Gleise leicht durchzuführen läßt. Diese Umstände fordern deshalb ausreichende Vororgen für die unbedingte Sicherung solcher Objekte und der Bahnen überhaupt, in erhöhtem Maße für die Linien, die in der Nähe der offenen Grensräume vorüberführen. Die halbkreisförmig um die Grenze stationierte zahlreiche russische Kavallerie scheint zu weitreichenden Streifzügen geradezu prädestiniert. Die günstigsten Richtungen infolge des offenen, ziemlich hindernislosen Geländes und wichtiger Bahnstrecken sind für solche Einbrüche die über Trzebinia, Tarnogrod, Belzer, Stojanow, Brody und zwischen Prut und Dnjestr.

Diesen Verhältnissen wird in Galizien durch die Grenz- und Bahnsicherung im allgemeinen, die Truppendislokation, Befestigungsanlagen, zahlreiche besondere Objektsicherungen und andre Vorkehrungen Rechnung getragen. Zur

Sicherung der Bahnen und der Telegraphenlinien stehn außer den Grenzsicherungsstruppen noch das Personal der Gendarmerie, der Finanzwache und territoriale Landsturmbatallionen zur Verfügung.

Besondere Brückensicherungen bestehen: bei Dźwiecim – Zator, die Nordbahnstrecke Dźwiecim – Krakau führt nahe bei der offenen, nur drei Kilometer entfernten Grenze vorbei, ist darum für den Gegner leicht erreichbar, um so mehr, als die Weichsel hier nur bei Hochwasser ein Hindernis ist; diesem Umstande verdankt die Strecke Dźwiecim – Zator ihre Entstehung. Weiter sind Sicherungen vorhanden bei Bochnia (Rababriden), bei Brzesko – Tarnow (Dunajec – Biala, Włzawicabriden), bei Debica und Rzeszow (Wisłoka und Wisłokabriden), Sieniewa, Jarosław – Radymno (Sanabriden), Miłolajow, Zydaczow, Halicz – Tczupol, Ryzniow (Dnjestrabriden), an der Seretabriden bei Hliboka, an den Karpatentunnels bei Mezo – Laborcz, Luptow – Bessid und Woronienka – Miłuliczyn. Die Brückensicherungen sind feuersicher eingedeckte einstöckige Wachhäuser mit gewehrsicheren Fensterläden, Schießscharten, Hindernisgittern und Tambours und so gelegen, daß die Anmarschlinien und Brücken unter Feuer genommen werden können. Für den Fall des Vorschreitens der russischen Offensive sind die wichtigsten Objekte an den Bahnen durch Minenanlagen für eine rechtzeitige Zerstörung vorbereitet.

Während Rußland durch ein ausgebreitetes System von Befestigungen seine Westgrenze absperrt und durch große fortifizierte Sammelräume den Aufmarsch und eine während des Feldzugs etwa nötig werdende Auffrischung seiner Streitkräfte sichert, beschränkt sich die Befestigung Galiziens auf die Festhaltung zweier großer Verteidigungslinien, die sich den russischen, gegen Innerösterreich und das ungarische Flachland gerichteten Operationen quer vorlegen. Krakau und Przemyśl können als Stützpunkte für den Aufmarsch von Kräften gelten, die gegen Rußisch-Polen vorgehn sollen, Ostgalizien jedoch hat keinen permanenten Stützpunkt, was angesichts der jenseits der Grenze liegenden russischen Aufmarschräume in Wolhynien und Podolien als nachteilig bezeichnet werden muß. Ein Vergleich der österreichisch-ungarischen Befestigungen ihrem fortifikatorischen Charakter nach mit jenen Westrußlands fällt zugunsten jener aus. Da jedoch die Bautätigkeit an den galizischen Festungen aus Rücksicht auf südliche Grenzgebiete seit geraumer Zeit (russisch-japanischer Krieg) eingestellt wurde, und die russische Kriegsverwaltung den fortifikatorischen Verhältnissen an der Westgrenze wieder erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet, wie wir eingangs gesehen haben, dürften die Rückstände der Befestigungen Westrußlands, insbesondre, soweit sie sich auch gegen die galizische Grenze richten, binnen weniger Jahre wettgemacht werden.





Vorgeschichte der französischen Revolution von 1789

Von Hermann Jaenide

2



Im Januar 1788 begannen dann die Kämpfe zwischen Regierung und Parlament aufs neue. Zwar einigten sich beide über das wichtige Gesetz, wonach den Protestanten die zivilrechtliche Gleichstellung zuerkannt wurde; nebenbei bemerkt, auch ein Zeichen der Zeit, das einen starken Beweis von der damals herrschenden Duldsamkeit zu geben vermag. Aber die Regierung glaubte jetzt die Gelegenheit gekommen, wo sie dem Parlament endgiltig zu Leibe gehn könnte, als dieses aufs neue für die verurteilten Parlamentsmitglieder, den Herzog von Orléans und die zwei Richter, eine Lanze brach. In seiner Beschwerde vom 18. Januar 1788 kommen schon Sätze vor, die an die Erklärung der Menschenrechte erinnern: „der Mensch wird frei geboren“; die Freiheit sei ein unverjährbares Recht, und das Volk könne auf sie gar nicht verzichten. Zum Schluß hieß es: „Wir bitten nicht mehr um einen Prinzen Ihres Geblüts, nicht um zwei Richter — Ihr Parlament bittet im Namen der Gesetze und der Vernunft um drei Franzosen, um drei Menschen!“ Andre, immer heftigere Vorstellungen und Angriffe gegen den König folgten. Dieser erteilte zuletzt keine Antwort mehr, sondern setzte für den 8. Mai in Versailles eine Kiffensitzung an, die, durch den Großsiegelbewahrer Lamoignon und den Minister Brienne wohl vorbereitet, das folgenschwerste Ereignis des Jahres werden sollte. Zwei Tage zuvor waren die beiden hitzigsten Parlamentsmitglieder, Duval d'Esprémenil und Goislard, durch einen Major der Garde mitten im Sitzungsaal nach einer aufgeregten Theaterzene verhaftet worden. Der König legte nun dem Parlament am 8. Mai sechs Edikte zur Einregistrierung vor, die sich mit einer großzügigen Justizreform befaßten. Die neue Gerichtsverfassung sah eine Vereinfachung des Instanzenweges und eine Beschleunigung und Verbilligung der Rechtspflege vor. Die bisherigen Parlamente sollten zwar als oberste Gerichtshöfe weiter bestehen, aber ihnen blieb nur die letzte Entscheidung der Zivilfälle, in denen es sich um mehr als 20 000 Franken handelte, und der verhältnismäßig seltenen Kriminalität der Privilegierten; also ihre bisherigen Befugnisse waren auf das stärkste beschnitten worden. Zahlreiche Ausnahmegerichte, zum Beispiel die Finanzkammern, die Forstmeistereien und Salzspeicher, gedachte man verschwinden zu lassen, sodaß damit die vererbliche Vermischung von Rechtspflege und Verwaltung aufhören sollte.

Ferner wurde eine Revision der Strafgesetze in Aussicht gestellt und diese oder jene Milde rung alsbald verfügt. Endlich bestimmte das letzte Edikt, das den heftigsten Widerstand hervorrief, das Recht der Einregistrierung politischer Gesetze sei dem Parlament zu entziehen und einer einzigen Behörde für das ganze Reich zu übertragen. Diese *cour plénière* sollte bestehn aus der vornehmsten Kammer des Pariser Parlaments, aus zwei Ministern, sechs Staatsräten, den Prinzen und Pairs, zwei Erzbischöfen, zwei Bischöfen, zwei Marschällen, je einem Mitglied jedes Parlaments und einigen andern Personen. Daß in den genannten Reformen ein vorzüglicher Kern steckte, kann nicht bezweifelt werden; aber was fragte man damals nach Reformen, was nach Einheit des Reiches, was nach Generalständen, die die Regierung im Anschluß an jene sechs Edikte wiederum ausdrücklich versprochen hatte! Die ganze Nation hatte nur einen Gedanken, den nach Freiheit, persönlicher und politischer Freiheit. Und so ergoß sich denn eine wahre Flut aufrührerischer Flugblätter über das Land; die Parlamente remonstrirten, die Rechtspflege stockte in Paris und in vielen Provinzen; hier und da kam es schon zu offenem Widerstand gegen das Militär, so in der Dauphiné, in Béarn, in der Bretagne. Auch hierbei zeigte sich wieder deutlich, daß die Provinzen damals noch für ihre Sonderstellung kämpften, und daß die Stände untereinander einig waren. „So wenig kann man aus dem, was die Revolution vollbracht hat, schließen, daß sie um dessentwillen herbeigeführt worden sei oder um dessentwillen habe kommen müssen.“

Sehr schlimm stand es um die Regierung, daß sich nun auch der Klerus von Frankreich, bisher der treueste Bundesgenosse, in seiner außerordentlichen Versammlung vom 5. Mai bis 5. August 1788 zu den heftigsten Gegnern der bestehenden Monarchie gesellte. Schon am 12. Mai forderte der Vorsitzende, Erzbischof von Narbonne, die Einberufung der Generalstände, und am 15. Juni wurden dem Könige zwei Denkschriften übergeben. Die eine enthielt eine Beschwerde über die Besteuerung des Klerus, die andre eine solche über die Errichtung der *cour plénière*. Noch zwei Monate zuvor hatte eine Deputiertenversammlung des Klerus in bündiger Form auf die Steuerprivilegien verzichtet; jetzt wollte man der „despotisch“ gewordenen Regierung nichts mehr zugestehn. In der zweiten Denkschrift stellte sich der Klerus auf die Seite der Parlamente und rief nach Generalständen; im Schlußsatz hieß es: „Der Ruhm Ew. Majestät ist nicht, König von Frankreich zu sein, sondern König der Franzosen, und das Herz Ihrer Untertanen ist die schönste Ihrer Domänen.“ Den meisten Geistlichen war dieser Bescheid noch zu zahm, aber sie lenkten ein, als am 5. Juli ein königliches Schreiben den kläglichen Rückzug der Regierung verkündigte; es bestätigte nämlich die Steuerfreiheit des Klerus und stellte die Sache so hin, als sei der Zwanzigstenerlaß nur als eine freiwillige Besteuerung der Geistlichkeit gedacht gewesen; auch habe man damals von ihren Gütern nur geredet, „um den Steuerpflichtigen jeden Vorwand auf Eifersucht zu nehmen“!

In einem zweiten Schreiben erklärte der König, die Regierung habe schon Studien über die Art der Einberufung der Generalstände gemacht; da aber die Form der Wahlen und die Zahl der Wähler und der Gewählten ganz unsicher seien, seit 1614 auch einige Provinzen neu hinzu erworben worden seien, so sollten zunächst noch in den Archiven von Gelehrten und Gebildeten Untersuchungen angestellt werden, die dann den Provinzialversammlungen und schließlich dem Könige zugehn würden. Der Klerus war mit einem solchen Bescheide wohl zufrieden und bewilligte, um sein Entgegenkommen zu beweisen, einen wenn auch kleinen Teil der verlangten Summe (statt 8 Millionen 1,8 des *don gratuit*). Der Appell an die Gelehrten und Gebildeten, sich über die Art der Generalstände zu äußern, hatte aber die Folge, daß wieder eine übergroße Zahl von Broschüren, oft unverständigen und gehässigen Inhalts, auf dem öffentlichen Markte erschien.

Eine andre Frage war noch, wie sich Heer und Marine zu den Wirren jener Zeit verhielten. Die Regierung arbeitete seit Ende 1787 und Anfang 1788 geradezu fieberhaft an den Erlassen einer neuen Heeresverfassung, die hier im einzelnen zu schildern zu weit führen würde. Nur so viel sei gesagt, daß man der Lüchtigkeit des Offizierkorps durch Erschwerung des *Avancements* und Einführung einer Prüfung Vorschub zu leisten suchte, daß aber die Revolution späterhin die meisten Reformgedanken über den Haufen geworfen hat; nur in einigen Dingen schuf das Jahr 1788 die Grundlagen, auf denen weitergebaut wurde: so richtete man die vom Grafen von Guibert schon einmal eingeführten, dann aber wieder fallen gelassenen größern Verbände, die Brigaden und Divisionen, ein, während erst unter dem Konsulat, 1800 und 1803, die noch größern „Armeekorps“ entstanden; neu waren auch die wohl dem großen Preußenkönig abgesehenen jährlichen Manöver. Doch was nuzte aller Eifer, alle Einsicht der Regierung, wenn der kräftige Wille fehlte, die Neuerungen auch in die Wirklichkeit umzusetzen! Daran war aber bei dem Widerstande namentlich der obersten Schicht des Adels nicht zu denken: zuerst widersetzten sich die Offiziere, dann versagten auch die Mannschaften, und der Versuch mit den Manövern im Herbst 1788 verlief geradezu kläglich und lockerte die Disziplin noch mehr. Besondern Wert hatte Ludwig der Sechzehnte von jeher auf die Verbesserung und Erweiterung der Marine gelegt, und von dem Neubau des für uneinnehmbar gehaltenen Hafens von Cherbourg sagte Marie Antoinette, es sei der auffallendste Schritt seiner ganzen Regierung gewesen. Aber auch diese Bestrebungen konnten nicht tatkräftig genug gefördert werden, da sich die Finanznot immer furchtbarer gestaltete. Um nun die schwierig gewordenen Finanzmänner wenigstens etwas gefügiger und den unzweifelhaft bevorstehenden Staatsbankrott wenigstens etwas erträglicher zu machen, griff Brienne zum letzten Mittel, zu dem bedeutungsvollen Erlaß vom 8. August 1788: die Generalstände sollen bestimmt am 1. Mai 1789 berufen werden! Nur wenigen Gebildeten wie Mirabeau leuchtete die Wichtigkeit dieses Schrittes ein; die

Masse verhielt sich völlig stumpf, und auf die Finanzlage hatte er so wenig Einfluß, daß Brienne bereits am 16. August Maßregeln ankündigen mußte, nach denen bis zum Ende des Jahres 1789 statt des Papiergeldes, „dessen Gefahren man kenne“, Treasorscheine zu fünf Prozent ausgegeben werden sollten, mit denen man die Staatsgläubiger befriedigen und die Gehalte der höhern Beamtenschaft auszahlen wollte, während man die Besoldungen in Heer und Marine und die kleinen Gehalte bis zu 1200 Franken in bar auszuzahlen gedachte. Es war offenbar, daß man es mit dem Staatsbankrott zu tun hatte. Diese Einsicht genügte aber, um Brienne als ersten Minister unmöglich zu machen. Die öffentliche Meinung verlangte die Rückkehr Neckers als Finanzminister. Es fragte sich nur, wie dieser maßlos ehrgeizige Mann neben Brienne bestehen sollte. Da waren es die Königin und der österreichische Botschafter Mercy, die die Angelegenheit in die Hand nahmen und den König dazu bewogen, den Abscheu gegen Necker zu überwinden und seine Berufung in das Ministerium auszusprechen. Brienne selbst war vornehm genug, sich im August 1788 zum freiwilligen Rücktritt bereit zu erklären. Wieder also hatte die öffentliche Meinung den Sieg über die Monarchie davongetragen: mit unendlichem Jubel wurde Necker von ihr als der leitende Mann begrüßt, und dies doch nur deshalb, weil er von jeher kräftig für die Beschränkung der Monarchie eingetreten war! Adel, Klerus und Parlament, die damals noch ausschließlich die Führung der Revolution innehatten, schienen gänzlich vergessen zu haben, daß dieser Mann der Freund des dritten Standes war, dem er in den Provinzialversammlungen die gleiche Vertretung verschafft hatte wie den beiden ersten Ständen zusammengenommen. Alle Bedenken wurden eben über dem Durste nach Freiheit hintangesezt! Von ernstern ständischen Reibungen kann noch keine Rede gewesen sein.

Im Gegenteil: das Zusammenwirken der Stände war geradezu ein bewußtes, und darin eben lag eine ernste und große Gefahr für die Regierung, deren Stellung überdies durch gewisse wirtschaftliche Mißstände erschwert wurde. Dahin gehörten die mittelmäßige Ernte von 1788, ferner der freiheitliche Handelsvertrag mit England von 1786, der einigen Provinzen, zum Beispiel der Normandie, schweren Schaden zufügte, endlich eine Krise in der damaligen Seidenindustrie Frankreichs, besonders Lyons. Neckers erste Maßnahmen wirkten nicht ungünstig. Schon seine Erhebung hatte eine merkliche Steigerung der Börsenkurse zur Folge; am 7. September verbot er den Getreideexport aus allen Häfen und sonstigen Ausgängen der Monarchie, und am 23. September wandte er sich gegen die Getreidespekulation, um eine genügende Menge Getreide dem Lande zu erhalten, Erlasse, die freilich die Besorgnisse der Bevölkerung eher vergrößerten als verminderten. Schon vorher, am 16. September, hob ein königlicher Erlaß den vom 16. August auf, sodaß die Zahlungen der königlichen Kasse wieder in bar erfolgen sollten; die kritische Lage wurde darin zwar zugegeben, aber man hoffte doch, bis zum Zusammentritt der Generalstände auf

diese Weise fortwirtschaften zu können. Von diesen erwartete jetzt auch die Regierung eine völlige Erneuerung aller staatlichen Verhältnisse. Hatte schon bisher Necke allen Wünschen der öffentlichen Meinung feige nachgegeben, so auch in dem wichtigsten Verlangen, dem der Wiederherstellung des Parlaments. Hier zeigte sich die ganze Unfähigkeit Neckes. Am 23. September erschien die königliche Erklärung, wonach die Parlamente in alle ihre Befugnisse wieder eingesetzt und die gefangenen Gefährten des schon vorher begnadigten Herzogs von Orléans befreit wurden; dagegen verlor der Großsiegelbewahrer Lamoignon seinen Posten. Die Nation hatte also wiederum einen glänzenden Sieg im Kampfe um die Macht gewonnen, die Regierung eine furchtbare, nicht mehr gut zu machende Niederlage erlitten!

Da trat aber Ende September 1788 ein gewaltiger Umschwung in der vorrevolutionären Bewegung ein. Schon unter Brienne und Lamoignon hatte die Regierung hier und da den Versuch gemacht, den dritten Stand gegen die beiden ersten Stände und die Parlamente aufzuwiegen; bisher immer mit geringem Erfolg. Jetzt aber gab das Pariser Parlament selbst den Anstoß zur Erregung der höchsten Unzufriedenheit des dritten Standes. Als es nämlich am 25. September jene königliche Erklärung einregistrierte, verlangte es zugleich, wenn auch beiläufig, daß die Generalstände genau in den Formen von 1614 einberufen werden sollten. Man forderte dies, weil die Parlamentsmitglieder im Jahre 1614 eine ganz hervorragende Stellung innegehabt hatten, und weil man befürchtete, daß der dritte Stand, der ja schon in den Provinzialversammlungen ebenso stark vertreten war, wie die beiden andern Stände zusammengenommen, ihnen in den Generalständen über den Kopf wachsen könnte. Mit jenem Beschluß des Parlaments war also der dritte Stand ganz und gar nicht einverstanden; er beanspruchte sofort Verdoppelung der Zahl seiner Abgeordneten und Abstimmung nach Köpfen; mit der Popularität des Parlaments war es aber vorbei, und zwar für immer. Es zeigte sich wieder einmal, wie rasch die Meinungen der Masse zu wechseln imstande waren, und ferner, daß sich das Parlament im Irrtum befand, wenn es geglaubt hatte, es habe die Macht, die öffentliche Meinung zu beherrschen; gerade das Gegenteil war bisher immer der Fall gewesen: das Parlament hatte sich eben immer der öffentlichen Meinung unterworfen und dadurch eine Scheinherrschaft ausgeübt. Wie stellte sich nun Necke zu dieser neuen Phase der Vorrevolution? Als Gönner und Liebling des Volks wollte er es um keinen Preis mit dem dritten Stande verderben, und deshalb vermochte er das Parlament Anfang Dezember zu einer Abschwächung seiner Erklärung vom 25. September. Diese Liebesmühe erwies sich jedoch als vergeblich: die neueste Erklärung des Parlaments machte keinen Eindruck mehr. Andererseits suchte Necke auch die Fühlung mit den beiden ersten Ständen nicht zu verlieren, die seiner Stellung ja hätten schaden können; und deshalb entschloß er sich zur Berufung der zweiten Notabelnversammlung, um, wie er sich ausdrückte, durch diese in der Frage der Generalstände „eine

imposante Meinungsäußerung“ herbeizuführen; im geheimen wünschte er, was übrigens auch vorauszusehen war, daß die Notabeln die Zahl der Abgeordneten des dritten Standes verdoppeln würden. Eine arge Enttäuschung erfuhr aber Necker dadurch, daß die Notabeln ebenfalls die alte Form der Beratung der Generalstände forderten, wonach dem dritten Stande nur eine Stimme gegenüber den beiden andern Ständen zugebilligt werden sollte.

Die Erregung der Zeit spiegelt sich seit Oktober 1788 in einer unzählbaren Menge von Broschüren wider, und umgekehrt: diese Massenpamphlete steigerten wiederum die furchtbare Gärung des Volks bis zur Siedehitze, nicht bloß in Paris, sondern auch in den Provinzen, obwohl in diesen in etwas maßvollerer Weise. Die Schriften rührten meist von Männern des dritten Standes her; aber es fehlte auch nicht an abligen Schriftstellern, unter denen wieder solche zu unterscheiden sind, die aufrichtigen Herzens für den Tiers eintraten, und solche, die sich aus Furcht oder Schlauheit auf die Seite der aufsteigenden Macht dieses Standes stellten. Unter den geistlichen Publizisten ragte am meisten hervor der Abt Sieyès. Seine erste Broschüre trug den Titel „Versuch über die Privilegien“ und wurde noch wenig beachtet, obwohl sie schon folgende Kraftstellen enthielt: „Ja die Privilegierten kommen wirklich so weit, sich für eine andre Art von Menschen zu halten“ und: „Sobald jemand ein Privileg besitzt, verengert sich sein Patriotismus.“ Weit und breit berühmt wurde Sieyès erst durch seine zweite Schrift: *Qu'est-ce que le Tiers-Etat?* Sie war ziemlich kurz, in gedrungne Kapitel eingeteilt, diese wieder zum Teil in Paragraphen mit passenden Überschriften; sie zeichnete sich durch Bestimmtheit des Ausdrucks, durch Einseitigkeit und blinden Fanatismus aus, ohne doch nach sonstiger damaliger Sitte in wüste Schimpfereien und geschmacklose Wiße auszuarten. Die ersten drei Abschnitte beantworteten die drei Fragen: was ist der dritte Stand; was war er bisher im staatlichen Leben; was verlangt er? mit drei unzweifelhaften Unrichtigkeiten: der dritte Stand ist alles; er ist bisher nichts gewesen; er verlangt etwas zu werden. Tatsächlich hatte er immer eine hohe Bedeutung gehabt, aber er wollte sich jetzt womöglich die alleinige Bedeutung anmaßen; das geht wenigstens aus den drei letzten Abschnitten der Broschüre hervor, zumal wenn im letzten Kapitel der Rat erteilt wird, der dritte Stand solle sich von den zwei ersten absondern und eine Nationalversammlung bilden, oder er solle an eine außerordentlich zu berufende Nationalversammlung appellieren. In einer wenige Wochen später erschienenen Schrift wiegelte übrigens Sieyès gewaltig ab und mahnte ausdrücklich zum Frieden zwischen den drei Ständen. In den folgenden Monaten bis nach der Berufung der Generalstände wurden die Angriffe der Pamphletisten immer verrückter, schändlicher, schamloser und blutiger. Camille Desmoulins nennt in seiner *France libre* die Monarchie „die geborne Feindin unsrer Sitten“ und den Adel „die Vampire des Staats“. Schriften reaktionären oder auch nur gemäßigten Inhalts fehlten fast ganz und wurden, wenn sie erschienen, vom Publikum nicht gelesen. Alle schrien nach

Freiheit, nach konstitutioneller Beschränkung der Monarchie; an den großen Reformbestrebungen schien kein Interesse vorhanden zu sein, andrerseits waren Stimmen wie die des radikalen Camille Desmoulins, der schon von der Republik träumte, doch nur selten. Der Kampf zwischen den Privilegierten und dem dritten Stande brach aber nicht bloß in der Literatur, sondern um dieselbe Zeit auch in Versammlungen und auf den Straßen und nicht zuletzt in mehreren Provinzialversammlungen aus, besonders in der Bretagne, in der Freigravität, in Languedoc, in der Provence; und in der Dauphiné kam es schon zur offenen Revolution gegen die Regierung, die sich nahezu passiv dazu verhielt, ganz nach der beliebten Art Neckers, der nunmehr alle Entscheidungen von den Generalständen erwartete. In diesen Kämpfen gebärdete sich der dritte Stand überall als leidenschaftlicher Angreifer und gab sich nur da zufrieden, wo die Privilegierten in jeder Beziehung nachgaben. Dies geschah aber nur in der Dauphiné; andertwärts war er freilich auf dem besten Wege, auch alles zu erreichen.

Die zweite Notabelnversammlung zeigte dieselbe Zusammensetzung wie die erste und wurde am 6. November 1788 eröffnet; sie arbeitete aber nur in sechs Büreaux, weil einer der Prinzen von Geblüt durch Kränklichkeit an der Tätigkeit verhindert war. Bei der Eröffnung der Versammlung nahm nach kurzen Ansprachen des Königs und des neuen Großsiegelbewahrers Barentin der Minister Necker das Wort und wies in vorsichtiger aber unentschiedener Weise darauf hin, daß sich die innre Lage seit 1614 wesentlich verändert, der dritte Stand sich seitdem kräftig entwickelt habe; dabei ließ er durchblicken, daß, wenn die Notabeln etwa die von der Regierung grundsätzlich beschlossene Verstärkung der Stimmen des Tiers nicht zugestehn wollten, sich die Regierung in dieser Sache an die Generalstände selbst wenden werde. Er legte dann das Programm für die Arbeiten der Versammlung vor; es bestand aus vier Gegenständen: Zusammensetzung der Generalstände; Form ihrer Berufung; Ordnung ihrer Wahlen; Abhaltung der Versammlungen, in denen über die Instruktionen der Abgeordneten zu beratschlagen wäre. Weiterhin erhob sich in dieser ersten Sitzung der Präsident des Pariser Parlaments und erklärte mit aller Bestimmtheit, daß dem Parlament hauptsächlich das Verdienst zukomme, zur Berufung der Generalstände beigetragen zu haben, daß dies aber nur in den Formen von 1614 geschehen könne, da diese jedem sein Recht verschaffen würden, und weil sie die überlieferten seien. Also gleich am Anfange pläzten die Gegensätze wieder aufs heftigste aufeinander. Am folgenden Tage ging man dann an die Beratung der einzelnen Gegenstände. Die Stimmung eines Teils der Notabeln war infolge der gleichzeitigen Erregung, die durch die Broschürenliteratur hervorgerufen wurde, natürlich stark zur Reaktion geneigt, und der Prinz von Conti sprach es geradezu aus, der König solle die „neuen Systeme“ für immer verurteilen und die alte Verfassung Frankreichs ganz unverfehrt erhalten. So traten denn auch nur 33 Stimmen; also etwa ein Viertel aller Stimmen, für die Verdoppelung der Vertretung des Tiers ein. Ebenso neigten die meisten Büreaux

in der noch wichtigern Frage, ob die Generalstände nach Ständen oder nach Köpfen abstimmen sollten, weit mehr zur Abstimmung nach Ständen. Sie verzichteten nochmals, wie 1787, ausdrücklich auf alle Steuerprivilegien, hielten aber im übrigen um so fester an den alten Formen und Organisationen. Dagegen fiel die Entscheidung der übrigen Fragen um so liberaler aus: das aktive und das passive Wahlrecht sollte im Alter von fünfundzwanzig Jahren erworben werden, der Sekundärklerus beide Rechte ebenfalls ausüben dürfen, ebenso der gesamte Adel. Die beiden letzten Entscheidungen zeugten von großer Weitherzigkeit; denn ein großer Teil der Landgeistlichkeit und des verarmten Landadels hielt ja unbedingt zum dritten Stande. Dieselbe Weitherzigkeit herrschte in den meisten Bureaus in betreff der Bestimmungen, die man für die Wahlen des dritten Standes in den Städten und auf den Dörfern festsetzte. Zweifelhaft konnte es sein, ob der dem dritten Stande erfüllte Wunsch, wonach Geistliche und Ablige von der Wahl ausgeschlossen wurden, dem dritten Stande wirklich zugute kommen würde; denn ein Sieyès, ein Mirabeau hatten für den Tiers mehr getan, als es einem Vertreter dieses Standes selbst möglich war. Dagegen konnten die Parlamente ihre Hoffnung, in den Generalständen eine entscheidende Rolle zu spielen, für immer begraben; sie waren es gewesen, die hauptsächlich den Sturm der Empörung gegen die Regierung groß gezogen hatten, dann aber doch mit aller Gewalt an dem alten Regime festhielten.

Am 12. Dezember wurde die Notabelnversammlung geschlossen. Auch ihr kann man den Vorwurf nicht ersparen, daß sie die politische Lage verkannt habe: die dem dritten Stande gemachten Zugeständnisse ließen doch die Garantie für den notwendigen Fortbestand und die Sicherheit der Privilegierten gar zu sehr vermissen. In dieser Beziehung war der in jenen Tagen erscheinende Prinzenbrief (*lettre des princes*), eine von Artois, Condé, Bourbon, Enghien und Conti unterzeichnete Denkschrift an den König, scharfsichtiger. Sie begann mit den richtigen Worten: „Sire, der Staat ist in Gefahr“ und verlangte in scharfem Tone die Berufung der Generalstände nach der alten Form, da der dritte Stand, wenn man seine Vertreter verdoppeln wolle, immer mehr fordern werde; die beiden ersten Stände sollten nur dann auf ihre Steuerprivilegien verzichten, wenn sich der dritte Stand ruhig verhalte. Schließlich drohte der Brief damit, daß der Adel die Generalstände nicht beschicken, daß also eine Spaltung eintreten werde. Man empfindet ohne weitere Darlegungen, wie unpolitisch das Verhalten der Prinzen in dieser Zeit war, und eine Entgegnung seitens des Adels blieb auch nicht aus. Wenig Tage später (20. Dezember) richteten nämlich die Pairs Frankreichs ebenfalls einen öffentlichen Brief an den König, in dem sie ohne jede Einschränkung für volle Steuergleichheit eintraten, und denselben Gedanken sprach am 22. Dezember das Pariser Parlament aus. Neckher befand sich in der schwersten Verlegenheit, wie er sich zu den widerspruchsvollen Wünschen der maßgebenden Körperschaften und der öffentlichen Meinung stellen sollte. Seine Entscheidung, durch die Königin stark

beeinflusst, erfolgte am 27. Dezember 1788 in einem Altenstück, das im ersten Teile einen langen Bericht an den König, im zweiten das „Resultat des Conseils“ enthielt. Darin hieß es, daß mindestens tausend Abgeordnete zu den Generalständen zu wählen seien, von denen die Hälfte dem dritten Stande angehören sollte. In bezug auf die eben so wichtige Frage, ob nach Ständen oder nach Köpfen abzustimmen sei, wiederholte er, was er den Notabeln gesagt hatte, daß die Entscheidung in dieser Angelegenheit Sache der Generalstände sein werde; freilich sei es ohne Zweifel erwünscht, daß die Stände freiwillig in allen den Fällen gemeinsam berieten, in denen „ihr Interesse absolut gleich und ähnlich“ sei. Man sieht, wie sich Necker, die Königin, der König nun entschieden auf die Seite des dritten Standes stellten; das gab sich zumal in folgenden Worten des Berichts kund: „Der Wunsch des dritten Standes wird, solange er mit den Grundsätzen der Billigkeit im Einklang ist, immer der Wunsch der Nation (*le vœu national*) genannt werden. Die Zeit wird ihn bestätigen, das Urteil Europas ihn ermutigen; der Souverän kann nur regeln oder beschleunigen, was die Verhältnisse und Meinungen von selbst herbeiführen müssen.“ Es lag auch durchaus im Interesse des dritten Standes, wenn Necker auf dessen Wunsch nicht einging, wonach jeder Stand Abgeordnete nur aus seiner Mitte wählen dürfe, sondern völlige Freiheit der Wahlen proklamierte. In jenem Berichte des Ministers folgte dann ein umfassendes Reformprogramm: neue Steuern sollten nur mit Bewilligung der Generalstände eingeführt werden; diese seien in regelmäßigen Zwischenräumen einzuberufen und auch mit den Ausgaben des Staates, einschließlich der persönlichen des Königs, zu befassen, ebenso mit der Frage der Einschränkung oder Abschaffung der *lettres de cachet* und mit dem Maße der zu gewährenden Pressefreiheit; ferner seien statt der Provinzialversammlungen Provinzialstände einzuberufen und diese mit den Generalständen in organische Verbindung zu bringen, und wenn der König mit dem Verhalten jener zufrieden sei, so werde die Tätigkeit seiner Beamten in der Lokalverwaltung stark eingeschränkt werden können. Der König werde mit Vorteil auf einen Teil seiner Vorrechte verzichten, aber „die großen Funktionen der obersten Gewalt“ behalten. Es muß zugegeben werden, daß dieses Programm eine bedeutende Leistung Neckers war, vorausgesetzt, daß es nicht überstürzt, sondern, wie einst in England, allmählich durchgeführt wurde. Allerdings, es fehlte darin noch viel von dem Ideal Montesquiens mit der Dreiteilung der staatlichen Gewalt und noch mehr von dem Ideal Rousseaus, wonach das Volk souverän und die Regierung lediglich der Mandatar des Volkes sein sollte. Vorderhand war aber der dritte Stand beglückt, nicht etwa, weil er mit den Neckerischen Zugeständnissen zufrieden gewesen wäre, sondern weil er, und zwar zum erstenmal, durch seine eigne Kraft über die absolute Monarchie glänzend triumphiert hatte.

Wäre nun Necker der Mann gewesen, unverbrüchlich festzuhalten an dem, was er in seinem Programm aufgestellt hatte, so wäre eine Rettung des Staats

wohl möglich gewesen. Aber seine Charakterschwäche und Oberflächlichkeit sowie andre, außer ihm liegende Verhältnisse ließen es nicht mehr dahin kommen. Seit dem Mai 1788, wo Brienne und Lamoignon mit ihren Reformplänen hervorgetreten waren, nahm der Gedanke der den Staat zersetzenden Selbstverwaltung, des Provinzialpartikularismus, eine erschreckende Gestalt an; es schien, als ob sich Frankreich in seine Provinzen auflösen wollte, so laut wurde der Ruf nach Provinzialständen, die ja nun auch nach Neckers Programm an Stelle der Provinzialversammlungen in Aussicht gestellt wurden. Andre böse Zeichen der Zeit bestanden in der immer offener hervortretenden Verhöhnung des Königs; in den heimlichen Versuchen, den elenden Herzog von Orléans auf den Thron zu bringen; in den Plänen der Geliebten des Grafen von der Provence, des königlichen Bruders, unter Entfernung der Königin Marie Antoinette eine Regentschaft unter Leitung ihres Freundes einzurichten; endlich in dem vielfachen Versagen der Armee, in der sich von den Generalen herab bis zu den Gemeinen die Disziplinlosigkeiten häuften. Und alledem gegenüber fuhr Necker mit seinen Sympathiekundgebungen für den dritten Stand fort; wie er denn alle Schriften zugunsten der beiden ersten Stände unterdrückte und sich über die Verlegenheiten der Privilegierten freute, da er sie dann in den Generalständen gefügiger zu finden hoffte. Zu spät gingen ihm, seinem Bewunderer, dem österreichischen Botschafter, und der Königin die Augen auf; zu spät erkannte er, wo hinaus die antimonarchische Gesinnung des dritten Standes, der herrschende Geist der Tollheit führen mußten. Neckers Vertrauen brach vollends zusammen, als sich der Getreidemangel infolge der ungünstigen Ernte fühlbar zu machen begann, und als die Wahlen zu den Generalständen immer radikalere Wünsche zeitigten und vielfach unerwünschte Kandidaten zutage förderten. Zu spät suchte er durch die Eröffnungsrede der Generalstände am 5. Mai 1789 einzulenten; in ihr brachte er es nur dahin, daß die Regierung gar keine Partei mehr für sich hatte. Denn in dem Bestreben, wirklich unparteiisch zu sein, schmeichelte er bald dem Adel, bald dem dritten Stande und verlor es dadurch mit beiden. Was nützte es demgegenüber, wenn er die Drohung durchblicken ließ, daß die Regierung die von ihr berufenen Generalstände auch wieder entlassen könne, und daß die Finanzen auch ohne diese in Ordnung zu bringen seien; Behauptungen, die doch nur neue Mißstimmung und Erregung hervorrufen mußten. Was noch die Wahlen zu jener Versammlung angeht, so sei hier nur bemerkt, daß der Wahlmodus überaus kompliziert war, noch weit verwickelter als in diesen Tagen der zu den russischen Dumen, daß man sich aber im großen und ganzen an die Bestimmungen hielt, die in den Bureaus der zweiten Notabelnversammlung festgesetzt worden waren. Bei den Wahlen selbst zeigten sich hier und da Gegensätze, und zwar noch mehr zwischen den beiden ersten Ständen als zwischen dem Adel und dem dritten Stande, zwischen denen in den meisten Fällen sonst ein gutes Einvernehmen vorherrschte, so daß sie öfters eine gemeinsame Denkschrift (cahier) für



die Generalstände aufzuckten oder sich doch gegenseitig mitteilten. Weit seltner war ein Einvernehmen zwischen Klerus und Tiers und ganz selten ein solches zwischen den beiden ersten Ständen ohne den Tiers. Dagegen herrschten gerade in Paris die schroffsten Gegensätze zwischen den drei Ständen, und das war verhängnisvoll genug. Das schließliche Ergebnis der Wahlen sah überhaupt recht bedenklich aus: im ersten Stande überwogen die Landpfarrer; im zweiten bildeten die Radikalen eine erkleckliche Anzahl; im dritten saßen neben einigen bedeutenden Männern wie Mirabeau sehr viele Verfasser von Heftbroschüren und sonstige Agitatoren. Die Wähler gaben damals ihren Vertretern die schon erwähnten Cahiers mit, Denkschriften, in denen sie ihre Beschwerden und Forderungen formulierten. Man findet in ihnen den „Geist“ vertreten, wie er sich in Frankreich namentlich in den Jahren 1788 und 1789 entwickelt hatte. Diese Andeutung mag hier genügen, im übrigen aber muß auf das epochemachende Werk von E. Champion, *La France d'après les cahiers de 1789*, verwiesen werden. Man staunt über die Übereinstimmung der Grundgedanken, die sich in den Cahiers aller drei Stände vorfinden, und doch nutzte das Entgegenkommen der Privilegierten dem dritten Stande gegenüber nichts: dieser steigerte nur seine Begehrlichkeit binnen wenigen Monaten bis zur Raserei und zur Vernichtung der beiden ersten Stände, begünstigt durch die Rat- und Wehrlosigkeit der überdies in sich gespaltnen Regierung und durch die Unfähigkeit und Verblendung des leitenden Ministers.

So wurde denn das alte Frankreich mit seinen guten und seinen schlechten Eigenschaften von Grund aus niedergerissen und ein neues errichtet, dem aber die Fundamente so sehr fehlten, daß es schon 1793 in sich zusammenstürzte und sich erst aus unendlichen Strömen von Blut durch Schaffung einer furchtbaren Zentralgewalt wieder erheben konnte. Wie anders ging dann der Freiherr vom Stein mit seinem Neubau des preussischen Staates vor, indem er den Untertanen die Freiheit schenkte, damit sie den Staat nicht schwächten, sondern erst recht stärkten!



Johann Friedrich von Schultes Lebenserinnerungen

Von Carl Jentsch

1



In der letzten vorjährigen Nummer ist über die (bei Emil Roth in Gießen erschienenen) Lebenserinnerungen des Organisations der Alttholischengemeinschaft, des Professors Dr. Joh. Friedrich v. Schulte, berichtet worden. Als zweiten und dritten Band dieser Erinnerungen schickt er ihnen eine Sammlung von Zeitungsartikeln und Essays politischen, kirchenpolitischen, sozialen, historischen und biographischen Inhalts nach. Manches davon hat nur seinerzeit, als es aktuell war, Bedeutung

gehabt, andres hat bleibenden, zum Teil urkundlichen Wert. Schulte gehört zu jenen Altkatholiken, die zu ihrer leidenschaftlichen Bekämpfung des Ultramontanismus deswegen wenig berechtigt sind, weil sie selbst diese Geistesrichtung groß gezogen haben. Wir haben gesehen, wie er als junger Referendar die Gründung eines militärischen Ordens zur Verteidigung des Kirchenstaats betrieb und noch im Jahre 1861 als juristischer Berater des Kardinals Rauscher diesem von der katholischen Abteilung im preussischen Kultusministerium Material besorgt hat, aus dem hervorgehe, „daß, ich möchte sagen, je freier die katholische Kirche in Preußen nach dem Wortlaute der Gesetze ist, man desto mehr in praxi die Katholiken zu beeinträchtigen strebt“. In einem der vorliegenden Aufsätze entschuldigt er seine frühere Haltung. „Wenn unsereins, schreibt er im Jahre 1874, bis vor drei Jahren nicht offen mit der Kurie brach, so hat das seinen guten Grund. Man hoffte und hoffte, man konnte sich nicht denken, daß die Kurie so schlecht sei, man verkleisterte oder vertuschte in derselben Absicht, wie ein liebendes Kind die Fehler der Eltern verdeckt, man scheute sich, die schmutzige Wäsche ans Licht zu tragen, kurz man war durch lauter Gutmütigkeit ein brauchbares Werkzeug wider Willen.“ Wenn sich aber Männer von der außerordentlichen Verstandesschärfe Schultes und dem phänomenalen Wissen Döllingers und bei der genauesten Kenntnis der römischen Kurie bis in ihr reifstes Mannesalter — bei Döllinger muß man sagen Greisenalter — über das Wesen der Kurie nicht klar geworden sind, wie können sie da von gewöhnlichen Geistlichen und Laien, die weniger begabt, weniger unterrichtet, in die streitigen Vorgänge (es ist in dem Artikel von Bischofswahlen die Rede) gar nicht eingeweiht sind, und von denen viele in ihrer Naivität an den hart getadelten Dingen gar keinen Anstoß nehmen — wie also können diese anerkannten Führer des katholischen Volkes verlangen, daß, wenn sie nun plötzlich schwanken und den ihrem bisherigen gerade entgegengesetzten Kurs einschlagen, das Volk, zu dem auch die Bischöfe zu rechnen sind — verehrten sie doch jene Führer als ihre Lehrer —, die Schwankung mitmachen? Die altkatholischen Führer erklärten: der Papst und sein ganzer Anhang sind der Ketzerei verfallen; die Masse der Katholiken dagegen: was ihr Ketzerei nennt, das ist doch bloß eine Folgerung aus dem Kirchenbegriff, den ihr uns gelehrt habt, und sie konnten sich dabei auf die Protestanten aller Schattierungen berufen, die ganz dasselbe sagen. Sie konnten den Altkatholiken entgegenhalten, was Erasmus den Lutheranern vorhielt: die Wahrheit ist nicht immer beim großen Haufen, aber die Kleinheit des Haufens ist doch noch weniger ein überzeugender Beweis dafür, daß er sich im Besitz der Wahrheit befinde; und sie konnten es mit sehr viel größerem Recht, denn was bedeuteten bei der Volkszahl des neunzehnten Jahrhunderts die fünfzigtausend Altkatholiken im Vergleich zu den Millionen Anhängern Luthers? Gewiß: das Vatikanum war geeignet, bei einem Manne, der seit längerer Zeit an der Göttlichkeit des Papsttums Zweifel hegte, die Entscheidung im negativen Sinne herbeizuführen, aber dann mußte er nicht sagen: ihr habt eine neue

Kirche gemacht, und wir Protestierenden sind die alte Kirche, sondern: die alte Kirche hat sich über ihr eignes Wesen getäuscht; wollen wir Christen im Sinne des Neuen Testaments sein, so müssen wir es entweder mit einer neuen Kirchengründung versuchen, die auf das Vermögen und die Rechtsstellung der alten Kirche keinen Anspruch erheben kann, oder als vereinzelte Gläubige, sozusagen als religiöse Anarchisten leben. Nur als Nothelf, nicht als „die wahre alte katholische Kirche“, ist die Altkatholikengemeinschaft zu rechtfertigen. Daß dieselbe deutsche Wissenschaft, die in Rom für anrühlig galt, und deren Vertreter später das Vatikanum bekämpften, vorher das kurialistische Gebäude gestützt hatte, gesteht Schulte selbst; es war aber in Wirklichkeit kein bloßes Stützen gewesen, sondern diese Männer, allen voran Döllinger, hatten den beinahe geschwundenen Glauben ans Papsttum in Deutschland neu begründet, wie in dem Bericht über Friedrichs Döllingerbiographie dargelegt worden ist. Wenn es Schulte um die Aufdeckung des wirklichen historischen Zusammenhangs zu tun gewesen wäre, hätte er das ebenfalls darstellen müssen, und an manchen Stellen seiner Aufsätze würde sich ihm, wenn er unbefangener wäre, die Verpflichtung, es zu tun, geradezu aufgedrängt haben, zum Beispiel Seite 233 des dritten Bandes, wo er die Männer des Münchner Kreises nennt und Döllingers „Reformation“ erwähnt, ein Werk, „das noch heute ihm von protestantischer Seite vielfach nicht verziehen wird“.

Der Mensch wird im Handeln nie von einem einzelnen Motiv allein bestimmt, am allerwenigsten bei gemeinsamem Handeln, wo ja selbstverständlich die Schicht oder Gruppe, der man angehört, den stärksten Zwang ausübt. Für das Verhalten in religiöser Beziehung mischen sich, von grob materiellen selbstfüchtigen Motiven wie Aussicht auf Geldgewinn oder Furcht vor Verlust ganz abgesehen, den bestimmenden religiösen Interessen mancherlei soziale und politische bei, die ihrer Natur nach Masseninteressen und darum von zwingender Macht sind. Schulte hat einige davon behandelt. Ein sehr wichtiges und wirksames nur sehr kurz: das der Parität. Er erwähnt „Das rote Buch“, eine katholische Agitationschrift, die 1884 in München erschien. Er weist ihr Übertreibungen, Entstellungen und Lügen nach, bemerkt jedoch in Beziehung auf die Imparität, die darin gerügt wird: „Die Klage der Katholiken, bei der Besetzung aller einflußreichen Stellen in der Staatsverwaltung auch *ceteris paribus* den Evangelischen gegenüber zurückgesetzt zu sein, die allgemeine Ansicht, daß von Staats wegen verhältnismäßig viel mehr für den Unterricht der Evangelischen als für den der Katholiken hergegeben werde, war bis auf das letzte Jahrzehnt [das heißt die sechziger Jahre] nicht unbegründet. Es läßt sich nicht bestreiten, daß [daraus] die Regierung, bevor 1870 der große Riß in der katholischen Kirche offener hervortrat, bei einem Konflikte auf die Mitwirkung und Sympathie nur sehr weniger Katholiken rechnen konnte. Es ist Tatsache, daß damals fast ausnahmslos die katholischen Schriftsteller für die weitgehendsten »Rechte der Kirche« eintraten, weil bei ihnen die Über-

zeugung herrschte, daß nur durch die möglichste Freiheit der Kirche die Katholiken im Staatsleben völlige Gleichberechtigung mit den Protestanten erlangen könnten. Das Gefühl, der Katholik habe regelmäßig im Staatsdienste schlechte Aussichten, war allgemein und hat katholische Juristen mehrfach ins ultramontane Lager geführt.“ Von seinem Oheim, dem Freiherrn v. Linde, erzählt Schulte, der Kurator der Universität Bonn, v. Rehsues, habe ihm auf die Frage, ob er Aussicht auf eine Professur habe, mündlich geantwortet, daran sei nicht zu denken, weil man mehr Katholiken in der juristischen Fakultät nicht anzustellen gedenke; das nun sei ein Hauptgrund der Abneigung Lindes gegen Preußen gewesen. Dieser ging dann nach Gießen und hat später eine hervorragende Stellung in der Regierung und Verwaltung Hessens eingenommen. Im Jahre 1848 „hielt er fest am Bundestage und hat auf das Verhalten des Erzherzogs Johann einen sicherlich am wenigsten von Herrn v. Schmerling geahnten Einfluß geübt“. Übrigens war v. Linde Partikularist und so fromm, daß er fast täglich die Messe besuchte; für einen Mann von dieser Geistesrichtung würde sich die Entscheidung für Rom im kirchenpolitischen Konflikt von selbst ergeben haben, wenn er nicht in dessen Beginn, am 9. Juni 1870, gestorben wäre. Es ist klar, daß das Streben der preussischen Katholiken, sich die volle Parität zu erkämpfen, ein Hauptmotiv zur Gründung der Zentrumspartei gewesen ist und bis auf den heutigen Tag die katholischen Juristen zu ihren kräftigsten Stützen macht.

Eine andre Stütze hat sich der Partei im katholischen Adel dargeboten, dem Schulte eine besondere Abhandlung widmet. Der Adel, wird ausgeführt, ist mit der Hierarchie durch geschichtliche Traditionen sehr eng verflochten. Bekanntlich fanden ehemals die jüngern Söhne in der Kirche ihre Versorgung. „Einundzwanzig deutsche Reichsbistümer, die erst 1803 aufhörten, eigne Kleinstaaten zu sein, haben, Meß und Straßburg eingerechnet, von 1500 bis 1803 zusammen 412 Bischöfe gehabt, unter diesen nur 11 bürgerliche. Augsburg, Bamberg, Basel, Eichstätt, Freising, Köln, Lüttich, Mainz, Münster, Osnabrück, Paderborn, Salzburg, Speyer, Straßburg, Trier, Worms und Würzburg hatten in dem angegebenen Zeitraum nicht einen einzigen nichtadligen Bischof. In zwölf ostdeutschen und österreichischen Bistümern ist das Verhältnis für die Bürgerlichen etwas günstiger: unter ihren 243 Bischöfen finden sich 68 nichtadlige.“ Dazu kommen dann noch die Domkapitel, deren viele ebenfalls vom Adel monopolisiert wurden. Und nicht allein vermochte man die Söhne ohne Minderung des Familienguts in der Kirche gut und zum Teil glänzend zu versorgen, die Werbung geistlicher Verwandten hat auch neue adlige Familienvermögen begründet. „Man begreift, daß bei diesen Leuten ein Haß gegen die neuere Entwicklung entstand, die die politischen Rechte nicht mehr von der Geburt abhängig macht und für die einflußreichen und einträglichen Stellen mehr fordert als einen bloßen Namen“, und die dem Adel das Kirchengut, das er für sein rechtmäßiges Eigentum zu halten sich gewöhnt

hatte, geraubt hat. Dazu kommt noch, daß bei keinem andern Stande die historischen Traditionen so tief und fest wurzeln wie bei den beiden Ständen, die mit dem Boden verwachsen sind: dem Landebelmann und dem Bauern, daß die adlige Abkunft dem Kirchenfürsten in den Augen des Volkes einen Nimbus verleiht, während zugleich die Aussicht für den Bauern-, den Handwerkerlohn, in den Kreis der Kirchenfürsten aufzusteigen, die Volkstümlichkeit der Kirche nicht wenig fördert, endlich, daß der Adel durch das Kirchenpatronat mit der Kirche in beständiger lebhafter Fühlung erhalten wird und auf die Befestigung der Pfarreien Einfluß übt. Man darf sich also nicht darüber wundern, daß ungefähr ein Viertel der Zentrumsfraktion aus abligen Großgrundbesitzern besteht (in den Jahren 1874 und 1887 waren ihrer 27 und 24). Natürlich ist es nicht durchweg lautere Frömmigkeit, was diese Herren der Partei zuführt, sondern hauptsächlich eben die geschichtliche Tradition und die soziale Bindung. Der württembergische Minister von Barmbüler hat Schulte erzählt, wie er als Student einmal mit dem Fürsten X gefahren sei und dieser, etwas angeheitert, auf ein Kreuzifix angelegt habe. Barmbüler drückte rasch das Gewehr herunter, sodaß der Schuß in die Erde fuhr. Als dann später der Fürst ein Führer der Ultramontanen geworden war, sagte ihm Barmbüler, an jenen Vorfall erinnernd: „Wie kannst du mir ins Gesicht sehen, wenn du daran denkst?“ Der Fürst antwortete: „Ah bah, das ist einfach politisch; es handelt sich darum, eine Partei zu haben.“ Schulte erzählte das, mit Nennung des Namens, Windthorst (der nach der kirchlich-politischen Entzweiung den freundschaftlichen persönlichen Verkehr mit ihm nicht abgebrochen hatte, sondern ihn ohne Scheu auch vor der Öffentlichkeit fortsetzte) und fügte hinzu: „Wollen Sie, daß ich von der Tribüne herab diese Geschichte erzähle, um Ihre Genossen zu kennzeichnen?“ Windthorst erwiderte: „Um Gottes willen nicht, ich werde schon verhindern, daß Sie Gelegenheit dazu finden.“ Gewiß sind nicht alle katholischen Adligen von dieser Sorte, es gibt aufrichtig Fromme, überzeugt Gläubige darunter. Die bedeutendsten, die Bischöfe Diepenbrock und Ketteler, sind weltbekannt. Schulte freilich sucht die ganze Tätigkeit Kettelers aus dem westfälischen Baron zu erklären, aber er widerlegt sich selbst. Seine Charakterisierung des Mannes könnte, abgesehen von den Wendungen, in denen sich des Autors Verdruß kundgibt, in einer katholischen Biographie stehn. Ketteler war von glühender Begeisterung für die Kirche und von inniger Liebe zu den Menschen, besonders den Leidenden erfüllt, seeleneifrig und pflichtgetreu, unermüdblich tätig, und er lebte asketisch. Man erzählte von ihm unter anderm (Schulte teilt diese Anekdote nicht mit), er habe einen Pfarrer, der sich über sein geringes Einkommen beschwerte, zu Tische geladen und nach dem Essen gefragt: Wenn Sie alle Tage so speisten wie heute, würden Sie dann auskommen? Worauf der Gefragte beschämt „ja“ geantwortet habe. Schulte schreibt: „Er war insoweit selbstlos, als er . . . nicht persönliche Zwecke verfolgte.“ Wenn er keine persönlichen Zwecke verfolgt hat, dann ist er nicht bloß „in-

soweit“ selbstlos gewesen. Daß sein Ziel gewesen sei, die Katholiken in Deutschland zur politischen Herrschaft zu führen, halte ich für eine Einbildung Schultes, der, selbst eine Autokratenatur, allzusehr geneigt ist, Äußerungen katholischer Frömmigkeit beim höhern Klerus aus hierarchischen Gelüsten abzuleiten. Man muß es ihm nachrühmen, heißt es im Schluß der Charakteristik: „Er war im römischen Sinne ein ganzer Mann. Was uns an ihm nicht gefällt, die Sophisterei, die Kunst, das Gefährliche des Ultramontanismus zu verschleiern, ist für den richtigen Ultramontanen sein höchstes Verdienst; die Opferung der eignen Überzeugung auf dem Einheitsaltar der Kirche wird sein Verdienst bleiben. Rom liebte ihn nicht, weil er die diplomatische Schminke verabscheute und ein Feind jeder sittlichen Fäulnis war. Antonelli nannte ihn unwillig den groben deutschen Bischof, und Pius machte sich über seinen Fußfall lustig.“ (Ketteler hat bekanntlich den Papst fußfällig gebeten, auf die Proklamation der Unfehlbarkeit zu verzichten.) Ist es vielleicht weniger sophistisch, wenn man mit Schulte den katholischen Kirchenbegriff preisgibt und dann zu beweisen versucht, man repräsentiere die wahre katholische Kirche und habe auf deren Vermögen Anspruch? Ein Mann der Wissenschaft sei Ketteler nicht gewesen, an gründlichen Kenntnissen habe es ihm gefehlt, aber er habe klar, populär und elegant über alle Fragen geschrieben, „auch wenn er sachlich wenig davon wußte“. Das ist richtig, ein Gelehrter ist Ketteler nicht gewesen. Aber wenn man, wie in dem kleinen Buche „Freiheit, Autorität und Kirche“ (in dem unter anderm die organische Auffassung der Germanen vom Staat gegen den mechanisch-zäsaristischen der Romanen verteidigt wird) gute und nützliche Gedanken in schöner und edler Sprache verständlich und überzeugend darlegt, so wirkt man damit hundertmal, vielleicht tausendmal mehr als mit streng wissenschaftlichen Abhandlungen und urgelehrten dickleibigen Werken. Dazu seine soziale Gesinnung und seine Askese! Man mag die Askese für nur relativ berechtigt oder für ganz unberechtigt erklären, wird aber nicht leugnen wollen, daß sie mächtig aufs Volk wirkt. Damit ist ein drittes hervorgehoben, was den deutschen Katholizismus im neunzehnten Jahrhundert stark gemacht hat — Schulte nennt es nicht ausdrücklich, aber er liefert viele Beiträge zur Darstellung dieses Umstandes —: die Makellosigkeit des höhern Klerus und die große Zahl tüchtiger Männer, hervorragender Talente und ausgezeichneten Charaktere in seinen Reihen. Nicht wenige gewannen auch durch ihre Liebenswürdigkeit die Herzen, so der als Bischof vom Speyer gestorbene Benediktinerabt Haneberg, eine Zierde der Münchner Universität. „Haneberg war der Liebling Münchens, geachtet bei den Männern der Wissenschaft, Katholiken wie Protestanten.“ Bei den Katholiken, die ja natürlich ihre eignen Leute sehr gut, die der andern Konfession wenig oder gar nicht kannten, setzte sich der Gedanke fest, daß nur der katholische Glaube solche Charaktere erzeugen könne, und dieser Gedanke hat als kräftigster Beweis für die Wahrheit des katholischen Glaubens gewirkt. Dazu kam noch, daß mehrere von diesen Männern schon

durch ihr Äußeres gewannen; es gab einige von imposanter Figur und Haltung, andre von außerordentlicher Schönheit darunter, manche, die beide Eigenschaften vereinigten. Und Bischöfe haben reichlich Gelegenheit, diese Vorzüge auf ihren Visitationsreisen bei den an sich schon die Sinne fesselnden kirchlichen Feierlichkeiten zur Geltung zu bringen. Den Kardinal Schwarzenberg, der manchmal ins Preussische herüberkam, amtieren zu sehen, war ein außerlesener ästhetischer Genuß. Das ist nicht gering anzuschlagen. Sähe die Mehrzahl der katholischen Geistlichen und sähen besonders die Kirchenfürsten so aus, wie sie in den Witzblättern abgebildet zu werden pflegen, so würde es nicht mehr viel gläubige Katholiken in Deutschland geben.

Haneberg war selbstverständlich gleich allen übrigen bedeutenden Theologen Gegner der Unfehlbarkeit und hat sich dann mit den meisten unterworfen; das fromme Volk, das bete, die Kirche besuche, die Kirchengebote halte, zu frommen Zwecken beisteuere, dürfe man nicht ärgern, meinte er; sein Gewissen suchte er mit der Hypothese zu beschwichtigen, vielleicht wolle Gott die Steigerung der Primatialgewalt als ein Heilmittel gegen das Grundübel der Zeit, die Neigung zur Anarchie. Das Hauptmotiv aller dieser Unterwerfungen war natürlich, daß keiner der Bischöfe die Verantwortung für die Auflösung der Kirche auf sich zu laden wagte, die unfehlbar eingetreten sein würde, wenn sie in der Opposition beharrt wären. Je nach Charakter und Gemütsverfassung waren dabei Stimmung und Verhalten der einzelnen verschieden. Melchers war nach Schulte ein einfältig frommer Mann, dem vor allem die Quiserei, wie man am Rhein die Betschweferei nennt, am Herzen lag, und der ganz aufrichtig jeden Unsinn geglaubt haben würde, den als Glaubenssatz zu verkünden dem Papste beliebt hätte. (Das Schreiben Leos des Dreizehnten vom 24. Februar 1880, worin er erklärt, daß er die Anzeigepflicht zugestehn wolle, ist an den „Erzbischof von Köln“ adressiert, obwohl Melchers abgesetzt worden war und der preussischen Regierung nicht mehr als Erzbischof von Köln galt; der Botschafter in Wien wurde dahin instruiert, daß „Fürst Bismarck über die Wahl der Adresse, an die der Papst diese Rundgebung gerichtet hat, hinwegsehen werde“.)

Rauscher war vor allem Staatsmann und Österreicher; er schrieb sich das Verdienst zu, in Krisen den Kaiserstaat gerettet zu haben. Die Unfehlbarkeit bekämpfte er mit staatsmännischer Einsicht, historischem Wissen und juristischem Scharf sinn, aber zur Auflösung der Hierarchie die Hand bieten, nachdem das Unglück geschehen war, das konnte ihm, der selbst die österreichischen Bischöfe wie ein Souverän zu kommandieren pflegte, nicht einfallen. Er schrieb den Bonner Altkatholiken, sie möchten sich fügen, um der deutschen Wissenschaft den gebührenden Einfluß auf die kirchliche Entwicklung zu sichern, und ließ in seiner Diözese das neue Dogma verkündigen. Doch äußerte er inoffiziell, es brauche darüber nicht gepredigt zu werden, und verfolgte solche Geistliche nicht, die dagegen sprachen und schrieben. Einem Priester, der seine Entlassung erbeten hatte, um in die altkatholische Seelsorge einzutreten, wurde sogar bei Bewilligung seines Gesuchs Gottes Segen gewünscht für seine

zukünftige Wirksamkeit. Andererseits unterwarf er sich aber auch den österreichischen Kirchengesetzen von 1874, nachdem er sie selbstverständlich bekämpft hatte, „und brachte es fertig, daß kaum ein einziger Bischof diesen Gesetzen Widerstand leistete. Mag sein Patriotismus, mag die Erkenntnis, daß ein andres Verhalten die Lage der Hierarchie verschlechtern würde, oder endlich die kluge Rechnung auf die ihm nur zu gut bekannte [schlafe] Verwaltung ihn bestimmt haben, die Deutschösterreicher durften den Kardinal mit Zug und Recht als Patrioten feiern und am Abende seines Lebens vergessen, wofür sie ihn früher gehalten hatten.“ Schwarzenberg war frei von Bigotterie, ein Feind der geistigen Dressur, Anhänger der in Rom verworfenen Philosophie seines Lehrers Anton Günther, aufrichtig fromm und in jeder Beziehung wohlgesinnt. Die vatikanischen Beschlüsse hat er seinem Klerus im lateinischen Urtext ohne Zusatz bekannt gegeben. „Er hat an die neuen Dogmen, die er entschieden bekämpft hatte, niemals geglaubt, den Glauben an sie niemandem zugemutet; er fügte sich stillschweigend, weil er nicht die Kraft besaß [den Mut zum Ungeheuern, würde ich lieber sagen], offen zu widerstehen, nachdem die übrigen Bischöfe gefallen waren.“ Daß Schulte noch ein paar Jahre in freundschaftlichem Verkehr mit ihm blieb, war schon im ersten Bande berichtet worden. Aber tschechisiert hat Schwarzenberg in Böhmen, gleich den andern böhmischen Bischöfen und gleich dem gesamten deutschböhmischen Adel. „In den Deutschen sah er Liberale, womöglich zum Protestantismus neigende, in den Tschechen die Unterdrückten. Er teilte den deutschen Erbfehlern, sich der angeblich unterdrückten interessanten Nationen anzunehmen . . . Die Deutschen, insbesondere die deutschen Politiker im Landtage und Reichsrat, tragen einen großen Teil der Schuld, indem sie, durchweg persönlich völlig indifferent, weder das geringste taten, zu einer Besserung der kirchlichen Zustände und der Lage des Klerus beizutragen, noch den ultramontanen Bestrebungen ein andres Gegenwicht entgegenzustellen als [ein überlegenes] Lächeln oder Angriffe in der jüdischen Presse.“



Meine Jugend und die Religion

Von Ludwig Germersheim

(Fortsetzung)

7. Die Hexenangst



Das Wort Hexe hören die Kinder früh, aber nur als Märchentwort. Das Märchen hat den Begriff, der in der Geschichte soviel Wahn- und Leidensschrecken umfaßt, das dunkelste Leidenswort unsrer Sprache, so harmlos und so komisch gemacht wie das Kasperltheater den Teufel. Die Hexe ist im Märchen ein drolliges, fast niedliches Ungeheuerchen, dessen Bosheit durch die überlegene Klugheit guter Menschen und ihrer Schutzgeister prompt und prächtig veretelt wird. Man sagt nicht umsonst Knusperhexe, die Zauberin hat etwas von der Eßbarkeit ihres Knusperhäuschens an

sich. Hermann Vogel zeichnet sie so anmutig häßlich, daß man sich nicht wundert, sie aus dem heißen Ofen der Münchner Lebkuchenbäder mit allen Attributen, die ihr die Märchendichter und Märchenzeichner verliehen haben, als Lebkuchen essbar auferstehen zu sehen.

Die essbare Lebkuchenhexe und ihr Begleiter, der Rabe, der alles Unheimliche verloren und das vertrauenerweckende Äußere des Hans Gudebein angenommen hat — wenn mich die neben Lebkuchen, die mit feingefchnittenen Modeln aus dem siebzehnten Jahrhundert geformt sind, aus dem Schaufenster der Lebkuchenbäder grüßen, ist mir, als sei die Welt seit meiner Jugend merklich in der Humanität und in der Kunst, das Grauen zu bannen, vorgeschritten. Der Gegensatz Dackwerk und Hexen stand mir auch in meiner Jugend lange Zeit vor Augen, aber das war keine anmutige Verbindung, sondern das letzte Schrecknis, das meine Seele krank machte.

Ich weiß noch gut, wann ich zum erstenmal das Wort Hexe im geschichtlichen Sinn, nicht im Märchensinn, gehört habe, und wann sich in meiner Phantasie das Bild der unglücklichen Frauen, die diesen Namen trugen, zu formen begann. An dem Scheiterhaufen der Jungfrau von Orleans hat sich die Dual entzündet, unter der meine Seele jahrelang litt. Es war ein tiefer Schmerz für mich, als ich erfuhr, daß der Tod der ritterlichen Jungfrau nicht so war, wie Schiller ihn schildert, daß keine kühn wehenden Fahnen sanft über die Leiche sanken, sondern daß die Lohse über ihr zusammenschlug. Nun sah ich auf meiner planlosen Wanderung durch die Geschichte bald da, bald dort aufflammen, auf den Marktplätzen dunkler Städte, auf freiem Felde, auf Höhen, überall im großen Vaterland, in den Marken und im Herzen, am Rhein und an der Ober. Seewind wandte die Flammen vom Scheiterhaufen landwärts, als wolle er das Meer von dieser Abscheulichkeit rein erhalten, und Bergwind stieß in die Lohse, als empöre ihn der Mißbrauch des Feuers, das am Tage arme Frauen töten mußte und in der Nacht die alten Götter grüßen sollte. Wo kein Scheiterhaufen leuchte, flog Hexenasche hin. Ich verlor die Hoffnung, irgendwo in Deutschland ein Fleckchen zu finden, das von Hexenasche ganz rein war. Ich liebte schon damals mein Volk mit eifersüchtigem Stolz, keines sollte so edel, so tapfer, so mächtig sein wie meines. Aber als meine Augen und Ohren, die für Schrecknisse geschärft waren, in dem Deutschland des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts überall, wohin sie auch spähten und lauschten, von Hexenwahn und Hexenjagd, Hexenqual und Hexenmord erfuhren, da war mir eine Zeit lang die Freude an meinem Vaterlande ganz vergallt. Ich wäre gern ein Engländer, ein Skandinavier, ein Franzose gewesen, wenn ich nur sicher gewußt hätte, wo nie Rauch und bleiche Flammen um gequälte Menschenleiber in den blauen Himmel stiegen.

Am unheimlichsten war es mir in meiner neuen Heimat, in der ich immer noch nicht Wurzel gefaßt hatte. Ich schämte mich, gerade in Franken zu sein, in dem Lande, wo der Hexenwahn am wildesten in den Herzen und Augen geglüht und am unbarmherzigsten seine Opfer gefordert hatte. Ich war damals wieder ein bißchen flügg geworden, die Beine waren wieder kräftiger, trotz der schlechten Ernährung, und ich ging, da ich mich auch nicht mehr von Altersgenossen verfolgt fühlte, öfter ins Freie. Die Raupe des Wolfsmilchschwärmers war mein Jagdobjekt, ich hätte so gern ein schönes nicht lädiertes Exemplar dieses Schwärmers gehabt, aus einem immer noch leise in mir pochennden Heimweh nach Sinnenaus, wo die Schmetterlinge ihre Flügel breiteten. Die besten Raupenjagdgründe waren an den Wegen, die zwischen Weinbergmauern schräg die Rebhügel hinauführten. Da wucherte die Wolfsmilch unten an den Mauern, und die schöne Raupe mit ihren schwarzen Samifleden war dort nicht selten, sodaß sogar ich mit meinen schon

damals kurzichtigen Augen sie fand. Ich fütterte meine Gefangnen sorgfältig und ließ sie manchmal nicht ohne Regung von Appetit und Neid von der dickquellenden schneeweißen Milch frischer Wollsmilchkügel trinken.

Das jahrelange Zuhause sitzen hatte mich anlehnungsbedürftig gemacht, ich war darum froh, daß ich mich den Söhnen unsers Nachbarn, des Wagners, anschließen konnte, wenn sie Futter für die Kühe holten. Bei diesen Expeditionen lernte ich einen neuen Schmetterling kennen, der mit seinen dunkelbraunsamten, rotgesäumten Flügeln durch den Blüten Schaum der Wiese mehr schwamm als flog. Ich stellte seinen Namen nach einem Schmetterlingsbuch in der Pfaffbibliothek fest, es war der Admiral. Ich war oft hinter ihm her, aber es gelang mir nie, einen zu fangen. Er ließ mich jedoch seine schöne Zeichnung und seine schönen Farben oft betrachten, wenn er in Flaggenparade auf einer Stabiose vor Anker ging. Er erinnerte mich damals mit dem Rot seiner Flügelsäume und mit dem sparsam am Ende des Saums der Unterflügel verwandten Blau an die englische Flagge, von der deutschen wußte ich soviel wie nichts.

So wurde ich mit der heitern Natur der fränkischen Nebenhügel und Aderbreiten bekannt. Es war gut, daß ich oft in die heiße Sonne kam und etwas gekräftigt wurde.

Aber meine Phantasie wurde durch die Eindrücke dieser Wanderungen nicht von den Schatten der Vergangenheit befreit. Ich sah auch im Sonnenschein die Schreckensbilder, sie gehörten ja in dieses heiße, helle Licht. Diese Sonne war auch an den Tagen aufgegangen, an denen Hexen verbrannt wurden, und war langsam über den Hexenbruch gewandert, hatte in die Qual der armen Opfer gelacht und Richter, Henker und Zuschauer über die Hitze klagen gemacht. Sie hatte die Durstigen heimgeschmeckt, vom heißen Hexenbruch in die kühle Schenke, sie hatte die Schatten der halbverbrannten Pfähle gestreckt und den Richtern und Henkern für Most gesorgt im kommenden Herbst und für kühle Labung nach heißem Tageswert in künftigen Jahren. Sie hatte die Rauchsäulen, die von den verbrannten Menschenleibern und von glimmender Holzasche aufstiegen, gerade so mit ihren letzten Strahlen vergolbet wie die, die von tausend Herden unter den Süpplein und Müslein in der Stadt drüben aufstiegen. Dann sank sie hinunter und wanderte um die Erde schaulustig zum gleichen Schauspiel am andern Tag. Diese Sonne hatte das Schreckliche gesehen, und die Leute in der fröhlichen Stadt hatten an all den Marien Tagen ihre Hymnen gesungen, daß sie von dem blauen Himmel widerklangen, so hoch er war, hatten zu Neujahr „Rosen“, in der Fastenzeit Brezen, an allen Sonntagen „Rüßplaaz“ gegessen und zu allen Zeiten Most und Wein getrunken.

Der Wandersmann, der damals aus der Fremde nach Würzburg zurückkehrte und wie ich und meine Kameraden durch Thymian-, Rosenheden- und Nebenblüten duft in die Stadt hinunterstieg, sah drüben hinter der Feste Marienberg Rauchsäulen sich erheben. „Die Stadt wächst, dort stand kein Haus, als ich auf die Wanderschaft ging.“ Dort stand auch jetzt kein Haus. Der Rauch stieg von keinem Herdfeuer auf. Und wenn der Wanderer heimgekehrt, vom Vater und von der Mutter begrüßt und vom Brot und vom Wein der Heimat erfrischt, aus behaglicher Ruhe mit Widen und Gedanken durch die Nachbarhäuser wanderte und bei einem Fenster mit verdorrten Blumenstöcken verweilend fragte: Lebt auch die Wachszieherin noch? Ihre Nonnenkräpfchen waren gut, und sie war nicht targ. Und wie gehts ihrem Töchterlein? — dann erhielt er vielleicht zur Antwort: Gerade heute sind sie verbrannt worden. Das waren gar arge Hexen. — So mischte sich für mich in meiner kindlichen Phantasie das Bild jener Zeit beim Anblick der friedlichen Stadt und ihrer froh genießenden Bewohner unerträglich aus

Erdenfreude und Hölleangst, aus Sonnenschein und Scheiterhaufenflammen, aus Reben-, Wiesen- und Waldgrün, aus Himmel- und Rauchblau, aus Flammen- und Blutrot, und aufs tiefste war mir der Duft verleibet, der aus den Bäckereien vom frischen Käseplatz und vom Rost durch die Gassen zog.

Der Hunger, den ich damals oft nicht stillen konnte, war wohl daran schuld, daß sich die Eßgerüche mir so stark bemerkbar machten und sich als der mich am stärksten beruhigende Ausdruck des Lebens eng mit der Vorstellung des furchtbaren Todes der Hezen verbanden. Denn mein äußeres Leben war arm und eintönig. Daß ich um die Zeit, als meine Phantasie unter den Vorstellungen von dem Leiden und Sterben der Hezen zu leiden begann, zum erstenmal das Sakrament des Altars empfing, muß ich unter die äußern Erlebnisse rechnen. Meine Eltern hatten Sorgen, wie sie mir den von der unbulbsamen Sitte geforderten schwarzen Anzug und die Kerze verschaffen könnten. Mir selbst war bang vor dem Zeremoniell, unter dem sich der Akt vollzog. Ich war menschen scheu und scheute mich, Andacht zur Schau zu tragen. Die Forderung vollkommener Reue schreckte mich nicht besonders, ich hatte mich allmählich gewöhnt, mir die Worte der Reuegebete anzueignen, sie gewissermaßen geistig zu unterschreiben und mir ein Unbehagen zu suggerieren, das ich für Reue hielt und Gott gegenüber für Reue ausgab, das aber zu drei Vierteln Angst vor der Autorität, die mich zum Beichten zwang, Furcht vor einem Formfehler und tief eingewurzelte Abneigung gegen das Gotteshaus und die Priester war.

Der Rest war ein objektloser Mystizismus. Dieser Mystizismus, ein kindlich leichtsinniges Hoffen auf die verzeihende Güte eines Wesens, das in keiner der drei Gestalten, in denen es dargestellt wurde, mein Vertrauen oder gar meine Liebe weckte, das ich mir aber doch ebenso gütig vorstellte wie meine Eltern, die ich auch nie um Verzeihung bat, und die mir doch ohne Worte verziehen, half mir über die Sorge wegen der ungiltigen Beichten, die bei der Generalbeichte vor der ersten Kommunion neuerdings auftauchte, hinweg. Der Akt ging glücklich vorüber, ich fühlte nur Angst in mir, daß ich nichts falsch machte, die Feierlichkeit nicht störte, und dann die Erleichterung, daß es gut vorübergegangen war. So war der ganze Vorgang nur ein Teil meines äußern Lebens und berührte mich nicht tiefer.

Wenn meine Eltern und der Instrumentenmacher an dem Bein, an dem ich gerade die Schiene trug, eine Verminderung der Krümmung zu bemerken glaubten, wurde die Schiene an das andre Bein übertragen, und das gebesserte Knie erhielt zur Stütze einen festen Dauerverband, der angeschnallt wurde. Er war aus einer Masse, die nach ihrem Geruch und ihrem Aussehen aus Siegelack und Filz bestand. Ein Stück dieser Masse wurde über einem offenen Feuer in der Werkstatt des Instrumentenmachers erhitzt und erweicht und dann von dem Meister und einem Gehilfen heiß um das Knie gelegt und rasch mit Händen und Binden dem Knie genau angeformt und festgeschnürt. Ich ging nicht gern zu dieser Prozedur, der ganze Vorgang weckte mit dem offenen Feuer in dem düstern mit Instrumenten aller Art gefüllten Raum, dem Geruch des erwärmten Filzes und meinem Schmerz unter dem heißen Verband und den knetenden, schnürenden Händen meiner Peiniger so stark die Vorstellung einer Folterkammer, daß ich die Augen schloß und am liebsten alle Sinne gegen meine Umgebung verschloß.

Als ich mich zum letztenmal dieser Peinigung unterzog — ich glaube, ich war in der Obertertia, der Instrumentenmacher und sein Gehilfe mußten nicht recht, ob sie zu dem aufgeschossenen Jungen Sie oder Du sagen sollten —, wurde der Eindruck der Folterung durch die starken Schmerzen, die mir das An schnüren des Verbandes diesmal verursachte, ergänzt. Ein Stück des Filzes war dem Feuer zu

naß gekommen und glomm. Man merkte es nicht, und die glimmende Stelle kam beim Anlegen des Verbandes gerade auf die Innenseite zu liegen. Ich spürte sofort den starken Brandschmerz, aber ich war zu schüchtern, zu stolz und vor einer Erhöhung der Kosten des Verfahrens zu ängstlich, als daß ich mir getraut hätte, um Abnahme des Verbandes vor dem Erkalten zu bitten. Als man ihn dann abnahm, ging ein Stück Haut von der Wade mit. So hatten mir das lobende Feuer in der halbdunkeln Werkstatt und der Brandschmerz die Leiden der Opfer der Folter und des Scheiterhaufens schonend genug und doch für meine empfängliche Phantasie ausgiebig illustriert. Noch tieferes Grauen als bisher verursachten mir Flammen im Tageslicht, sogar so harmlose Flammen wie die eines Heckenbrändchens, das Kameraden auf dem kahlen Rücken eines Nebenhügels anzündeten. Es war nur ein dünner lichter Rauch, der von diesem Feuerchen aufstieg, aber die brennende, knisternde Hede, die Flammen in der Sonne und die tiefroten, wie Blutstropfen aussehenden Kellen, die in der Nähe wuchsen, genügten meiner Phantasie als peinigende Illustration der Hegenleiden. Unbegreiflich schien es mir, daß Felix Dahn ein Jahr vorher beim dreihundertjährigen Jubiläum der Universität diese Nebenhügel und die selbst im Sonnenschein unheimlichen Stätten auf ihrem Rücken preisen konnte. Der leidenschaftliche Widerspruch, den seine Verse in mir weckten, hielt sie mir fest:

Wo, lindrauschend, der alte Main
Sanft geschwungener Höhen Zug,
Freundlich grünes Talgefilz
Schön gewunden umgürtet:

Da hat günstiger Götter Hand
Milden Segen und Lieblichkeit,
Wohlgefallen und hold Gebeihn
Ausgeschüttet in Fülle.

Ich hatte kein Auge für den milden Segen und die Lieblichkeit, ich mußte immer denken, daß eine dieser sanft geschwungenen Höhen vor ein paar hundert Jahren noch ein furchtbar tätiger Krater war, dessen Pinte aus einer Hölle wuchs, wo deutsch, fränkisch, würzburgisch sprechende, von dem goldnen Wein und von dem vielgestaltigen Brote der frühlich genießenden Stadt genährte Dämonen unschuldige, im schlimmsten Falle mit einem Volkslaster behaftete Menschen qualvoll durch Feuer töteten. Der Hegenbruch — lange wußte ich nur ungefähr, wo er lag — war ein verborgenes Schrecknis, um das meine Gedanken voll Angst schwebten und doch schweben mußten, wie Falter, weil die Feuer, die auf dem Traumbilde dieser Höhe brannten, sie salznierten. Ich wußte, daß der Ort hinter der Feste Marienberg lag, ich deutete mir den Namen, da mir die physische Bedeutung des Wortes Bruch durch die hohe Lage des Ortes ausgeschlossen erschien, als die Stelle, wo Hegen gebrochen, vernichtet wurden.

Als ich in der Tertia oder Sekunda, natürlich viel zu früh, zum erstenmal Goethes Faust las, begriff ich Faust und seinen Famulus und die andern Spaziergänger nicht, die da frühlich in den Frühlingstag hinauswanderten. Die mußten doch an einer Nichtstätte vorüberkommen. Die Schilderung des Spaziergangs weckte mit ihrer den Atem vertiefenden Frühlingstimmung in mir als Echobild Sonntagsspaziergänge vor den Toren des Festungsstädtchens meiner Kindheit: unter blauem Himmel durch grünes Gefilde und duftende Pappelreihen auf der glänzenden Landstraße zwischen Artilleristen und Infanteristen im Sonntagschritt, vom starken Geruch ihrer Zigarren umweht, vom Hasengarten durch Stimmengewirr, Bier- und Brezelgeruch, vom Rhein mit blühenden Sonnenreflexen und kühlem Wasserdunst begrüßt — überall vom hellen, heitern Heute umgeben, nirgends durch einen Schreckensnamen aus alter Zeit erschreckt. Ich wußte, daß die Umgebung der Stadt Fausts nicht so von Grauen rein sein konnte, und nahm an, daß sie von einem Hegenbruch, einem Galgenberg und einer Nichtstätte umgeben war wie die Stadt meiner Schulzeit, die in einem Kranz von Nebenhügeln und ehemaligen Nichtstätten lag.

Ich war dem Geschick dankbar, daß ich in unsrer hellen Zeit geboren war, nicht in der dunkeln, von Schreden erfüllten, wo Schlehdorn und wilde Rosen die Nachbarn von Scheiterhaufen, Galgen und Blutgerüsten waren und der Wolfsmilchschwärmer in der Dämmerung in die letzten Flammen der verglimmenden Scheiter des Holzstoßes flog, auf denen am Tag unter blauem Himmel in der hellen Sonne ein armes Menschenkind zu Tode gequält worden war. Meine Phantasie zwang mich oft in Gedanken über das Hexengolgatha zu gehn, das mein Fuß noch nicht betreten hatte, und in den verlohten Scheitern die Nester der unglücklichsten Wesen zu suchen, die ich mir denken konnte. Oft quälte mich in stillen Unterrichtsstunden die Frage, ob die armen Opfer des Wahns denn ganz verbrannt seien, oder ob ihre Gebeine die Glut überdauert hätten, ob sie auf der Schredensstätte liegen blieben oder gesammelt und bestattet wurden. Als in der Untersekunda in einer stillen Homerstunde meine Gedanken bei dem heitern Sonntagswort *αἶψα* verweilt hatten und von dem Walladenvers: Er sucht des Herrn verbrannt Gebein zu dem entseßlichen Brandgeruch und Brodem geführt worden waren, der auf dem Hexenbruch geherrscht haben mußte, öffnete ein Kamerad, um etwas Bewegung zu haben, ein Fenster, und es kamen mit einer Woge frischer Vorfrühlingsluft kurze, stoßende Trommellaute und langgezogene Hornsignale herein — Klänge aus der Kindheit, Klänge von heute. Sie machten mich aufatmen wie die frische Luft, die sie hereingetragen hatte, und weckten mich aus meinen düstern Träumen.

Die lieben Klänge, die mir seit meiner Kindheit nicht mehr so nah erschallt und so tief gedrungen waren, kamen aus der Richtung der Feste Marienberg. Ich fragte meinen Nebenmann, dessen Vaterhaus am Fuße des Marienbergs lag, wo die Spielleute übten. Er wußte Bescheid: Auf dem Hexenbruch. Zum erstenmal weckte dieser Name kein Grauen in mir. Ich sah zum Fenster hinaus zur Festung hinüber, und in meine Phantasie zogen unter den Klängen, die mich in meiner Kindheit so stark ergriffen hatten, Hornisten und Trommler des Infanterieregiments, das in meiner Schulstadt lag — Leute von heute, mit dem Leder-, Schweiß- und Brotgeruch, den ich von den Soldaten meines Heimatstädtchens kannte. Die Geister der Vergangenheit wichen nicht sofort, aber sie waren nicht mehr allein Herr, und Sieger blieben die Spielleute, Enkel der Hexen, Hexenrichter und Hexenverbrenner, aber Söhne einer hellern Zeit.

Ich habe sie nie bei der Arbeit gesehen, weiß nicht, ob sie stehend so eifrig auf das Halbsfell droßten, oder ob sie marschierten, mir war es damals, wenn ich in träumerischen Nachmittagsstunden über Homer und Livius weg den lieben Lauten der Trommel und der heimatischen Tuba oder Salping lauschte, als musizierten die Spielleute auf einem kleinen Raume hin und her marschierend. Ein glücklicher Zufall führte mir damals gerade zur rechten Zeit Uhdes Trommelübung vor Augen, frische, junge, kräftige Gestalten mit einem Zug jugendlicher Faulheit, im gestickten Blau der vierten Garnitur, Schwalbennester an den Schultern, Gardelitzen an den Tragen und Aufschlägen, auf dem armen, zertretenen, nun aber reich mit Gänseblümchen gestickten Grün eines Exerzierplatzes bei München. Nach diesem Bilde malte ich mir nun den Ort des Schredens, das Hexengolgatha von jungen, blauen, rauhen aber nicht grausamen Kriegern belebt und mit weißen Blumen bestreut. Durch dieses helle Leben war die Stätte des Feuertodes entführt, bevor ich sie sah.

(Fortsetzung folgt)





Der rote Hahn

Von Palle Rosenfranz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

Drittes Kapitel. Das Amtsgericht



Das Amtsgericht hatte das unansehnlichste Lokal der Stadt. Es lag an dem südlichen Ende der Bürgermeistertwohnung, ein langes, mit Ziegeln gedecktes Gebäude, der Kirche schräg gegenüber.

Von einem Torweg aus führte ein schmaler Gang zu einer niedrigen Tür, die den allgemeinen Eingang zum Bureau bildete. Es war ein „Saal“ in dem alten Hause, niedrig, mit drei Fenstern und einer vergilbten Decke mit spärlichen Stuckornamenten. Ein eisenstriger Raum war durch eine Bretterwand abgeschlagen und ergab das Bureau des Bürgermeisters. Der übrige Raum bildete das allgemeine Kontor. Zwischen den beiden Fenstern standen zwei schwarzgestrichne Tische, wie man sie früher in den Oberklassen der Gymnasien hatte; sie waren aneinandergestellt, und in der Mitte jedes Tisches befand sich eine altmodische, mit grünem Tuch beschlagene Pultplatte. Da saßen die beiden Referendare. Eine höfliche Schranke trennte die Tische von dem übrigen Raum; in einer Ecke am Fenster hatte der Schreiber Penker seinen Platz, und an der Schranke saß der Gendarm Olsen und fertigte Abschriften der Pfändungsprotokolle. Die wertvollen Pfändungsbücher und Register standen auf einem wackligen Regal im Giebel, und der Bürgermeister pflegte scherzhaft zu sagen, sie stünden da, damit sie im Falle einer Feuersbrunst vom Fenster aus schnell zu erreichen wären. Aber das Ganze sah sehr armselig und dürftig aus, und der Staub lag in dicker Schicht auf den Regalen an den Wänden, wo Protokolle und Akten ihren gefährlichen Platz hatten.

Der Fußboden bestand aus alten, mit Sand bestreuten Brettern, die bei jedem Schritt knarrten, den man auf ihnen tat, und das Papier hing in Fetzen von den Wandpartien herunter, die nicht von den wackligen, gestrichnen Regalen aus Tannenholz bedeckt wurden. Die Referendare, der Schreiber und der Gendarm dampften wie Ziegeleischlote, und der Staub des Protokolls wehte, wenn die Tür aufging, mit dem Tabakrauch zu einem dichten Nebel zusammen, der wie eine Mauer im Sonnenlicht stehen konnte.

Wie das Amtsgericht aussah, so hatte es fünfzig Jahre oder länger ausgesehen, und das einzige Neue waren die Rücken der einzelnen neu hinzutommenen Protokolle, die, dünn und billig, von den vergilbten Lederbänden der Pfandbücher und den uralten in Pergament gebundenen Protokollen abstachen.

Eine schiefe Tür führte in den Verschlag des Bürgermeisters hinein, worin an einem alten Mahagonischreibtisch, vor dem ein grün bezogener Arbeitsstuhl stand, gerade Platz für ihn war. Im übrigen bestand sein Meublement nur aus einem Gelbschrank und einem Regal, mit staubigen Büchern angefüllt, die im Laufe der

Jahre haufenweise anwuchsen, in denen aber nichts zu finden war, und in denen nie ein Mensch suchte.

Das Bureau wurde um acht Uhr geöffnet, d. h. der Gendarm, der der militärischen Gesetzgebung unterstand, trat mit dem Glockenschlag an und machte sich an die Pfandbücher. Um neun Uhr kam der Schreiber Penther, der Familienvater war und in der schrecklichsten Not saß; er mußte die ganze Nacht damit verbringen, für die Kaufleute Rechnungen zu führen. Dann hielten er und der Gendarm ein Plauderstündchen ab, bis sich Justesen einfand, um Orders entgegenzunehmen. Um zehn Uhr kam der Assessor, der sich nur schwer von den Federn trennen konnte, und eine Viertelstunde später kam dann Seydewitz, der zum Frühaufsteher noch ungeeigneter war. Wenn dann die Uhr auf dem Kirchturm halb elf schlug, zeigte sich der Bürgermeister in seiner Tür und nickte dem Personal zu. Er pflegte allnächtlich bis zwei Uhr zu sitzen und zu lesen, und deshalb konnte er nicht früh auf die Beine kommen.

Dann war das Personal des Bureaus versammelt, und dann konnte das Publikum daran denken, sich einzufinden. Der Zulauf war übrigens nicht groß. Ab und zu kamen ein paar Bureauvorsteher, die Dokumente einzuliefern hatten, einige Ortschulzen, die Aushebungslisten vorlegen oder Alimentationsentscheidungen abliefern mußten. Die Bewohner des Bezirks suchten den Assessor nachmittags in seinem Privatbureau auf, und die meisten, auch die Bewohner der Stadt, hielten sich vormittags von dem „Alten“ fern. Es hieß, er hätte einen Morgentappel und wäre nachmittags am genießbarsten.

Deshalb verging der Vormittag still mit vielem Geschwätz und wenig Arbeit. Penther besorgte die Stadtneuigkeiten, und Justesen erzählte ländliche Erlebnisse. Der Ton war ungezwungen, die beiden Juristen waren Kameraden, das untergeordnete Personal war höflich, aber nicht ehrerbietig. Man war in dem staubigen, verräucherten Lokal zusammengeschüttelt, und der „Alte“ war trotz des Gerüchtes väterlich wohlwollend gegen alle, wenn nur die Welt ihm nichts zuleide tat.

Das tat sie jedoch zuweilen. Es fiel ihm schwer, die Abrechnungen zu erledigen, die er selbst in einem Kassenbuch führte, das vor achtundvierzig in Gebrauch genommen war; und gab es zu viel zu schreiben, dann fuhr er in seinem Verschlage aus der Haut. Um das Geschäft draußen kümmerte er sich nicht. Er fragte seinen Namen hin, wo er hingeschrieben werden sollte, und sein ständiger Refrain an den Assessor war: Wo soll ich es denn hinschreiben, Kinder? Ihr wißt doch, ich unterschreibe alles, was ihr mir vorlegt, und wenn es mein eignes Todesurteil sein sollte. Seine polizeilichen Obliegenheiten ver sah er jedoch selbst, Penther half ihm mit Briefen und Papieren, Justesen mit dem Handgreiflichen, und im übrigen herrschte im Bureau der Geschäftsmodus, daß keiner von dem wußte, was dem andern oblag.

Es war ein klarer Frühsommertag, ein halbes Jahr nach dem Brande auf Deichhof, um zehn ein viertel Uhr. Seydewitz war eben gekommen, und der Bürgermeister hatte sich noch nicht gezeigt. Am Tage vorher war er draußen auf dem Viehlande zum Brandverhör gewesen. Jetzt war ein Haus unter Deichhof abgebrannt.

Na, fragte Seydewitz, was ist nun bei dem Brandverhör im Viehlande herausgekommen, Justesen?

Justesen schüttelte den Kopf.

Wie immer: gar nichts. Das Feuer ist in der Futtertenne entstanden. Man meint, es mußten Funken aus dem Schornstein geflogen sein. Und bleiben wir dabei, es ist das Bequemste!

Was glauben Sie denn? fragte Seydewitz.

Zustesens Augen wurden rund, und er schwappte mit den Lippen:

Nichts, Herr Referendar, oder alles mögliche, aber mein Mund bleibt geschlossen. Der Herr Bürgermeister hält ja alle Leute für Engel, das ist nun mal seine Gewohnheit, und ich werde mich schön hüten, mit Vermutungen zu kommen.

Der Referendar sah von seinem Pfandregister auf. Sie sind ein richtiger Polizeihund, Zustesen. Sie glaubten ja, wie der Rechtsanwalt im Herbst, daß Hilmer selbst Deichhof angestrichen hatte. Der Rechtsanwalt war rasend darüber, daß er um das Salär für die große Pfändung gekommen ist, und nun ist Hilmer ja obenauf.

Zustesen lachte.

Der Rechtsanwalt stand mit dem Amtsgericht nicht auf dem besten Fuße. Benther mischte sich in das Gespräch: Hier in der Stadt sagten sie ja alle, daß das Feuer angelegt sei; das ist ja auch leicht möglich. Jetzt lachen sie uns wieder aus. Es ist die sechste unaufgeklärte Feuersbrunst. Der Alte ist ganz außer sich. Gestern hat ihm das Ministerium geschrieben — Richter kommt hier herunter. Und fängt der erst an, dann nimmt er den Brand auf Deichhof wieder auf. Und dann soll sich Hilmer in acht nehmen.

Allgemeines Schweigen.

Was sagen Sie, Benther, rief Seydewitz, die Brandkommission? Na, dann gratuliere ich unserm Alten. Ich werde also meiner Arbeit enthoben. Was sagen Sie, Zustesen?

Zustesen schauelte sich auf einem alten Lederstuhl.

Ich warte, sagte er, mögen die Kopenhagener sich amüsieren. Sie wollen doch gern. Es wird schon Arbeit für sie geben, und wir können uns solange ausruhen.

Das ärgert den Alten mörderlich, sagte Benther, er sauchte gestern abend darüber, als das Schreiben kam. Ich war zufällig hier, und das kann ich sagen, der hat was geschimpft. Aber eigentlich kann man es ihnen drinnen nicht verdenken, daß sie es satt haben . . .

Die Tür knirschte.

Es war der Bürgermeister.

Der Bürgermeister war ein kleiner, runder Mann mit weißem Bart und hübschen, braunen Augen. Kahlköpfig war er wie eine Billardkugel, eifrig und rastlos in seinen Bewegungen. Er sprach viel und gut, aber cholertisch war er, besonders morgens, wenn er Pech gehabt hatte.

Guten Morgen, sagte er kurz. Zustesen, kommen Sie herein, ich habe etwas mit Ihnen zu besprechen.

Zustesen trat ehrerbietig näher. Die Tür zum Bureau des Bürgermeisters schloß sich. Assessor Jensen blickte über das Pincenez zu Seydewitz hinüber. Kennen Sie Richter, Seydewitz?

Sehr wenig, er ist ein scharfer Herr, und ich wette eine Flasche darauf, daß er und unser Alter sich gleich bei der ersten Begegnung vertragen. Er ist schrecklich überlegen und sehr wenig rücksichtsvoll. Es gibt Krieg bis aufs Messer. Und der Bürgermeister kriegt zu tun, wenn er die Hand über Hilmer halten will, Richter stößt herab wie ein Geler. Der alte Mortensen oben muß sehen, daß er in den Arrestzellen Platz schafft. Wir kriegen mindestens fünf Verhaftungen, oder vielleicht für jeden Brand ein paar Stück. Richter arretiert haufenweise, und dann kommen sie auf die Folterbank, die armen Kerle, bis sie klein beigeben. Hans Jepsen im Myrehause ist seines Loses gewiß.

Geht uns nichts an, sagte Jensen phlegmatisch. Mögen sich die Herren amüsieren. Hilmer ist in höhern Kreisen gut angeschrieben, und ihn wird man wohl

in Frieden lassen. Das hoffe ich jedenfalls; er schuldet mir ein paar Tausend Kronen, die er sich bei der letzten Grassauktion zu hoch angeschrieben hatte, und seine Steuern werde ich wohl auch auslegen müssen.

Seydewitz lachte.

Die Kommissionen mögen trotzdem ihr Gutes haben. Na, Hilmer ist absolut unschuldig, der Mann kann kein Verbrechen begehen, er ist nicht sonderlich begabt, aber er ist ein Ehrenmann.

Ja, sagte Jensen freundlich, ich wünsche ihm alles Gute, und wir müssen doch zum Teufel den Kopenhagenern parieren können.

Justesen kam aus dem Bureau des Bürgermeisters heraus. Er sah aus, als hätte er einen Müßel bekommen, und sockte ab, ohne etwas zu sagen.

Seydewitz, sagte der Bürgermeister freundlich, kommen Sie einen Augenblick herein.

Seydewitz trat in das Bureau des Bürgermeisters ein. Freundchen, sagte der Bürgermeister, setzen Sie sich — bitte, rauchen Sie nur immer, ich will mir selbst eine Pfeife anzünden. Ich möchte gern mit Ihnen etwas besprechen. Sehen Sie, nun schickt man mir, Gott verzeih mir die Sünde, diese verdamnte Brandkommission auf den Hals. Ich kann doch zum Donnerwetter nicht mehr tun, als ich getan habe. Mit den Bränden, die bei uns ausgekommen sind — ich gebe zu, sie sind im letzten Jahre ein bißchen reichlich ausgefallen —, habe ich mich redlich abgeplagt, aber es ist nicht möglich gewesen, etwas zu entdecken. Ein Büttel bin ich nicht, ich arretere nicht, wenn ich keinen Verdacht habe, und ich habe keinen Verdacht gehabt. Die paar Vagabunden, die hier geseßen, haben augenscheinlich nicht Bescheid gewußt, und die Leute selbst habe ich, wie gesagt, nicht im Verdacht gehabt. Das Ganze wäre ja gleichgiltig, wenn nur nicht die verfluchte Geschichte mit Deichhof wieder aufkäme. Ich habe, wie Sie wissen, Hilmer gern, es ist ein braver Mann, er hat das Pulver nicht erfunden, aber er ist mein Freund. Verstehen Sie, er ist gut und brav. Aber nun kommen natürlich diese verdamnten Gerüchte wieder auf. Ich kanns nicht leugnen, daß ich mit Schrecken daran denke, daß meine braven Leute hier draußen diesem Bluthund ausgesetzt sein sollen — denn das ist Richter. Sie kennen ihn ja persönlich, Sie haben Verbindungen in den Bureaus in der Stadt, ich kenne bald keinen Menschen mehr in Kopenhagen. Sie müssen ihn in Behandlung nehmen, wenn er hier herauskommt. Sie sind ja so verdammt flott. Ich weiß, wir geraten uns gleich in die Haare. Und nicht wahr, Freundchen, ich kann mich auf Sie verlassen!

Seydewitz verbeugte sich.

Wenn ich bloß weiß, was der Herr Bürgermeister meinen.

Lieber Freund, ich meine, Sie sollen so eine Art Spion für mich sein. Sie sollen mit dem Feinde fraternisieren, mich über seine Bewegungen à jour halten. Sie können getrost sagen, daß ich ein unangenehmer alter Kerl bin, dem Sie nichts recht machen können — verstehen Sie. Sie können ruhig so viel Böses über mich reden, wie Ihnen nur einfällt, ich meine so innerhalb gewisser Grenzen. Sie haben Freiheit, lieber Freund, aber Sie müssen, schwerer not, auch diplomatisch sein.

Seydewitz lächelte.

Ja, vollkommen. Leider glaube ich nicht, daß ich auf Herrn Affessor Richter einen Einfluß üben kann. Sein Faktotum Kommissar Frederiksen geht seine eignen Wege, und Richter folgt ihm.

Wenn wir nur wissen, wo wir ihn haben, sagte der Bürgermeister listig. Es gilt nur zu wissen, was er tun will. Solange ich hier unten Gerichtsbeamter bin, soll niemand Hilmer ein Haar krümmen, aber ich muß gut unterrichtet sein, und das sollen Sie besorgen. Haben Sie mich verstanden?

Vollkommen! sagte Seydewitz.

Ich nehme an, daß wir Seine Schrecklichkeit schon am Dienstag hier haben. Es würde ihm wenig ähnlich sehen, sich gleich über Deichhof herzumachen. Er pflegt sein Opfer gewöhnlich einige Monate zu umkreisen, ehe er es packt. Außerdem steht Deichhof noch nicht zur Behandlung. Ich verlasse mich also auf Sie — und dann müssen Sie in den nächsten Tagen nach Deichhof hinausfahren und dort Besuch machen. Ich habe Ihnen den Weg gebahnt. Die alte Geschichte ist vergessen.

Seydewitz verneigte sich.

Wie der Herr Bürgermeister wollen.

Der Bürgermeister drehte sich auf dem Stuhl um und sah Seydewitz gütig an. Lieber junger Freund, ich habe mit Hilmer über Sie gesprochen. Er sieht das, was im Frühjahr vorgefallen ist, jetzt mit andern Augen an — und er wird Freunde brauchen — Freunde, auf die er sich verlassen kann. Wir wissen ja alle, was auf dem Spiel steht. Sie müssen — verstehen Sie, Sie müssen hinausfahren. Ich bitte Sie darum, und Sie haben Freunde draußen. Frau Hilmer kann Sie gut leiden — und ...

Der Bürgermeister lächelte und schwieg.

Seydewitz errötete leicht.

Dann machte sich der Bürgermeister an seine Arbeit.

Was wollte der Alte? fragte Jensen, als Seydewitz in das große Bureau hinauskam.

Seydewitz zuckte die Achseln und schielte zum Gendarmen hinüber.

Nachher.

Dann kam ein Ortschulze mit einer Alimentsationsache, und das war Seydewitzens spezielles Departement. Es war ganz fürchterlich, wie diese Sachen florierten.

Als Seydewitz und Jensen zusammen vom Bureau nach Hause gingen, bekam der Affessor die Geschichte von Richter zu hören. Er dachte ein wenig darüber nach.

Sie sind nicht gut Freund mit Hilmers, sagte er und sah mit seinem launigen Gesicht und schräggeneigten Kopf zu dem jungen Kollegen auf.

Ich bin ja mit Hilmer, wie Sie wissen, im Herbst zusammengeraten, kurz bevor der Brand auskam. Jetzt fahre ich hinaus und entschuldige mich bei dem Mann.

Ein bißchen spät, sagte Jensen.

Vielleicht, aber ich habe meine Gründe. Kommt Richter vor mir dorthin, so kann er nur Unheil anstiften, und das darf er nicht.

Klein-Jünger! sagte Jensen und lachte trocken. Sie treffen Sie wohl oft bei Postmeister Alndt?

Fräulein Hilmer macht sich nichts aus mir. Wie ich Ihnen sage, ich stehe mich nicht gut mit der Familie.

Und deshalb wollen Sie edel sein, sagte Jensen und lachte. Liebet eure Feinde, das ist etwas für Ruhme Rikke. Nun wird der verlorne Sohn meiner Seel gottesfürchtig.

Seydewitz schwieg.

Viertes Kapitel. Die Polizei

Affessor Richter kam und nahm im Gasthofs Wohnung. Mit ihm kamen der Kommissar Frederiksen und der Schutzmann Jensen, beide von der Kopenhagener Polizei. Es gab ein Wallfahrten nach dem „Hofe“, um die Kopenhagener zu sehen, und es wurde in den Winkeln gewispert und geflüstert. Richter war elegant und

trug immer eine Blume im Knopfloch. Er überschüttete das hübsche Stubenmädchen mit Artigkeiten, der Hausknecht schwor sogar darauf, daß er gesehen habe, daß der Assessor das Mädchen umarmt und geküßt hätte. Das Mädchen sagte nein, aber die Leute glaubten dem Hausdiener. Der Assessor überanstrengte sich nicht. Er stand spät auf und spazierte viel in dem zur Stadt gehörenden Lustwäldchen umher, den zwei Bäumen in sieben Reihen, wie man es bezeichnete.

Es dauerte ein paar Tage, ehe er bei dem Bürgermeister Besuch machte. Dieser Besuch verlief sehr konventionell. Der Assessor verlor kein Wort über die Brandstiftungen, und das erschien dem Bürgermeister als Gipfel der Unverschämtheit. Dagegen unternahm der Kriminalkommissar Frederiksen kleine Ausflüge in den Amtsbezirk, wo es gebrannt hatte. Der Assessor pflegte alle die alten Verhöre in den Brandstiftungssachen durchzulesen und dann ein paar Bogen für Frederiksen auszusuchen. Dann ging Frederiksen hinaus und „schnupperte“, wie es der Assessor nannte, und dann wurde irgendein Abgebrannter verhaftet.

Womöglich Mann und Frau zugleich.

Dann begannen die Verhöre.

Assessor Richter wich nicht von seiner Gewohnheit ab. Er ging scheinbar arbeitslos umher und nickte den hübschen Mädchen der Stadt zu, bis die Arrestlokale gefüllt waren und der Vorhang aufgehen konnte. Hier langweilte er sich, und gleich am ersten Tage wurde er auf Seydewitz aufmerksam gemacht, den das Stubenmädchen schrecklich gut leiden mochte.

Richter kannte Seydewitzens Familie und ihn selbst ein klein wenig. Es dauerte deshalb nicht gerade lange, bis die beiden Herren einander kannten. Seydewitz wurde mit der kameradschaftlichen Liebenswürdigkeit beehrt. Richter konnte ein großer Charmeur sein, und er bedurfte eines weißen Mannes unter den Regern, wie die Amerikaner sagen.

Na, wie geht es? fragte der Bürgermeister Seydewitz, nachdem Richter drei Tage in der Stadt gewesen war.

Richter ist schrecklich liebenswürdig, sagte Seydewitz, und das war sein Ernst.

Der Bürgermeister drohte ihm mit dem Finger. Befies Seydewitzchen, Sie gehen doch nicht zum Feinde über?

Feinde! fragte Seydewitz.

Dann fiel es ihm ein, daß ein wohl meritierter Gerichtsbeamter selbstverständlich ein Feind all derer ist, die von draußen in seine Jagdgesilde einbringen, und er fragte deshalb mit leiserem Lächeln: Sollen wir der Kommission direkt entgegenarbeiten?

Gott bewahre, sagte der Bürgermeister und schnurrte wie ein Kreisel herum und in sein Allerheiligstes hinein, um sich in seinen Rechnungen zu begraben.

Aber Justesen, der in einer Ecke sitzend dem Gespräch beigemohnt hatte, räusperte sich und lachte mit quadratisch verzognem Mundwinkel.

Es verstrich eine Woche.

Justesen saß im „Hose“ und hielt ein Plauderstündchen mit Frederiksen ab. Die beiden Herren hatten eine Reihe von Jahren hindurch bei der Kopenhagener Polizei gedient. Sie waren Duzbrüder und kameradschaftlich neidisch aufeinander. Frederiksen war ein kleiner, vierschötiger Herr mit goldner Brille und Henriquette. Er hatte einen stechenden, unsichern Blick und galt allgemein für eine vollkommen gewissenlose Persönlichkeit, die ihre Pflicht als Gerichtsbeamter mit derselben Pünktlichkeit und Skrupellosigkeit tat, mit der er Bank- und Vobendiebstähle ausgeführt haben würde, wenn das seine Branche gewesen wäre.

Er ging davon aus, daß alle Menschen ebenso große Lumpen seien wie er selbst, er log wie ein Fäher, betrog seine besten Freunde, desavouierte seine Kameraden, die ihn haßten, trock vor seinen Vorgesetzten und schurigelte seine Untergebenen, kurz und gut, er war genau so, wie ein Mann mit seinen Voraussetzungen in seiner Stellung wird.

Aber er wußte einen guten Trunk zu schätzen und war einem hübschen Mädchen gegenüber nicht gefühllos. Auf diesem Felde begegnete er sich mit Justesen.

Jetzt saßen sie, wie gesagt, und tranken ein Gläschen im „Hofe“.

Du bist gestern ein Stück auf Deichhof zugegangen, Frederiksen, sagte Justesen und blickte zum Kollegen hinüber, ohne ihn anzusehen.

Ich? fragte Frederiksen.

Quatsch! unterbrach Justesen. Du kannst mich nicht hinters Licht führen. Ihr wollt euch an Deichhof heranmachen.

So etwas bestimmt der Assessor, sagte Frederiksen und rückte ein wenig auf seinem Stuhl hin und her.

Laßt das! sagte Justesen. Du bist jetzt hinter Die Madsen von Myggesjeb her, jawohl. An dem wirst du viel Freude erleben. Du solltest den alten Lumpen nicht mit dir herumrennen lassen, wenn ich dir einen freundschaftlichen Rat geben darf.

Frederiksen fühlte sich ein wenig verlegt und antwortete sehr zugeknöpft: Danke für deine Teilnahme, Justesen. Hast du sonst noch was zu bemerken?

Justesen blinzelte noch mehr.

Du bist so verdammt dicknäsfig, jetzt, da du so berühmt geworden bist. Deshalb, zum Teufel, kannst du nicht gegen einen alten Kameraden sein wie früher? Wir beide haben doch eigentlich manchen guten Schluß zusammen getan bei der achten Polizeikammer, in Freude und in Leid. Jetzt bist du hochnäsfig, Frederiksen, und lächerlich genug, dir steht das nicht.

Frederiksen schwieg und nippte an seinem Glase.

Justesen fuhr fort: Ich hab's hier sehr nett und friedlich in mancher Beziehung, man ist ja im Laufe der Jahre festgewachsen, man ist weniger niederträchtig und dafür menschlicher geworden. Ich kenne dich, und ich kann so ungefähr berechnen, was in deinem Assessor steckt, der zu einem noch jüngern Jahrgang gehört als die, die ich kannte, und die ich nicht vertragen konnte, als ich Laufjunge für sie sein sollte. Ihr beginnt hier unten in die Irre zu laufen, ihr seid im Begriff, unter unsern braven Bauern hier soviel Unheil anzustiften, wie ihr nur könnt. Ihr wollt die Arrestkolle füllen und die armen Kerle malträtieren, indem ihr ihnen den Teufel an die Wand malt, wozu all der Unsinn? Bleibt in der Hauptstadt, beim Drettergefängnis der weichen Zwiebel und Frik mit den Hummern. Die Gesellschaft kennt ihr, und zu der gehört ihr. Aber laßt uns hier draußen auf dem Lande zufrieden.

Frederiksen entschied sich für Nachsicht.

Ihr könnt euch ja allein nicht helfen, sagte er mit freundlichem Nächeln.

Blöß nicht wichtig tun. Jetzt will ich dir eins sagen, Frederiksen — du warst mal ein flotter Kerl, und wir sind Kameraden gewesen, weißt du noch, wie Als Justesen und ich dein nettes Köpfchen retteten, als ich mal draußen auf dem Nordwestwege in die Klemme geraten war, wie wir das „Nest“ aufheben sollten? Was? Da ich nun ein wenig mitschuldig daran bin, daß du im ganzen genommen hier umhergehst und Unheil anstiffest, so will ich dir eines sagen, laß die Finger von Deichhof, du bist auf dem Holzwege, Silmer hat es nicht getan. Er mag an dem Brande verdient haben — gut, das haben andre auch.

Weshalb erzählst du mir das alles, Justesen?

Das will ich dir sagen. Ihr Polizisten drinnen, ihr macht euch ja nützlich, obwohl der größte Teil eurer Zeit mit einem fürchterlichen Haufen von Lumpereien und kleinen Diebstählen vergeht, und den Nutzen, den ihr stiftet, könnt ihr niemals stiften, ohne Unheil anzurichten. Ich kenne das. Ich habe ja selbst mitgemacht dabei. Nein, Frederiksen, hier draußen, wo es hoch und weit um uns her ist, da hat ein Polizeibeamter das Gefühl, daß er Nutzen bringt. Er ist der Freund der kleinen Leute, und auf den großen Höfen wie in den kleinen Hütten öffnet man ihm gern die Tür. Man begreift, daß er der Beschützer ist, man spricht mit ihm wie mit einem Freunde, und ihm selbst gehn die Augen auf dafür, daß die Menschen gut sind, wenn sie es nur sein dürfen.

Du hättest Prediger werden müssen, Justesen — Volksfreund. Man könnte dich geradezu abmalen als Familienvater und Wohltäter der Menschheit. Aber Beamter bist du, Schodschwerenot, nicht soviel wie das Schwarze unter dem Nagel — du Philanthrop.

Justesen erhob sich: Und doch könnte es sein, daß ich mehr von den Bränden weiß, als ihr, du und dein Assessor, jemals erfahrt. Ich bin nicht boshaft. Wenn du eine gemeinliche Arbeit haben willst, gut, ich bin bereit.

Frederiksen spitzte die Ohren. Du solltest mit der Sprache herausrücken, lieber Freund, deshalb sind wir ja da.

Justesen knöpfte sich den Rock über der Brust zu, schob sein Glas fort und sagte: Ich habe einen humanen Vorgesetzten; sollen wir an der Geschichte hier zusammenarbeiten, dann wollen wir hier unten mit dabei sein. Ehre, dem Ehre gebührt. Ich will den Unsinn nicht haben, daß ihr die ganze Ehre für euch selbst holt, und der Gelbschnabel von Assessor meinen braven Alten schikanert. Verstehst du, hier unten ist das Verhältnis zwischen Vorgesetztem und Personal gut, und ich respektiere den Alten.

Frederiksen hatte sich erhoben. Es ist gewiß besser, du läßt mich meine Sachen allein machen, Justesen. Wir arbeiten nie mit den lokalen Behörden zusammen. Das hält nur auf. Ich hätte es für möglich gehalten, vielleicht mit dir eine Ausnahme zu machen, um der alten Kameradschaft willen. Aber euer Bürgermeister ist ein Schafskopf, und soll der in die Sache hineingezogen werden, dann ist es gewiß am besten, daß jeder für sich sorgt.

Justesen sah den andern mit guten und freundlichen Blicken an. Du wirst schon noch auf deine Art berühmt werden, mein Kerlchen. Dein Assessor wird schon noch einmal müde werden und sich in ein festes Amt zurückziehen, um populär und Kommandeur zweiten Grades zu werden. Vielleicht wird er als Staatsrat abgehn. Aber du — nach dir zeigen sie in den Zeitungen mit Fingern, und du mußt die Prügel auf dich nehmen, weil du der kleine Mann bist. Du solltest dich in acht nehmen, Frederiksen. Läßt du dich von Ole Nabsen irreführen, dann setzt du dich eben bestimmt in die Nesseln, und dann wirst du niemals Ritter des Danebrog oder Rechnungsrat — und das willst du doch werden, du armes Nilpferd. Willst du dich aber in die Nesseln setzen, dann sollst du es auch meinetwegen tun, solange du willst. Ich werde mir deinetwegen keine grauen Haare wachsen lassen. Und mit diesen Worten trank Justesen seinen Schnaps aus und bezahlte ihn selbst.

Der Assessor und Seydewitz kamen aus dem Speisesaal herein, wo sie ihre gewöhnliche Mahlzeit eingenommen hatten. Sie aßen zusammen im „Hofe“. Der Assessor à la carte, teuer und schlecht, Seydewitz billig und etwas schlechter. Aber es war die harte Notwendigkeit. Es gab nur einen Fleischtopf, alles andre waren Rnelpen.

Ach, Frederiksen, sagte der Assessor, kommen Sie mit, wir wollen heute arbeiten.

Und Frederiksen folgte seinem Herrn.

Aber Justesen und Seydewitz gingen zusammen die Straße entlang zum Amtsgericht.

Justesen lästerte, aber Seydewitz behauptete bestimmt, daß der Assessor keinen Augenblick an Deichhof dachte. Darauf wollte sich Justesen lieber nicht verlassen, sagte er.

Seydewitz ging nach Hause, er hatte heute nachmittag frei.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichspsiegel

Berlin, 8. August 1909

(Zur Zarenreise. Vom parlamentarischen System. Zur Einigung der Liberalen.)

Kaiser Nikolaus der Zweite hat in den letzten Wochen eine Reihe rückständiger Besuche erledigt; Dänemark und Schweden sind zuerst darangefahren, dann folgte ein Familienbesuch bei seinem Schwager, dem Prinzen Heinrich in Hemmelmar, daran schloß sich die Zusammenkunft mit dem Staatsoberhaupt des verbündeten Frankreichs und die Begegnung mit dem König Eduard. Den Schluß machte gestern der Besuch bei dem inzwischen von der Nordlandsreise zurückgekehrten Kaiser Wilhelm. Auf der Hin- und Rückreise hat der Zar das deutsche Gebiet berührt, das heißt den Kaiser-Wilhelms-Kanal, und ist nicht, wie der Präsident der französischen Republik, um Deutschland herumgefahren. Iswolski hat in einer für die Öffentlichkeit bestimmten Äußerung den Franzosen ganz klar herausgesagt, daß Rußland mit Deutschland herzliche Beziehungen unterhalten muß, und Kaiser Nikolaus hat dem Minister des Äußern Richon seine Befriedigung über dessen bedachte und feste Politik gegenüber Deutschland ausgedrückt, das ebenso wie Frankreich und Rußland um die Erhaltung des Friedens bemüht sei. Ob das freilich in Frankreich einen allgemein günstigen Eindruck machen wird, steht dahin, denn für gewisse nichtamtliche Kreise in Frankreich und in England hat die Tripleentente nur insofern einen praktischen Wert, als sie geeignet und gewillt ist, Deutschland schlecht oder mindestens nebensächlich zu behandeln. Hierzu ist sie nun allerdings nicht geeignet, wie der Ausgang der bosnischen Frage und das gänzliche Scheitern des Konferenzplans vor einem halben Jahre bewiesen hat. In staatsmännischen Kreisen ist man darüber nicht im Zweifel, und die dabei interessierten Völker werden sich auch daran gewöhnen müssen. Wenn der Zar und sein Minister des Äußern den Franzosen darüber eine unmißverständliche Andeutung gemacht haben, so waren sie dabei im vollen Rechte, denn gerade Rußland hätte bei der von den westlichen Vertretern der Ententepolitik eingeschlagenen Richtung die Hauptopfer bringen müssen. Rußland lehnt es in jedem Falle ab, sich als Mauerbrecher gegen die deutsche Friedenspolitik verwenden zu lassen, wenn diese Haltung auch dahel wie bei den Westmächten vielen Kreisen der Bevölkerungen manche Enttäuschungen bringt. Diese haben übrigens weniger in dem an das russische Bündnis bereits gewöhnten Frankreich als in England für den Zarenbesuch eine gewisse Kühle hervorgerufen und auch bewirkt, daß sich die hergebrachten sozialistischen und radikalen Angriffe

gegen den „roten Zaren“ diesmal breiter machen durften als sonst. Besonders mußte dies bei England auffallen, wo man doch sonst so empfindlich für ausländische Einmischungen in innere Verhältnisse ist, sich aber hier nicht im geringsten scheute, in der Presse, in Versammlungen und selbst im Parlament sich in den schärfsten Ausdrücken über innere russische Verhältnisse zu ergehen und den Gast des Landes auf das heftigste anzugreifen. Die englischen Chauvinisten können es ihm eben nicht verzeihen, daß er nicht auf ihre kontinentale Politik eingegangen ist und vielleicht auch in Persien eine Richtung einhält, die mehr den russischen als den britischen Interessen dient. Die Engländer vermögen sich noch immer nicht von dem seit zwei Jahrhunderten großgezogenen Gedanken loszumachen, daß andre Völker und Staaten bloß dazu da seien, für sie die Kaskanten aus dem Feuer zu holen. Der Zwang der Verhältnisse wird sie aber immer mehr zu der Erkenntnis hindrängen, daß gerade in der großen Politik nur der Letztatz gilt: Selbst ist der Mann.

Neben diesen für den Augenblick wenig ins Gewicht fallenden Äußerungen der Volksstimmungen ist es von Wert, die tatsächliche Bedeutung der Reise des russischen Herrschers festzustellen. Sie wollte und konnte in ihrer politischen Nebenwirkung nichts andres sein als eine Bekräftigung des Zustandes, der sich vor einem halben Jahre in der Lähmung des Vorstoßes der Tripleentente mangels Bereitwilligkeit oder Möglichkeit zum positiven Einschreiten herausgebildet hat. Die Tripleentente ist nicht imstande, dem mitteleuropäischen Bündnis gegenüber eine überlegene Macht aufzubieten, und daraus ergibt sich für beide Mächtegruppen die Notwendigkeit, sich mit- und nebeneinander zu vertragen und gewisse, vielleicht sehr populäre politische Wünsche wenigstens für die nächste Zeit, wenn nicht für immer, zu vertagen. Die für die breite Öffentlichkeit redigierten offiziellen Erinsprüche von Cherbourg und Cowes predigen demnach den Frieden und sind nicht mit dem mysteriösen Schweigen umhüllt worden wie seinerzeit die Abmachungen auf der Meede von Reval beim Besuche des Königs Eduard. An der Aufrichtigkeit dieser Versicherungen braucht man bei der heutigen Weltlage nicht zu zweifeln, und man darf diese Annahme ohne jede Gefahr, durch Tatsachen widerlegt zu werden, dahin erweitern, daß der Grundzug der Politik aller europäischen Großmächte gegenwärtig der Wille ist, jeden bewaffneten Konflikt zu vermeiden. Das dürfte sich auch bei der jetzigen, gänzlich unnötigen Zuspitzung der kretischen Frage herausstellen. Die europäischen Großstaaten haben ganz andre Interessen zu wahren, die sie nicht durch so Kleinliche Begehrlichkeiten lokaler Natur gestört sehen wollen. In Deutschland darf man übrigens mit Recht darüber zufrieden sein, daß sich in dieser zwingenden Lage bei den Trakten von Cherbourg und Cowes auch sichtbar das Bestreben erkennen ließ, unsre Empfindlichkeit zu schonen. Es säßeln sich schon an verschiedenen Punkten Dinge ein, die notwendig machen, daß die Mächte Europas zur Wahrung der gemeinsamen Interessen des Weltteils engere Fühlung untereinander nehmen und besser tun, sich gegenseitig zu stützen und zu stärken, statt sich anzuseinden. In diesem Sinne ist auch die zutage getretene englische Bereitwilligkeit, Rußland finanziell beizuspringen, nur mit Zustimmung aufzunehmen. Wenn selbst einzelne Kreise es nur in der Hoffnung gern tun, damit einen Gegner Deutschlands enger an sich zu fesseln, so braucht uns das nicht im geringsten zu ärgern. Wie schon früher der Zweibund, so hat auch jetzt die Tripleentente die deutschfeindliche Spitze eingebüßt ohne jede Aussicht, sie wieder zu gewinnen. Der ganze Verlauf der Begegnungen in Cherbourg und Cowes mit allen Zeitungsmeinungen und sonstigem Zuhör hat hierüber nicht den geringsten Zweifel gelassen. Man wird wohl weiterhin im Osten und im Westen noch gern manches Deutschfeindliche reden und schreiben, auch leicht Beifall damit finden, aber auf den Gang der Politik hat das keinen Einfluß mehr. Unter diesen Umständen kommt es ganz gelegen, daß der Schluß der Zarenreise durchaus den Charakter einer Familienzusammenkunft

trägt, wie die Anwesenheit der Geschwister der Zarin und das Fehlen jedes diplomatischen Apparats beweisen. Im übrigen dürfte Kaiser Nikolaus wie ganz Rußland aus dem Verhalten der deutschen Presse entnehmen, daß sich in Deutschland nirgends ein Gefühl enttäuschter Erwartungen geltend macht, denn wir haben von Rußland nie mehr verlangt, als mit ihm in Frieden leben zu können.

Eine ganz merkwürdige, übrigens nach mißverständlichen ausländischen Auffassungen erst eingeschleppte Ansicht taucht wieder und wieder in den Blättern auf, als ob es sich beim jüngsten Reichskanzlerwechsel um eine Art Wirkung des parlamentarischen Systems gehandelt habe, weil Fürst Bülow einer Abstimmung im Reichstage zum Opfer gefallen sei. Ein auf Oberflächlichkeit und leere äußerlichkeiten gestütztes Urteil läuft wohl gelegentlich mit unter, aber selten hat eins so wenig Grundlage gehabt wie gerade dieses. Daß ein Reichskanzler einen parlamentarischen Vorgang als Anlaß benutzte, um vom Kaiser seine Entlassung zu erbitten, ist zwar vorher noch nicht dagewesen, aber wir sind jetzt erst beim fünften Reichskanzler. Bei der Entwicklung, die der deutsche Parlamentarismus gegen den Willen und die Absicht des politischen Urhebers der deutschen Verfassung genommen hat, dürften sich in Zukunft wohl noch öfter Gelegenheiten ergeben, bei denen es ein Reichskanzler satt hat, mit unsrer parlamentarischen Mühle mahlen zu wollen. Es ist nicht jeder persönlich damit so eng verwachsen, wie es der Altreichskanzler war, der sich allerdings verpflichtet fühlte, sich mit seiner eignen Schöpfung bis an das Ende seiner Dienstzeit herumzuquälen. Der Monarch dürfte darum in Zukunft noch oft in die Lage kommen, einen Reichskanzler, dem die Beschäftigung mit dem Reichstag verleidet worden ist, die Entlassung nicht versagen zu können. Das hat mit dem sogenannten parlamentarischen System, das bei uns nicht Rechtsens ist und es bei dem deutschen Fürstenbündnis auch nie werden wird — am allerwenigsten bei unserm jetzigen Parlamentarismus —, nicht das mindeste zu tun. Der Kaiser kann einen Kanzler, der aus irgendeinem Grunde nicht bleiben will, nicht zwingen, aber das berührt nicht sein verfassungsmäßiges Recht, den Reichskanzler ohne jede Rücksicht auf den Reichstag zu ernennen. Das ist für ihn eine Zweckmäßigkeitsfrage. Wie oft hätte Kaiser Wilhelm der Erste den Fürsten Bismarck entlassen müssen, wenn er den Beschlüssen der Reichstagsmehrheiten Einfluß auf seine Entschlüsse gewährt hätte! Das weiß man doch in den Blättern und Parlamentariertreibern, die der oben erwähnten Ansicht Eingang gewährt haben, auch recht gut, und es scheint, daß man das nur getan hat, um wieder einmal die parlamentarische Regierung, die man seit den sogenannten Kaiserdebatten vom November vorigen Jahres wieder aus der Versunkenheit hervorgeholt und durch die bekannten liberalen Anträge einzuleiten versucht hat, zur Sprache zu bringen. Man sollte doch eigentlich meinen, die Liberalen hätten in der jetzigen, von links und rechts bedrängten Lage etwas Besseres zu tun, als eine Frage anzurühren, die nur zu ihrem Nachteil entschieden werden kann.

Die Verschmelzung der drei linksliberalen Parteien ist zwar in den letzten Wochen wieder mehrfach angeregt worden, aber die Lösung rückt nicht näher. Es scheint fast, als ob der günstige Moment wieder verpaßt werden sollte, obgleich die Einigung zum Besten unsers öffentlichen und parlamentarischen Lebens dienen und eigentlich von allen Seiten mindestens mit Zustimmung begrüßt werden würde. Trotz heißer Mahnungen und wohlgemeinter Gelöbnisse ist man noch nicht recht vorwärts gekommen; selbst bei den bevorstehenden Reichstagsnachwahlen zeigt sich keine rechte Einigkeit, und der Hansabund, von dem mit Recht ein belebender Einfluß erwartet wurde, läßt in den Blättern nur zahlreiche Beitrittsklärungen melden, von einer Einleitung der praktischen Tätigkeit vernimmt man aber noch immer nichts. Die Vermutung liegt nahe, daß es auf vielen Seiten mit den neuen liberalen Bewegungen nicht recht ernst genommen wird, was freilich bei ihrem allein auf eine

allgemeine Verneinung begründeten Ursprung nicht allzusehr Bertwunderung hervorgerufen kann. Positive Gedanken, namentlich der nationale, der vor dritthalb Jahren zu so großen Erfolgen geführt hat, müssen an die Spitze gestellt werden, sonst dürften wir abermals in Erfahrung bringen, daß aus der großen liberalen Armee nichts wird, weil jeder Führer sein Fähnlein allein kommandieren möchte.

Woher und Wohin? Die Heftigkeit, mit der ein Teil der bürgerlichen Presse die öffentliche Meinung gegen die Höhe und Art der neuen Steuern einzunehmen sucht, legt es nahe, von neuem daran zu erinnern, daß die bürgerlichen Parteien einhellig die Bewilligung eines Betrages von annähernd 500 Millionen Mark als unabweisbares Bedürfnis für die Ordnung der Reichsfinanzen anerkannt hatten. Es kann deshalb weder der geschichtlichen Wahrheit noch der gedeihlichen Entwicklung unsers öffentlichen Lebens dienen, den Parteien, die durch ihren Zusammenschluß vorzugsweise auf die Begrenzung, die Schaffung oder die Ablehnung einzelner Steuerarten bestimmten Einfluß gewannen, aus der Höhe der Belastung an sich einen Vorwurf zu machen. Es kann vielleicht weiter zu einer verständlicheren Auffassung der durch den Streik um die Reichsfinanzreform geschaffenen Lage beitragen, wenn darauf hingewiesen wird, daß der von den Mehrheitsparteien beschlossene Verzicht auf eine Änderung hinsichtlich der Fahrarten- und Zucksteuer und die dadurch geschaffene Herabsetzung des Steuerbedarfs auf 445 Millionen Mark einen nennenswerten Gegensatz zwischen den bürgerlichen Parteien kaum zu schaffen geeignet war. Ferner bewegte sich die Hinaussetzung der einzelstaatlichen Matrikularbeitragspflicht um 25 Millionen Mark durchaus in der Richtung der grundsätzlichen Befürworter direkter Steuern, so wenig auch die sonstige Behandlung der Matrikularbeitragsfrage den finanztechnischen und finanzpolitischen Bedürfnissen der Einzelstaaten entsprechen mochte.

Jedenfalls können die Parteien, die die Steuern bewilligt haben, beanspruchen, daß man das Gebiet des Streites über den an neuen Reichssteuern bewilligten Betrag auch wirklich auf den in Frage gekommenen Betrag von 420 Millionen Mark beschränkt. Wenn zweifellos innerhalb der bürgerlichen Parteien Einigkeit darüber bestand, annähernd 100 Millionen Mark dieser Steuern auf den Besitz zu legen, so sollte man auch die Gegensätze in der Beurteilung der Zusammenziehung dieser und der andern neuen Steuereinnahmen auf ihr berechtigtes Maß zurückführen.

Die Erhöhung des Stempels für Effekten und gewisse Wechsel sowie die Einführung des Stempels auf Schecks und Quittungen über Bankguthaben mit einem geschätzten Gesamtsteuerauskommen von etwa 40 Millionen Mark wird in maßgebenden und politisch uninteressierten Kreisen des Bank- und Börsengewerbes als eine leichte und erträgliche Steuer bezeichnet. So wünschenswert ohne die drängende Finanznot des Reichs auch eine weiterhin steuerfreie Entwicklung des Scheckverkehrs und eine geringere Belastung der Wertpapiere gewesen wäre, so wird diese Steuer auf die Dauer kaum einen fühlbaren Einfluß auf die Geschäftshandhabung der am Geldverkehr interessierten kaufmännischen Kreise ausüben.

Weite Kreise des Volkes sehen eine Nachlaß- oder Erbanfallsteuer nach wie vor als die erträglichste und gerechteste Form einer allgemeinen Besitzbesteuerung von Reichs wegen an und sehen in der an ihre Stelle getretenen Talonsteuer sowie dem Grundstückumsatzstempel ein weder in finanztechnischer noch in sozialpolitischer Beziehung vollwertiges Äquivalent der Erbsteuer. Das darf aber nicht hindern, zur Verhütung von Übertreibungen, auszusprechen, daß durch die Erbanfallsteuervorlage der Regierung nur ein Betrag von 55 Millionen Mark, also nur ein mäßiger Teil, und zwar nur der Besitzsteuern aufgebracht werden sollte, während die Notwendigkeit der Einführung indirekter Steuern in dem jetzt gesetzlich fest-

gelegten Betrage, deren Bewilligung auch von der linken nach ihrer grundsätzlich mehrfach bekundeten Stellung zur Finanzreform in der gleichen oder ähnlichen Art im Falle positiver Mitarbeit niemals hätte umgangen werden können, daneben bestehen blieb. Es muß eben immer und immer wieder betont werden, daß auch die liberalen Parteien, im Falle einer ihnen genehmen Form der Besitzsteuer, die Verbrauchssteuern in der von ihnen wie von den andern bürgerlichen Parteien für erforderlich anerkannten Höhe bewilligen wollten.

Wie man nun aber auch zu den neu geschaffnen 100 Millionen Mark Stempelsteuern stehen mag, so viel ist sicher, daß sie den Kapitalbesitz, den Geldverkehr und den Grundstücksandel treffen, der Verbrauch als solcher von ihnen aber nicht berührt wird.

Daß bei der Schnelligkeit, mit der nach monatelangen Kommissionsdebatten in wenigen Wochen die neuen Steuern aufzubauen waren, bei der übermäßigen Arbeitslast, die auf alle Beteiligten gehäuft war, Vereinzelt nicht bis zu der technischen Vollenbung durchgearbeitet worden ist, wie dies bei lange vorbereiteten, in regelmäßigem Instanzenzuge geprüften Vorlagen der Fall zu sein pflegt, ist selbstverständlich. Daß sich in den Gesetzen und ihren bisher herausgegebenen Ausführungsbestimmungen kein den Ertrag der Steuern oder die praktische Handhabung der Bestimmungen beeinflussender Fehler nennenswerter Art zeigt, wird vielleicht trotzdem in der Zukunft noch einmal anerkannt werden. Auch bei der Talonsteuer darf angenommen werden, daß der Plan nicht gelingen wird, die Zeit, die gewohnheitsmäßig den Interessenten zur Vorbereitung und Einrichtung auf die Steuer gelassen war, zur Umgehung der klaren gesetzgeberischen Absicht zu benutzen.

Was die Verbrauchssteuern betrifft, so hätte man statt der Höhersetzung des Kaffeezolles vielleicht besser den aus dem Tabak geforderten Betrag auf der ursprünglich vorgesehenen Höhe belassen. Aber die ersten Anregungen hierzu stammten von Blättern liberaler Richtung und gingen mutmaßlich von Handels- oder industriellen Kreisen aus. Ferner hätte ebensogut an Stelle der Steuern auf Glühkörper und Streichhölzer die Besteuerung des Weines, der Inserate und Plakate treten können. Doch waren eben die, die jetzt die neuen Steuern so scharf verurteilen, auch für die genannten Steuern nicht zu haben. Das aber darf und soll nicht vergessen werden, daß über die Notwendigkeit der Bier-, Branntwein- und Tabakbesteuerung in den bürgerlichen Parteien grundsätzliche Einigkeit bestand. Keine bürgerliche Fraktion hat daher das Recht, die Parteien, die die erforderlichen Verbrauchssteuern im Interesse des Reichs schließlich bewilligt haben, geringerer Volksfreundlichkeit zu beschuldigen.

Und bilden denn die Verbrauchssteuern wirklich eine übermäßige Belastung der Nation?

Selbst wenn man es ganz außer acht läßt, daß die Schaumweinsteuer nur die bemittelten Klassen und die Tabaksteuer infolge ihres sozialen Charakters als konsequent durchgeführter Wertsteuer die Raucher billiger Sorten nur unmerklich treffen werden, bringen trotzdem die beschlossnen Verbrauchssteuern von insgesamt rund 300 Millionen Mark eine jährliche Durchschnittsbelastung von noch nicht fünf Mark auf den Kopf der Bevölkerung. Für eine fünfköpfige Familie, die sich keinerlei, sei es quantitative oder qualitative Beeinträchtigung ihrer Genüsse an Bier, Branntwein, Sekt, Tabak und Kaffee und keinerlei Verengerung ihres Gebrauchs von Glühkörpern und Streichhölzern auferlegen will, bedeutet das eine durchschnittliche wöchentliche Mehrausgabe von rund fünfzig Pfennigen oder für jedes einzelne Familienmitglied eine wöchentliche Mehrausgabe von zehn Pfennigen. Welchem unbefangnen Betrachter möchte sich nicht demgegenüber die Frage aufdrängen, ob damit die langersehnte Gesundung der Reichsfinanzen zu teuer erlaucht worden ist!

Das materielle Wohl unsers Volkes steht über jedem Parteiinteresse.

Entstanden aus der finanziellen Not eines Reiches, dessen Angehörige sich seit Jahrzehnten einer wirtschaftlichen Entwicklung von erstaunlicher Kraft erfreuen, entstanden aus dem Bedürfnis, die Mittel zur Aufrechterhaltung des Erreichten bereitzustellen, darf die Reichsfinanzreform nicht Anlaß zu vergiftenden innerpolitischen Kämpfen werden. Es gilt, unserm Volke das Einleben in mancherlei neue Wirtschaftsbedingungen zu erleichtern, nicht zu erschweren. Dazu können die bürgerlichen Parteien, denen in schweren Kämpfen um den Weg dennoch ein gleiches Ziel vor Augen stand, beitrageu, indem sie den vergiftenden Streit ruhen lassen und unter die Befehlungen der letzten Monate jetzt endlich einen Strich machen. 

Politische Jahrbücher. Die eigenartige Entwicklung der deutschen Zeitungen, die sich immer mehr zu reinen Tagesjammungen von politischen Neuigkeiten und Sensationsnachrichten, von Unglücksfällen, Verbrechen und pikanten Gerichtsverhandlungen usw. herausbilden, sodaß sie keinen Raum mehr — vielleicht auch keine Redakteure — für Übersichten und erläuternde Darstellungen haben, ist hinreichend bekannt. Der Leser verliert bei dem bunten Durcheinander, für das höchstens als leitender Gesichtspunkt gilt, daß mit Rücksicht auf die lokale Konkurrenz nur ja vom Neusten nichts vergessen wird, den Überblick über den eigentlichen Gang der Ereignisse und vermag sich aus der Überhäufung mit Nachrichten, Dementis, Gerüchten, amtlichen Nachrichten und absichtlich parteiisch gehaltenen, lüdenhaften Ausführungen nur schwer ein Urteil zu bilden. Man hat sich darum in Deutschland längst daran gewöhnt, die Presse als nichts anderes wie als Lokalblatt, Inseratenschau und Unterhaltungsstoff anzusehen, von dem man ohne Nachteil für die eigne Ausbildung gerade so viel liest, als man Lust und Zeit hat. Die Sensationsjucht und das Unterhaltungsbedürfnis mögen ja dabei ihre Befriedigung finden, und für sie ist es auch unwesentlich, ob sich der tägliche sensationelle Unglücksfall, Kindsmord oder pikante Prozeß — das wird ja heute alles prompt telegraphiert — in Hinterindien oder in der Nachbarschaft ereignet hat. Der ursprüngliche Zweck der Zeitungen, über den Gang der Weltereignisse zu berichten, leidet aber unter dem Übergewicht des sensationellen Stoffes, dem die abgeriffene Berichterstattung in der Regel nichts schadet, die aber für die Behandlung politischer Fragen nicht genügt. Dieser offenkundige Mangel hat auf der einen Seite den Wunsch nach politischer Erziehung durch die Schule, auf der andern das Bedürfnis nach übersichtlichen politischen Darstellungen hervorgerufen. Zur Befriedigung dieses Bedürfnisses erscheinen seit Jahren eine Anzahl von politischen Jahrbüchern, von denen hier drei der Redaktion zugegangne besprochen werden sollen. Vorausgeschickt sei, daß alle drei ihrem auf besondere Leserkreise berechneten Zwecke vollkommen entsprechen. Die politische Jahresübersicht für 1908 (Stuttgart, Carl Krabbe Verlag, Erich Gußmann, 1,50 Mark) von Gottlob Egelhaaf soll als Jahressergänzung zu des Verfassers in demselben Verlag erschienenen Geschichte der neuesten Zeit dienen. Darum ist die Darstellung knapp gehalten, aber der Verfasser zeigt ein eigenartiges Geschick, das Wichtigste und voraussichtlich für die Zukunft Bedeutsamste herauszugreifen und ebenso übersichtlich wie fesselnd darzustellen. Als dokumentarischer Anhang ist beigegeben ein Auszug aus der Reichstagsrede des Abgeordneten von Payer am 4. April 1908, der vielgenannte Artikel des Daily Telegraph samt der Antwort des Pariser Temps, die Rede des Fürsten Bülow am 10. November 1908 im Reichstag, die entscheidenden Aktenstücke über die Einverleibung von Bosnien und der Herzegowina und die Thronrede zur Eröffnung des türkischen Parlaments. — Das Jahrbuch der Weltgeschichte, das Jahr 1908 (9. Jahrgang, bei Karl Prochaska in Leipzig, Wien, Teschen, 1,50 Mark, gebunden 2 Mark) von Albin Peyer wendet sich vornehmlich an die gebildeten bürgerlichen Kreise. Der Verfasser wird dem von der Verlagsbuchhandlung aufgestellten Programm, die handelnden

Personen, die Kämpfe und Ereignisse in möglichst lebensvollen Bildern vorzuführen, die Triebkräfte des politischen Lebens aufzudecken und den innern Zusammenhang alles Geschehnen klarzumachen, vollkommen gerecht. Zu einer besondern Geschicklichkeit in der Zusammenfassung der politischen Vorgänge gesellen sich eine übersichtliche Darstellung, eine stets den Ton des Gewöhnlichen vermeidende und doch verständlich bleibende Sprache und ein gerechtes, der vollen Objektivität nahekommenes Urteil. Alles durchflingt ein Grundton warmer nationaler Gesinnung. Wer diese fließend und anregend geschriebenen Schilderungen liest, wird finden, daß das „politische Lied“ durchaus kein häßliches zu sein braucht. Die reiche Ausstattung mit Illustrationen, die namentlich die Bildnisse der neu in den Vordergrund tretenden politischen Persönlichkeiten bringen, erhöhen noch den Wert dieses vortrefflichen Hausbuchs. Gewissermaßen die dokumentarische Unterlage für eine solche Darstellung bietet der Deutsche Geschichtskalender für 1908 (2 Bände, Leipzig, Fr. Wils. Grunow, gebunden 6 Mark der Band) von Prof. Dr. Karl Wippermann. Das in den Grenzböten schon wiederholt besprochne Werk bringt, in übersichtliche Stoffgruppen geschieden und mit einem ausführlichen Personenregister ausgestattet, alle offiziellen, parlamentarischen und sonstigen politischen wichtigen Vorgänge sowie alle Neuerungen auf den Gebieten der Verwaltung, des Partellebens und der wirtschaftlichen Gesetzgebung. Die für die politische Entwicklung irgendwie bedeutungsvollen Reden fürstlicher Personen, Minister und ihrer namhaften Vertreter sowie der Parteiredner sind wenigstens nach ihrem Inhalt, in den entscheidenden Stellen im Wortlaut wiedergegeben, ebenso Regierungserlasse und Parteikundgebungen von Wichtigkeit. Die mit emsigem Fleiß und einem unvergleichlichen Scharfblick in der Beschränkung auf das Notwendigste und Unumgängliche zusammengestellte politische Übersicht ist ein unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch für selbständig arbeitende Zeitungsredaktionen, Bibliotheken usw., bietet aber auch dem Privatmann, der sich durch eigne Arbeit zu selbständigen Urteilen verhelfen will, die zuverlässigste Grundlage.

Kultur und Erziehung. Unter dieser Aufschrift sendet der bekannte Pädagoge an der Berliner Universität, Wilhelm Münch, ein neues Buch vermischter Betrachtungen (München 1909, Bed, 285 S., geb. 4 Mark) in die Welt. Am Schlusse des Kapitels „Vom Reisen in der Gegenwart“ heißt es: „Einen Berg von stolzer Höhe zu besteigen ist schön. Aber ein Buch von edler Tiefe zu durchlesen ist nicht minder schön und wird hoffentlich auch in Zukunft nicht aufhören, schön zu sein.“ Ich glaube, man kann beides vereinen, und zwar nicht am schlechtesten, wenn man dieses schöne Buch mit auf die Reise, mit auf den Berg oder ans Meer oder in den Wald nimmt, um sich in stiller Stunde darein zu vertiefen. Münch ist ein vielgereifter, völkertundiger Mann. Er plaudert von deutscher Art in Süd und Nord, von der Schätzung der Deutschen im Auslande, von englischer und deutscher Erziehung, von der Art, wie Nationen einander kennen lernen ußf. Doch dieses Plaudern ist auf scharfe Beobachtung und ernste Gedankenarbeit gegründet und quillt aus der Weisheit eines feinen Herzens. Wechselseitig durchdringen einander hier die Erziehungs- und die Kulturfragen. Wie eine Zeit ihre Schulfrage löst, ist ein wichtiges Kennzeichen ihrer Kultur. — Münch ist in seiner pädagogischen Kunst vor allem Psychologe und Dialektiker; er ist ein Meister in der Zerlegung und Gliederung der Gedanken; nichts, was in Theorie und Praxis von Bedeutung sein könnte, entgeht ihm bei der Lösung einer Frage, er spürt auch dem Unscheinbaren nach und findet seines Wesens Kern. Am tiefsten bohrt wohl der Aufsatz „Willensmenschen und Willensbildung“. Denn Münch weiß, daß das Durcheinanderwogen der verschiedenartigsten Antriebe das Kennzeichnende für unsre Gegenwartsphäre ist, und kennt die Gefahren, die nicht nur der heutigen Jugend, sondern der Zukunft unsers Volkes drohen; er spricht ernste und warnende Worte über körperliche und seelische Gesundheit, äußert

unerforschroden seine wichtigen Bedenken gegen Diebstahlsgebanken der Zeit (z. B. der Koedukation) und übt auch sonst das Amt des Satirikers. Er gehört zu den Glücklichen, die sich äußerlich inmitten des gewöhnlichen Menschengetriebes bewegend, doch auf innerer Höhe darüber hinwandeln. Er weiß in Kürze — in zehn Geboten — zusammenzufassen, was Pflicht der Schüler in dem Gesamtorganismus der Schule ist, und kein Schulleiter sollte es verabsäumen, bei ernstester Gelegenheit diese Sätze der ihm anvertrauten Jugend einzuprägen. Zum Beschluß hat der Meister des Aphorismus wieder einige Perlen der Weisheit zusammengereicht; sie haben seinen Schluß und echten Glanz.

Auf ein andres pädagogisches Werk von hoher Bedeutung sei bei dieser Gelegenheit hingewiesen, das in dritter, verbesserter und vermehrter Auflage jüngst erschienen ist: Adolf Matthias, Praktische Pädagogik (München, Beck). Hier vereinigen sich auch in seltner Weise gründliche Sachkenntnis und reichste, reifste Erfahrung mit frischer Unmittelbarkeit und Natürlichkeit. Nichts von Verfliegenheit und Phrasentum spürt man, sondern nur kerngesundcs Denken und warme, lebendige Empfindung für alles, was einem Knabenhirn und Knabenherzen nützlich und heilsam ist. Es ist ein Buch, das jedem Pädagogen, ob alt oder jung, gar viel bieten kann, das aber auch den Eltern von Söhnen treffliche Richtlinien bietet. — Ein sehr erfreuliches Zeichen der Zeit ist es ferner, daß auch ein geistverwandtes Büchlein: Der Weg zum Herzen des Schülers von Hermann Weimer in neuer Auflage in demselben Verlage erscheinen konnte. Schlicht, echt und gesund, warm und wahr: solche Eigenschaften klingen gut zusammen und erwecken Widerhall in empfänglichen Herzen. U. Biese

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten. Verlag von F. v. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Deutsche Charakterköpfe

Denkmäler deutscher Persönlichkeiten aus ihren Schriften

Diese Sammlung will versuchen, die Persönlichkeiten, die an dem Werden unsrer nationalen Kultur mitgewirkt, die entscheidende Perioden dieses Werdens in ihrem Wesen widerpiegeln, in ihren eigenen Äußerungen neu lebendig werden zu lassen.

Bisher erschienen:

Band 1: **Elisabeth Charlotte**, Herzogin von Orleans. Briefe ausgewählt und eingeleitet von Prof. Dr. J. Wille. Mit 13 Abbildungen. Gebunden M. 2.—

Band 2: **Albrecht Dürer** in seinen Briefen. Von Oberbibliothekar Markus Zucker. Mit 20 Abbildungen. Gebunden M. 2.—

Band 3: **Heinrich Pestalozzi**. Eine Auswahl aus seinen Briefen und kleineren Schriften, herausgegeben und eingeleitet von Seminardirektor Dr. Hermann Walfemann. Mit 19 Abbildungen. Gebunden M. 2.—

Band 4: **Joachim Nettelbeck**, Bürger zu Kolberg. Eine Auswahl aus seiner Selbstbiographie von Oberl. M. Schmitt-Hartlieb. Mit 15 Abb. Geb. M. 2.—

Band 5/6: **Goethes Freundinnen**. Briefe zu ihrer Charakteristik. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Gertrud Bäumer, Mit 12 Abb. Gebund. M. 3.—

Band 7: **Wilhelm von Humboldt** in seinen Briefen. Ausgewählt und eingeleitet von Prof. Dr. Karl Sell. Mit 2 Bildnissen. Gebunden . . M. 2.—

— Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung —

Reichillustrierter Prospekt mit Probeabschnitten aus den einzelnen Bänden umsonst und postfrei vom Verlag B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.



Die Interessen Deutschlands in der Türkei im Vergleich mit denen Frankreichs und Englands

Skizze von Dr. J. Loytoed

1



Deutschland hat von den genannten europäischen Großmächten die jüngsten Beziehungen zu der Türkei.

Während Frankreich bereits im sechzehnten Jahrhundert seine Machtstellung im Orient anbahnte und hundert Jahre später England seine Vorherrschaft auf dem Mittelmeer begründete, fochten die deutschen Staaten ihre innern Kämpfe aus. Erst im Jahre 1761 ist Preußen unter Friedrich dem Großen behufs Abschlusses eines Freundschafts- und Handelsvertrages, der ihm freie Schifffahrt in den türkischen Gewässern, Handelsfreiheit, konsularische Gerichtsbarkeit und das Recht der Meistbegünstigung gewähren sollte, mit der Türkei in Verbindung getreten. Der Zweck dieses Vertrages war hauptsächlich ein politischer. Der große Friedrich wollte sich, Österreich und Rußland zum Troß, an die Seite der andern Großmächte stellen und mit ihnen an den Fragen der großen Politik, deren Schauplatz damals das Mittelmeerbecken war, teilnehmen. Die Türkei ihrerseits hoffte in Preußen einen Bundesgenossen gegen Österreich zu finden. Die gegenseitigen Beziehungen waren anfangs von geringer Bedeutung, sie entwickelten sich eigentlich erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts mit dem Aufblühen der deutschen Industrie, der Zunahme der Verkehrssicherheit und der Vervollkommenung der Verkehrsmittel.

Zur Förderung und Sicherheit der neuen Handelsbeziehungen schlossen die Hansestädte im Jahre 1839 einen Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag mit der Türkei ab, der durch eine Nachtragskonvention vom Jahre 1841 ergänzt wurde, und dem im Jahre 1862 ein neuer Handelsvertrag folgte. Zugleich vereinbarten im Jahre 1840 Preußen, Bayern, Sachsen,

Württemberg, Baden, Kurfürstentum und Großherzogtum Hessen, Thüringen, Nassau und die freie Stadt Frankfurt a. M. eine gemeinschaftliche Handelskonvention mit der Türkei und erneuerten diese durch den Handelsvertrag des Zollvereins vom Jahre 1862. Die auf diese Weise angebahnten Beziehungen nahmen durch die Siege von 1870/71 einen neuen Aufschwung. Der wenig bekannte Name „Allemania“ erhielt einen neuen Klang im Orient, wo bis dahin nur von den „Frenks“ gesprochen worden war. Die Achtung vor den siegreichen Schlachten und der Militärmacht Deutschlands und die Überzeugung von der Gemeinschaft der politischen Interessen des Deutschen Reiches und der Türkei erweckten die Sympathien des Sultans und des türkischen Volkes für Deutschland. Das Vertrauen des Großherrn zu dem Deutschen Kaiser und Volke wuchs in dem Maße, daß er im Jahre 1880 den Entschluß faßte, die nach dem russisch-türkischen Kriege wieder begonnene Reformierung der Verwaltung und des Heeres sowie des Gesundheitswesens mit deutschen Beamten, Offizieren und Ärzten durchzuführen. Durch diese deutsche Reform und die seit Jahren erfolgte Absendung türkischer Offiziere und Studenten nach Deutschland haben sich die gegenseitigen Beziehungen immer freundschaftlicher gestaltet und sich durch die persönlichen Begegnungen der Herrscher beider Länder in den Jahren 1889 und 1898 befestigt. Deutschland hat seitdem der Türkei außer tüchtigen Männern auch deutsches Kapital und deutsche Arbeit zur Verfügung gestellt, ihr stets mit freundschaftlichem Rat zur Seite gestanden und durch Abschluß eines neuen Handelsvertrages vom 26. August 1890 sowie durch seine Befürwortung der im Jahre 1907 erfolgten Erhöhung der Einfuhrzölle von acht auf elf Prozent zur Hebung der türkischen Finanzen verhelfen wollen. Gegenwärtig arbeitet Deutschland an der Ausführung der großen Bagdadbahn zur wirtschaftlichen, militärischen und politischen Erstärkung der Türkei. Es ist ihr vor allem in den jetzigen schweren Zeiten der Evolution ein aufrichtiger Berater gewesen und wird es bleiben.

Die Verkehrswege

Die Verkehrswege zwischen Deutschland und der Türkei waren viele Jahre für die Anknüpfung näherer Beziehungen ungünstig. Die älteste Handelsstraße zwischen beiden Ländern ist die Donau, die noch im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts als die wichtigste galt. Als im Jahre 1837 von Triest und 1851 von Marseille aus regelmäßige Schifffahrten nach der Levante eingeführt wurden, konnte bei der Billigkeit der Seefrachten die kostspielige Donauschifffahrt nicht mehr in den Wettbewerb treten. Aber auch diese fremden Verkehrsstraßen genügten auf die Dauer den deutschen Handelsinteressen nicht. Es wurde daher ein unmittelbarer Schiffsverkehr mit dem Orient in Erwägung gezogen. Ein solcher konnte, solange die Barbarenstaaten noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts ihre Seeräuberei trieben, bei dem Fehlen einer

starken deutschen Kriegsflotte nur unter großen Gefahren stattfinden. Erst im Jahre 1881 wurde es möglich, eine deutsche Orientlinie durch die Hamburgische Firma Gläcke & Hennings mit einigen Dampfschiffen einzuführen. Im folgenden Jahre folgte bereits die Hamburger Reederei von A. C. de Freitas & Co. mit der Eröffnung eines Schiffsverkehrs zwischen Hamburg und Kleinasien. Im Jahre 1888 wurde dann der direkte Schienenweg zwischen Deutschland und Konstantinopel dem Betrieb übergeben. Ein Jahr später wurde die deutsche Dampfschiffahrtsaktiengesellschaft „Deutsche Levante-Linie“ gegründet, die seit 1906 gemeinsam mit dem Norddeutschen Lloyd einen Postdampferdienst zwischen Marseille, Genua, Neapel, Piräus und der Levante betreibt. Außerdem unterhalten die Aktiengesellschaften Atlantic (Bremen), die deutsch-russische Naphtha-Importgesellschaft (Hamburg), die Mineralwerke Albrecht & Cie. (Hamburg), ferner die Atlaslinie und die Reederei Menzell & Cie. (Hamburg) einen Schiffsverkehr in den türkischen Gewässern. Ferner hat die Hamburg-Amerika-Linie zwischen Hamburg und dem Persischen Meerbusen einen direkten Schiffsahrtsdienst eingerichtet.

Der Gesamtschiffsverkehr im ottomanischen Reiche betrug im Jahre 1903/04 144 072 Segelschiffe mit 2 605 704 Registertonnen, 50 547 Dampfschiffe mit 46 713 989 Registertonnen. Hiervon entfielen auf:

Länder	Dampfschiffe	Anzahl der Segelschiffe	Registertonnen
1. England	9 372	168	15 101 137
2. Österreich-Ungarn	5 679	68	7 383 739
3. Türkei	12 860	135 695	6 334 240
4. Griechenland	10 871	6 286	6 230 535
5. Italien	3 115	385	3 885 945
6. Rußland	3 384	99	3 328 757
7. Frankreich	2 151	338	3 100 549
8. Deutschland	1 240	—	1 770 580

Der Handel

Der Handel zwischen Deutschland und der Türkei begann sich erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit der Verbesserung der Verkehrswege zu entwickeln. Zur Förderung des Handels wurde im Jahre 1880 der erste „Deutsche Handelsverein“ gegründet, zehn Jahre später bildete sich die Aktiengesellschaft „Exportverband deutscher Maschinenfabriken und Hüttenwerke“ und im Jahre 1898 die „Exportgesellschaft deutscher Industrieller“. Alle drei Unternehmungen zeigten sich nicht lebensfähig wegen der Schwierigkeiten, die für die Okzidentalen in dem Handel mit den an Sprachen, Sitten und Gebräuchen fremden Orientalen liegen. Zurzeit werden die Geschäfte in der Regel durch erfahrene Kommissionäre vermittelt, unter denen die deutschen zu den angesehensten gehören.

Nach der Statistik der türkischen Zollverwaltung betrug die gesamte Handelsbilanz im Jahre 1899/1900 (1. März)

Einfuhr der Türkei	20858 214 Ltg.
Ausfuhr der Türkei	14589 080 „

Hieran beteiligten sich bei der

	Einfuhr	Ausfuhr	
Deutschland . . mit	486 936 Ltg.	451 758 Ltg.	(1 Ltg. = 18,60 M)
Frankreich . . . „	2969 517 „	4762 326 „	
England „	8310 000 „	5514 683 „	

Nach einer andern Statistik soll Deutschland

	1902	1903	1904	in Millionen Mark
für . .	48,8	50,2	75,3	nach der Türkei eingeführt,
für . .	36,5	37,5	45,3	aus der Türkei ausgeführt haben.
	6,8	12,7	30,0	

Die letztern Zahlen dürften der Wirklichkeit am nächsten kommen.

Industrielle Unternehmungen

Es gibt in der Türkei sehr wenig industrielle Unternehmungen. Die Hauptunternehmungen bilden die Eisenbahnen. An diesen hat sich das deutsche Kapital am meisten beteiligt. Die Deutsche Bank vor allem hat mit großer Energie und Umsicht den seit 1843 von den Engländern wiederholt angeregten Plan einer Bahnverbindung Europas mit dem Persischen Golf aufgegriffen und schon zum Teil ausgeführt.

Im Jahre 1888 erwarb das deutsche Syndikat, bestehend aus der Deutschen Bank und der Württembergischen Vereinsbank, von einer französisch-belgischen Gesellschaft die im Jahre 1871 gebaute Bahnstrecke Haïdar Pascha—İsmid von 91,28 Kilometern und im Anschluß hieran die Konzession für die Fortführung dieser Bahn bis Angora (485,56 Kilometer). Zur Ausführung dieser Konzession gründete das deutsche Syndikat eine Aktiengesellschaft unter dem Namen Société du chemin de fer ottoman d'Anatolie. Der Bahnbau der Strecke İsmid—Angora wurde im Frühjahr 1889 begonnen und im Dezember 1892 beendet. Zwei Monate später erwarb dieselbe Finanzgruppe eine neue Konzession für den Bau der 435 Kilometer langen Strecke Eskişehir—Konia und der Zweiglinie Alajund—Kutahia von 10 Kilometern, die beide im Jahre 1896 von der deutschen Baugesellschaft Phil. Holzmann (Frankfurt a. M.) fertiggestellt wurden. Im Jahre 1898 wurde eine weitere Zweigstrecke İsmid—Adabasar von 9 Kilometern gebaut. Das Kapital der Anatolischen Eisenbahngesellschaft beträgt 60 000 000 Franken in Aktien und 160 000 000 Franken in Obligationen. Die Betriebseinnahmen der Eisenbahnen werden mit Ausnahme der zuletztgenannten Linie vom türkischen Staat garantiert. Die Konzessionszeit dauert 99 Jahre.

Die Anatolische Eisenbahn bildet eine Teilstrecke der großen Bagdadlinie, deren Baukonzession im Jahre 1902 der Deutschen Bank verliehen worden ist.

Im Herbst 1904 wurden die ersten 200 Kilometer der Bagdadbahn von Konia nach Bulgurlu durch die obengenannte deutsche Baugesellschaft fertiggestellt und der Anatolischen Eisenbahngesellschaft zum Betrieb übergeben. Für die Garantierungs- und Betriebskosten dieser Bahnstrecke wurde von der ottomanischen Regierung eine vierprozentige Anleihe von 54 Millionen Franken abgeschlossen. Das Kapital der Bagdadbahngesellschaft beträgt 15 000 000 Franken, an dem außer deutschem hauptsächlich französisches Geld beteiligt ist. Mit Rücksicht auf den Weiterbau der Bagdadbahn hat die Anatolische Eisenbahngesellschaft 1906 den Hauptteil der Aktien der 67 Kilometer langen Mersina – Adanabahn erworben. Am 22. Mai 1908 erging das kaiserliche Trakto zum Weiterbau der Bagdadbahn von Bulgurlu bis Halif (840 Kilometer) mit Zweigbahn nach Aleppo.

Außer der Konzession für die Anatolische und Bagdadbahn hat die Deutsche Bank im Jahre 1890 die für den Bau der Salonik – Monastirbahn von 219 Kilometern (Kapital 20 000 000 Franken und 6 000 000 Franken in

**Zusammenstellung der Bahnen, die mit deutschem oder französischem
und englischem Gelde betrieben werden**

Bezeichnung der Eisenbahnen	Kilo- meter- länge	Nominalkapital in		Durchschnittliche Jahres- einnahme der Eisenbahn in 1000 Fr.	Garantie- zahlungen in 1000 Fr.
		Aktien Fr.	Obligationen Fr.		
I. Deutsche					
1. Anatolische	1 082	60 000 000	160 000 000	9 000	4 500
2. Mersina – Adana	67	5 785 500	—	600	—
3. Salonik – Monastir	220	20 000 000	60 000 000	2 000	1 200
zusammen	1 319	85 785 500	220 000 000	11 600	5 700
Mit deutscher Beteiligung:					
Bagdad	200	15 000 000 (60% deutsch)	—	300	2 750
Orientalische	1 264	50 000 000 (60% deutsch)	—	13 500	—
II. Französische					
1. Smyrna – Kassaba und Verlängerung	518	16 000 000	126 560 000	5 500	3 500
2. Damaskus – Hama	437	15 000 000	146 771 500	3 250	2 000
2a. Hama – Aleppo	143	(seit 1907 in Betrieb)	—	—	—
3. Jaffa – Jerusalem	87	4 000 000	20 000 000	825	—
4. Jonction – Salonik	510	15 000 000	155 000 000	2 000	5 750
zusammen	1 695	50 000 000	448 331 500	11 575	11 250
Mit französischer Beteiligung:					
Bagdad	200	15 000 000 (80% französl.)	—	300	2 750
Orientalische	1 264	50 000 000 (35% französl.)	—	13 500	—
III. Englische					
Atlin-Railway	515	29 300 000	76 790 850	7 750	—

Die Eisenbahnen in der Türkei

	Bezeichnung	Die einzelnen Teilstrecken	km	Höhe der Kilometergarantie fr.	Bemerkungen
Europäische Türkei 1994 km	1. Orientalische	Konstantinopel – Adrianopel	319		
		Debeagatsch	149		
		Adrianopel – Belowa	243		
		Lirnowa – Jamboli	107		
		Salonik – Mitrowitsa	363		
		İstikb – Sibetsa (?)	85		
		Belowa – Bafarel	46*		
			1264		* verpachtet an die bulgar. Regierung für 2250 fr. p. km
	* 2. Salonik – Monastir		220	14 300	
	* 3. Salonik – Jonction		510	15 500	
Asiatische Türkei 3774 km	* 1. Anatolische	Haibar Pascha – Ismib	73	13 300	
		İsmib – Angora	486	15 000	
		Hamibija – Angora	8		
		Edirne – Konia	445	13 892*	* Regierung besitzt nur m. Maximum von 6750 fr.
			1032		
	2. Merfina – Adana		67		
	* 3. Bagdad		200	15 500*	* Garantie beträgt 11 000 u. 4500 fr. f. d. Betriebslegung
	4. Adana – Brussa		41		
	5. Ädn-Railway	Smyrna – Diner	376		
		7 Zweiglinien	139		
			515		
	* 6. Smyrna – Kassala und Verlängerung	Smyrna – Raschehir	169*	18 800	* garantiert 2810 000 fr. für die Hälfte der Einnahmen
		Raschehir – Afian Kasahiffar	252		
		2 Zweiglinien	97		
	* 7. Damaskus – Hama und Verlängerung		518		
		Beirut – Damaskus	147		
		Abzweigung zum Hafen	2		
		Damaskus – Meserib	100		
		Raja – Hama	188	15 000	{ seit 5. Juli 1907 beträgt für beide Strecken die Garantie 136 000 fr. p. km
		Hama – Aleppo	143		
			580		
	8. Jaffa – Jerusalem		87		
	9. Hedschas		573		{ von der türkischen Regierung gebaut
	10. Haiffa		161		
zusammen			5768		

Die mit * versehenen Eisenbahnen sind garantiert. Das Gesamtnetz der garantierten Eisenbahnen beträgt 2801 km und das der nicht garantierten und von fremden Gesellschaften betriebenen 969 km.

Obligationen) erworben, die im Jahre 1894 der Gesellschaft der orientalischen Bahnen zum Betrieb übergeben wurde. An der letztern Bahn ist auch deutsches Kapital bis zu 60 Prozent beteiligt.

Hai- und Hafenanlagen. In Verbindung mit ihren Eisenbahnanlagen hat die Anatolische Eisenbahngesellschaft im Jahre 1896 in Derindsche eine Mole zum Anlegen der Schiffe sowie Getreidespeicher für 2000000 Franken errichtet und im Jahre 1902 einen schönen Hafen mit breitem Kai und modernen Silos an der Kopfstation Haibar-Pascha für 8000000 Franken gebaut. Demgegenüber hat Frankreich folgende Häfen angelegt in

1. Smyrna	1862: 7500000 Fr. Aktien,	8500000 Fr. Obligationen
2. Beirut	1887: 6000000 „ „	7500000 „ „
3. Konstantinopel	1890: 23875000 „ „	12000000 „ „
4. Salonik	1896: 4500000 „ „	8000000 „ „

zusammen: 41875000 Fr. Aktien, 31000000 Fr. Obligationen

Von den Bergwerken sind hervorzuheben:

Französische:		Aktien	Obligationen
1. Erbschgruben von Selenika	1885:	800000 Fr.	— Fr.
2. Kohlenbergwerk Heracla	1893:	11000000 „	18750000 „
zusammen:		11800000 Fr.	18750000 Fr.

Englische:

1. Boraz-Company Limited im Wilajet Brussa	1887:	6250000 Fr.	— Fr.
2. Quecksilbermine von Konia	1904:	1000000 „	— „
zusammen:		7250000 Fr.	— Fr.

Außer den genannten Bergwerksgeellschaften haben einige deutsche, französische und englische Privatpersonen Minenkonzessionen erworben. Bei der mangelnden Statistik über das Betriebskapital und die Ausbeutung dieser Minen können sie hier keine Erwähnung finden. Genannt seien nur die in deutschen Händen befindlichen Gruben auf der Insel Thasos und die Schieferbrüche von Gradsko.

An dieser Stelle seien dann noch folgende verschiedene Unternehmungen erwähnt:

Deutsche:

1. Das im Vorjahr der Anatolischen Eisenbahn konzessionierte Bewässerungsunternehmen der Koniaebe von 20000000 Fr.
2. Kabelgesellschaft Konstantinopel—Konstanz 1905 1250000 „

Französische:

Wasserleitungsgesellschaft in Konstantinopel 1874 Aktien: 20000000 „
Obligationen: 2000000 „

Ferner sind von größern finanziellen Instituten zu nennen:

Deutsche: 1. die 1896 gegründete Deutsche Palästinabank, Kapital 5 Millionen Mark. Hauptsitz: Jerusalem, Filialen: Saffa, Haifa und Beirut*); 2. die

*) Das Kapital ist im Juli 1903 von 1 auf 5 Millionen Mark erhöht worden.

1906 gegründete Deutsche Orientbank, Kapital 16 000 000 Mark. Hauptsitz: Konstantinopel, Filiale: Brussa.

Französische: 1. die 1863 gegründete Ottomanbank, Kapital 250 000 000 Franken. Hauptsitz: Konstantinopel, 47 Filialen. Die Kapitalisten sind Franzosen und Engländer. Man kann die Anteilnahme der einzelnen Gruppen auf je 50 Prozent schätzen; 2. drei Agenturen des Credit Lyonnais (dessen eingezahltes Kapital 250 000 000 Mark beträgt) in Konstantinopel, Smyrna und Jerusalem. Das in der Türkei arbeitende Kapital kann auf 25 000 000 Franken geschätzt werden.

Englische. Siehe unter Französische Ottomanbank.



Der Hansabund, seine Ziele und Gegner

Von Dr. E. O. Brandt

Syndikus der Handelskammer in Düsseldorf



Es war ein ernster Augenblick, als im vergangenen Jahre die Reichsregierung eine umfangreiche Gesetzesvorlage zur Ordnung des Reichshaushalts machte. Niemand war im unklaren darüber, daß des Reiches Geldnot dringende und umfassende Abhilfe erheische, daß es dabei ohne tiefe Eingriffe in das gewerbliche Leben nicht abgehen werde, und daß Massenverbrauch und Besitz herangezogen werden müßten. Es war ein ernster Augenblick, denn diese Vorlage traf zusammen mit einer sehr düstern politischen Lage, und sie kam vor das gewerbetreibende Volk, als Deutschland unter den Folgen einer Krisis von ungewöhnlich hartnäckiger und schleichender Art litt, als außer dieser Riesensumme neuer Steuern gerade die gewerblichen Kreise vor den größten neuen Lasten standen. War doch die Folge der Handelspolitik eine starke Verteuerung der Lebensmittel, die sich notwendig in höhere Löhne und Gehälter umsetzen mußte, außerdem waren angekündigt die Reichsversicherungsreform, die Privatbeamtenversicherung, die Arbeiterkammern, die Gewerbeordnungsnovelle, alles Vorlagen, die vom Gewerbe viele Millionen fordern, und die, wie die Privatbeamtenversicherung und die Witwen- und Waisenversorgung, von den viel geschmähten Unternehmern ohne ein Wort des Widerspruchs angenommen worden sind. Die schlechte Wirtschaftslage machte sich vor allem im größten Bundesstaate, Preußen, geltend und führte zu einer Notsteuergesetzgebung, die ausschließlich den Besitz und zuerst das sogenannte mobile Kapital in scharfer Weise heranzog. Zwar nur für einige Jahre, aber man kann jetzt schon sagen, daß von dieser Notfinanzreform Preußens ein gut Teil dauernde Steuerlast werden wird, da sich die Finanzverhältnisse dieses Staates so schnell gar nicht bessern können. Und alles das, was in Preußen und dem Reiche den letzten Anstoß zur Knappheit

der Mittel gegeben hatte, die Erhöhung der Beamtengehälter und der Löhne, mußte natürlich auf die Städte stark einwirken. Auch dort steigende Lasten, die abermals den Besitz und das Gewerbe zum guten Teile treffen.

Unter solchen Verhältnissen, wie sie Deutschland noch nie gesehen hat, kam die Vorlage zur Ordnung des Reichshaushalts, und jedem einigermaßen unbefangenen denkenden Reichstagsabgeordneten mußte klar sein, daß in dieser Lage besondere Vorsicht geboten war, und daß die Regierung mit ihrer Abwägung der indirekten gegenüber den neu geforderten direkten Lasten durchaus zweckmäßig gehandelt hatte. Der Kampf spielte sich um die einzig große Besitzsteuer, um die Erbschaftssteuer ab; sie wurde abgelehnt, nicht weil sie eine undurchführbare und unerträgliche Steuer gewesen wäre, sondern weil sie zum Zielpunkt politischer, nicht mit der Reichsfinanzreform, ja nicht einmal so sehr mit der Reichspolitik überhaupt zusammenhängender Machtfragen gemacht wurde und demgemäß, so wie die Dinge lagen, fallen mußte. Das alles berührt uns als politisch denkende und tätige Menschen aufs tiefste, weil es den ganzen Jammer der nie endenden Zerrissenheit im deutschen Volke wieder einmal offenlegt und zeigt, daß die heutige politische Parteiwirtschaft, von wem sie auch betrieben werde, ein wahrer Krebschaden in Deutschland ist. Aber es brauchte den Gewerbetreibenden als solchen nicht sonderlich zu berühren, sobald nur die Ersatzsteuern so gegriffen waren, daß die Quellen der wirtschaftlichen Arbeit und Kapitalbildung nicht verstopft wurden. Es ist darum auch ganz ausgeschlossen, daß sich ein solcher Sturm der Entrüstung unter den sonst allem politischen Treiben abholden Gewerbetreibenden Deutschlands erhoben hätte, sobald es sich bei den Ersatzsteuern nur um die Belastung des Besitzes handelte. Das geht deutlich daraus hervor, daß die nun vom Reichstage angenommenen sogenannten Besitz-, in Wirklichkeit Verkehrssteuern zwar kritisiert worden sind, aber ruhig hingenommen wurden, weil sie sich eben ertragen lassen. Das war aber bei den zuerst vom Reichstage vorgeschlagenen Ersatzsteuern nicht der Fall. Und hier liegt der springende Punkt. Nicht, daß der Reichstag den Besitz besteuerte, wie er ihn besteuern wollte, mußte notwendig zu einem einzigen Schrei der Entrüstung des ganzen Gewerbes führen, da der Reichstag die Art an die Grundbedingungen der gewerblichen Arbeit und der internationalen Stellung der deutschen Geldwirtschaft zu legen beabsichtigte. Im Zirkus Schumann in Berlin sprach endlich einmal eine große Massenversammlung das aus, was alle Handelskammern, alle, die wirtschaftliche Interessen vertreten, hundertmal bitter gefühlt und gesagt haben, daß dem Reichstage nicht nur die volkswirtschaftlichen Kenntnisse zur Führung der Wirtschaftspolitik häufig fehlen, sondern auch der gute Wille, sie sich zu verschaffen, und das Verantwortlichkeitsgefühl für sein Handeln und dessen Folgen. Das ist eine schwere Anklage, aber ich erhebe sie mit vollem Bewußtsein ihrer Tragweite.

Es ist ganz klar, daß in einer Körperschaft, wie dem Reichstage, niemals einseitige Interessen vertreten werden sollen und siegen dürfen, daß die wider-

streitenden Interessen ausgeglichen werden müssen. Das muß aber auch wirklich gewissenhaft geschehn, und der Ausgleich muß sachliche, nicht parteipolitische oder gar parteitaktische Grundlagen haben. Und da fehlt es leider. Aber selbst den Ausgleich der Interessen finden wir nicht immer. Wir beschweren uns über die vollkommen verschiedene Würdigung, die landwirtschaftliche und gewerbliche Interessen im Parlament erfahren, und wir haben mit Schrecken sehen müssen, daß man in den letzten Wochen Steuern von der größten wirtschaftlichen Tragweite beschlossen hat, ohne sie auch nur einigermaßen technisch durchzuarbeiten, geschweige denn auf ihre volkswirtschaftlichen Wirkungen zu prüfen oder von den Sachverständigen prüfen zu lassen. So sehr wir überzeugt davon sind, daß, je schneller die Finanzreform beendet wurde, je größer das Verdienst des Reichstags ist, so sehr müssen wir es verwerfen, daß man einseitige Entwürfe ohne sachverständigen Rat zu einem überhasteten Beschlusse gebracht hat.

So können die Dinge nicht mehr weiter gehn, und daher war der Hansabund eine Notwendigkeit. Sein Dasein soll ein steter Protest und Kampf gegen alle einseitige Wirtschaftspolitik im Reiche und Staat sein, in die diese nicht durch Zufall gekommen sind. Der tiefe Riß, der durch unser Volk in seinen wirtschaftspolitischen Anschauungen geht, ist entstanden durch die Beugung der Abgeordneten unter die Gewaltherrschaft vor allem des Bundes der Landwirte, der in strupelloser Weise nicht etwa die Interessen der Landwirtschaft im Rahmen der gesamten deutschen Volkswirtschaft vertreten hat, sondern eine einseitige Bevorzugung der Landwirtschaft durchzusetzen versucht und vielfach durchgesetzt hat. Soll ich alles das aufzählen, was diese einseitig agrarische Richtung in Deutschland verschuldet hat? Dem Machtwort der Agrarier verdanken wir die zu hohen Agrarzölle, die den Zolltarif derart belasten, daß selbst ein wahrer Zentrumsman, also ein Mitschuldiger an dieser Belastung, vor einigen Tagen zugeben mußte, daß nur der schwere Druck des japanisch-russischen Krieges Rußland veranlaßte, auf Grund dieses Zolltarifs einen Handelsvertrag mit uns abzuschließen. Und schließlich haben die Mitglieder des Bundes der Landwirte als Abgeordnete noch selbst gegen diesen Zolltarif gestimmt, weil er ihnen nicht genügte. Nach dem Machtwort der Agrarier hört der Mittelstandsal im halben Laufe auf, mußte die Börse jahrelang verkümmern, werden dem Rheine Schiffsabgaben aufgelegt, wird eine zeitgemäße Reform der Branntweinsteuer verhindert und andres mehr.

Der moderne Parlamentarismus, die Volksvertretung ist entstanden nach der Zerstümmung der ständischen Herrschaft und im Gegensatz zu dieser, die, wenn sich alles Leben im Lichte der reinen Vernunft abspielte, nie mehr wiederkehren dürfte. Daher ist es oberster Grundsatz der Reichsverfassung, daß kein Reichstagsabgeordneter imperative Mandate übernehmen, einseitige Interessen vertreten soll. Der Bund der Landwirte hat diesen Grundsatz zerbrochen und so eine Verschiebung im Reichstage wie im preussischen Landtage hervorgerufen, die zur Preisgabe und Nichtachtung der gewerbleißigen Bevölkerung geführt

hat. Es widerstrebt uns allen und widerstrebt mir persönlich, diese soeben gekennzeichneten gesunden Grundsätze praktischer politischer Arbeit aufzugeben, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben, und das soll auch nicht geschehen; also zunächst müssen wir das Gleichgewicht wiederherstellen, für die richtige Würdigung der Bedeutung von Industrie, Handel und Gewerbe im parlamentarischen Leben und in der Gesetzgebung sorgen, und das ist der Hansabund berufen zu tun. Er muß und kann das um so eher tun, als ohnehin die rein politischen Fragen in den Parlamenten mehr und mehr von den wirtschafts- politischen verdrängt werden, dem Gewerbestande aber eine einheitliche politische Organisation fehlt, durch die er sich Geltung verschaffen könnte. Und weiter soll dieser Bund in sich den Interessenausgleich fördern, denn nichts hat dem Gewerbe so sehr geschadet und es so ohnmächtig gemacht, als daß es sich selbst befehdet.

Daher hat sich der Hansabund zum Ziele gesetzt: Angriffe und Schädigungen, die sich gegen die gemeinsamen Interessen von Gewerbe, Handel und Industrie richten, abzuwehren und die gemeinsamen Interessen von Gewerbe, Handel und Industrie zu fördern. Wohl gemerkt, der Bund soll die gemeinsamen Interessen fördern, nicht die Sonderinteressen. Welches im einzelnen diese Interessen sein werden, läßt sich heute so wenig übersehen wie die positiven Aufgaben, die der Bund zu lösen berufen sein kann und wird. Die Zeit muß das lehren, und man sollte sich in den Kreisen unsrer Freunde nicht zu früh den Kopf darüber zerbrechen. Ganz klar aber liegt, wie schon oben angeführt ist, die Art und der Inhalt der Abwehrarbeit des Bundes vor uns, sie richtet sich gegen die Verkümmern der gewerblichen allgemeinen Interessen durch eine einseitig agrarische und gewerbefeindliche Politik, und das ist eine Aufgabe, an der das gesamte Gewerbe und seine Angestellten gleich großen Anteil nehmen müssen. Und die dritte Aufgabengruppe, für die gerade die Angestellten am meisten Sympathie haben müßten, ist der Ausgleich der Interessen im Innern der Bundeskreise. Dagegen will und soll der Bund nicht die Arbeit der besondern Interessenvertretungen überflüssig machen oder ausschalten.

Und die Mittel zu der Erfüllung dieser Aufgaben? In erster Linie neben der laufenden regelmäßigen Aufklärungsarbeit die Beeinflussung der politischen Parteien, und zwar ohne jede parteipolitische Stellungnahme und ohne Halt vor irgendeiner Partei.

Liegen nun in diesen Programmrichtlinien und der praktischen Arbeit keine Hindernisse? Hindernisse sind da, und zwar sehr große Hindernisse, und die Gegner des Hansabundes sind nicht müßig, sie recht augenfällig hervorzuheben und derart zu übertreiben, daß man meinen möchte, die Gründer des Hansabundes seien Leute, die nicht über den nächsten Zaun hinwegsehn könnten.

Man hat den Hansabund mit dem Bunde der Landwirte verglichen, und dem Systeme, wenn auch nicht der Art seiner Agitation nach, ist dieser Vergleich auch berechtigt. Nur ist in mehreren Punkten ein tiefer Unterschied

vorhanden. Der Bund der Landwirte zieht seine Kraft aus der wenigstens äußerlich fast vollkommenen Einheitlichkeit der Berufs- und Standesinteressen seiner Mitglieder, und er hat auch praktisch für seine Mitglieder allerlei nützliche Einrichtungen geschaffen, die das Zusammenhalten der Mitglieder gewährleisten. Er unterhält eine Sterbekasse für seine Mitglieder und hat eine Verkaufsstelle gegründet, die verschiedene Abteilungen umfaßt, eine Abteilung für Rechtsauskunft und landwirtschaftlich-technische Beratung, eine Abteilung für Versicherungswesen, eine solche für Buchführungswesen, durch die landwirtschaftliche Buchführungen eingerichtet und geprüft werden; eine Abteilung für die Vermittlung von Maschinenankäufen, eine solche für Vermittlung von Saatgut, von Futter- und Düngemitteln und eine genossenschaftliche Zentralkasse mit einem Umsatz von etwa 200 Millionen Mark. Schließlich ist noch eine Schweineversicherung zu erwähnen und das Preßbureau des Bundes und seine Korrespondenz.

Von allen diesen Einrichtungen wird der Hansabund zunächst nicht viel nachahmen können, wenngleich man in dieser Hinsicht abwarten muß, was die Zeit bringt. Der Hansabund muß um so mehr auf den Ideengehalt seines Programms rechnen und darauf, daß seine Mitglieder einsehen, daß nicht nur das wertvoll für uns ist, was sich unmittelbar in klingende Münze umsetzen läßt. Die innere Geschlossenheit der Berufsgleichheit seiner Angehörigen kann der Hansabund dem Bunde der Landwirte auch nicht nachmachen; er muß sich abfinden mit einer Vielheit der Berufstätigkeit seiner Mitglieder und mit einer nicht zu leugnenden Gegensätzlichkeit beruflicher und Standesinteressen. Es fragt sich nur, ob diese Gegensätzlichkeit nicht oft viel mehr vermeintlich ist als tatsächlich, und ob es kein gemeinsames Band gibt, sie auf einer mittlern Linie auszuföhnen. Es gibt nichts törichteres, als von vornherein zu sagen, ich habe nicht dieselben Interessen wie mein Nachbar, deshalb arbeite ich nicht mit ihm zusammen. Diese Kurzsichtigkeit begehn aber heute gegenüber dem Hansabund viele Vereine und Verbände, indem sie, ohne auch nur einen leisen Versuch gemacht zu haben, ob eine gemeinsame Arbeit möglich ist, den Beitritt ihrer Mitglieder zum Hansabund ablehnen. Man kann doch ein abfälliges Urteil über eine Sache immer erst abgeben, wenn sie sich tatsächlich nicht erprobt hat. Die Probe zu machen aber ist man verpflichtet, wenn man es ernst meint mit der Förderung gewerblicher Interessen. Den Versuch kann man ohne Gefahr mit dem Hansabunde machen, da man jederzeit aus ihm austreten kann, wenn er die Erwartungen nicht erfüllt, die man auf ihn billigerweise setzen durfte. Ja jeder Vertreter einer starken Berufsgruppe muß sich sagen, es wird dem Hansabunde viel mehr schaden, wenn die einmal eingetretenen Mitglieder aus ihm wegen Verletzung ihrer Interessen ausscheiden müssen, als wenn sie gar nicht eingetreten wären. In jenem Falle sind die Gründe gegen den Hansabund klar und unwiderruflich zu formulieren, in diesem Falle wird man keine stichhaltigen Gründe vorbringen können. Das zwingt den Hansabund aber auch, auf die in ihm vereinigten Elemente die peinlichste

Rücksicht zu nehmen. Die ihm Fernbleibenden begeben sich also ohne Not eines Einflusses, der ihnen geboten wird, während man auf die Außenstehenden natürlich keine Rücksicht zu nehmen braucht.

Schon die ungemein große Emsigkeit, mit der die politischen Parteien bemüht sind, dem Hansabund die schwersten Steine in den Weg zu werfen, ihn aufs erbittertste zu bekämpfen, sollte allen denen, die mißtrauisch beiseite stehn, zu denken geben. Einen Gegner, den man nicht fürchtet, befehdet man nicht auf diese Weise.

Welches sind nun die Gründe, die die Gegner und Mißtrauischen gegen den Hansabund vorbringen? Es sind Gründe allgemein politischer, wirtschafts-politischer und sozialpolitischer Art. Aus den vielen Rundgebungen greife ich für jede Art dieser Gründe einige besonders charakteristische heraus und werde auch nicht davor zurückschrecken, falsche Ansichten von Freunden des Hansabundes zu erwähnen, da Klarheit hier die erste und einzige Pflicht ist.

Gegnerschaft aus politischen Gründen

Ein Verein, der vorgibt, für die Interessen der Kaufmannschaft und des Gewerbes einzutreten, wäre an sich gewiß auch manchem katholischen Kaufmann und Industriellen nicht unsympathisch gewesen, denn weshalb soll man nicht für die Interessen des eignen Standes eintreten? Jetzt aber, wo der Hansabund sich als Organ für die Förderung des Liberalismus entpuppt, liegt die Sache anders. Das will niemand mitmachen, der auf dem Boden des Zentrums, der konservativen oder wirtschaftlichen Reformpartei steht. Man braucht sich doch nicht an die Hochschöße des Liberalismus zu hängen, wenn man für kaufmännische und gewerbliche Interessen eintreten will. (Kölnische Volkszeitung Nr. 526, 27. Juni 1909.)

Der Hansabund bedeutet nicht, daß sich die Vertreter des Gewerbes, Handels und der Industrie zum Liberalismus oder, genauer gesprochen, zu einer der liberalen Parteien bekannt hätten; er ist parteipolitisch farblos. Der Bund wird über die Finanzreform hinaus als geschlossene Phalanx des gesamten wirtschaftlichen Lebens stets neue Übergriffe einseitiger Interessen des Großgrundbesitzes abzuwehren und im Innern einen Ausgleich der bestehenden Meinungsverschiedenheiten zu suchen haben. Er muß Aufklärung über die wahre Natur des Wirtschaftslebens und seine Zusammenhänge betreiben. Und da auch der Liberalismus den Sieg von der Aufklärung erwartet, so begegnen sich hier die Aufgaben des Hansabundes mit denen des Liberalismus. So ist der Hansabund, er mag wollen oder nicht, der geborne Bundesgenosse des Liberalismus. (Abgeordneter Dr. Franz von Sijtz in der Kölnischen Zeitung Nr. 660, 21. Juni 1909.)

Ich will von meinem Standpunkte aus nicht unterlassen, meinem Bedauern Ausdruck zu geben, daß nun weiter Produktentreife und Handelskreise des Deutschen Reiches hier eine neue Kluft geschaffen haben, eine Kluft, die wenn die Agitation für diesen neuen Bund so weiter geht, wie bisher, leider nur zu sehr geeignet ist, das deutsche Volk immer weiter auseinanderzureißen. Und ich muß doppelt bedauern, daß staatliche Organisationen, wie es die Handelskammern sind, sich dazu hergeben, diese Kluft noch fördern (!) zu helfen, und zwar auf Kosten der Handelskammern, also auch der Mitglieder, die mit diesem Vorgehen nicht einverstanden sind. Es ist von Mitgliedern des Hansabundes öffentlich

zugegeben worden, daß man einseitige liberale Parteipolitik in diesem Bunde treiben will, und mit Rücksicht darauf ist es bedauerlich und fraglich, ob es mit den Gesetzen in Einklang steht, daß eine Organisation, welche staatliche Autorität genießt, in der Weise die parteipolitischen Bestrebungen des Hansabundes durch ihr Geld unterstützt. (Abgeordneter Sped im Reichstage vom 8. Juli 1909.) Vgl. auch die Erklärung des Ausschusses des deutschen Handwerks- und Gewerbelammtages weiter unten.

Der Hansabund ist ohne Zweifel eine Vereinigung mit politischen Zielen; niemand will das leugnen, denn davon, ob er die politische Arbeit, die er sich vorgenommen hat, auch wirklich vollbringt, hängt sein Bestehn, sein Schicksal ab. Man kann es deshalb weder dem Zentrum noch den Konservativen noch sonst wem verdenken, wenn sie sich als Parteien der Beeinflussung, die ihnen droht, zu entziehen suchen. Für die Gewerbetreibenden dagegen, die diesen Parteien angehören, gelten diese Gründe nicht. Zu allen freundlichen und gegnerischen Stimmen, die ich hier erwähnt habe, ist zunächst grundsätzlich zu bemerken, daß ein gewaltiger Unterschied zwischen einem politischen und einem parteipolitischen Auftreten besteht, und daß wir darum bitten müssen, daß dieser Unterschied nicht so ganz nebenbei verwischt wird, indem man den Hansabund für eine liberale Parteigruppe ausgibt. Es muß auf das entschiedenste bestritten werden, und es muß dafür noch der Beweis gebracht werden, daß jemals der Hansabund als eine liberale Parteigruppierung von seinen eignen Führern bezeichnet worden ist, und liberale Abgeordnete arbeiten unsern Gegnern in die Hände, wenn sie auch nur entfernt etwas derartiges andeuten. Der Liberalismus in dem Sinne, wie das Zentrum und die Konservativen dieses Wort brauchen, um gegen die Bewegung anzukämpfen, ist im wesentlichen eine kulturpolitische Richtung, während es der Hansabund nur mit wirtschaftlichen Dingen zu tun hat.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Wirtschaftspolitik auch einen Einfluß auf die Kulturpolitik hat, doch dieser Einfluß ist von vornherein in keiner bestimmten irgendwie gearteten parteipolitischen Richtung durch den Hansabund festzulegen. Es ist gegenüber den Mächten, die seither mit der größten Schärfe die Ausschließlichkeit wirtschaftlicher Interessen betont haben, ein großer Fehler der gewerblichen Bevölkerung gewesen, sich immer und immer wieder von dem kulturpolitischen Programm der politischen Parteien haben einfangen zu lassen. Möchten die Parteien innerlich nach der wirtschaftspolitischen Seite noch so wenig einheitlich sein und nach außen bei der praktischen politischen Arbeit die Wirtschaftsinteressen noch so wenig oder noch so unzuweckmäßig vertreten, die Gewerbetreibenden haben immer wieder geschwiegen, wenn man ihnen sagte: wirtschaftlich mag euch ja nicht Genüge geschehen, aber ihr dürft davon eure Stellung zur Partei nicht abhängig machen. Denkt an das Kulturprogramm, das wir euch bieten. Das ist das wichtigste, und darum seid hübsch stille! Diese Gefügigkeit muß aufhören. Die Gewerbetreibenden dürfen sich nicht mehr zu Heloten von Kulturpolitikern machen lassen, die dem wirt-

schaftlichen Leben fernstehn und es oft gar nicht verstehen und schätzen wollen, die, wie es zuletzt geschehen ist, parteitaktischen Erwägungen zuliebe die schwersten und leichtsinnigsten Eingriffe in das Wirtschaftsleben nicht scheuen.

Der Hanfabund wird sich mit derselben Entschiedenheit gegen die wirtschaftspolitische Arbeit der liberalen wie der konservativen Parteien wenden müssen, wenn sie eine falsche Richtung einschlagen und gegen das oben erwähnte Programm verstoßen. Und ich persönlich bin der Meinung, daß das liberale Parteien nicht selten getan haben, wenn auch bei ihnen nicht eine solche grundsätzliche Industrie-, Handels- und Verkehrsfeindschaft zu bemerken war wie bei andern Parteien. Diesen Zusammenhang der Dinge hat man auch in den Kreisen des Gewerbes durchaus erkannt, und darum haben sich verständigerweise Angehörige aller politischen Parteien im Hanfabunde zusammengeschlossen. Es ist bedauerlich, daß der Ausschuß des Handwerks- und Gewerbekammertages die Dinge nicht so angesehen hat, wie sie wirklich sind und soeben dargestellt wurden, sonst würde er die Erklärung nicht erlassen haben, die weiter unten wiedergegeben ist. Wie nun gar eine Mittelstandsvereinigung genau denselben Standpunkt der parteipolitischen Neutralität, den sie selbst als den ihrigen anerkennt, bei andern verwirft, ist nicht recht verständlich. Die Bildung einer eignen Partei erstrebt der Hanfabund nicht. Er vertraut darauf, daß es seinen guten Gründen und seiner Macht gelingen wird, das Rechte auch bei den bestehenden Parteien allmählich durchzusetzen.

Nach diesen Ausführungen fällt auch die nette Denunziation der Handelskammern beim Handelsminister, die der Abgeordnete Speck für nötig hielt, glatt zu Boden. Es ist merkwürdig, daß die Abgeordneten die Handelskammern nur kennen und nennen, wenn sie an ihnen etwas zu tadeln haben. Daß sich ein Abgeordneter einmal mit der sachlichen Arbeit einer Handelskammer vertraut gemacht oder ihre Stellung anerkannt und aus ihr gelernt hat, ist kaum vorgekommen. Gerade diese vollkommene und beleidigende Nichtachtung der sachlichen Arbeit der Handelskammern durch solche Abgeordnete wie Speck aber ist es hauptsächlich, die die Handelskammern notwendig in den Hanfabund hineinzwängt.

Gegnerschaft aus wirtschaftspolitischen Gründen

Das Handwerk hat wieder bescheidne Erfolge errungen, und zwar im schärfsten Kampfe gegen die, die die Hauptvorteile von der Gewerbefreiheit genießen, gegen die Industrie, den Großhandel und das Großkapital, gegen die Liberalen und freisinnigen Parteien, während das Handwerk nur bei den Konservativen und dem Zentrum Verständnis fand. Der Mittelstand kann sich nicht dem Hanfabund anschließen, an dessen Spitze die ausgesprochenen Vertreter des Großkapitals stehn, dem die Syndikate und großindustriellen Betriebe, die Herren des Großhandels und der Börse angehören. Der Handwerkerstand soll in diesem Bunde wiederum als Stimmvieh benutzt werden, was er jahrzehntelang war, solange er noch keine Organisation und kein Selbstbewußtsein hatte. (Deutsche Fleischerzeitung Nr. 51, 26. Juni 1909.)

Es ist erwiesene Tatsache, daß gerade das Großkapital unaufhaltbar an der Beseitigung der kleinern und mittlern selbständigen Existenzen, also des Mittelstandes, arbeitet. Darum muß Mittelstand und Großkapital im Hanfabund anmuten wie ein Bündnis zwischen Wolf und Lamm. (Hotel-Revue, 24. Juni 1909.)

Zufrieden mit den bestehenden Verhältnissen sind nur wenige, nämlich jene, die die Herrschaft in der Hand haben, jene Kreise, die Raum finden, sich zu entfalten, wie sie wollen, und vergessen haben, daß Millionen tüchtiger Menschen vom selben Willen beseelt sind, aber keinen Raum finden. Jene Kreise haben nicht ohne Schuld wenig Sympathien. Sie haben durchweg jedes Verständnis für die Klagen des Mittelstandes verloren, sie haben hochmütig jede Verbindung mit ihm abgebrochen. Vergebens sind tausende Versuche gemacht worden, alle gütererzeugenden Betriebe, gleichgiltig ob groß oder klein, zur gemeinschaftlichen Handelsvertretung zusammenzuschließen. Solange nicht Garantien vorliegen, daß die Großindustrie den oben skizzierten Standpunkt zum Handwerk radikal verläßt, erscheint es im höchsten Grade bedenklich, daß das Handwerk Vorspanndienste einem Systeme leistet, das der Grund zu seinem Niedergange geworden ist. (Tischlergewerk Nr. 25, 1909.)

Mit Rücksicht darauf, daß eine gerechte Würdigung der Interessen des Mittelstandes insolge seiner volkswirtschaftlichen wie nationalen Bedeutung die gemeinsame Aufgabe aller staatsserhaltenden Parteien in den deutschen Parlamenten sein muß und in letzter Zeit auch gewesen ist, lehnt der geschäftsführende Ausschuß des deutschen Handwerks- und Gewerbetagertages jede einseitige Wirtschafts- oder parteipolitische Stellungnahme ein für allemal ab. (Erklärung vom 9. Juli 1909 zu Wiesbaden.)

Weitaus am eifrigsten in der Agitation (für den Hanfabund) sind die großkapitalistischen Freihändler, während sich die industriellen Schutzöllner zurückhalten. Man darf begierig sein, ob die schützöllnerischen Vorstandsmitglieder des neuen Hanfabundes Arm in Arm marschieren werden mit ihren freihändlerischen Kollegen, die in jeder Beziehung das Übergewicht haben. Wenn es dem neuen Hanfabund auf die Dauer gelingt, Freihändler und Schutzöllner in seinem Schoß zu vereinigen, dann wird man seinem Programm eine noch nicht dagewesene Verfallität nachjagen müssen. (Kreuzzeitung Nr. 338, 22. Juli 1909.)

Die absolute Einkommenssumme ist gestiegen, aber abgesehen davon, daß das Quantum wirtschaftlicher Selbstbestimmung sich fortgesetzt vermindert, steigt in ungleich schnellerer Progression als das absolute Einkommen der verhältnismäßige Abstand zwischen Mittelstand und denen, die ihre Hand dem Beutel der nationalen Ersparnisse nahebringen können. Es entsteht ein instinktiver Haß gegen die Macht, die mit so logischer Gewalt zur Proletarisierung führt, und schlägt die Richtung gegen Bank, Börse und Großkapital ein. Was will der Gegensatz zwischen Landwirtschaft und Industrie gegen diese Summe von Erbitterung sagen, die sich zwischen die Großen und die Kleinen in Handel und Industrie drängt, und die den Mittelstand schon längst zur Sozialdemokratie geführt hätte, wenn diese nicht auch in ihm noch eine von der kapitalistischen Wirtschaftsordnung begünstigte Klasse bekämpfen würde? (Alfred Vansburg in der Halbmonatsschrift Die Bank, Heft 7, Juli 1909.)

Alfred Vansburg begeht mit seinen düstern Äußerungen denselben Fehler, den die sozialistischen Wirtschaftstheoretiker gemacht haben; er konstruiert sich eine Verelendungstheorie für den Mittelstand, die eben Konstruktion ist und

genau so wenig richtig ist, wie es die Verelendungstheorie für den Arbeiterstand war, und wie es der Satz des sozialdemokratischen Programms war, die ökonomische Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft führe mit Notwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebes. Diese letzte Behauptung, die Lansburgh oben *mutatis mutandis* aufgenommen hat, widerlegt Eduard Bernstein in seinem neuesten Buche über den Revisionismus in der Sozialdemokratie mit folgenden Worten: „Die kleinen Betriebe in Industrie und Handel sind nicht vernichtet worden, sie sind nur überflügelt und in ihrer Natur und wirtschaftlichen Stellung verändert worden. Ganze Reihen von ihnen sind freilich verschwunden, von Großbetrieben vernichtet oder aufgesaugt worden. Dafür aber hat der Kapitalismus selbst wieder neue Kleinbetriebe geschaffen.“

Diese Auseinandersetzung mag Lansburgh auf seine eignen Ausführungen anwenden. Richtig an diesen Darlegungen ist nur eine Bemerkung, daß nämlich das Gefühl des Unbehagens in den Kreisen des Mittelstandes besteht, man fühlt es, daß man in einer Zeit wichtiger ökonomischer Umwälzungen steht, und der Mittelstand richtet seine Beschwerden „instinktiv gegen Bank, Börse und Großkapital“. Aber der Instinkt ist nicht immer der rechte Wegweiser, und in diesem Falle zeigt er den falschen Weg. Es ist eine der bedauerlichsten Erscheinungen der Zeit, daß über Bank- und Börsenwesen so falsche und gehässige Anschauungen bestehn und sich auch in der Gesetzgebung durchsetzen und unsrer Volkswirtschaft den Hemmschuh an vielen Stellen anzulegen vermögen. War denn unsre Industrie immer so groß wie heute? Hat nicht unser Zeitalter sie zum guten Teil aus dem Handwerk heranwachsen sehen und beobachten können, daß die Banken in unzähligen Fällen den Kleinen groß gemacht haben und heute noch groß machen? Die Banken haben natürlich auch Fehler gemacht, und ich verurteile es zum Beispiel aufs schärfste, daß gerade die Banken aus eigensüchtigen Interessen heute den Scheckverkehr hinter den Kulissen bekämpfen, den sie selbst befürwortet haben. Aber ich will zum Beweise meiner Anschauungen nur auf all die Bankzusammenbrüche der letzten Jahre verweisen. Überall hat sich gezeigt, daß die Banken der Industrie und oft gerade den Kleinen nicht zu wenig, sondern viel zu viel entgegengekommen sind. Es ist eine Kurzsichtigkeit sondergleichen, wenn der Mittelstand gegen Bank- und Börsenwesen ankämpft, als seien das seine Feinde. Er kann höchstens wünschen, sie möchten ihm noch mehr freund werden als bisher. Ich will im übrigen hier die Banken nicht weiter verteidigen, denn ich behandle ein politisches Thema und kein volkswirtschaftliches, aber auf eines möchte ich noch hinweisen: Nehme man das Bankwesen aus Deutschlands Volkswirtschaft heraus und schließe unsre Börsen, dann ist es mit der Weltmachtstellung Deutschlands mit einem Schlage zu Ende.

Und nun die Gegnerschaft gegen die Großindustrie. Auch hier ein irregeleiteter Instinkt, der sich im rheinisch-westfälischen Industriegebiet doch nicht

finden sollte. Man muß sich doch nur ernstlich überlegen, wie vielen Tausenden Mittelstandseigenen allein die Kohlenindustrie zum Dasein und Bestehn verholfen hat. Wo wären denn all die blühenden Gemeinwesen dieses Bezirks mit all den kleinen Gewerbetreibenden, wenn nicht das Großkapital die Kohenschächte abgeteuft hätte? Man lasse sich nicht hineinreißen in diese von grundsätzlichen volkswirtschaftlichen Anschauungen ausgehende Feindschaft gegen das Kapital und die Industrie. Eine solche Kurzsichtigkeit fällt auf uns selbst zurück. Nirgends besser versteht man, wie notwendig eine eindringliche wissenschaftliche Aufklärung des Volkes durch den Hanfabund ist, als wenn man diese Fragen anschnidet, und wenn man verfolgt, was jetzt in den Beschlüssen der Vertreter des Mittelstandes, selbst wenn man große Fehler und Schwächen der kapitalistischen Entwicklung zugibt, an fanatischer Voreingenommenheit zutage tritt. Hier ist auch der Punkt, wo der innere Ausgleich der Interessen durch den Hanfabund am ersten einsetzen muß.

Das seltsamste an den soeben mitgeteilten Äußerungen aber ist, daß der Mittelstand auf der einen Seite mit einer gewissen Erbitterung behauptet, das Großkapital, und was damit zusammenhängt, habe hochmütig jede Verbindung mit ihm abgebrochen und habe alle Versuche einer großen alle Gütererzeugung umfassenden Ständevertretung abgewiesen, auf der andern Seite aber diese Verbindung, das Zustandekommen einer solchen Vertretung in demselben Augenblicke ablehnt, wo sie ihm im Hanfabunde freiwillig angeboten wird. Wie kann man derartig gegen sein eignes soeben laut verkündetes Interesse handeln, wie es hier von Vertretern des Mittelstandes geschieht? Mißtrauen gegen das zukünftige Auftreten des Hanfabundes kann für diese Stellung ernstlich nicht ins Feld geführt werden. Die Handwerker und andern Glieder des Mittelstandes sind doch zu einsichtig, um sich „als Stimmvieh“ gebrauchen zu lassen. Sie sollen ja ihre Vertretung im Hanfabund erhalten und können also dort ihre Interessen jederzeit wahrnehmen. Ja noch mehr, da der Hanfabund keine Aufgabe angreifen darf, die nicht ein gemeinsames Interesse aller in ihm vereinigten Kreise deckt, so ist eine Majorisierung, eine Unterdrückung des Mittelstandes im Bunde gar nicht möglich, selbst wenn der Mittelstand nicht die Mehrheit im Hanfabund und seinen Organen hat. Vielmehr genügt eine kleine Vertretung, um alles zu hindern, was dem Mittelstande schadet, und alles vorwärts zu treiben, was ihm nützt. Es hat noch nie eine Körperschaft gegeben, die der Minorität einen so gewaltigen, ja den entscheidenden Einfluß eingeräumt hätte, wie es der Hanfabund tut. Und eine solche Gelegenheit, sich zur Geltung zu bringen, will der Mittelstand veräumen, er will, nicht etwa von klarer Einsicht, sondern von einem falschen Instinkt geleitet, tatenlos beiseite stehn. Es ist schwer zu glauben, daß das tatsächlich so geschehen sollte, wie es die politischen Parteien wünschen. Diese haben allerdings seit dem Tage der Gründung des Hanfabundes mit allem Nachdruck daran gearbeitet, den Mittelstand von dem Bunde fernzuhalten, und es hat den Anschein, als

wollte der Mittelstand diesen eindringlichen Mahnungen zum Teil wenigstens folgen. Deshalb betone ich nochmals, dieses Fernbleiben wird dem Mittelstande sehr schaden, er beraubt sich freiwillig eines gewaltigen Einflusses, der ihm jetzt vom Hansabunde ebenso freiwillig geboten wird.

Mit der Hervorkehrung des Gegensatzes zwischen Schutzoll und Freihandel hat es sich die Kreuzzeitung recht leicht gemacht. Zwischen dem ersten und zweiten Satz des oben angegebenen Zitats besteht doch ein augenfälliger Widerspruch. Einmal behauptet die Kreuzzeitung, die Schutzöllner hielten sich in der Agitation für den Hansabund zurück, im andern Satz spricht sie von schützöllnerischen Vorstandsmitgliedern des Bundes. Nun, wenn hervorragende Schutzöllner dem Vorstande des Bundes zusammen mit Freihändlern angehören, so müssen diese jedenfalls nicht die Überzeugung haben, daß diese Frage den Bund sprengen könne. Dabei wollen wir der Kreuzzeitung verraten, daß die alten Doktrinäer, die Nichts-als-Freihändler der alten Schule so ziemlich ausgestorben sind. Die Meinungsverschiedenheiten, die hier unter den verschiedenen wirtschaftspolitischen Richtungen bestehen, sind viel mehr solche über das Maß des Schutzes der nationalen Arbeit als über den Grundsatz dieses Schutzes.

Gegnerchaft aus sozialpolitischen Gründen

Der Hansabund wird sich zu einem antisozialen Verbands auswachsen und nach Verabschiedung der Reichsfinanzreform eine Bremse für den weiteren Ausbau der sozialen Gesetzgebung werden. (Der technische Grubenbeamte, Organ des Deutschen Steigerverbandes, Juli 1909.)

Zweifellos bildet der Hansabund ein neues Element im Leben der politischen Parteien, allein seine auf Verflabung der Massen gerichteten Bestrebungen, sein Ziel der Schaffung und Verewigung von Industrieklaven, der Aufrichtung eines alles beherrschenden Industrie-feudalismus sind so kulturwidrig und kulturfeindlich, sind eine so große Gefahr für die Weiterentwicklung und Zukunft der heutigen Kultur, daß sie zwar die bestehenden Klassenkämpfe verschärfen und große heftige neue Kämpfe heraufführen können, aber schließlich doch an der realen Macht der Verhältnisse scheitern müssen. (Metallarbeiterzeitung Nr. 28, 10. Juli 1909.)

Erreicht ist die Bildung eines Bundes, der einseitige Interessenpolitik treiben und den sozialpolitischen Fortschritt bekämpfen wird. (Kölnische Volkszeitung, 25. Juli 1909.)

Über die Gegnerchaft, die dem Hansabund aus den Kreisen der Angestellten erwächst, ist daselbe zu sagen, was wir über die Gegnerchaft des Mittelstandes ausgeführt haben. Auch die Angestellten haben sich wiederholt beklagt, daß es ihnen an einer Gelegenheit zur Aussprache mit den Geschäftsherren fehle. Sie wird ihnen im Hansabunde geboten. Es ist ein Zeichen der grundsätzlichen Unsachlichkeit, mit der auch die Gewerkschaften alle Fragen behandeln, wenn die Metallarbeiterzeitung dem Bunde gegenüber nichts andres findet als die alte Taktik der demagogischen Verhezung mit solchen Phrasen

wie „Bund zur Versklavung der Massen“. Dieser Methode gegenüber ist alle sachliche Widerlegung vergeblich, denn der soziale Unfriede und seine stete Verstärkung gehören beide zum taktischen Handwerkszeuge der Arbeiterführer. Auf andre Weise aber sollte das keinen Eindruck machen. Daß man den Hansabund als einen Scharfmacherverband, als einen Verband gegen die Sozialpolitik hinstellt, kann nur bei denen verfangen, die seine Satzungen nicht kennen, und es ist nicht richtig, einzelne vielleicht nicht ganz zweckmäßige Äußerungen einiger Redner über die Sozialpolitik in der Versammlung im Zirkus Schumann als Programm des Hansabundes aufzufassen. Gerade wenn solche Befürchtungen in den Kreisen der Angestellten vorhanden sind, müssen sie in den Hansabund hinein, denn dort haben sie ja, wie ich vorhin schon ausführte, auch als Minderheit die vollste Gewähr, Einfluß zu gewinnen. Die Angestellten sind aber im Hansabunde gar nicht in der Minderheit, sondern man kann heute schon sagen, daß sie die Zahl der selbständigen Gewerbetreibenden um ein Vielfaches übertreffen werden, und demgemäß wird ihr Einfluß sein. Und wenn es ihnen auch nicht gelingen sollte, den Hansabund in der Richtung vorwärts zu treiben, die ihnen die allein richtige zu sein scheint, so können sie doch unbedingt alles hindern, was für ihre Interessen verhängnisvoll wäre, denn, um es nochmals zu wiederholen, der Hansabund darf nicht einseitige, sondern nur gemeinsame Interessen vertreten. Ich sollte meinen, das sei eine einfache und klare Logik. Der Hansabund ist die großartigste Schöpfung, die jemals zur Versöhnung von Interessengegensätzen geschaffen worden ist und ihr auch dienen wird, wenn alle vom richtigen Geiste der Mäßigung beseelt sind. Das sollten die Angestellten bedenken.

Auch in den Kreisen der Angestellten ist es bestritten worden, daß es gemeinsame Interessen des ganzen Gewerbes gebe, die zugleich Interessen der Angestellten seien. Das ist einfach unverständlich. Für die Angestellten kann es doch nur von größtem Vorteil sein, wenn die Gewerbe in der praktischen Volkswirtschaftspolitik des Staates einen großen Einfluß haben. Je größer dieser Einfluß, je freier die Bewegung, desto größer die Rückwirkung auf die Lage der Angestellten selbst. Es gibt aber eine solche Gemeinsamkeit der Interessen selbst bei Fragen, die sozialpolitischer Art sind. Ich will ein Beispiel herausgreifen: die Frage der Kaufmannsgerichte. Das Interesse der Angestellten an dieser Frage bestand darin, daß sie eine schnelle und billige Zivilrechtsklage unter Mitarbeit von Berufsgenossen wünschten. Diese grundsätzliche Forderung ist kaum von einem Prinzipal bestritten worden; streitig war nur der Weg, wie man die Forderung erfüllen könne. Die Handelskammern wünschten eine grundsätzliche Reform des gerichtlichen Verfahrens, also eine allgemeine Beschleunigung der Rechtspflege, die Angestellten dagegen die Beschleunigung nur für einen Teil der Bevölkerung durch Sondergerichte. Hier liegt gar nicht ein solcher Widerstreit der Interessen vor, wie er künstlich in dieser Frage seinerzeit aufgebauscht worden ist. Und so wird

es bei näherer Betrachtung noch viele Fragen geben, bei denen die Dinge ähnlich liegen.

Damit sind wohl alle die Einwürfe der Gegner des Hansabundes, die man bisher gehört hatte, widerlegt, und man kann nur wünschen, daß nicht wiederum, wie es schon so oft geschehen ist, ein großes Werk an dem Mißtrauen und der Eigenbrödelei, die leider so schlechte deutsche Eigenschaften sind, scheitern möchte. Die dieses Vertrauen haben, sind meist Leute, die selbst alles Mißtrauen verdienen. Der Hansabund kann schon im Entstehen ohnmächtig sein, er kann nach kurzer Zeit verderben, aber nur durch die gewerbetreibenden Kreise selbst, für die er gegründet worden ist, niemals durch seine Gegner. Sollte dieses traurige Ergebnis eintreten, so muß man allerdings für alle Zeiten den Gedanken aufgeben, dem deutschen Gewerbefleiß den gebührenden politischen Einfluß zu schaffen, denn er will ihn nicht haben. Man muß darauf verzichten, den Ausgleich der gewerblichen Interessen ernstlich zu betreiben, denn die schwächern, die immer danach gerufen haben, wollen daran nicht mitarbeiten. Sei sich aber jeder Gewerbetreibende und Angestellte bewußt, daß er vor einem großen Ereignis steht, und daß seine eigne Entscheidung den Hansabund zur Macht führt oder zur Ohnmacht verurteilt.

Natürlich hat auch der Name „Hansabund“ den Gegnern Anlaß gegeben, aus geschichtlichen Vergleichen darzutun, wie wenig Recht diese jüngste Bewegung hat, die Manen der Hanse zu beschwören. Die Kreuzzeitung, deren Stellung zum Hansabunde übrigens nicht so ganz sicher ist, wie sie zu sein scheint, überschrieb am 23. Juni 1909 einen Artikel mit dem Titel: „Der neue Hansabund und die Gehänselten“ und führte darin aus, es sei der Name Hansabund so etwas wie der Mißbrauch einer Schutzmarke. Die alte Hanse habe ihre Bestrebungen gegen Fremde, nie gegen Deutsche gerichtet, sie habe wirkliche Waren deutscher Herkunft ausgeführt. „Auch hätten die alten Hanseaten sich nicht vorreden lassen, die deutsche Landwirtschaft sei ihr natürlicher Gegner, den es zurückzudrängen gelte.“ Die neue Hanse richte sich gegen Deutsche, sie verheße die elementaren (!) Nahrungsstände (!). Im Birkus Schumann seien die Männer vom großen Portemonnaie zusammengekommen, die nicht mit wirklichen Waren, sondern mit fingierten Waren, vor allem mit Geld handeln.

Hierauf ist zunächst zu erwidern, daß im neuen Hansabunde noch nie jemand gesagt hat, die deutsche Landwirtschaft sei sein natürlicher Gegner, und daß es sich nicht lohnt, eine so kindliche Auffassung wie die von dem Handel mit fingierten Waren zu widerlegen. Aber auch der Vergleich mit der alten Hanse ist vollständig schief. Er muß deshalb richtiggestellt und ergänzt werden.

Wenn der neue Bund den Namen der Hanse angenommen hat, so tat er es wohl, um sich als einen Zusammenschluß der gewerblichen Bevölkerung zu eigner politischer Tat zu kennzeichnen, und insofern ist der Name richtig

gewählt. Im übrigen war die alte Hanfa (vgl. Professor Dr. Richard Mayr in Helmolts Weltgeschichte, Leipzig, 1900) ein innerlich recht loses Gebilde, stark nur, solange die schwach waren, die sie auszunutzen verstand. Der Hanfaherrschaft waren „lauter Negationen, lauter Abwesenheit von entgegenwirkenden Kräften“ förderlich. Sobald der Norden politisch erstarkte, war es mit der Macht der Hanfa vorbei. Die Hanfa war aber auf dem Gebiete der innern Politik, wie im Gegensatz zu der Auffassung der Kreuzzeitung festzustellen ist, der in den ober- und mitteldeutschen Städten vertretene Widerstand des Industrialismus, des Kapitalismus und hanseatischen Handels gegen die von den Fürsten und Herren getragene agrarische Reaktion. Der neuen Hanfa sagt man nach, sie sei innerlich noch nicht geschlossen, und das ist richtig; sie zieht ihre Kraft nicht, wie die alte Hanfa, aus der Schwäche derer, die ihr gegenüberstehn, sondern im Gegenteil, ihre Gegner sind stark, vorläufig noch stärker als sie selbst, und sie muß sich deshalb mit der Stärke, nicht mit der Schwäche messen. Die alte Hanfa mag den heimischen Ackerbau nicht ganz nach Gebühr gewürdigt haben, die neue Hanfa weiß ihn zu schätzen. Sie kämpft aber ebenso wie die alte Hanfa gegen das Privilegium der ausschließlichen politischen Herrschaft dieser Kreise. Und daß sie dazu ein gutes Recht hat, bedarf nach der jüngsten Rede des Herrn von Heydebrand keines Beweises mehr. Die neue Hanfa aber mag von der alten eins lernen. Nur der Wille zur Macht kann große Entwürfe zum Siege führen, dem Kleinmütig zaudernden und ängstlich wägenden fallen die Früchte nicht in den Schoß; er entreißt so entschlossenen Gegnern, wie sie der Hanfabund hat, die Fahne nicht. Erfüllt sich die gewerbetreibende Bevölkerung mit diesem Willen, so wird sie die Macht haben, deren sie bedarf, nicht etwa um ihre eigne Herrschaft aufzurichten und das eine Sondervorrecht an die Stelle des andern zu setzen, sondern um mit aller Einseitigkeit der Wirtschaftspolitik aufzuräumen.



Uhlands Einfluß auf die Poesie Hebbels

Von Wolfgang Wustmann



Alles dichterische Schaffen ist zu einem großen Teile nur ein Umbilden. Wie der Dramatiker und der Epiker ihre Stoffe der Sage, der Geschichte, den Chroniken oder in neuerer Zeit der Zeitung, dem Spiegel ihrer eignen Lebenszeit, entnehmen, so benützt auch der Lyriker außer den eignen Erlebnissen die verschiedenartigsten Quellen. Daher kann auch die Tatsache, daß ein Lyriker stark von einem lyrischen Vorgänger beeinflusst worden ist, nichts besonderes bieten. Sie wird aber um so interessanter, wenn für den in Stoff, Form

und Gedankenwelt mannigfach beeinflussten Nachfolger nicht nur keine Verkleinerung daraus hergeleitet werden kann, sondern zuweilen gerade das Gegenteil, und wenn diese Beziehungen so zahlreich, so innig und überhaupt so bedeutungsvoll sind wie bei den beiden großen nachgoethischen Dyrkern Uhland und Hebbel.

Daß Hebbel besonders in seiner Jugend starke Anregungen von Uhland empfangen hat, kommt auch dem, der beider Schaffen nur oberflächlich kennt, zum Bewußtsein; auch dann, wenn er die ausdrücklichen Bekenntnisse Hebbels hierüber, seine Briefe an Uhland und seine Tagebuchnotizen nicht kannte. Doch sind auch diese heute bekannt genug. Weniger bekannt dürfte aber sein, wie diese Einwirkung bei genauerer Betrachtung der Gedichte beider im einzelnen bestätigt wird, und was für wunderbare Verknüpfungen sich zwischen einigen ihrer Werke ergeben, Verknüpfungen, die auch einen Beitrag zu der Lehre von den latenten Erinnerungszuständen geben. Denn wie soll man sonst die häufig vorkommende Tatsache auffassen, daß bei Bearbeitung eines verwandten Inhalts dem jungen Dichter nicht nur Worte und Gedanken, sondern auch Rhythmus und Strophenbau seines Vorbilds in die Feder fließen? Solche Gleichheiten streifen eng an das tiefste Geheimnis der poetischen Produktion überhaupt, an ihre Verwandtschaft mit dem Musikalischen, die vorbereitende Seelenstimmung und andres, worüber wir Äußerungen der Größten haben.

Dem Rhythmus und dem Strophenbau als dem halb unbewußten Material des Dyrkers möchte ich schon darum um so mehr hierbei gerecht werden, als man gewöhnlich diesen Dingen wenig Beachtung schenkt. Man hält sie für belanglos. Man rühmt die prächtige Sprache, die poetischen Bilder und vergißt dabei nur zu oft die verborgne Leier Amphions, der Dyrk Sinnbild, nach der sich diese prächtigen Steine fast ohne Zutun fügten, ehe der kritische Verstand hinzutrat; ehe dieser auf die weiche Skizze der Seele die scharfen Profile, die tiefen Schatten und grellen Lichter der künstlerischen Wirkung setzte.

An Rhythmen finden wir nun bei Uhland fast alle geläufigen vertreten, am seltensten daktylische. Distichen hat er nur wenige gemacht. Von Kunstformen hat er das Sonett, die Oktave und die Glosse gehandhabt. Die ersten beiden hat auch Hebbel. Doch sind diese Formen ja den meisten Dichtern nicht fremd gewesen.

Wichtig ist schon, daß die beiden Hauptmaße, deren sich Uhland in seinen epischen Gedichten bedient, die Nibelungentrophe (Graf Eberhard der Greiner) und die trochäische Romanze (Ritter Paris), eine analoge Verwendung in der Hebbelschen Poesie finden, die zweite zum Beispiel in den Kindheitsgedichten: Aus der Kindheit, Wubensonntag und „Schau ich in die tiefste Ferne“, aber auch in den romantischen Gedichten Ritter Fortunat und Der Zauberhain. Am auffallendsten ist aber der Zusammenhang bei etwas seltner gebräuchlichen Strophenformen wie der fünfzeiligen des Guten Kameraden, bei der

Vers zwei und fünf männlich und drei und vier weiblich gereimt sind, während die erste weibliche Zeile allein steht. Bei Hebbel kommt diese Strophe häufiger vor (Die treuen Brüder, Zwei Wanderer, Das Haus am Meer).

Eine andre fünfzeilige Strophe, die Uhland in des Goldschmieds Töchterlein verwendet:

Ein Goldschmied in der Bude stand
Bei Perl' und Edelstein:
Das beste Kleinod, das ich fand,
Das bist doch du, Helene,
Rein teures Töchterlein,

findet sich bei Hebbel im Bettelmädchen und in Schön Hedwig wieder.

Die Verwandtschaft der Rhythmen weist nun wieder sehr häufig auf einen verwandten Inhalt hin. Zwei derartige Fälle habe ich soeben schon gestreift. In den Treuen Brüdern, einem Gedichte aus Hebbels früherer Zeit (1838), haben wir eine vollständige auch innere Parallele zum Guten Kameraden. Man vergleiche folgende Zeilen:

Uhland:
Ich hatt' einen Kameraden
Die Trommel schlug zum Streite
Eine Kugel kam geflogen
Ihn hat es weggerissen,
Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lab:

Hebbel:
Es sind zwei treue Brüder,
Die ziehn in den Streit hinaus
Noch reden sie hin und wieder,
Da schmetters den einen darnieber
Der Sterbende blickt freundlich
Noch einmal auf zu ihm . . .

Während aber bei Uhland das Unerbittliche des fortwogenden Kampfes den Schlußgedanken bringt, der Freund dem Freunde nicht mehr die Hand geben kann, drückt bei Hebbel der Gefallene noch die Büchse auf einen drohenden Gegner ab und rettet so den Bruder, noch im Tode seine Treue betätigend.

In Hebbels Schön Hedwig ist wieder manches mit des Goldschmieds Töchterlein von Uhland in Beziehung zu setzen. Schon in der Einkleidung der Situation sind Anklänge:

Uhland:
Ein Goldschmied in der Bude stand
Bei Perl' und Edelstein:
Ein schmuder Ritter trat herein . . .

Hebbel:
Im Kreise der Vasallen sitzt
Der Ritter jung und kühn;
Ein zartes Mägdelein tritt heran . . .

Beide Gedichte endigen dann mit der Erklärung des Ritters, das einfache Mädchen als Braut heimführen zu wollen.

Uhland:

Helene, süß, Helene traut!
Der Scherz ein Ende nimmt,
Du bist die allerschönste Braut,
Für die ichs goldnes Ränzlein,
Für die den Ring bestimmt

Bei Gold und Perl' und Edelstein
Bist du erwachsen hier;
Das sollte dir ein Zeichen sein,
Daß du zu hohen Ehren
Eingehen wirst mit mir.

Hebbel:

Und wenn du sagst, du kommst von Gott,
So fühl ich, das ist wahr.
Drum fahr ich auch, trotz Hohn und Spott,
Als seine liebste Tochter
Nach heut dich zum Altar.

Ihr edlen Herrn, ich hab verblümt
Zu einem Fest euch ein;
Ihr Ritter, stolz und hochgerühmt,
So folgt mir zur Kapelle,
Es soll mein schönstes sein!

Bei dem letzten Gedichte stützen der verwandte Inhalt und die gleiche Form den Beweis des Uhlandschen Vorbilds gegenseitig. Wäre man im Zweifel, ob des Goldschmieds Tochterlein dem Dichter der Hedwig vorge- schwebt habe, so müßte die vollendete rhythmische Parallele jeden Zweifel he- seitigen, und wenn man über die Herübernahme der Strophe aus Uhlands Dichtung nicht Gewißheit zu haben glaubte, so würde diese gerade durch die Verwendung der Strophe bei einem ganz ähnlichen Vorwurfe, wie der Uhlandsche, bestätigt.

Für die Verwandtschaft der Stoffgebiete beider Dichter gibt es aber noch eine große Anzahl weiterer Belege. Schon beim Überfliegen der Titel der Gedichtsammlungen Uhlands und Hebbels fallen die vielen Anklänge auf. Folgende finden sich bei beiden:

An den Tod;
Gefang der Jünglinge (Hebbel: An die Jünglinge);
Auf ein Kind;
Mein Gefang (Hebbel: Mein Plan);
Der Schmied (Hebbel: Das Vieh vom Schmied);
Rechtfertigung;
Nachruf;
Die Rosen;
Winterreise;
Die Schlummernde (Hebbel: Auf ein schlummerndes Kind);
Traum;
Der Schäfer;
Das Schloß am Meer (Hebbel: Das Haus am Meer);
Des Knaben Tod (Hebbel: Knabentod);
Der Ring (bei Hebbel zweimal).

Daß sich auch in so kleinen und äußerlichen Dingen Erinnerungsvorgänge spiegeln, wird jeder zugeben, der an sich selbst die Erfahrung gemacht hat, wie viel durch häufiges Durchblättern von Büchern gerade auch an Titeln, Gedichtanfängen, rhythmischen Bruchstücken ohne genauere Kenntnis des Ganzen

in unser Bewußtsein übergeht. So findet sich die Anfangszeile des Hebbelschen Gedichts Das Venerabile in der Nacht „Auf benachbartem Balkone“ wörtlich bei Uhland in den Liebesklagen als Strophenanfang vorgebildet. Und wer denkt nicht bei der Stelle in Schön Hedwig: Woher ich komm? Ich komm von Gott, . . . wohin ich geh? nicht an die schönen vier Zeilen Uhlands Auf den Tod eines Kindes, die ausgehn:

Woher? Wohin? Wir wissen nur:
Aus Gottes Hand in Gottes Hand.

(Man beachte auch hier die Gleichheit des Metrums.) Wer wird nicht, wenn er bei Hebbel in Schiffers Abschied liest:

Hier stehn wir unterm Apfelbaum,
Hier will ich von dir scheiden,

dunkel daran erinnert, daß in Uhlands Wanderliedern das „Lebewohl“ ebenfalls unter dem blühenden Baum spielt und zwei Seiten weiter der Apfelbaum das Thema der „Einkehr“ bildet, die wieder den gleichen Versbau aufweist wie „Schiffers Abschied“. Im Anschluß hieran sei noch das Hebbelsche Scheidelied Nr. 2 erwähnt, das wieder eine rhythmische Parallele zu Uhlands zweitem Wanderliede: „Scheiden und Meiden“ liefert.

In Uhlands Lied „Im Herbst“ finden wir das sonst seltne Versschema aufeinanderfolgend gereimter weiblicher Trochäen:

Selb gegrüßt mit Frühlingswonnen,
Blauer Himmel, goldne Sonne!
Drüben auch aus Gartenhallen
Hör ich frohe Saiten schallen.

Hebbels „Spaziergang am Herbstabend“ bringt dieselben rhythmischen Wogen:

Wenn ich abends einsam gehe
Und die Blätter fallen sehe,
Finsternisse niederwallen,
Ferne fromme Gloden hallen . . .

ebenso sein „Herbstgefühl“.

Als Gegenstück sei Uhlands „Matklage“ erwähnt in achtzeiliger Trochäenstrophe, die beginnt:

Leuchtet schon die Frühlingssonne
Über See und Aue hin?

mit der das wunderbare „Opfer des Frühlings“:

Sah ich je ein Blau wie droben
Klar und voll den Himmel schmückt?

wieder den Strophenbau teilt.

Auch manche der unter den Titelparallelen aufgeführten Gedichte zeigen noch weitere Verwandtschaft.

Hebbels „An die Jünglinge“ stimmt zunächst wieder im Strophenbau bis auf den Umstand, daß Hebbel nur männliche Reime verwendet, mit Uhlands

Gefang der Jünglinge überein. Auch dieser enthält wie Hebbels Dichtung mehr eine Mahnung. Von der dritten Strophe an springt das „Wir“ der ersten beiden in den Imperativ um:

saffet die Potale nur,

der bei Hebbel das ganze beherrscht:

Trinkt des Weines dunkle Kraft.

Beim Lesen der beiden Gedichte wird man noch mehr verwandtes herausfühlen, als sich hier in Kürze ausdrücken läßt; freilich atmet das Hebbelsche eine tiefere Psychologie.

Etwas ausführlicher müssen wir uns mit einem andern Gedichte beschäftigen, der Ballade: „Des Knaben Tod“ von Uhland, denn sie ist das Vorbild zu Hebbels Heideknaben gewesen. Inhalt: Der Knabe begibt sich einsam in den dunkeln Wald. Er wird von Räubern niedergestossen und beraubt. Der Schluß ist bei Uhland das letzte Gebet des verröchelnden Kindes. Hebbel schildert uns zunächst, daß der Knabe sein Schicksal vorher schon träumt; und die Angst des Knaben, die ihn nachher dazu treibt, sich gerade den Begleiter zu erbitten, der für ihn verderblich wird, sowie das grausige Hereinholen der Wirklichkeit an der Hand des wiedererzählten Traumes — das ist es ja, was Hebbels Dichtung die besondre poetische Bedeutung verliehen hat, und worin er weit über Uhland hinausgeht. Gemeinsam ist aber beiden jedenfalls der Bestandteil der Warnung.

Bei Uhland beginnt das Gedicht (man beachte auch wieder die rhythmische Parallele):

Reuch nicht in den dunkeln Wald hinab!
Es gilt dein Leben, du junger Knab.

Bei Hebbel:

Der Knabe träumt, man schide ihn fort
Mit dreißig Talern zum Heideort.

Beide Dichter führen nun den Knaben zunächst in die schaurige Natur.

Uhland: Es faust ihm zu Haupte der schwarze Wald,
Und die Sonne versinket in Wolken bald.

Hebbel: da dehnt sie sich,
Die Heide nebelnd, gespenstiglich,
Die Winde darüber sausenb.

Den Eintritt in die neue Situation, in der dann der Mord vor sich geht, verfolgen wir in der Parallele:

Uhland: Und er kommt ans finstere Räuberhaus;
Eine holbe Jungfrau schauet heraus.

Hebbel: Er kommt ans einsame Hirtenhaus,
Der alte Hirt schaut eben heraus.

Während nun Uhland die Jungfrau zur teilnehmenden Zeugin des Mordes macht, an die der sterbende Knabe dann sein Gebet richtet, läßt Hebbel in

schöner Symbolisierung dem Morde zwei Vögel beizubohnen, den Raben und die Taube, und die Taube erzählt, wie der Knabe geweint und gebetet habe. Eine verwandte Stelle dazu bildet übrigens den Schluß eines Liebes in des Knaben Wunderhorn: Incognito, wo ebenfalls ein Mord geschildert wird:

Und wo ein Tröpfchen Blut hinsprang, Und wo der Mörder das Schwert hinstieg,
Da saß ein Engel ein Jahr und sang. Da saß ein Rabe ein Jahr und kräht.

Das Thema von dem Kinde, das in Räuberhand fällt, hat Hebbel aber noch einmal beschäftigt in dem Gedicht aus seinem Nachlaß: „Wohin so stürst du junges Kind.“ Hier ist es aber ein Mädchen, was übrigens bei Uhland im Räuber auch wiederkehrt. Doch hier wird der Räuber von der Unschuld des Mädchens gerührt und läßt sie unverfehrt ziehn. Merkwürdig ist, daß Des Knaben Tod augenscheinlich auch noch ein andres Gedicht Hebbels beeinflusst hat, nämlich den „Knabentod“. Hier ertrinkt der Knabe. Man vergleiche außer dem Titel noch die Stellen:

Uhland: Da zeucht er hinunter, der junge Knab,
Es braust ihm zu Füßen der Strom hinab.

Hebbel: Vom Berg der Knab,
Der zieht hinab

und

Den wilden Bach,
Er steht ihn jach
Ins Tal herunter schäumen.

Der Knabe trinkt, von Durst ermattet, stürzt dabei in den Wildbach und ertrinkt.

Ein andres Gedicht Hebbels, das den Titel eines Uhlandschen trägt, „Der Schäfer“, deutet auch auf die Erinnerung an dieses hin, zunächst schon in dem ganz eigentümlich gleichmäßig gestalteten Strophenbau (vier Jambenzellen, von denen die letzte um eine Hebung verkürzt ist). Die Anfänge lauten:

Uhland:

Der schöne Schäfer zog so nah
Vorüber an dem Königschloß;
Die Jungfrau von der Fenne sah,
Da war ihr Sehnen groß.

Hebbel:

Es zog in einer hellen Nacht
Der junge Schäfer durch die Au;
Die Blumen dufteten so mild,
Die Lüfte spielten lau.

Im weitem ist das Hebbelsche Gedicht fast eine Fortsetzung des Uhlandschen. Bei Uhland stirbt die Königs-tochter, und dem Schäfer antwortet nur noch ein Geisterlaut auf seine Liebesklage. Bei Hebbel rehet überhaupt nur eine Geisterstimme Liebesworte mit dem Schäfer, und das innige Hineinleben in diesen übernatürlichen Liebesgenuß bringt dem Schäfer zuletzt den Tod. Die Ideenverwandtschaft ist also unverkennbar.

Noch deutlicher tritt sie aber bei den beiden Gedichten „Ritter Paris“ und „Ritter Fortunat“ zutage. Uhlands Ritter Paris wird von allen Damen vergöttert, er will aber Helldenruhm statt Minneglück erwerben und macht sich zu Roß auf. Da erscheint ein geharnischter Ritter mit geschlossenem Visier. Er

besiegt ihn nach kurzem Kampfe, aber wie er dem Geworfnen hilfsreich naht, entdeckt er in ihm ein Weib. Es war die Minne, die ihn gesucht hatte, und die ihm den schon im Geiste erstrittnen Vorbeer zunichte macht. Hebbels Ritter Fortunat — der übrigens in der Idee hier offenbar seinem Vorbilde zuruckbleibt — wirft überdrüssig der genossnen Liebe eine verweltete Rose von sich. Da naht der geharnischte fremde Ritter, ihn zu lehren, „wie man Fraungeschenke ehrt“. Fortunat siegt, tritt dann ebenfalls helfend zu dem Gefallnen und findet in ihm die verschmähte Geliebte, die lieber sterben als von ihm verlassen sein wollte. Das Versmaß ist in beiden Gedichten das der vierzeiligen trochäischen Romanze. Als letztes Gedichtpaar möge „Die Vätergruft“ von Uhland mit dem Gedicht „Vater und Sohn“ zusammengestellt werden. Die Anfänge — wieder in völlig gleichem Versbau — lauten:

Uhland:

Es ging wohl über die Heide
Zur alten Kapell' empor
Ein Kreis im Waffengeschmeiße
Und trat in den dunklen Chor.

Hebbel:

Der König wandelt vorüber
An seiner Väter Gruft,
Die alte stumme Kapelle
Verschwimmt in des Abends Duft.

Der Inhalt beider Gedichte ist der, daß der in die Vätergruft tretende dort eine Ahnung seines nahenden Todes empfängt. In beiden gibt ihm der Gedanke, sich würdig an diese Heldensreihe anzuschließen, den Frieden des Todes, mit dem er sich in den Sarg legt. Bei Hebbel wird dieser Friede allerdings erst errungen durch eine Tat, nämlich durch den freiwilligen Verzicht auf den Thron zugunsten eines Sohnes, der sich schon anführerisch der Herrschaft bemächtigen will. In der Grundstimmung aber, den durch den Ahnengruß hervorgerufenen Entschluß zum Tode, sind die Gedichte deutlich als Parallelen erkennbar.

Ich möchte aber die Reihe nicht schließen, ohne darauf hinzuweisen, daß auch eine Prosabichtung Hebbels eine merkwürdige Verwandtschaft mit einem Gedichte Uhlands zeigt, nämlich mit der Mählerin, die, um den Geliebten zu erringen, die übermenschliche Forderung ihres Brotherrn, eine Wiese in drei Tagen zu mähen, erfüllt, aber darüber wahnsinnig wird. Es ist die Erzählung „Anna“. Wenn auch bei Anna, die auf Befehl ihres Herrn den ganzen Tag bis in die sinkende Nacht Flachs hecheln muß, der Wahnsinn erst ausbricht, als sie die Stammen um sich auflösen sieht, kann man sich doch des Gefühls einer seelischen Verwandtschaft der beiden Gestalten nicht erwehren. Allerdings möchte ich die Mählerin nicht als Vorbild Hebbels bezeichnen, sondern nur ein Anklingen der Situation an eine ihm aus Uhland bekannt gewordne ähnliche vermuten.

Wie weit aber auch in all diesen Parallelen der Einfluß im einzelnen gehn mag, sicher ist, daß der Dichter, der der Natur zurief:

Du kannst auf kein Atom verzichten,
Das einmal mit im Weltall kreist,

diese Baustoffe wirklich auch nur wie Atome verwandt hat, die heute in der Träne eines Menschen, morgen im Meere und übermorgen im Dufte der Rose ihr ewiges Leben weiterleben. So verschieden wie diese sind auch die Erzeugnisse eines dichterischen Geistes von denen eines andern, dem er Gedanken, Worte, Stoffe entlehnt. Wie anders, wie viel tiefer und problematischer schauen uns die Situationen aus den tiefen Denkeräugen Hebbels an, als wenn sie von der Laute des schwäbischen Sängers einschmeichelnd in unser Ohr dringen! Uhland ist immer der reine, mit sich und der Welt in Einklang stehende, friedenvolle Geist, wo Hebbel stolz auf sein herbes Leid und seine qualvolle Gedankenarbeit den Gegensatz hervorkehrt und uns nur durch feindliche Strebungen und dramatische Konflikte zur Versöhnung gelangen läßt. Nur wenige seiner Gedichte haben so reine, milde Klänge wie bei Uhland jedes einzelne. Dafür fehlt diesem die geistige Größe des nordischen Dichters. Wertwürdig wird es immer bleiben, daß zwei von Hebbels schönsten und bekanntesten Gedichten, die noch dazu durch die melodramatische Bearbeitung Robert Schumanns Gegenstand der großen Vortragskunst geworden sind: „Schön Hedwig“ und „Der Heideknabe“ in halbvergeßnen Klängen der reichen Uhlandschen Liederharfe ihren Ursprung haben.



fränkisch-schwäbische Grenzwanderungen

Don Fritz Gränk

2



m Morgen erreiche ich Dombühl. Es ist ein heiterer Tag. Das Dörflein könnte nicht stolzer und anmutiger heißen. Inmitten seiner Häuschenschar steht der „Dom“, die kleine Kirche, auf einem Bühl. Morgensfriedlich hebt sich das Bild vom niederm, waldigen Zug der Frankenhöhe ab. Ein Schnellzug, von Stuttgart nach Nürnberg unterwegs, rasselt vorüber. Sein rasches Entfliehn bewirkt, daß ich die Ruhe des Landschaftsbildes noch tiefer empfinde als vorher. Dem ansteigenden Walde der Höhe entgegenwandernd, denke ich daran, in welch verschwiegne Winkel Süddeutschlands, in welchem Ländchen der Mitte ich bin. Hier scheidet sich das Wasser zwischen Donau und Main. Hier fließen, unfern meinem Wege, Wörnitz und Altmühl als junge Bäche. Drüben in jenem Walde ist die Quelle der Tauber.

Die Waldstraße führt mich bald nach Schillingsfürst hinauf, das auf einer Art Sattel der schmalen Frankenhöhe liegt und mit den vielen Fensteräugen seines turmlosen, stattlichen Schloßgebäudes weit nach der andern Seite in das offene obere Tauberland blickt. Das Schloß schaut mir, sich immer stattlicher

redend, lange nach, indes ich auf rasch sich senkendem Wege in die mit allen Sommerfarben geschmückte Wiesen- und Felderweite herabsteige. Der jugendliche Fluß hat sich behaglich schlendernd nach links und rechts, kaum merklich in seinen Boden vertieft. Es ist eine jener obern Tallandschaften, wie sie in deutschen Hügelgebieten nicht selten sind. Es ist heiß und einsam, vollkommen einsam. Die goldnen Dinkelsähren, die roten und blauen Blumen in den Haserfeldern stehen regungslos. Die kleinen Dörfer, durch die ich komme, scheinen ohne Leben zu sein. Aber in der kühlen Wirtsstube sitzen die Bauern und die Landbriefträger, die sich den Schweiß von der Stirn wischen bei Bier oder Wein, sprechen von den „Praktischen“ und den „Papiernen“ und zerzausen gerade ein armes „Bauführerle“, das noch ein „grünes Fälschele“ sei und seine Sache nicht verstünde. Ihre Gesichter aber sind gutmütig und freundlich, ihre Gestalten von prächtigem Wuchs. Die schattenlose Straße wird heißer, die Landschaft wandelt sich allmählich in eine breite und seichte Talfurche. Während ich zwischen Diebach und Bodensfeld dahinschreite, in jener Halbbetaubung, die dem sommertäglichen langen Marsche auf sonniger Landstraße so leicht anhaftet, taucht am nördlichen Horizont eine feine Zadenlinie auf, die sich bald als Silhouette einer auf einer Hochfläche gelegnen Stadt erweist. Es ist Rothenburg ob der Tauber.

Rothenburg ob der Tauber! Ich weiß nicht, wann mich als Knaben zum erstenmal der volle Klang dieses Namens erreichte. Ich weiß nur, daß mich schon in frühen Jünglingstagen die Vorstellung einer heimlichen Schönheit, die in einer mir weit entrückten Geborgenheit wandellos von Urväterzeiten an blüht, und die romantische Sehnsucht, sie vor Augen zu haben, gleicherweise überkamen, sobald ich den Namen hörte oder las. Es war eine Sehnsucht, wie ich sie noch früher schon nach seltenen Pflanzenwesen empfand, an denen der karglichere Heimathoden ebenso arm war wie an künstlerischen Formen der Vergangenheit, etwa nach dem Frauenschuh, von dem ich mir gern erzählen ließ, daß er drüben auf den thüringischen Kalkhöhen im Frühlingslaubwald noch immer seine großen phantastischen Blumen treibe. Heute, da sich mir ein Jugendwunsch erfüllt, hat mein Verlangen nicht mehr die Färbung von ehedem. Seit Jahren mit den Eindrücken einer reichen und ehrwürdigen Kultur beschenkt, die mich umschließt, ob ich weile oder wandre, suche ich nicht mehr das lockende Neue und Fremdartige. In den Gestaltenreichtum eines mir schon vertrauten Wesens versuche ich einzubringen. Meine Augen haben auch längst gelernt, die Schönheit in jedem Bilde zu sehen, das der Mensch nicht gefälscht hat. Und doch birgt mir der Klang des Namens noch Reiz genug.

In die feine Horizontlinie, die eben noch wie ein flüchtig mit spitzem Griffel hingekritzelter Strich das dunklere Gelände gegen die Himmelsbläue und das weiße Sommergewölk abgrenzte, ist Leben gekommen. Aus den Zaden und Spizen wurden Türme und Giebel und Mauern, mit Licht und

Schatten und abgetönten Farben, ein Bild des Trostes und des Selbstbewußtseins, ein mittelalterliches Reichsstadtbild, das mich Spätgeborenen doch mehr wie ein anheimelndes Idyll berührt, das alles Düstere verloren hat. Ich sehe, wie sich unmittelbar am Rande der getürmten und gegiebelten Stadt die Hochfläche steil gegen das Tal senkt, während sie sich nach Osten hin unter bläulichen Wäldern verbirgt. Einen Augenblick denke ich an Wimpfen am Berg, weit drüben über dem Neckar. Dann erinnere ich mich, irgendwo gelesen zu haben, Rothenburgs Lage sei der Jerusalems ähnlich. Frühere Jahrhunderte, denen die Geographie noch Kuriositätentunde war, liebten solche Vergleiche. Heute noch lebt diese Vorliebe in manchen Schichten des Volkes und spielt nicht nur in die praktische Reiseromantik der Handwerksburschen und fahrenden Leute herein.

Ich male mir aus, mit welchen Gefühlen ein nach Jahren heimkehrender Rothenburger dieses schöne, lebensvolle Herauswachsen des Stadtbildes begrüßen mag, hinter dem er vielleicht schon den heimatischen Giebel erkennt. Dann vergleiche ich damit die Wandergefühle des Fremdlings, die in der Nähe des Zieles fragender und erwartender werden. Unbewußt oder doch nur wenig bewußt, beginnt sich angesichts des geschlossenen Wirklichkeitsbildes jenes ungewisse, leicht verschwimmende Traumbild umzugestalten, ja in vielen Teilen zu verblassen und auszulöschen, das unsre Seele sich immer von Stätten zeichnet, die ihr durch Bild und Wort angenähert wurden, zumal wenn sich Wunsch und Sehnsucht an ihre Namen banden. Hier ist die Quelle mancher Enttäuschungen. Aber für den, der zu sehen weiß, ist die Wirklichkeit immer schöner und reicher als der Traum.

Schön ist es freilich auch, sich von der Wirklichkeit ganz überraschen zu lassen, sich kenntnislos den Dingen hinzugeben, sie zu genießen, als seien sie eben erst zum Genuße geschaffen worden, sie einzusaugen in die Seele, ohne ihnen ein verschwommenes Erwartungsbild entgegenzutragen. Es gibt noch genug Winkel in deutschen Landen, wo solche Entdeckungsfahrten auf eigne Faust köstlichen Gewinn bringen. Der Taubertwinkel gehört nicht mehr dazu. Ich muß an Ludwig Richter denken, der einer heimlichen Zeit angehörte. In seinen Lebenserinnerungen erzählt er davon, wie er 1825 auf der Heimkehr von Italien die ummauerte Stadt entdeckt, wie er nach ihrem Namen gefragt habe, und wie es ihm dann eingefallen sei, den Namen schon einmal in Musäus' Volksmärchenbuch, in der Schatzgräbergeschichte, gelesen zu haben. Damals war Rothenburg noch unberühmt. Es ist aber ein wahres Glück, daß auch ich heute, wie Ludwig Richter einst, zu Fuß das stille Tal durchziehe. Einwandern muß man in diese Stadt, nicht einfahren, es sei denn mit der Postkutsche. Wer sich vom Dampfswagen an den Rücken der Stadt herantragen läßt, der begibt sich, wenn es erlaubt ist, kleines mit großem zu vergleichen, eines ähnlichen Genusses wie der deutsche Italiensfahrer, der Rom vom Bahnhofsgebäude betritt, statt, wie seine Vorfahren, von Norden her

über das Gebirge zu steigen, einen ersten Blick auf die in der Ferne sich aufwölbbende Peterskuppel zu tun und Ponte molle, „die treffliche Bruck“, zu überschreiten.

Ich stehe am Spitaltor. Das mächtige Mund einer Bastion ist dem Torturm vorgelagert. In den quadratischen Lufen unter dem roten Basteibach sind die Schlünde alter Geschütze sichtbar. Sie schauen nach allen Seiten wie die Augen einer Meute von Wachtunden. Aber sie sind ungefährlich. Unter einer Linde sitzen alte Leute auf einer großen Bank, pfeifenrauchend, plaudernd, schweigend. Sie sitzen in der Schattenkühle vor den Toren und blicken in das heiße Sommerland hinein. Aus dem Spigbogen, zwischen den derben Buckelquadern, kommen bäuerliche Kindergeschirre, die gemächliche Heimfahrt antretend.

Ich schreite durchs Tor. Mich empfängt die Heiterkeit eines alten, aber ungealterten, weitergrünenden Lebens. Die Heiterkeit des bejahrten Lindenbaums vor dem Tore wohnt auch in den saubern Giebeln und Gassen, in den engen Läden und Werkstätten der Handwerker und Krämer, in den blankgeputzten Wirtschaftszeichen, die quer in die Straßen springen, in den Fenstergärtchen und Ekeugelländern, in den grauen Brunnen und dem glänzenden Moosgrün ihrer Säulchen, im Plätschern ihres frischen Wassers und des Magdgeschwäges über den sich füllenden Eimern, in den Bogen und Türmen der Tore, in den Hausprüchlein zwischen den aufgefrischten Fachwerkarben, in den altväterischen Namen der Menschen und Gassen. Paradeisgäglein, Pfäffleins- und Lammwirtschaftgäglein, die Namen duften wie Lavendel und Rosmarin. Volkslieder klingen an, wenn man sie liest. Volkslieder klingen hier an allen Ecken und Enden an. Was mich umfängt, ist nicht nur das Malerische. Das Malerische ist nur der eine Ausdruck eines innerlichen Wesens, freilich ein Ausdruck, der hier durch die gedrängte Fülle und Gruppierung der Formen voller geworden oder geblieben ist als in andern Städten und Städtchen.

Der erste Eindruck steigert sich in den des künstlerischen Abels, indem ich den Mittelpunkt der Reichsstadt, ihren Markt, betrete. Das berühmte Rathaus mit der Freitreppe, den Arkaden, dem schieffenstrigen Treppenturm, dem anmutigen Erker, der reich und doch prunklos gegliederten Giebelseite, dem vom Treppenturm lustig durchbrochnen Dach, ist ein wundervolles Werk der reifen Renaissance. Leichtigkeit und Schwere sind hier gepaart, Bürgerstolz und Bürgerfreude. Und wie brüderlich steht der Giebel neben dem ernstern, strengern aus gotischer Bauzeit, dem der schlanke Turm entwächst! Ihm gegenüber, im Eisenhut, am Anfang der breiten Lindenbestanden, ehemals zur Burg führenden Herrenstraße, wo die fränkischen Adligen Sitz und Wohnung hatten, schlage ich mein Quartier auf.

Ein wohliges Gefühl, nach erster Rasterquidung in noch ungelannte oder doch geahnte Schönheiten einzutauchen, ziellos und planlos auf neue Ein-

drücke auszugehen, ein Gefühl, worin ein feines Entdeckerglück mit der Ruhe des Freien und doch schon der Scholle und dem Gemäuer wohnlich Verbundenen insgeheim verschmilzt. Ich durchstreife Rothenburgs Plätze und Gassen kreuz und quer, wie es der Zufall will, mir bei jedem Schritt einen neuen Augenschmaus bereitend, bald zierliche Einzelheiten, bald geschlossene Bilder und Bildchen genießend. Ich kann sie im Worte nicht festhalten alle, die Brunnenwinkel und Erker, Sandsteinportale und bunten Türme, Kirchengießer und gestaffelten Giebel, die festen und die gebrechlichen Mauern und verschwiegnen Höfe. Wozu sind denn auch die Maler und Malerinnen da, die hier wie in Dinkelsbühl überall herumsitzen? Genug, es sind Stunden der Bereicherung. Hier sind Nürnberger Anklänge, dort schwäbische. Hier schlängelt sich ein ehrwürdiges Gäßlein mit fast nur gotischen Formen. Dort quellen die lebendigen Steingestalten südlichen Ursprungs aus dem Ernste der deutschen Mauern. Rein junges, seelenloses Machwerk stört.

Man nennt Rothenburg gern ein Renaissancestädtchen. Das Rathhaus, die Brunnen und eine stattliche Zahl von Bürgerhäusern berechtigen dazu. Ich habe kaum an einem andern Orte, Nürnberg ausgenommen, eine so starke Empfindung dafür gehabt, was deutsche Renaissance bedeutet, diese heimatische Umwandlung des fremdartig Italienischen, diese unbewußt, wie alle Kunst, von der Seele des Künstlers geübte Anpassung getrennter Wesen, die um so besser gelang, je tiefer die Künstlerseele im eignen Volkstum wurzelte. Als schönster der bürgerlichen Bauten erscheint mir das Baumeisterhaus, ein schlichter, aber edler Verwandter des üppigern Nürnberger Pellerhauses. Nach den stattlichen, kunstvoll durchgebildeten Fachwerkhäusern, von denen ich in Dinkelsbühl ein Prachtgewächs sah, suche ich hier vergeblich.

Am Klingentor steige ich zum Wehrgang der hohen Stadtmauer auf und wandle langsam unter niederem Schutzbach entlang, auf der türmereichen Umfriedung. Sie ist hier nach der offenen Landseite hin besonders stark und durch Bastionen bewehrt. Durch schmale Schießscharten blicke ich auf die Neubauten der letzten Jahrzehnte. Sie liegen zum Glück draußen. Silbenbes Feld, auf dem die Nachmittagsglut brennt, blickt Augenblicke lang durch die Scharten in meinen Schatten. Der Holzboden, auf dem ich gehe, ist holprig, ausgetreten, verwittert. Ich muß auf die viereckigen Bodenöffnungen achten, wo die schrägen Stiegen von unten einmünden. Steinmauer und Satteldach geben den Schritten etwas hallendes. Seltsam beschleicht mich ein Gefühl von Einsamkeit und verlornen Zeittiefe. Unter gemauerten Steinbogen der Innenseite sehe ich unter mir Berge von Scheitholz aufgeschichtet. Das Geräusch des Holzhackens klingt herauf, dann Hahnenschrei aus winzig grünen Gärtlein mit Malvenbeeten, die im Gefühl der Sicherheit noch Raum finden, sich in den Mauerfuß hinzulegen, und doch ihr Teil Sonne dabei erhaschen. Rote Dächer ducken sich mir zur Seite. Dachbedergefellen rufen Gräß Gott! herüber. Ich klettere an Seilergewinden vorbei wie in Nörblingen. Schwalben

fliegen auf. Enge Winkel und Höfchen in der Tiefe hängen voll Wäsche. Keinem andern Mauervandrer begegne ich. Und mit jeder Krümmung des ungewohnten Weges wandelt sich der sonderbar schöne Blick ins Stadttinnere, über die roten Dächer und Türmchen hinweg, um dann wieder auf den Rathausgiebeln und in den durchbrochnen Turmhelmen der Jakobskirche zu rasten oder in der Bläue des Himmels, die alles mit gelassener, heiterer Ruhe überspannt. Von einigen Stellen erblicke ich drinnen in der Stadt Reste des ältern, engern Mauerrings mit kunstlosern, aber kaum weniger malerischen Türmen und Torbogen.

Ich stehe am Eingang zur kleinen Mesnerwohnung und warte auf den Kirchner. Fliederbüsche und Rosengesträuch neigen sich über die Stufen. Der Kirchner kommt mit einem vorzeitlichen, mächtigen Schlüsselreifen, ein alter Mann, weißhaarig, mit hochgewölbter, schöner Stirn. Ich liebe die gewölbten Greisenstirnen. Hinter ihnen wohnt Weltweite und Milde und Freude. Das Tor der protestantischen, gotischen Jakobskirche öffnet sich knarrend. Der Eindruck des Innern ist ganz schlicht, aber edel. Erquicklich ist es zu erleben, mit welcher stolzen Freude, die gar nichts vom Schablonenführer an sich hat, der alte Mann seine Schätze zeigt, mit bedachter Steigerung: eine naive Darstellung der Trinität aus dem dreizehnten Jahrhundert, die Chorstühle der ehemaligen Deutschordensherren, die bunten Glasfenster, den Hochaltar Herlins. Dann kommen die Glanzstücke: der Marienaltar und der Heiligblutaltar Tilman Riemenschneiders, des fränkischen Meisters, mit der ausdrucksvollen Darstellung des Abendmahls. Indem er von Rothenburgs einst viel besuchter Reliquie, dem Blutstropfen Christi, spricht, kann sich mein Führer doch nicht einer spöttelnden Seitenbemerkung über katholischen Kultus enthalten, und seine Augen blicken offen und fast lustig dabei. In diesem Augenblick verkörpert sich mir in ihm das protestantische Wesen der Stadt, abgeklärt und gemildert seit den Tagen der Bilderstürmer.

Durchs Kobolzheimer Tor gehe ich auf rasch absteigendem Wege ins Tal. Ich komme am Kobolzheimer Kirchlein vorüber. Ich schreite über die uralte, mächtige Doppelbrücke, die Flätschen und Talgrund mit aufeinandergefügten Bogenmassen überspannt. Sie bringt einen kraftvollen Zug in das enge Talbild. Ich gehe am linken Tauberufer abwärts, neben mir singendes Wasser und wipfelbeschattete alte Mühlen, zur Rechten steil auf dem Höhenrand das langgezogene, bunte, formenreiche Bild der Reichsstadt, über steilen Weinädern, Obstgärten und Feldern. Die Enge und grüne Verborgenheit des Tales, die Steile der Uferwand, die Höhe und doch Nähe der Gemäuer, die klare Buntheit des Einzelnen, die hundertfältig verschiedene Gestalt des Gewesenen verleihen dem Eindruck ein ganz Ungewohntes, Sagenhaftes. Er ist zugleich ernster, gebieterischer geworden. Klängen mir oben Volkslied und Idyll, Landsknechtslied und Meisterfang an, so denke ich hier an Epos und Romanze. Ich verstehe besser als vorher den alten Vergleich der Lage mit

Jerusalem. Ich setze mich in einen stillen Wirtsgarten, die Stadt immer vor Augen. Der Wirt bringt Chroniken und Beschreibungen mit verblichenen Bildern herbei. Wissen und Nichtwissen haben hier ein gleiches Recht auf Genuß. Und wer braucht hier Chroniken, um zu wissen? Ich mag geschichts-fremden Sinnes nur mit den Augen schauen, es dauert nicht lange, so fangen die Türme und Mauern zu reden an, und ich kann ihrer Sprache nicht Schweigen gebieten. Und während sie reden, lebe ich Vergangnes durch, Vergangnes aus vielen Jahrhunderten. Sie reden von blutigen Fehden zwischen Reichsstädtern und Abtigen, von erstarkendem Bürgertum, von Handel und Reichtum, vom Einzug des Kaisers und von prächtigen Festen, von Blutgerichten auf dem Markte, von Mönchstum und Pilgerwesen und Ratsintrigen, sie reden von Pest und Bauernkrieg, von Bildersturm und Reformation, von Belagerung und Verteidigung, von Einnahme und Kontribution, von Ohnmacht und Spießbürgertum, von Schummer und Erwachen.

Menschen und Menschengeschlechter ohne Zahl zogen wie Ströme durch diese Bauten aus Stein und Holz, bildend oder umgestaltend, niederreißend oder erhaltend und erneuernd. Unberühmt oder doch rasch vergessen, verschwanden sie nach kurzem Verweilen im Dunkel, namenlos. Nur ein starrer Ausdruck ihres Wesens blieb. Wenige, die Bedeutendsten, hinterließen den Nachfahren und Fremden noch mehr: den Namen und die Ahnung ihrer Persönlichkeit. Man braucht erst wenige Stunden Rothenburgs Gast zu sein, und es klingt einem, wenn man aufzumerken weiß, von verschiedenen Stellen ein Name entgegen, den man vielleicht bisher noch nie gehört hat, aus stattlichen Bürgerhäusern, aus der Dämmerstille des Kirchenschiffs, aus dem Mühlental, aus den Büchern alter und neuer Zeit, in denen man blättert. Das ist der Name Heinrich Topplers, des Bürgermeisters. Unweit von meinem Gartensitz entfernt, steht sein weißes Schloßchen, das Topplerschloßchen, im abenddunkeln Lindengrün. Ein wunderlicher Bau des vierzehnten Jahrhunderts, halb Burg, halb spitzgiebliges Bürgerhaus mit Zugbrücke und Graben. Auf würfelförmigem, steinernem Unterbau ruhen die Geschosse, nach allen vier Seiten überstehend, mit wenigen großen und kleinen, unregelmäßig verteilten Fenstern. Ich höre es auch den Kaiserstuhl nennen. Ein Kaiser ist hier einst des Bürgermeisters Gast gewesen. Ich schlage nun doch die Bücher auf. Ein dämonischer, gewalttätiger, listiger Mann tritt mir entgegen, dessen Geist doch alle überragte. Ein Meister der Stadt, der sie mit forttrieb zur Macht, und der doch an seinem Wesen zugrunde ging. Ich lese, wie er von den Ratsmitgliedern wegen Verrats gefangen gesetzt wurde, wie über sein gewalttames Verschwinden Sagen entstanden, die noch heute umgehen. Einen Renaissance-menschen nennt ihn das eine Buch und vergleicht ihn den Mediceern. Das andre beschwört den tragischen Schatten Marino Falieris, des venezianischen Dogen. Weite Gedankengänge spinnen sich an solche Vergleiche an, Gedanken über den Parallelismus bürgerlicher Entwicklungen, über Schuld und Drama der Größe.

Abendliche Schatten sind unterdessen, fast unvermerkt, aus dem Tal zur Stadt hinaufgestiegen. Die bunte Lebhaftigkeit beginnt zu erblaffen. Nur die Zickzacklinie des Umrisses wird unruhiger und phantastischer und springt scharf aus dem lichten Himmel. Auf steilen Wegen klettere ich wieder zur Stadt. Irgendein Tor läßt mich hinein.

Der Abend gehört den Schenken. Am Kapellenplatz finde ich ein schmuckes Weinstübchen. Wandbilder halten die Tat des Bürgermeisters Ruch, des Meistertrinkers, fest, dessen gewaltiger Trunk die Stadt vor Tillys Zorn gerettet haben soll. Aus diesem Trunk zieht Rothenburg noch heute Nutzen. Ihn feiert das alljährliche Pfingstfestspiel, das die meisten Besucher herbeilockt. Während ich meinen Schoppen Tauberwein, guten Weikersheimer Roten, trinke, höre ich am Nachbartische Studentengespräche. Angehende Juristen, nord- und süddeutsche, unterhalten sich über die letzten Berliner und Münchner Skandalprozesse. Ich suche die Schankstube einer Brauerei auf. Da sitzen schon mehr Einheimische mit Fremden vermischt. Sie sind ihrem Tauberwein nicht alle treu geblieben, die Rothenburger. Das altbayrische Bräuwesen hat sich längst schon auch die fränkischen Gaue erobert. Auch sei der Weinbau der Stadt selbst nur noch gering, belehrt mich ein Tischgenosse, aus vielen Rebäckern seien Kleefelder geworden. Ein anderer, ein freundlicher, einfacher Mann, mit dem ich ins Plaudern komme, macht mich auf mancherlei aufmerksam, was ich übersehen oder noch nicht beobachtet habe. Auch in der Geschichte seiner Heimat weiß er trefflich Bescheid. Mit klugen und schlichten Worten erzählt er, mit welch andern Augen er jetzt seine Vaterstadt sehe, seit er sich als Fremdenführer des Hirschenwirts in diese Dinge vertieft habe, und wie er jetzt stolzer und glücklicher sei als früher. Dann springt er, meine eignen Beobachtungen ergänzend, auf andre fränkische Städtchen über und schildert ihre Eigenart. So weiß er die Eichstätt im Altmühltal wenig zu rühmen, sie seien gar stolz und abweisend gegen die Fremden. Es ist reizvoll, in einem Gebiet, das man leicht wie einen Sammelbegriff erfaßt zu haben glaubt, dem Gegensatz der Orte und ihrer Menschen nachzugehen. Es liegt ein Reiz darin, wie ihn der Botaniker kennt, wenn er etwa in einer Bergmatte steht. Es sind alles Alpenpflanzen ringsum, aber wie verschieden nach Gattung und Art! Mein wackerer Bekannter verabschiedet sich mit Gruß und Handschlag. Er müsse eben, am Spätabend, noch ein Automobil von Marienbad empfangen. Ein Automobil von Marienbad! Gute alte Zeit, was würdest du für Augen machen!

Der Abend führt mich noch mit einigen andern Einheimischen zusammen, mitteilsamen Handwerksmeistern. Ich glaube in ihnen eine gewisse Verwandtschaft mit ihren Behausungen wahrzunehmen, einen mit den Zuständen zufriednen Sinn, der sich mit einer starken Neigung zu rückschauender Betrachtung verbindet. Sie erinnern mich an das schlichte Verslein, das ich heute nachmittag am Hause irgendeines Schusters fand: Im Hause meiner Väter klopf ich all-

hier das Leder und mache meinen Reim dazu und Sorge nicht, wer's nach mir tu. Bei den alteingewohnten Familien mag hier wie überall ein gutes Teil geistiger Erbschaft vorhanden sein. Aber übt nicht das Altertümliche selbst auch immer wieder eine rückwirkende Kraft auf seine Bewohner aus, erhält Jahrhunderte hindurch Generationen einander ähnlich und gleicht Eingewanderte den Eingewohnten an? Die Beeinflussung der Menschenseele durch die Natur- und Kulturumgebung gehört gewiß zu den tiefsten psychologischen und anthropogeographischen Problemen. Das Element des Seelischen, das Urelement, tritt immer von neuem zu den mechanischen und geistigen Faktoren des Boden- und Kultureinflusses hinzu.



Der rote Hahn

Von Palle Rosenkrantz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

Fünftes Kapitel. Wolken am Himmel



raußen auf Deichhof gingen Inger und Signe und hingen im Garten vor dem Hause Wäsche auf. Es war strahlendes Sommerwetter. Frau Hilmer saß auf einer Bank in der Laube und ruhte sich aus. Sie war eine Frau, die gut zufassen konnte, aber in den letzten Jahren war sie ein wenig müde geworden. Der Brand hatte sie stark mitgenommen, und Leute, die sie genau kannten, fanden, daß sie seitdem sozusagen ein wenig merkwürdig geworden war.

Inger war munter wie immer. Sie war mit Signe richtig gut Freund geworden. Sie sagten „du“ zueinander, und Frau Hilmer hatte nichts dagegen. Sie betrachtete das hübsche, junge Mädchen von Ryggefjeld mehr als eine Schülerin denn als ein Dienstmädchen, und die Leute von Ryggefjeld waren auf Deichhof immer gut angeschrieben gewesen.

Die war ein mechanisches Genie; er ging umher und gab sich mit allen möglichen Arbeiten ab, er konnte alles in Gang bringen und hatte außerordentlich geschickte Finger.

Mutter, sagte Inger, Signe sagt, daß Justesen und Seydewitz heute nachmittag hier herauskommen. Seydewitz ist seit dem Herbst nicht hier gewesen; was mag er nur wollen?

Ich weiß es nicht, sagte die Hausfrau ein wenig nervös und sah von dem Buche auf, worin sie gelesen hatte.

Jetzt ist doch hier kein Grund mehr zum Pfänden, sagte Inger, seit Vater an dem Brande soviel Geld verdient hat.

Das darfst du nicht sagen, Kind, rief Frau Hilmer und erhob sich nervös.

Aber ist es denn nicht wahr? fragte Inger und ging zur Mutter in die Laube.

Sagt das dein Vater? Die Frau schüttelte ernsthaft den Kopf.

Nein, Vater, der möchte ja gern, daß die Leute glauben, der Brand hätte ihn ruiniert — aber nicht wahr, Mutter, so ist es ja doch nicht.

Klein-Inger, so etwas mußt du nicht sagen, hörst du. Das bringt nur Verdruß. Die Hausfrau streichelte Ingers Wange still und sanft.

Mutter — soll man nicht immer die Wahrheit sagen — wenn man gefragt wird?

Aber man soll so etwas nicht ausschreien. Frau Hilmer wandte sich um und wollte ins Haus gehn.

Hör einmal, Mutter, sagte Inger und vertrat ihr den Weg. Ehe es im Herbst brannte, gingt ihr, du und der Vater, herum und ließt die Köpfe hängen, und ihr sagtet, es stünde ganz schlimm. Und seit das Ganze überstanden war, ist es uns so gut gegangen wie nie vorher, soweit ich zurückdenken kann.

Das haben wir dem Brand und der Versicherung zu verdanken. Herrgott, wir haben doch das Feuer nicht selbst angelegt, weshalb sollen wir die Dinge nicht erzählen, wie sie sind?

Frau Hilmer schwieg und ging langsam dem Hause zu. Dann sagte sie ein wenig kurz: Seht nun, daß ihr mit der Arbeit fertig werdet, Kinder. Ich gehe hinauf und zehle mich zum Mittagessen um.

Tue das, Mütterchen. Signe und ich werden die Wäsche schon schaffen. Und Inger lächelte der Mutter freundlich nach. Dann wandte sie sich an Signe.

Kannst du begreifen, weshalb Mutter niemals von dem Brande sprechen will?

Signe stand mit einem Hemd in der Hand da, das sie eben auf die Leine hängen wollte.

Ach ja, sagte sie, das kann ich sehr wohl.

Wöchtest du da nun nicht so gut sein und es mir sagen? fragte Inger.

Über so etwas spricht man nicht, Inger. Du würdest doch auch Hofjägermeister auf Duell und nicht erzählen, daß Seydewitz und Justesen hier herauskommen und Steuerpfändungen vornehmen.

Das ist doch kein Unglück, meinte Inger.

Signe verließ das Thema: Nein, Seydewitz findet gewiß, daß es kein Unglück ist.

Inger machte sich wieder an die Arbeit.

Signe, findest du nicht, daß Seydewitz ein schrecklicher Lasse ist? Gott weiß, was er jetzt hier draußen will. Nun haben wir ein halbes Jahr vor ihm Ruhe gehabt.

Ich finde ihn himmlisch, meinte Signe ganz im Ernst.

Inger amüsierte sich darüber.

Himmlisch — wo hast du das gräßliche Wort her, himmlisch! Wenn er dasteht und einen mit seinen stehenden Augen anblickt — ach, ich hasse diesen Männerblick, ich könnte ihm ins Gesicht schlagen.

Das wäre Sünde, er ist so hübsch, sagte Signe lachend.

Inger trat dicht vor sie hin: Kannst du denn nicht auch rasend auf ihn werden? Denn er sieht dich natürlich ebenso unverschämt an.

Er hat solche himmlische Augen, sagte Signe ein wenig verlegen.

Inger geriet in Eifer: Ach, Signe, du solltest selbst hören, wie sich das anhört. Aber dir gefällt es natürlich gerade. Dann machte sie sich wieder an die Wäsche.

Du bist noch so grün, mein Kind, aber das kommt noch.

Was kommt noch? fragte Inger.

Das! sagte Signe wieder mit Lachen.

Was?

Männer. Denn sie kann wundervoll sein — die Liebe.

Nun wurde Jnger ernstlich böse. Sie sah Signe mit großen Augen an und griff mit festen Händen in die Wäsche.

Du bist unmöglich, Signe. Mamsell Sörensen hat recht, du bist in Grund und Boden verdorben. Und dabel bist du nicht einmal verlobt. Denn die Geschichte mit dem Verwalter zählt nicht. Der soll ja die rothaarige Hansine vom Propst heiraten. Daß du dich übrigens von so einem Kerl küssen lassen magst.

Ach was, man hat so wenig Vergnügen. Du hast gut reden, du hast Vater und Mutter. Ich bin nur die Nange einer unverheirateten Mutter. Ehe ihr mich hier ins Haus nahmst, habe ich für mein Essen mich abplagen müssen, seit ich ein ganz kleines Mädel war.

Jetzt sollst du aufwärts, Signe, sagte Jnger würdig. Aufwärts über die Hügel, wie Brand in Jbsens wundervollem Gedicht sagt, du weißt schon —

Ist denn die Liebe nicht das Höchste auf Erden? fragte Signe ein wenig unsicher.

Jnger lachte. Du bist großartig, Signe. Ist denn Liebe nicht das Höchste auf Erden! Sich von Verwalter Jnsens Schweineborsten unter der Nase kitzeln zu lassen oder sich von Referendar Seydewitz quetschen zu lassen, ja — geradezu quetschen zu lassen. Ich habe es wohl gesehen, wie er dich gequetscht hat und dich beim Erntefest in Duellund auf den Nacken geküßt hat — und Elise hats auch gesehen.

Signe wurde ein bißchen ärgerlich.

Elise, der spitznäsige Bieraff! Die läßt man natürlich zufrieden. Aber es ist trotzdem wundervoll, man wird eine ganz andre. Alles, alles andre verschwindet vor einem, was man auch sonst treibt. Davon versteht du nichts, mein Kind — aber es kommt noch. Und es hat keine Eile.

Nein, meinetwegen nicht, sagte Jnger sehr friedlich und sicher.

Fast die ganze Wäsche hing jetzt auf der Leine.

Jnger! Seydewitz ist trotzdem fürchterlich verliebt in dich, sagte Signe dann gleichsam ein wenig versuchend.

Deshalb drückt er dich wohl? fragte Jnger spitz.

Du willst dich ja nicht drücken lassen, sagte Signe. Sie wollte nicht näher auf diese Frage eingehn.

Er sollte es nur versuchen. Jnger richtete sich auf.

Nein, dann würde ich zuschlagen, das würde ich tun. Wie du es tatest, als der eklige Kopenhagener Kriminalkommissar dich draußen hinter dem Hühnerstall küssen wollte.

Frederiksen hatte nämlich schon Deichhof relognosziert und mit Signe Pech gehabt.

Ach ja, der scheußliche Frederiksen, sagte sie.

Ach, es gibt also doch noch ein paar Männer, die du nicht — himmlisch findest. Gott weiß, weshalb er hier herumrennt und schnüffelt.

Signe meinte, das wären alle die Brände draußen im Viehland. Der Bürgermeister konnte sie ja nicht herauskriegen. Und da sandte man diese Brandkommission herunter. Ein paar Personen waren ja schon festgenommen.

Jnger wurde ganz ernsthaft und bedenklich. Ja, das sagt Vater auch. Weil es bei uns braunte, mußte es gleich bei den andern brennen. Vater meint auch, daß das mit den Bränden nicht mit rechten Dingen zugehe. In diesem Winter haben wir fünf gehabt.

Jetzt waren die beiden jungen Mädchen mit der Wäsche fertig und trugen den Korb ins Haus.

Ole kam vom Hofe, eine Schubkarre vor sich herrollend. Mitten vor dem Hofen angekommen, blieb er stehen und starrte ein wenig auf die Landstraße hinaus. Es war wirklich sein neuer Freund, der Kriminalkommissar Frederiksen, der von der Straße hereinkam und ganz ungeniert das Gartentor öffnete. Ole blinzelte, er hatte ein wenig Humor, und es bereitete ihm Spaß, Bekanntschaften zu machen. Dieser Kopenhagener Kriminalkommissar mußte seine Gründe haben, ihn zu suchen.

Frederiksen dachte an Justesens Worte, und da er wußte, daß Justesen ein durchtriebener alter Rater war, hatte er beschlossen, Ole gegenüber ein wenig vorsichtig zu sein und ihn vorläufig zu ignorieren.

He, Sie da! sagte er scharf und kurz.

Ole wurde etwas ärgerlich, er war ein wenig empfindlich und rollte deshalb mit seiner Karre ruhig weiter.

Sie da, zum Satan! rief Frederiksen laut.

Ole rollte weiter.

Können Sie nicht hören, daß ich mit Ihnen rede, sagte der Beamte scharf, indem er sich ihm näherte.

Ole machte große Augen. Ich dachte, Sie sprächen mit sich selbst. Sie sagten Satan, ich glaubte, das wäre so ein Kosenamen für Sie selbst.

Frederiksen überhörte Oles Witz. Arbeitet der Häusler Hans Jepsen hier auf dem Hofe?

Sie können ja nachsehen, sagte Ole und rollte weiter.

Sie kennen mich gewiß nicht wieder, sagte Frederiksen. Ich bin Kriminalkommissar Frederiksen von der Brandkommission.

Zum Teufel, was geht das mich an! sagte Ole sehr ruhig, bei mir hat es noch nicht gebrannt.

Sie wissen gewiß nicht, mit wem Sie reden, meinte der Beamte böse.

Sie haben mir ja erzählt, wer Sie sind. Ole ließ sich nicht stören.

Wollen Sie dann so freundlich sein und antworten.

Ja, wenn Sie so freundlich sein wollen, ordentlich zu fragen. Ich habe schon in meinem Leben mit größeren Leuten als mit Ihnen gesprochen. Jetzt wurde Ole im stillen wütend.

Hören Sie mal, guter Mann, sagte der Beamte mit Würde.

Ole machte Front gegen Frederiksen. Was haben Sie eigentlich hier zu tun?

Was Teufel geht es Sie an! lautete die Antwort.

Ole kratzte sich hinter dem Ohre. Nein, weiß Gott, sagte er, das geht mich eigentlich gar nichts an . . .

In diesem Augenblicke kamen Seydewitz und Justesen vom Hofe her. Frederiksen wandte sich um und verneigte sich vor dem Referendar. Seydewitz zuckte zusammen. Frederiksen — in amtlicher Tätigkeit.

Der Herr Referendar gestatten — Frederiksen verneigte sich wieder.

Wen suchst du hier, Frederiksen? fragte Justesen, der ebenfalls überrascht war.

Frederiksen antwortete: Hans Jepsen, den Abgebrannten, und seine Frau, sie sollen hier auf dem Hofe arbeiten.

Ach so. Sollen die jetzt auch festgenommen werden? sagte Justesen und schüttelte den Kopf.

Auf Befehl des Herrn Assessors, sagte Frederiksen.

Justesen schüttelte den Kopf.

Die sind es nicht. Ole habe ich um und um gefragt.

Seydewitz lächelte. Assessor Richter macht es so. Mann und Frau in Arrest, alle beide, und dann triezte er oder sie, nicht wahr, Frederiksen? Nicht wahr? Jeder hat so seine Manier, das geht uns nichts an.

Dann wandte sich Seydewitz, um ins Haus zu gehn. Die Begegnung mit Frederiksen machte ihm den Gang leichter, jetzt hatte er wenigstens einen Vorwand.

Zustesen stand und schielte zu Frederiksen hinüber. Ihr füllt die Arrestlöcher, sagte er und lachte böse.

Frederiksen blickte ihn herausfordernd an.

Ja, natürlich, ihr braucht sie ja nicht, sonst wäre es wohl nicht nötig gewesen, uns hier herunterzusenden.

Dann drehte er sich auf dem Absatz herum und ging auf den Wirtschaftshof, wo sich die verkohlten Flügel noch als Ruinen gegen den klaren Sommerhimmel abhoben.

Hilmer kam über den Hof geschlendert. Um den Häusler Hans Jepsen und seine Frau hatten sich eine Anzahl Leute geschart. Die gestikulierten in der Mitte und sprachen von der Polizei und dem roten Hahn.

In der letzten Zeit waren die Polizei und der rote Hahn Dies Vieblings-thema geworden. Er goß ein bißchen häufig einen Kleinen hinter die Binde. Aber die Leute hatten Respekt vor ihm, denn er konnte furchtbar klug sein, ja. Und es hatte ja auch im Weideland ziemlich häufig gebrannt.

Das Viehland hießen die früher ungeteilten Gemeindewiesen, auf denen das Vieh der Stadt gegrast hatte. Jetzt waren sie geteilt worden, und ein sehr großes Stück gehörte zu Deichhof. Aber es gab eine Menge Häuser und Höfe, eine ganze Gemeinde, die noch zum Stadtbezirk zählte, und deren Bauern im Magistrat saßen und den Bürgermeister und die Kaufleute ärgerten.

Frederiksen näherte sich der Gruppe. Hilmer sah ihn scharf an.

Sind Sie Herr Kriminalkommissar Frederiksen?

Frederiksen verneigte sich.

Was wollen Sie von meinen Arbeitsleuten? fragte Hilmer wieder.

Ich habe Order von Herrn Kriminalassessor Richter, die beiden Personen zur Stelle zu schaffen, lautete die kurze Antwort.

Hilmer wurde ein wenig ärgerlich. Sie sind nicht zum erstenmal hier. Vor ein paar Tagen verhafteten Sie eine Frau. Sie haben wiederholt meine Leute ausgefragt. Es wäre am passendsten gewesen, wenn Herr Richter sich an mich gewandt hätte. Er muß doch wissen, daß diese Leute bei mir arbeiten. Ich stehe mitten in der Feuernte und brauche meine Leute, und den beiden da mag ein Tagelohn sehr nottun. Sie sind außerdem vom Bürgermeister verhört worden, und die Sache ist abgeschlossen.

Frederiksen verneigte sich höflich, sagte jedoch bestimmt: Entschuldigen Sie, Herr Gutbesitzer, aber das alles geht mich ja nichts an. Ich habe meine Order . . .

Hilmer wurde hitzig. Ich kümmere mich den Teufel um Ihre Orders. Dies hier ist mein Hof, und ich brauche meine Leute. Heute haben wir alle Hände voll zu tun. Muß Ihr Assessor durchaus mit den Leuten sprechen, dann mag er bis Feierabend warten.

Der Herr Gutbesitzer lassen die Situation falsch auf, war alles, was der Beamte antwortete.

In diesem Augenblick kam der Schußmann Jensen vom Garten herein. Frederiksen winkte ihm zu.

Jensen, es sind die beiden, die da stehen, Mann und Frau. Wollt ihr beide mitkommen, sagte er zu den Häuslern gewandt.

Mitkommen? fragte der Häusler.

Frederiksen zeigte seine Medaille. Ja, es geht zur Polizei. Ihr seid verhaftet, alle beide. Kommt nun!

Hans Jepsen grübelte nach: Ja, Etine, darein müssen wir uns finden, es ist die Polizei.

Die Frau begann zu weinen.

Hans Jepsen sagte höhnisch, zu dem Beamten gewandt: Dann senden Sie wohl auch eine Droschke zu unsrer Hütte hinaus, da sind fünf Kinder, und das Jüngste ist erst acht Monate.

Für die Kinder wird gesorgt werden, sagte Frederiksen, aber da fiel Hilmer ein: Darin finde ich mich, hol mich der Teufel, nicht.

Das werden Sie, hol Sie der Teufel, wohl müssen. Kommen Sie jetzt, Jensen. Mehr sagte Frederiksen nicht, dann ging er zum Garten.

Hilmer wollte ihm folgen, aber in diesem Augenblick kam Seydewitz vom Hause hinaus.

Seydewitz war von Justesen mit der Situation bekannt gemacht worden. Er sah sofort, daß Hilmer im Begriff war, zu weit zu gehn, er schritt rasch auf ihn zu.

Herr Guttsbesitzer — nehmen Sie sich in acht, Sie werden es bereuen, wenn Sie sich in die Geschichte hier mischen.

Hilmer blieb stehn. Die beiden Häuslerleute gingen vor dem Beamten aus dem Hofe hinaus.

Das ist doch, Gott straf mich, ein zu starkes Stück, sagte der Guttsbesitzer und schnappte nach Luft.

Seydewitz zuckte die Achseln.

Ja, es ist sehr hart, aber daran können weder ich noch Sie etwas ändern.

Hilmer knöpfte nervös seinen Rock über der Brust zu. Weil es bei einem armen Manne brennt, soll die Polizei ihn, ihn und seine Frau, von fünf kleinen Kindern wegschleppen dürfen. Mein, hören Sie mal, mein Lieber, das ist zu gemein.

Die Polizei muß ja eine gewisse Macht haben. Ich will das Geschehene nicht verteidigen, aber um das Rechtmäßige daran verstehen zu können, muß man mit der Sache vertraut sein, und das bin ich nicht.

Seydewitz freute sich, daß der Sturm vorübergegangen war.

Aber hat Bürgermeister Hansen nicht das Ganze untersucht und die Sache abgeschlossen? fragte Hilmer, während die Leute langsam wieder an ihre Arbeit gingen.

Seydewitz zuckte die Achseln. Sehr richtig, aber auf Wunsch der Feuerversicherungsgesellschaft hat der Minister diese Kommission eingesetzt, die berechtigt ist, diese Sachen wieder aufzunehmen.

Hilmer unterbrach ihn: Das heißt also, es kann mir geschehen, daß Sie eines schönen Tages Lust bekommen, auch meine Sache zu behandeln, den Brand hier im Oktober, nachdem die Versicherungen und das Ganze bezahlt ist und die Scheunen wieder aufgebaut werden sollen. Dann kann es mir passieren, daß sich dieser Flegel von Kriminalgerichtsassessor über mich hermacht und in meinen Verhältnissen wühlt.

Das passiert Ihnen sicher nicht, Herr Guttsbesitzer, sagte Seydewitz beruhigend.

Aber Hilmer fuhr fort: Ja, was Teufel, da habt ihr ja den Täter auch nicht herausbekommen. Aber selbst wenn sie mich in Frieden lassen, was ich um ihrer selbst willen hoffe, so soll ich mich darein finden, daß sie gerade jetzt, wo wir am meisten zu tun haben, meine Leute in Arrest schleppen. So sind diese verdammten Kopenhagener, die es nicht kapieren können, daß wir Landleute das Ganze bezahlen. Und dann haben wir auch das Recht, unsrer Arbeit in Frieden nachzugehen. Was wären die Tolpatsche ohne uns!

Seydewitz geriet ein wenig in Eifer. Der Herr Gutsbesitzer müssen entschuldigen, aber wenn Sie Ihren Knechten oder den Wildschützen im Fjord gegenüber Recht bekommen wollen, dann flüchten Sie doch zur Polizei.

Er dachte nicht mehr daran, daß er gekommen war, um seine Sache mit Hilmer auszugleichen.

Hilmer wurde rot. Ich habe nicht mehr Dienstrechtsprozesse als andre. Ihre Sticheleien können Sie sich sparen, Herr Referendar. Aber Sie halten es natürlich mit dem andern Kopenhagner. Wie Sie wollen, das geht mich nichts an. Aber ich beschwere mich beim Amtmann. Ich werde doch den Kerl lehren, daß er auf jeden Fall erst mich zu fragen hat. Das tut der Bürgermeister immer. Es ist weiter nichts wie Höflichkeit. Welchem Grunde verdanke ich übrigens die Ehre Ihres Besuches heute? Haben Sie hier Amtsgeschäfte zu erledigen?

Seydewitz fühlte sich nicht gerade behaglich. Doch in diesem Augenblick kam Frau Hilmer aus der Küche, sie hatte erst jetzt erfahren, was geschehen war. Aber um Gottes willen, was gibt es hier? fragte sie außer Atem.

Das war nur die Geschichte mit dem verdammten Brandassessor, lautete Hilmers Antwort.

Sie ergriff seine Hand. Hans, ich beschwöre dich, er will dich doch nicht verhaften?

Seydewitz zuckte zusammen. Hilmer antwortete beruhigend: Mich! Wer spricht von mir? Nein, Hans Jepsen und Stine find's.

Gott sei Dank. Ja, Hans — ich hatte mich so erschrocken — so, jetzt ist es vorüber.

Seydewitz trat unwillkürlich zu Frau Hilmer, die ausjah, als ob sie in Ohnmacht fallen wollte.

Sie bezwang sich jedoch, und mit ein paar entschuldigenden Worten zu Seydewitz ging sie in die Küche zurück. Inger stand auf der Treppe und blickte verwundert auf den Hof hinab.

Ich hätte gern ein paar Worte mit Ihnen gesprochen, sagte Seydewitz und verneigte sich. Dann gingen Hilmer und er ins Bureau.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 15. August 1909

(Die Entwicklung der kretischen Frage. Der Wechsel im preussischen Kriegsministerium.)

Wieder einmal drohen kriegerische Verwicklungen auf der Balkanhalbinsel. Der Streit um Kreta ist in ein Stadium getreten, in dem niemand vorhersehen kann, welcher Lösung die Frage entgegengeführt wird. Die zum vollen Bewußtsein erwachte nationale Energie der neuen Türkei will den letzten Schlusstrich machen unter das alte System, das zur Losreißung eines Bestandteils des ottomanischen Reichs nach dem andern führte. Sie hat die letzte Konsequenz dieses Systems gezogen, indem sie Bulgarien freigab und durch die Beseitigung einer unhaltbaren Halbheit an dem empfindlichsten Punkt ihrer Grenzen freie Hand gewann. Darüber

hinaus jedoch gestattet der Nationalstolz der modernen Türkei keine weitere Abbröckelung; vor allem soll sich Kreta, der alte Herd der Empörungen gegen die türkische Herrschaft, in die Tatsache finden, daß die türkische Oberhoheit unter allen Umständen aufrecht erhalten bleiben soll. Diese Auffassung erscheint, wenn man sich in die Lage der ottomanischen Regierung hineinzuversetzen versucht, durchaus verständlich. Und nicht minder verständlich ist es, daß die verantwortlichen Leiter der türkischen Politik ihr Ziel nicht mehr mit den früher beliebten Mitteln des Hinhaltens, des verschlagenen Abwartens und des passiven Widerstandes zu erreichen suchen, sondern auf dem geraden Wege der entschiedenen Betonung ihres Rechts und der Bereitwilligkeit, dieses Recht mit allen Mitteln zu behaupten. Es ist klar zu erkennen, daß die „Schutzmächte“, die die Lösung der kretischen Frage vor Jahren in die Hand genommen haben — Rußland, Frankreich, England und Italien —, auf diese Politik offenbar nicht eingerichtet sind. Sie haben sie ja doch eigentlich unter ganz andern Verhältnissen unternommen, als ihre eignen Interessen im nahen Orient ihnen nahelegten, sich ein Mittel zur Überwachung der weiteren Entwicklung der kretischen Frage zu sichern. Solange die ganze Verwaltung des ottomanischen Reichs auf der Basis asiatischer Mißwirtschaft ruhte, mußte Kreta immer eine eiternde Wunde am Körper dieses Reiches bleiben, und es lag daher im Interesse der nächstbeteiligten Mächte, sich der nationalen Bestrebungen der christlichen Bevölkerung Kretas wenigstens so weit anzunehmen, daß das Ansehen der europäischen Welt im Orient nicht allzusehr litt und der Friede dort nicht dauernd gefährdet wurde. Seit aber die Türkei den ernststen Willen bekundet und betätigt hat, ein moderner Staat zu werden, der allen Rassen und Bekenntnissen in seinen Grenzen ihr Recht werden lassen will, dafür aber auch beansprucht, von fremdem Einspruch in allen Angelegenheiten, die ein Staat der Gegenwart selbständig zu ordnen hat, verschont zu bleiben, will das alte Programm der Schutzmächte freilich nicht mehr so recht passen. Indessen einfach beseitigt werden kann es ebensowenig. Die Schutzmächte sind Griechenland gegenüber verpflichtet, darüber zu wachen, daß die Türkei die der christlichen Bevölkerung oder — was ungefähr dasselbe sagen will — der griechischen Nationalität in Kreta gemachten Zugeständnisse nicht schmälert. Wenn es aber zum Kriege kommt, so wird diese Frage direkt zwischen der Türkei und Griechenland entschieden, und das kann der Autorität der Schutzmächte im Orient einen argen Stoß versetzen. Daraus erklärt sich die gegenwärtige Situation. Die türkische Politik erkennt den schwachen Punkt in der Stellung der Schutzmächte und glaubt durch schroffes Vorgehen und energisches Zupacken ihren Zweck erreichen und die Oberherrschaft in Kreta durch eine moralische Niederlage Griechenlands endgiltig sichern zu können; die griechische Politik begegnet dieser Drohung mit wohlberechneter Mäßigung und Vorsicht unter Berufung auf die Schutzmächte — wohl wissend, daß, je sorgfältiger und ruhiger diese Taktik beobachtet wird, alle Nachteile und Verlegenheiten, die daraus entspringen, in bedeutendem Maße auf die Schutzmächte selbst mitverteilt werden, daß diese daher ein dringendes Interesse daran haben, eine kriegerische Entscheidung zu verhindern.

Nun treten freilich dieser Rechnung auf beiden Seiten einige Posten hinzu, die es fraglich machen, ob die Bilanz stimmt. Was zunächst Griechenland betrifft, so ist die Berufung auf die Schutzmächte im Grunde eine recht schwache Stütze. Denn es wird der Diplomatie nicht an Mitteln fehlen, eine direkte Verhängung der Türkei mit diesen Mächten herbeizuführen, die vielleicht wenig nach den Wünschen der Hellenen ausfällt, und ob dann Dynastie und Regierung stark genug sein werden, das bewegliche und ehrgeizige Volk, das in der Angliederung Kretas

die Erfüllung des lebhaftesten unter seinen unentbehrlichen politischen Träumen sieht, in den Bahnen der Vernunft zu halten, steht dahin. Aber auch die Türkei spielt mit dem Feuer. Vieles deutet ja darauf hin, daß die Schroffheit, die die ottomanische Regierung in ihren beiden letzten Noten an Griechenland gezeigt hat, als ein sehr kräftiger und kühner „Bluff“ aufzufassen ist, aber dieses Vorgehen berührt doch schon so nahe die Grenzen, die selbst der stärkste Bluff zu wahren hat, daß sehr leicht Momente hinzutreten können, die den verantwortlichen Staatsmännern das Steuer aus der Hand nehmen. Zu stark sind in der Türkei die Elemente geworden, deren Ehrgeiz und Selbstbewußtsein sich in einem Zustand so hoher Spannung befinden, daß in einem entscheidenden Augenblick doch die Schranke brechen kann, die eine besonnene Staatskunst vielleicht gern noch aufrecht erhalten hätte. Die Türkei will im Interesse der nationalen Ehre um keinen Preis nach außen hin merken lassen, daß sie vor einem notwendigen Kriege um einen bedrohten Besitzstand zurückschreckt. Das ist begreiflich, aber der wirkliche Ausbruch eines Krieges könnte doch zu einer schweren Prüfung für den Bestand der erneuerten Türkei werden. Niemand kann wissen, wie sie eine solche Krisis überstehn würde. Die reaktionären Kräfte sind überall noch lebendig und wachsam, ja in vielen Teilen des ottomanischen Reiches, wo in der Eigenart der Bevölkerung der religiöse Fanatismus tiefer wurzelt, als dies gemeinhin in der rein türkischen Rasse der Fall ist, werden diese Kräfte nur mühsam niedergehalten, sind sie vielleicht überhaupt noch nicht bezwungen, geschweige denn gewonnen. Überall im Innern herrscht noch Gärung und Spannung; der Weg zur stetigen, aufbauenden Arbeit in dem auf ganz neue Grundlagen gestellten Staatswesen ist noch nirgends ganz frei. Es wäre deshalb unter allen Umständen ein Unglück für die Türkei, wenn sie sich jetzt in einen Krieg mit einer auswärtigen Macht verwickelt sähe, ein Unglück auch dann, wenn dieser Krieg siegreich endete. Denn irgendwie würde die Lage doch benutzt werden, neue Krisen in der türkischen Staatsentwicklung heraufzubeschwören. Darum ist zu hoffen, daß sich die ottomanische Regierung nicht durch die jungtürkischen Heißsporne von der Linie der Mäßigung abdrängen läßt, sondern Herr der Situation bleibt.

Auch wir Deutschen müssen jetzt dieser kritischen Lage in der kritischen Frage Aufmerksamkeit zuwenden, da es vollkommen unberechenbar ist, wie weit Verwicklungen im Orient unter Umständen die Reichspolitik in Mitleidenschaft ziehen. Freilich sind wir nicht direkt beteiligt. Es bleibt bei der bewährten Richtschnur, die Fürst Bülow seinerzeit schon vor nahezu zwölf Jahren bei Erörterung der damals akut gewordenen Bretafrage in einer seitdem berühmt gewordenen Ausführung gegeben hat: wir haben die Flöte auf den Tisch gelegt und den Konzertsaal verlassen. Es ist in der Presse des Auslandes mehrfach davon die Rede gewesen, daß die Schutzmächte sich bemühen würden, für die Schritte, die sie nötigenfalls bei der türkischen Regierung tun müßten, auch die Mitwirkung Deutschlands und Österreich-Ungarns zu gewinnen, so daß ihr Vorgehen zu einer Kollektivaktion der europäischen Großmächte erweitert würde. Wenn diese Absicht irgendwo bestanden hat, so ist sie jedenfalls durch diplomatische Schritte nicht bestätigt oder gar in die Tat umgesetzt worden. Deutschland und Österreich-Ungarn haben auch, soweit sie in der Lage waren, durch Information der Presse ihre Anschauungen in die Öffentlichkeit zu bringen, rechtzeitig jeden Zweifel darüber beseitigt, daß sie für eine solche Aktion nicht zu haben sein würden. Selbstverständlich hat der deutsche Botschafter in Konstantinopel Gelegenheit gehabt, sich an geeigneter Stelle über die Lage auszusprechen, und aus diesem Anlaß hat er, als die erste schroffe Note der Türkei an die griechische Regierung mit der Forderung eines offiziellen endgültigen

Verzicht auf Kreta geradezu auf eine kriegerische Lösung hinarbeiten schien, freundschaftlich vor einem solchen Vorgehen gewarnt, ohne sich auf eine Stellungnahme zu der materiellen Seite der Streitfrage einzulassen. Bis jetzt liegt keinerlei Anlaß vor, aus dieser zurückhaltenden Stellung herauszutreten. Wir können mit unsern Beziehungen zur Türkei sehr zufrieden sein. Als Mißverständnisse, irreführende Agitationen deutschfeindlicher Mächte und der Kausch, den die Ereignisse bei der großen Umwälzung mit sich brachten, die öffentliche Meinung der siegreichen Partei in der Türkei eine Zeit lang von Deutschland abwandten, haben wir schon damals bemerkt, daß es von unsrer Seite nur des kaltblütigen Abwartens bedürfe, um in bezug auf unsre Stellung zur Türkei den Tatsachen wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. So ist es denn auch gekommen. Nun gilt es, durch Festhalten unsrer loyalen, uninteressierten und freundschaftlichen Stellung diese wertvollen Beziehungen nicht ohne Not zu gefährden.

Im Innern feiert die Politik, wie die Natur, diesmal ihren verspäteten Sommer. Den ereignisreichen Wochen folgt eine ausnahmsweise stille Zeit. Und doch hat sie uns noch einen verspäteten Ministerwechsel in Preußen gebracht. Der Kriegsminister General v. Einem ist zurückgetreten und durch General v. Heeringen ersetzt worden. Von diesem Wechsel war bisher in der Öffentlichkeit nie die Rede gewesen; er wirkte deshalb sehr überraschend. Näher Eingeweihte wußten nur, daß General v. Einem die schweren Störungen seiner Gesundheit, mit denen er im letzten Winter zu kämpfen hatte, auf die übermäßige Arbeitslast der seiner Natur wenig zusagenden Bureautätigkeit zurückführe, und daß der passionierte Soldat nichts sehnlicher wünsche, als nach sechsjähriger hingebender und erfolgreicher Tätigkeit an so verantwortungsvoller Stelle diese mit einer Kommandostelle in der Armee vertauschen zu können. Nun wurde jetzt durch den Rücktritt des Generals v. Bernhard das Generalkommando des siebenten Armeekorps in Münster frei, und diese Gelegenheit hat wohl Herr v. Einem benutzt, um mit besonderm Nachdruck vom Kaiser die Erfüllung seines dringenden Wunsches zu erbitten, zumal da ihn alte Beziehungen seiner Dienstzeit an dieses Armeekorps besonders knüpften. Aber nicht nur in der Armee, sondern auch im Lande und wohl noch mehr im Reichstag und im preussischen Landtag bedauert man das Scheiden des Generals v. Einem aus dem Kriegsministerium auf das lebhafteste. Alle bürgerlichen Parteien schenken ihm ein Vertrauen, wie es nur wenige seiner Vorgänger nach Noen befehen haben. Es lag etwas in seinem Auftreten, was ihm überall Sympathie sicherte, eine Sicherheit in der Beherrschung der Situation, die in gleicher Weise aus gründlicher Sachkenntnis wie aus einem glücklichen Temperament entsprang und mit einer bezaubernden, echt soldatischen Männlichkeit, Offenheit und Frische ein überaus feines Verständnis für die Eigenheiten, Anschauungsweisen und Bedürfnisse eines modernen Parlaments verband. Wohl jedem, der es mit anhören durfte, wird noch die Szene in Erinnerung sein, als der damalige Generalmajor und Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium v. Einem als Vertreter des Kriegsministers einstmals in der Etatsberatung mit den Sozialdemokraten abzurechnen hatte. Mit spielender Überlegenheit, die doch keinen Augenblick die vornehme Sachlichkeit, die strenge Gerechtigkeit und die Achtung vor dem Recht des Abgeordneten vermissen ließ, streckte er den zeternden „Genossen“ in den Sand, und als er nun, sich zu seinem Gegner wendend, mit gutmütig trockenem Humor ihm zum Schluß das Wallensteinzitat zurief: „Laß es genug sein, Seni, komm herab! Es graut der Tag, und Mars regiert die Stunde!“ — da durchbrauste ein Beifallsturm das Haus, und einem der „Abgebrühten“ auf der Journalistentribüne entquoll in diesem Augenblick ganz spontan der Ruf: „Der sollte Kriegsminister werden!“ Er ist es auch

geworden und hat, wie ihm sein dankbarer König im Abschiedshandschreiben noch besonders bezeugt hat, in dieser Stellung außerordentlich viel für das Heer geleistet. Schon damals fühlte jeder, der die Wirkung der ganzen Persönlichkeit empfand, daß es sich um mehr als eine glückliche Improvisation handelte, daß hier ein Mann war, der als berufener Vertreter echt soldatischer Auffassungen und der bewährten Traditionen des Heeres zugleich die Fähigkeiten des Staatsmanns und Parlamentariers von Natur besaß und beides in harmonischen Einklang zu bringen wußte. Auch sein Nachfolger, General v. Heeringen, ist kein Neuling im Reichstage. Er hat früher schon als Departementsdirektor im Kriegsministerium in den Jahren 1898 bis 1903 oft genug das Budget in der Kommission zu verteidigen gehabt. Dabei erfreute auch er sich einer weitgehenden Sympathie bei den bürgerlichen Parteien. Auch in der Armee wird, soweit seine Persönlichkeit bekannt ist, diese Ernennung mit Freuden begrüßt werden, wenn doch nun einmal das Wirken des Herrn v. Einem an dieser Stelle entbehrt werden muß. Alle besondern Urteile werden freilich der Zukunft vorbehalten bleiben müssen.

Anmerkung. Mit dem vorliegenden Reichs Spiegel hat unser ständiger Mitarbeiter, der sich während einer Erholungsreise einige Wochen hatte vertreten lassen, seine politischen Betrachtungen wieder aufgenommen.

Die Redaktion

Koloniale Rundschau

Berlin, 17. August 1909

Herr Dernburg weiß *procul negotiis* auf seinem Landgut, um sich von der auch von ihm sicher als aufregend empfundenen Reichstagskampagne zu erholen und neue Kräfte zu sammeln. Er wird sie brauchen. Zwar hat ihn in der verflochtenen Session der Reichstag sein säuberlich behandelt, ob dies aber in der kommenden der Fall sein wird, weiß man nicht gewiß, es will uns sogar sehr fraglich scheinen. Denn Zentrum ist vorläufig wieder Trumpf, und in den Reihen des schwarzen Blocks lebt man Herrn Dernburg nicht sonderlich heiß. Zumal das Zentrum hat es ihm sicher nicht vergessen, daß er seine Popularität dem „Aufstecken der Eiterbeule“ verdankt. Es hat ihn zwar in der Zwischenzeit mit Samtpfötchen angefaßt, fintemalen es der Staatssekretär meisterhaft verstand, eine Politik zu machen, an der gerade das Zentrum eigentlich nichts aussetzen konnte. Sein Programm der Humanität — was man so in Missionskreisen unter Humanität versteht — und sein strammes Zusammenhalten mit dem Zentrumschützling, Herrn v. Rechenberg, ließ die Herren vom Zentrum wohl ihre Abrechnung zurückstellen. „Mache ist ein Gericht, das kalt genossen werden muß“ — war von jeher ein vom Zentrum befolgter Grundsatz. Fürst Bülow ist ihm soeben zum Opfer gefallen, und Dernburg wird sich hüten müssen, daß es ihm nicht ebenso ergeht. Bis vor kurzem hat er dem Zentrum keine Angriffspunkte geboten. Aber jetzt kann ihm einer seiner größten „Erfolge“, die Entdeckung von Diamantensfeldern in Südwest, sehr gefährlich werden. Der demokratische Flügel des Zentrums wird kaum verfehlen, die Dernburgsche Diamantenpolitik, die nichts weniger als vollstündlich ist, zum Ausgangspunkt ihrer Kritik an der Kolonialverwaltung zu machen, und weder der feudale Flügel des Zentrums noch die Konservativen dürften ein Interesse daran haben, jenem in den Arm zu fallen. Auch glaube ich, daß die Freikonservativen und Nationalliberalen Herrn Dernburg kaum so wohlgefinnt sind, daß sie ihm die Stange halten werden — es sei denn, daß er es macht wie Herr v. Rechenberg, der dem Ansturm seiner zahlreichen Gegner gegenüber sachte einzulenken beginnt und versucht, die Richtung einzuschlagen, die wir „Nationale Kolonialpolitik“ nennen.

Da wir gerade bei Ostafrika angelangt sind, so wollen wir auf diese Wandlung näher eingehen. Bekanntlich hatte der Gouverneur von Ostafrika, Herr v. Rechenberg,

bisher für die Besiedlung Ostafrikas mit Deutschen, eine der Hauptgrundlagen nationaler Kolonialpolitik, weniger als nichts übrig, er verneinte die Möglichkeit einer Besiedlung, obwohl die besten Kenner des Landes sie bejahten. Herr v. Nechenberg befand sich in dieser wie in andern Fragen in völliger Übereinstimmung mit Staatssekretär Dernburg. Ostafrika sollte nach ihrer Ansicht eine Regier- und Handelskolonie, keine Siedlungskolonie werden. Die ostafrikanische Besiedlungsfrage ist überhaupt neu, erst einige Jahre vorher hatte man ernsthaft darüber nachgedacht. Inzwischen aber hatten die kolonialen Kreise sich energisch der Klärung der Frage zugewandt und die Meinung jener alten Afrikaner nur bestätigt gefunden. Dilettantische Versuche zur Verwirklichung der Besiedlung, wie sie das „Ostafrikanische Besiedlungskomitee“ trotz aller Warnungen in Angriff genommen und trotz offenkundiger Mißerfolge und Verluste jahrelang mit einer Zähigkeit verteidigt hatte, die einer bessern Sache würdig war, schädeten zunächst mehr, als sie nützten, denn sie schienen dem besiedlungsfeindlichen Gouverneur recht zu geben und verzögerten so die Entwicklung bis zu einem gewissen Grade. Aber unter dem Druck der öffentlichen Meinung, für die nun einmal die Ansiedlung von Auswanderungslustigen von dem Begriffe Kolonialpolitik untrennbar ist, schien es der Kolonialverwaltung dann doch ratsam, der Frage näherzutreten und die in Frage kommenden Gebiete zu erkunden, eine Aufgabe, der sich im verfloßen Jahre der Unterstaatssekretär v. Lindequist unterzog. Sein Bericht über die Ergebnisse dieser Erkundungsreise, an der auch verschiedene Spezialfachverständige teilnahmen, ist noch nicht der Öffentlichkeit übergeben, aber so viel geht aus seinen Äußerungen dahelm und draußen schon jetzt hervor, daß er verschiedene Gebiete Ostafrikas zum Beispiel zur Farmwirtschaft für hervorragend geeignet hält und auch sonst der Besiedlung freundlich gegenübersteht. Vermutlich hat sich Herr v. Lindequist dem Gouverneur gegenüber noch viel eingehender ausgesprochen, und dieser mußte einsehen, daß sein Widerstand nichts mehr nützen würde. Er begann also fast auf der ganzen Linie einzulenken. Sein Leiborgan, die Dares-Salamer „Rundschau“, die sich im Anfang ihres Bestehens nicht genug tun konnte, die Besiedlung zu verurteilen, brachte unlängst einen Artikel, der doch wohl die völlige Sinnesänderung des Gouverneurs in der Besiedlungsfrage dokumentierte. Es handelt sich darin vorwiegend um die Nyassa-Hochländer, deren Besiedlung auf Grund der klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnisse als aussichtsvoll erklärt wurde. Nur die Verkehrsverhältnisse wurden als Hinderungsgrund angegeben. Woraus sich u. E. die Pflicht der Regierung ergibt, baldigst für eine Bahnverbindung nach jenen Gebieten zu sorgen. Schon vor vielen Jahren wurde allgemein, auch an dieser Stelle eine Bahn nach dem Nyassa, die „Südbahn“, aus vielen Gründen für besonders notwendig und wertvoll bezeichnet. Zu diesen Gründen ist nun noch — anerkannt vom Gouverneur selbst — die Besiedlungsfähigkeit durch Deutsche getreten. Wir nehmen an, daß dies für die Bahn den Ausschlag geben wird, wenn immer man ernsthaft und ehrlich die Besiedlung fördern will. Die Nordbahn wird jetzt sowie nach dem Kilimandjaro weiter gebaut und erschließt somit Siedlungsland erster Klasse. Ebenso rückt die Zentralbahn vor, und vermutlich wird sie über kurz oder lang eine Zweigbahn zur Erschließung des Uhehe-Hochlands aussenden, das ebenfalls zur Aufnahme von Ansiedlern hervorragend geeignet ist.

Auch sonst, insbesondere in der von uns schon oft erörterten Eingeborenen- und Arbeiterfrage und in der Frage der Selbstverwaltung der europäischen Bevölkerung scheint der Gouverneur einzulenken. Fehlt nur noch die Forderfrage, in der bis dato keine Änderung zu bemerken ist, obwohl es höchste Zeit wäre.

Zu der Schwelung des Herrn v. Rechenberg mag daneben der unleugbare Umstand sehr viel beigetragen haben, daß seine Politik in verschiedner Hinsicht üble Früchte zu tragen beginnt.

Da ist zunächst der große Pulverdiebstahl in Daresalam, der ein eigenartiges Licht auf die Wirkungen der Jnder- und Eingebornenfreundlichkeit des Gouverneurs wirft. Wir haben schon wiederholt daran erinnert, daß verschiedene Jnder die Seele der Aufstände in Ostafrika gewesen sind, und zwar nur aus gemeinem Eigennutz, da sich dabei durch Waffen- und Pulverlieferung an die Aufständischen ein schönes Stück Geld verdienen ließ. Leider hielt Herr v. Rechenberg über die des Hochverrats überführten Jnder seine Hände, sodaß ihnen nicht viel passierte, während die armen verführten Schwarzen baumeln mußten. Das Späßige an der Sache ist nun, daß das im Daresalamer Arsenal gestohlene Pulver dazu diente, uns zu bekriegen, und daß vermutlich dieses Pulver dasselbe war, das von den Schülern des Herrn v. Rechenberg damals geschmuggelt wurde. Bei dem Prozeß konnte das alles nicht mehr in vollem Umfange nachgewiesen werden, und so konnte nur ein Teil der Schuldigen verurteilt werden. Die Tatsache, daß die wirklich überführten tüchtige Strafen erhielten — bis zu acht Jahren mit den üblichen zweimal 25 Hieben —, vermag nicht mit dem Gedanken auszuöhnen, daß vielleicht gerade die Hauptgauner frei ausgehn.

In Daresalam wird ein kleiner Rehraus stattfinden müssen, denn es sind ansehnliche Mengen Pulver gestohlen worden, und zwar zehn bis zwölf Jahre lang. Das war doch wohl nur möglich, weil offenbar die verantwortlichen Beamten nicht auf dem Posten waren.

Wenn diese Enthüllungen über die Undankbarkeit seiner Schüler der Jnder- und Negerfreundlichkeit des Herrn v. Rechenberg keinen Stoß versetzt haben, so ist ihm nicht zu helfen.

Wie übrigens ein Unglück selten allein kommt, so wurde dem Gouverneur neben der politischen auch die wirtschaftliche Verderblichkeit seiner Politik ad oculos demonstriert durch die Handelsstatistik des Jahres 1908, die soeben veröffentlicht worden ist. Wie aus dieser hervorgeht, hat der Handel nur um rund 300 000 Mark zugenommen. Dieses Ergebnis ist um so düstertiger, da diese Zunahme lediglich der vermehrten Einfuhr von Eisenbahnmateriale zuzuschreiben ist. Also ein mehr als kümmerlicher Erfolg in einer Kolonie, die nach Dernburg und Rechenberg eine „Handelskolonie“ sein soll. Da lobe ich mir die respektable Zunahme in Südwest, das „nur“ Siedlungskolonie ist! Natürlich ist diese Stodung in Handel und Wandel lediglich eine Folge des erbitterten Kampfes zwischen Gouverneur und Ansiedlern. Wie sollte sich das Land entwickeln, wie sollten die Neger lernen, sich an der Erschließung des Landes lebhafter zu beteiligen, wenn sie sahen, wie der Gouverneur ihre sogenannten „Rechte“ gegen die Weißen verteidigte!

Item: Das alles mag den hochgemuten und kriegerischen Sinn des Herrn v. Rechenberg bedeutend herabgestimmt haben.

An sich ist dieses Einlenken des Gouverneurs im Interesse des Friedens ja recht erfreulich, und die Ansiedler scheinen ihm die Friedenshand reichen zu wollen, wenigstens atmen die letzten Nummern der ostafrikanischen Zeitungen Versöhnung. Nun, unsre Landsleute müssen am besten wissen, ob sie zu dem Gouverneur, mit dem sie wenige Wochen zuvor noch einen erbitterten Kampf geführt haben, noch Vertrauen fassen können. Herr v. Rechenberg ist ja ohne Zweifel eine energische und in gewisser Hinsicht sympathische Persönlichkeit. Aber eben darum will es uns unwahrscheinlich erscheinen, daß bei ihm eine grundsätzliche Wendung in seinen Anschauungen eingetreten sein sollte. Aber die Aufgaben, die jetzt an den Gouverneur heranreten werden, fordern, daß er mit dem Herzen bei der Sache ist, sonst können die

deutschen Siedlungen in Ostafrika nicht gedeihen. Das werden sich unsre Landsleute draußen und nicht minder die Kolonialverwaltung zu überlegen haben.

Südwestafrika hat inzwischen seine fünfundzwanzigjährige Jubelfeier festlich begangen, und auch dort ist ein gewisser Ausgleich der Mißstimmung zwischen Ansiedlern und Kolonialverwaltung eingetreten. Nur der Streit um die Diamanten dauert in unerminderter Erbitterung fort. Und man kann den Südwestafrikanern diese Erbitterung wohl nachfühlen, denn die Diamantenpolitik der Kolonialverwaltung ist — gelinde gesagt — reichlich einseitig und fordert zur Kritik heraus. Und vom heimischen Standpunkt aus berührt die Stellung des Kolonialamts gegenüber dem wahnsinnigen Spekulationsstaumel an der Berliner Börse wenig sympathisch. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß amtlicherseits nicht die Zurückhaltung geübt wird, die notwendig wäre, damit die Diamantenproduktion und der Handel in einschlägigen Werten in solide Bahnen gelenkt wird.

Der Handel Südwestafrikas im Jahre 1908 weist gegen 1907 eine Zunahme von fast sieben Millionen Mark auf, wovon allein über sechs Millionen auf die Ausfuhr kommen. Zu bemerken ist, daß die Diamantenausfuhr damals noch nicht von Belang war, die Zunahme also zum großen Teil der Entwicklung der Farmwirtschaft zu verdanken ist.

Das nachbarliche Verhältnis zu den Engländern in Südafrika hat wieder einmal einen heftigen Stoß erlitten. Man erinnert sich, daß etwa vor Jahresfrist Hottentottenbanden im Süden unsrer Kolonie gemordet und geraubt hatten. Da die Halunken über die englische Grenze geflüchtet, aber dort von der Kapkolonialregierung festgenommen worden waren, so hatte der Gouverneur bei der Kapregierung die Auslieferung der Verbrecher in aller Form beantragt. Nun soll, wie man hört, das kapländische Obergericht, das verfassungsgemäß über den Antrag zu befinden hatte, diesen abgelehnt haben, „da es sich bei den fraglichen Raubzügen nicht um gewöhnliche Verbrechen, sondern — um politische Handlungen, einen kriegerischen Akt handle“. Kommentar vorläufig überflüssig. Wir werden aber in einem der Veröffentlichung harrenden Aufsatz über „Südwest im Jubeljahre 1909“ auf all das eingehend zurückkommen. Inzwischen hoffen wir, daß die Regierung desto mehr über diesen unglaublichen Skandal zu sagen haben wird, wenn er sich bestätigen sollte. . .

Die Südafrikanische Union, der die Kapkolonie, Transvaal, die Oranjesolonie und Natal beigetreten sind (der Beitritt der übrigen Teile Südafrikas bleibt ausdrücklich in der Verfassung vorbehalten), ist inzwischen wirklich zustande gekommen und wirkt hoffentlich auf das Verhältnis zwischen Deutsch- und Britisch-Südafrika günstig ein. Dazu ist immerhin Hoffnung vorhanden, denn das Dureximum hat entchieden in dem neuen Bundesstaate das numerische und moralische Übergewicht. Auch darauf werden wir in dem erwähnten Aufsatz zurückkommen.

Auch über Kamerun und Togo ist mancherlei zu berichten. Bemerkenswert ist zunächst, daß auch diese hoffnungsvollen Kolonien in diesem Jahre auf ein fünfundzwanzigjähriges Bestehen zurückblicken können. Allerdings hat Kamerun gerade in diesem Jubeljahre das Pech, einen bedeutenden Rückgang seines Handels im Jahre 1908 in Höhe von über 400 000 Mark feststellen zu müssen, nachdem das vorhergegangene Jahr einen beinahe beispiellosen Aufschwung gebracht hatte. Dieser Rückgang erklärt sich aber vorwiegend aus den niedrigen Weltmarktpreisen der kameruner Erzeugnisse, der die Neger nicht, wie dies beim Europäer der Fall sein würde, zu desto größeren Anstrengungen anstachelt, sondern sie entmutigt und teilweise die Hände in den Schoß legen läßt. Nebenbei wieder ein Beweis für die geringen wirtschaftlichen Fähigkeiten des Negers. Infolgedessen wurde weniger produziert und ausgeführt, wodurch sich wiederum die Kaufkraft verringerte, somit auch die Einfuhr.

Desto besser hat sich Togo gehalten, daß wieder eine erfreuliche Weiterentwicklung seines Handels aufweisen kann.

Nicht unerwähnt darf bleiben, mit welcher Konsequenz und mit welchem Verständnis Gouverneur Graf Beth die Eingebornenfrage auffaßt. Schon aus dem letzten Jahresbericht der Kolonie (der „Denkschrift“) ging hervor, daß er für die Halbbildung, die durch manche Missionschulen unter den Schwarzen verbreitet wird, nicht viel übrig hat, weil die Missionschüler vielfach nachher ein arbeitscheues und lästiges Element bilden. Und die in Togo ansässigen Europäer haben dies jetzt bestätigt, indem der Gouvernementsrat soeben den Antrag einer Mission, den amtlichen Beitrag zur Unterstützung ihrer Schule zu erhöhen, auf Empfehlung des Gouverneurs mit gleichlautender Begründung abgelehnt hat. Zur Nachseiferung in den andern Kolonien empfohlen. Ja ja, das Musterlände!

In der Südsee herrscht die Ruhe nach dem Sturm und wohl auch vor dem Sturm. Im Herbst nach Zusammentritt des Reichstags wird wieder allerlei über Neu-Guinea und Samoa zu sagen sein, jetzt hat es keinen Zweck, um so mehr als die leidigen Dinge bis zum Überdruß von allen Seiten durchgelaufen worden sind, bis jetzt anscheinend ohne nennenswerte Wirkung auf die Kolonialverwaltung. Der Handel Samoas weist im Jahre 1908 eine kleine Steigerung auf. Die Einfuhr hat um eine Viertelmillion abgenommen, dagegen hat die Ausfuhr fast um eine Million zugenommen.

In Klautschou hat man wieder einen weitem Schritt zur kulturellen Hebung Chinas getan. Man hat junge Chinesen, die in Europa studiert haben, gewissermaßen als Volontäre in der Verwaltung angestellt. Hoffentlich wird uns auch dieses Entgegenkommen Vorteil bringen. — Inzwischen sind die Chinesen eifrig an der Arbeit, den Portugiesen den kümmerlichen Rest ostasiatischer Kolonialherrlichkeit, den Hafen Macao, der eigentlich nur noch von Opiumschmugglern lebt, vollends abzunehmen. Die Rechte der Portugiesen werden zum Teil offiziell angefochten, und diese Aktion wird durch Inzenterung eines wohlorganisierten Bohlotts gegen portugiesische Waren wirksam unterstützt. Die Portugiesen täten am besten, sich die zweifelhaften Rechte zu einem anständigen Preis ablaufen zu lassen, denn Macao nützt ihnen doch nichts mehr. Der Vorgang ist aber symptomatisch für das Streben Chinas, sich der „fremden Teufel“ zu entledigen. Bei den Portugiesen ist das ungefährlich und schon jetzt möglich. Bei uns erlaubt man sich natürlich noch nicht, so deutlich zu werden. Aber die gegenwärtige Eisenbahnpolitik Chinas läßt doch deutlich erkennen, daß man uns eines Tages auch hinauseln will. Übereifrige Patrioten waren sogar schon ganz aus der Rolle gefallen und hatten es auch uns gegenüber mit dem Bohlott versucht. Natürlich wollte die chinesische Regierung davon nichts wissen. Seien wir aber ehrlich: wir werden die Kolonie keine 88 Jahre mehr halten können, denn dank den Bemühungen der europäischen Völker wird China eines Tages politisch auf eignen Füßen stehen und — das wollen wir schließlich lieber nicht abwarten, denn dann werden wir zwangsweise hinausgepedelt. Inzwischen sieht China vergnüglich zu, wie die europäischen Völker wetteifern, China zu erschließen. Hoffentlich finden wir den richtigen Zeitpunkt dafür, unsern Territorialbesitz gegen solide handelspolitische Vorteile und rundes Geld einzutauschen. Da es sich in China lediglich um materielle Interessen handelt, können wir unbeschädigt der Solidaritätspflicht der weißen Rasse (mit der es übrigens die Engländer, unsere Hauptkonkurrenten in China, nie genau genommen haben — siehe den oben erwähnten Fall in Südwest) uns auf den Standpunkt stellen: „Komm ich mit guter Art davon, kann euch der Teufel holen.“

Rudolf Wagner

Achter Internationaler Gefängnistongreß, Washington 1910. Zum achtenmal seit seinem Bestehen tritt im Jahre 1910 der Internationale Gefängnistongreß zusammen und hat diesmal Washington als Versammlungsort erkoren. Im Jahre 1872 ins Leben gerufen durch eine Anregung des damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Grant, hat der Kongreß in fünfjährigen Zwischenräumen bisher in London, Stockholm, Rom, St. Petersburg, Paris und zuletzt in Budapest getagt.

Die Arbeiten des Gefängnistongresses umspannen ein großes Feld. Treffend sagte bei der Eröffnungssitzung der Präsident der Budapester Versammlung, daß „das Gefängniswesen sich zu einer ausgedehnten Wissenschaft entwickelt hat, welche nicht bloß die Modalitäten des Vollzuges der Freiheitsstrafe, sondern auch die strafpolitischen Probleme des Organismus der staatlichen und sozialen Präventivmaßnahmen umfaßt“. Der Gefängnistongreß ist im ganzen genommen eine internationale Organisation gegen das Verbrechen. Demgemäß beschäftigt er sich naturgemäß mit allen Fragen der Strafgesetzgebung und der Strafvollstreckung; aber dabei begnügt er sich nicht: den Ursachen der Verbrechen, dem Wesen der Verbrecher und Verbrechen, den Vorbeugungsmaßnahmen, dem Schutz der menschlichen Gesellschaft, der Bewahrung der Kinder, der Ausbreitung der Volkserziehung, Moralität und Religiosität, der Errichtung von Arbeitsvermittlungsanstalten, dem Kampf gegen den Alkohol, der Abwendung der Bettelei und Vagabondage, den Fürsorgeanstalten für Minderwertige und Hilflose und andern Problemen mehr hat er sein Augenmerk zugewandt und wirkt befruchtend und anregend durch die Gesetesarbeit vieler erfahrenen Gelehrten, Fachleute und interessierter Männer aus allen Ständen des Volkes.

Es ist ein merkwürdiges Zeichen unsrer Zeit, daß sich einem der wichtigsten Gegenstände sozialer Fürsorge, dem Gefängniswesen, so wenig das tiefergehende Interesse der breiten Öffentlichkeit zuwendet. Mit einem leichten Gruseln, oft mit Abscheu, meidet das Publikum jede Betätigung an Arbeiten auf diesem Gebiete. Die Folge ist eine große Unkenntnis in allen Dingen, die mit dem Gefängniswesen irgendwie in Berührung stehn. Und dabei ist vielleicht auf keinem Gebiete des öffentlichen Lebens mehr Hilfe notwendig, und nirgends öffnet sich ein dankbareres Arbeitsfeld als hier.

Außerdem hat aber das große Publikum aus eigenem Selbsterhaltungstrieb allen Anlaß, sich mit den Fragen moderner Strafvollstreckung recht lebhaft zu beschäftigen. Die Sicherheit der Öffentlichkeit ist noch lange nicht in genügender Weise gewährleistet. Tausende von Verbrechern verlassen täglich nach verbüßter Strafe als freie Bürger ungebeugt und ungebeugt die Strafanstalten und Gefängnisse und werden zur Plage ihrer Mitmenschen, die sie schädigen an Gesundheit, Gut und Blut, bei Tage und bei Nacht, bei der Arbeit und bei der Erholung.

Soll aller Schutz nur lediglich in die Hände der wenigen dafür eingesetzten Behörden gelegt sein? Und wie sollen diese Behörden jenen Schutz herbeiführen, wenn das Publikum sie so gar nicht unterstützt und den grundlegenden Fragen und Tatsachen so wenig Verständnis entgegenbringt?

An die Mitarbeit der Bürger aller zivilisierten Länder wendet sich der Internationale Gefängnistongreß, indem er sein Arbeitsprogramm vorher verkündet und um Aufklärung, Mitwirkung, Beteiligung und schließlich auch um Verständnis für seine Bestrebungen bittet.

In vier Abteilungen pflegt der Gefängnistongreß seine Arbeiten zu erledigen: *legislation pénale, institutions pénitentiaires, institutions préventives, questions relatives à l'enfance et aux mineurs*. Diese vier Abteilungen werden auch 1910 in Washington unter Leitung und Mitwirkung angesehener Fachleute aller

Völker der Welt zusammentreten und unter anderm über folgende interessante Themen beraten: Wird einer unbestimmten Verurteilung, wie sie bis jetzt in Amerika eingeführt ist, ohne Maximal- und Minimaleinschränkung zugestimmt? Welche Klassen von Verbrechern sollen dieser unbestimmten Verurteilung, nach der die Länge der Strafe sich bestimmt nach der Fähigkeit des Verurteilten für das Leben in der Freiheit, unterstellt werden, und welche Klassen sollen ausgeschlossen bleiben?

Welches sind die wesentlichen Prinzipien eines modernen Besserungssystems bei der Strafvollstreckung, und nach welcher Richtung soll eine Anwendung etwa begrenzt werden? Welche Verbesserungen empfehlen sich hinsichtlich einer vorzeitigen bedingten Entlassung aus der Strafkast?

Welche Erfolge sind mit dem Strafausschub erzielt worden? Empfiehlt es sich, denselben noch mehr als bisher zu erweitern? Welche Maßregeln lassen sich treffen zur Unterdrückung der Bettelerei und des Vagabondierens? Wie kann den notleidenden Familien der mit Freiheitsstrafen belegten am besten geholfen werden? Haben die Versuche, die mit Internierung von trunksüchtigen und minderwertigen Gefangenen in besondern Anstalten gemacht worden sind, Erfolge gezeitigt?

Wie ist das Strafverfahren gegen Jugendliche am zweckmäßigsten zu gestalten? Welche Maßnahmen sind zu treffen, um dem Müßiggang und dem Herumtreiben der Kinder in der Großstadt zu begegnen? Welche Schutzmaßnahmen erscheinen angezeigt gegenüber unehelich gebornen Kindern?

Jede dieser Fragen enthält eine Fülle von Gedanken und beschwört eine Unmenge schreiender Notwendigkeiten herauf. Es gibt so viele Gefängnis-, Fürsorge-, Besserungs- und andre Vereine dieser Art, wie sie sich auch nennen mögen. Mehr oder weniger bereitwillig zahlen die wenigen freiwilligen und meist unfreiwilligen Mitglieder ihren Beitrag in klingender Münze und finden sich gewöhnlich einmal im Jahre zur Entgegennahme des Rechenschaftsberichts zusammen, um dann schleunigst auseinander zu stieben und keine unnütze Zeit bei der unfruchtbaren Sache zu verlieren. Mögen sich hier Männer finden, die diese kleine Schar beisammen zu halten verstehen, die selbst durchdrungen von der Wichtigkeit der Mission des modernen Gefängniswesens und der aufblühenden Gefängniswissenschaft das Verständnis dafür und für die damit verbundenen großen Aufgaben zu vertiefen und zu erweitern wissen. Es handelt sich ja um die edelsten aller Kulturaufgaben, um die Überwindung unser selbst zum Guten und um die Hilfe an denen, die dazu nicht imstande waren.

Die Mittel und Wege dazu will auch der Gefängnistongress ergründen und weisen helfen; er rechnet dabei auf das Wohlwollen und Interesse der Kulturvölker.

Georg Stammer in Berlin

Im Lande des Erdbebens. Ein hochinteressantes Buch liegt vor uns, geschrieben von einem seit Jahren in Rom lebenden Berichterstatter einer der ersten deutschen Zeitungen, der Italien aufs genaueste kennt, und der dank seiner Beziehungen sowohl bei den Erdbebenkatastrophen in Kalabrien in den Jahren 1905 und 1907 als auch bei dem Ausbruch des Vesuv im Jahre 1906 und schließlich bei dem letzten großen Unglück vom 28. Dezember 1908 die Unglücksstätten schon zu einer Zeit besuchen konnte, da sonst nur Offiziere und Beamte zugelassen wurden. Das kleine Werk*) ist eine lose Folge von Berichten, die seinerzeit alle unter dem unmittelbaren Eindruck des Gesehenen und Gehörten an Ort und Stelle niedergeschrieben worden sind. Dazwischen eingestreut finden sich einige Aufsätze über den Brigantaggio, die Mafia und die Camorra und über einige aufsehen-erregende Vorkommnisse im innerpolitischen Leben jener Gegenden, die nur auf

*) Im Lande des Erdbebens, vom Vesuv zum Ätna. Land und Leute in Sizilien und Kalabrien, die vulkanischen Katastrophen von 1905 bis 1908, Zerstörung von Messina und Reggio von Dr. Alb. Jacher. Stuttgart, Jul. Hoffmann, 1909. 316 Seiten.

Grund der genauen Kenntnis der Naturgeschichte der Südbitaliener überhaupt verständlich sind. So schildert er die letzten Korruptionskandale von Neapel und den Prozeß und Triumph des Geministors Rasi, der mit Staatsgeldern gewirtschaftet hatte wie mit seinem Eigentum, und der trotz seiner Verurteilung zu schwerer Strafe in seiner Vaterstadt wie ein nationaler Held gefeiert und immer wieder zum Abgeordneten gewählt wurde.

Während wir dem Verfasser auf seinen Kreuz- und Quersfahrten, die oft an die eines Kriegsberichterstatters erinnern, folgen, erleben wir förmlich all das Unglück mit ihm. Der Verfasser schildert nicht nur in ungewöhnlich lebensvoller Weise Einzelbilder, sondern gibt sich auch an jedem Ort redlich Mühe, den Gesamtverlust festzustellen — oft freilich vergeblich, denn nicht einmal die Gesamtzahl der Toten wird je genau ermittelt werden, geschweige denn die der Verletzten und ebenso wenig der Sachschaden. Die Zahlen sind dem Verfasser aber offenbar auch nicht die Hauptsache, auch schwelgt er nicht wie andre in der Schilderung des Entsetzlichen oder Rührsamem; sein Ziel ist ein andres: er zeigt uns auf dem Hintergrunde der vier je in Jahresfrist aufeinanderfolgenden Katastrophen das Volk von Süditalien und seine Regierung.

Mehrere hundert Beamte, Geistliche, Leute jeden Standes führt er mit ihren eignen Worten redend ein, und auf Grund dieser Zeugnisse von Italienern entrollt sich vor unsern Augen ein Bild — das wir lieber nicht gesehen hätten. Eine Regierung, die von den sich Jahr für Jahr wiederholenden Naturereignissen immer in gleicher Weise überrascht wird, weil sie nichts gelernt und nichts vorgesehen hat, die höchsten Autoritäten an den Unglücksstätten kopflos oder ihre Anordnungen gegenseitig durchkreuzend, eine Bevölkerung, die zu jeder Selbsthilfe zu indolent ist, die alle Hilfe von der Regierung erwartet, der sie gleichzeitig das ausgesprochenste Mißtrauen hinsichtlich der Gerechtigkeit in Verteilung der Hilfs Gelder entgegenbringt, eine Bevölkerung, von der jeder einzelne — mit rühmlichen Ausnahmen — noch Nutzen aus dem allgemeinen Unglück ziehen will!

Der Verfasser zeigt uns nicht bloß den Barkenführer und den Rutscher, die unerschwingliche Preise verlangen für die Kleinsten zur Rettungsarbeit nötigen Dienste, sondern auch den Großgrundbesitzer, der die ruinierten hungernden Bauern unter der Form von Darlehen um ihr bißchen Grund und Boden bringen will, die Nachbarstädte, die das „tote“ Messina beerben wollen, die Abgeordneten, die aus dem ganzen Wirrwarr politisches Kapital zu schlagen suchen. Mit greifbarer Deutlichkeit sehen wir die zur Apathie gesteigerte Indolenz der Geretteten, die nicht einmal mit Hand anlegen wollen, um ihre Toten zu bestatten, und die trotz der fortbauernenden Erbstöße in ihren halbzerstörten wackelnden Häusern bleiben, um nicht naß zu werden. Wir sehen sie voll religiöser Schwärmerei um das Heiligenbild in der Kirche herumstehn, ohne daß sie sich einen Gedanken darüber machen, warum von der ganzen Kirche nichts übrig geblieben ist als — das Bild des Schutzpatrons.

Der Verfasser vermeidet es offenbar grundsätzlich, über seine Beobachtungen ein eignes Urteil abzugeben, er gibt immer nur die — natürlich recht subjektiven — Stimmungsausbrüche der Umstehenden. Nur bei wenigen Veranlassungen macht er eine Ausnahme, so, wenn er mit Ausdrücken der höchsten Anerkennung von den Leistungen der italienischen Offiziere und Mannschaften spricht, die zur Hilfeleistung kommandiert worden waren. In seiner Vorrede „billigt er der Regierung mildernde Umstände zu“, begründet den Tiefstand des südbitalienischen Volkes aus den geschichtlichen Verhältnissen und schließt mit folgenden Worten, die jeder, der auch nur vorübergehend in Süditalien war, unterschreiben wird: „Einzelne rührende Handlungen der Uneigennützigkeit und des Opfermuts, die aus den Kreisen der untern Volksklassen berichtet werden, liefern den Beweis, daß auch in Sizilien der Kern der

Bevölkerung ein guter ist, er muß nur sorgfältig herausentwickelt und gepflegt werden. . . . Hier erwächst der italienischen Regierung eine Aufgabe, die beinahe größer ist als die, das Land vor Erdbeben zu schützen, nämlich die Rettung des Volkes aus Rohheit und sittlicher Verwahrlosung."

Ein unveröffentlichter Brief Napoleons des Ersten. So sehr Napoleon auch für seine Brüder Joseph, Ludwig und Jérôme sorgte und ihnen die Königsthronen von Spanien, Holland und Westfalen zu sichern suchte, so sehr bestand er darauf, daß sich die Brüder ganz in den Dienst seiner politischen Maßnahmen stellten. Wagten sie einmal, anderer Meinung zu sein, so fuhr er sogleich rücksichtslos dazwischen, kündigte ihnen seine Bruderkiebe und drohte mit Demütigungen und Absetzung. Besonders charakteristisch ist ein jüngst in genauem Wortlaut veröffentlichter Brief, der vom 24. März 1809 stammt und an seinen Bruder Ludwig, König von Holland, gerichtet ist. Dieser Brief ist in der durch ein Dekret Napoleons des Dritten 1854 veröffentlichten Correspondance ausgelassen. Napoleon der Dritte wollte offenbar seinen Vater Ludwig durch einen solchen Brief nicht kompromittiert wissen. Ludwig hatte gegen die Anordnungen seines Bruders die holländischen Häfen dem englischen Handel geöffnet und englische Warenlager in seinem Lande errichten lassen. Darauf bezieht sich der folgende Brief Napoleons des Ersten:

Monsieur mon frère,

En vous plaçant sur le trône de Hollande, je n'avais d'autre but que de vous faire concourir à l'accomplissement de mes desseins. Quel que soit ce titre de roi, dont j'ai bien voulu vous honorer, vous ne deviez point oublier que j'étais le centre auquel toutes vos actions royales devaient se rapporter. J'apprends, cependant, qu'au mépris de mes volontés vous souffrez paisiblement que vos ports soient ouverts au commerce anglais, que votre royaume soit leur entrepôt, et vos marchés les lieux où se débitent leurs marchandises. Si vous ne réprimez pas, sur-le-champ, un ordre de choses aussi contraire à mes intérêts, je serai contraint d'oublier que vous êtes mon frère et roi. Cette lettre n'étant à autre fin, je prie Dieu, etc.

E. G.

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten. Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquardt in Leipzig

Was Deutschland leistet

zeigen „Salem Aleikum“-Cigaretten, die in bezug auf Feinheit des Tabaks wie auf hygienische und technische Vollkommenheit der Herstellung ein Muster modernster Cigarettenfabrikation sind. Salem Aleikum-Cigaretten. Keine Ausstattung, nur Qualität. Echt mit Firma: Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze“, Inh. Hugo Zietz, Dresden. Deutschlands größte Fabrik für Handarbeits-Cigaretten.

	Nr. 3	4	5	6	8	10
Preis:						
	3 1/2	4	5	6	8	10 Pfg. das Stück



Der Blockgedanke



Als die Politik des Fürsten Bülow den Block ins Leben rief, war das Zutrauen in die Arbeits- und Lebensfähigkeit des neuen Gebildes bei allen Parteien gering; als der Block in den Wirren der Kämpfe um die Reichsfinanzreform in Trümmer ging, war die Erregung darüber dennoch groß, und noch jetzt bemühen sich die Parteien der frühern Blockmehrheit, die Schuld an dem Ende der Blockpolitik einander zuzuschreiben; ein Beweis, daß der Block bei den Wählermassen populär war, und daß sie nicht geneigt sind, die Herbeiführung des heutigen Zustandes als ein Verdienst anzusehen, sondern als ein Verschulden. Beruht dieser unzweifelhafte Wandel der Anschauungen auf vorübergehenden Volksstimmungen, oder gründet er sich auf der bessern Erkenntnis der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Notwendigkeiten des Deutschen Reiches? Von der Beantwortung dieser Frage hängt es ab, ob der Blockgedanke noch eine Zukunft hat, oder ob er endgiltig als ein interessantes aber notwendigerweise unfruchtbares Experiment der Geschichte angehört.

Was der Block an Gesetzen positiv geschaffen hat, kann den Wandel der Anschauung schwerlich erklären; man mag das Vereinsgesetz, die Börsennovelle, das Gesetz über die Majestätsbeleidigungen, das Automobilgesetz usw. noch so hoch einschätzen, all diese Gesetze berühren die Interessen der großen Massen doch zu wenig, als daß sie eine vorhandene Stimmung in ihr Gegenteil hätten verwandeln können. Diese positiven Erfolge konservativ-liberalen Zusammenarbeitens konnten die bestehenden Zweifel über die dauernde Möglichkeit der „Paarung“ mindern, aber nicht beseitigen, geschweige denn eine Blockfreudigkeit auslösen, wie sie während des letzten Winters immer mehr und mehr um sich griff.

Die Verbreitung des Blockgedankens im Volke wurde durch das Ergebnis der Januarwahlen des Jahres 1907 ermöglicht. Gemeinsam hatten Konservative und Liberale gegen Ultramontane und Sozialdemokraten gestanden. Die schweren Bedenken, die die Politiker über den Erfolg der Neuwahlen hatten, wurden seitens der Nichtpolitiker mit der frischen Farbe rasch betätigter Entschlie-
 fungen

als unberechtigt erwiesen. Zweierlei hatte das konservativ-liberale Zusammengehen erreicht. Die Sozialdemokraten waren im Reichstag auf etwa die Hälfte verringert, und der entscheidende Einfluß des Zentrums war gebrochen. Aber die Vorgänge im Dezember 1906 hatten auch aufpeitschend wie Alkohol gewirkt. Es blieb die Frage offen, wie sich die Dinge gestalten würden, wenn der Rausch verflogen war. Immerhin blieb als dauernder Erfolg und somit auch als dauerndes Verdienst des Fürsten Bülow die Gewißheit, daß auch der sozialdemokratischen Flut die Ebbe folge, und daß die Zentrumswirtschaft im Deutschen Reich nicht als rocher de bronco stabilisiert sei — beides unter der Voraussetzung, daß das nichtultramontane Bürgertum in sich einig ist. Diese Gewißheit war nicht hoch genug einzuschätzen; sie bedeutete die erste schwere Niederlage der politischen Skeptiker und der politisch Gleichgültigen; sie führte dem lässigen Bürgertum vor Augen, daß es im Reiche des allgemeinen Wahlrechts auf die Mitarbeit jedes einzelnen ankommt, daß auch das politische Recht, nicht anders wie jedes andre, sei es öffentliches, sei es privates Recht, nur dann Segen bringen kann, wenn der Berechtigte das Bewußtsein der mit dem Recht verbundenen Pflicht hat und betätigt.

Auf dieser so gewonnenen Grundlage galt es weiter zu bauen. Aber die große Zeit fand ein kleines Geschlecht. Zunächst bei den Regierenden. Ihnen lag die Führung ob. Parteien, bei denen die gegenseitige Bekämpfung seit mehr als einem Menschenalter selbstverständliche Überlieferung war, sollten zusammen arbeiten. Nur eine zielbewußte, straffe Leitung konnte dieses ermöglichen. Daß die Leitung den Gedanken zum Ausgangspunkt nehmen mußte, der bei den Wahlen den Ausschlag gegeben hatte, hätte niemals verkannt werden dürfen. Ob Fürst Bülow ihn erkannt hat, mag dahingestellt bleiben; hat er aber die richtige Erkenntnis gehabt, so hat er nicht die Mittel angewandt, sie zielbewußt zu betätigen. Der Ruf: „Los vom Zentrum!“ blieb nicht die klare, unzweideutige Parole. Immer und immer wieder wurde verkündet, man wolle das Zentrum nicht ausschalten, nur sein übermächtiger und unzulässiger Einfluß solle beseitigt werden. Hinter solchen Worten war kein Wille, sondern nur vorsichtige Taktik zu erkennen. Unklare, zweideutige Worte, die bei den Massen den Eindruck verfehlten, und was schlimmer war, vorhandne Begeisterung einlullen mußten! Fürst Bülow scheint, nachdem er das Volk gefragt hatte, nicht mit der Stimmung im Volke, sondern nur mit der Stärke der Reichstagsfraktionen gerechnet zu haben. Die Möglichkeit der Mitarbeit des Zentrums wollte er sich erhalten, falls der Bloß versage. Die Verlängerung der Wahlperiode von drei auf fünf Jahre, wie sie im Jahre 1888 Gesetz geworden war, rächte sich; hätte man damit rechnen müssen, daß Ende 1909 neue Wahlen stattzufinden hätten, so würde die Volksstimmung bei der Regierung und bei den Parteien mit ganz andern Werten in die politische Rechnung eingestellt worden sein.

Den Worten der Regierung entsprachen ihre Taten! Daß dem Liberalismus in Gesetzgebung und Verwaltung eine größere Beachtung zuteil wurde als

vordem, verstand sich von selbst; nur dadurch konnte man die Mitwirkung der Linksliberalen erlangen. In deren Lager wurden bange Zweifel rege, ob sie, die ständig Oppositionellen, zur Regierung übergehn könnten, ohne den nicht unbeträchtlichen Teil ihrer ständigen Wähler vielleicht zu verlieren, der sich zu ihnen eben um dieser Opposition willen bekannte. Und weiter: wollte man die der Sozialdemokratie abtrünnig gewordenen und die frühern Mitläufer dauernd den Genossen entfremden, so mußte man ihnen beweisen, daß gerade nachdem der Einfluß der Sozialdemokraten gebrochen war, die Möglichkeit für eine liberalere Politik als vordem gegeben war. So wurden tatsächlich einige Wünsche der Liberalen in der Gesetzgebung erfüllt, während in der Verwaltung alles beim alten blieb. Daß der Einfluß, der dem Liberalismus eingeräumt wurde, zu unbedeutend war, um die Liberalen befriedigen zu können, darauf wird noch zurückzukommen sein; er genügte aber, die Konservativen zu verärgern und in ihnen die Ansicht aufkommen zu lassen, man wolle mit konservativen Streitkräften liberale Politik treiben. Die Regierung des Fürsten Bülow hat diese Stimmung der Konservativen nicht genügend beachtet; das war ihr entscheidender Fehler, und durch diesen Grundfehler sind ihre sonstigen zweifellosen Verdienste vernichtet worden. Die Regierung hielt das konservative Gewissen der rechtsstehenden Parteien in ständiger Aufregung, anstatt sich an ihr nationales Gewissen zu wenden. Dem Reichstag, der unter der Parole: „Los vom Zentrum!“ gewählt worden war, ist nicht ein Entwurf zugegangen, der auch nur den Erfolg hätte haben können, Bresche in den Zentrumssturm zu legen; er hat vom Regierungstische auch nicht ein Wort zu hören bekommen, das eine grundsätzliche Absage an die ultramontane Partei enthalten hätte. Das Verhalten der konservativen Reichstagsfraktion hat unter den konservativen Wählern am meisten deshalb Mißbilligung gefunden, weil es dem Zentrum wieder zur Macht verhalf. Aufgabe einer weitblickenden Regierung würde es gewesen sein, diese vorhandenen zentrumsfeindlichen Tendenzen so zu stärken, daß den Konservativen ein Zusammengehn mit denen um Spahn und Erzberger unmöglich wurde.

Als im vergangenen Herbst der Staatssekretär des Reichsschatzamts Sydow in seinem sattem bekannten Artikel die Bereitwilligkeit der Regierung erklärte, die Reichsfinanzreform auch mit dem Zentrum machen zu wollen, da stellten einsichtige liberale Politiker schon die Frage, ob der Block überhaupt noch bestehe. Er bestand weiter, weil das Zentrum seine Zeit noch nicht gekommen sah, ein klägliches Schauspiel: der gegen das Zentrum gerichtete Block als ein Block von Zentrums Gnaden. Ein Schauspiel, das nur durch die Halbheit der Regierung verschuldet worden ist.*) Bülow ist nicht, wie so vielfach behauptet wird, gefallen, weil er den Kampf gegen das Zentrum aufgenommen

*) Freilich ist Bülow in seiner Haltung bekräftigt worden durch das zeitweilig flatterhafte Auftreten des Abg. Baasche in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Finanzkommission. Anm. d. Red.

hat, sondern im Gegenteil, weil er geglaubt hat, eine endgültige Auseinandersetzung mit dem Zentrum vermeiden oder hinausschieben zu müssen. Den Konservativen zumuten, einen Teil ihres Besitzes zugunsten ihrer alten Feinde, der Liberalen, aufzugeben, darf nur der, der sie in eine Schlachtlinie mit den Liberalen hineinzuzwingen vermag; der gemeinschaftliche Feind kann nur der Ultramontanismus sein. Ein konservativ-liberaler Block, der nicht von diesem Grundgedanken beherrscht wird, ist ein Unding, das niemals Bestand haben kann.

Würden denn aber, so wird die weitere Frage zu lauten haben, die Konservativen zu einer derart feindlichen Haltung gegen das Zentrum zu veranlassen gewesen sein? Ist die beiden Parteien gemeinsame starke Betonung der Autorität nicht ein Bindemittel, dessen Lösung unmöglich erscheint? Hat nicht das Zentrum katholische Religion und ultramontane Politik so geschickt zu verquiden verstanden, daß manch ein Konservativer den religiösen Gedanken zu bekämpfen glauben würde, wo der Kampf doch nur der ultramontanen Politik des Jesuitismus gilt? Wir meinen, daß die Antwort auf diese Frage günstig gelautet haben würde, wenn es nur die Reichsregierung unternommen hätte, den Konservativen deutlich den Unterschied vor Augen zu führen, der zwischen der Autorität im konservativen und im ultramontanen Sinne besteht. Die konservative Weltanschauung erkennt nur solche Gewalten an, die ein Interesse am Reich und an den deutschen Einzelstaaten haben. Der Ultramontanismus hat dagegen als höchste Autorität eine Gewalt, die am Deutschen Reich nur ein sehr bedingtes Interesse hat. Bismarck hat in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ sogar die Zerstörung des Reichs mit evangelischer Spitze als die letzte Tendenz des Zentrums bezeichnet. Und gerade hier treffen — bei aller Verschiedenheit im einzelnen — konservative und liberale Weltanschauung im Gegensatz zur ultramontanen Weltanschauung zusammen. Konservative und Liberale finden im Staate die höchste irdische Gewalt, der formelle Grenzen nicht gezogen sind; nur darüber streiten sie, wie weit der Staat von seiner formellen Macht dem Individuum und der Gesellschaft gegenüber Gebrauch machen darf. Die Ultramontanen dagegen unterwerfen den Staat der Kirche, die auch allein berechtigt ist, die formellen Grenzen der Staatsgewalt zu bestimmen. Gelingt es, dies dem nichtultramontanen deutschen Volke klar zu machen, und versteht es die Reichsregierung, aus der Geschichte des Reichs den Nachweis zu führen, wie sehr das Zentrum der Entwicklung des Reichs — durch Verhinderung einer gefunden Finanzgebarung, durch Unterstützung der Polen, Welsen und Elßässer, durch mittelbare und unmittelbare Begünstigung der Sozialdemokratie, durch ständige Störung des konfessionellen Friedens — geschadet hat, und wie notwendig es ist, diesen langsam, aber sicher arbeitenden Einfluß zu zerstören, so ist die einheitliche Schlachtlinie der Konservativen und der Liberalen geschaffen.

Daß die Blockpolitik des Fürsten Bülow gescheitert ist, beweist nichts dafür, daß ein konservativ-liberaler Block auf die Dauer unmöglich sei. Der gefallne Block war ein taktisches Werkzeug zur Erreichung eines einzelnen Zweckes. Der Versuch, ihn als politischen Machtfaktor zum Eckstein einer zielbewußten, weitschauenden Politik zu benutzen, ist überhaupt nicht gemacht worden. Wir meinen, daß er über kurz oder lang gemacht werden muß und gemacht werden wird. Wenn Ultramontane und Polen erst ihre Rechnung vorlegen werden, dann werden auch den Konservativen aller Glaubensbekenntnisse die Augen aufgehen, dann wird ihre Wählerschaft, dann werden die Deutschen unsrer Ostmark ihnen doppelt und dreifach ihre Haltung bei der Reichsfinanzreform zum Vorwurf machen.

Aber das heißt ja, mit dem Kulturkampf spielen! so wird mancher Leser entsetzt sagen. Mit Verlaub, die Angst vor dem Kulturkampf scheint uns zurzeit schädlicher als der Kulturkampf selbst. Das Wort bedeutet den Kampf nicht gegen die katholische, sondern ausschließlich gegen die ultramontane-jesuitische Kultur, mit der uns die Führer des Zentrums beglücken wollen. Gibt es denn außer ihr nicht noch andre Anschauungen über Kultur? Hat es nicht seit 1870 immer Katholiken gegeben, die gegen das ultramontane System Front gemacht haben? Gibt es nicht eine protestantische Kultur? Und gibt es nicht ein Ideal des paritätischen Staates, als der sich Preußen entwickelt hat, und der — nach Treitschkes Ansicht — die Grundlage der Großmachstellung Preußens gewesen ist? Und wenn der Ultramontanismus, dessen zielbewußter und rühriger Vorkämpfer das angeblich politische Zentrum ist, mit allen Mitteln jedes andre Kulturideal bekämpft — wir erinnern an die regelmäßig wiederkehrenden Friedhofstreitigkeiten, an die Mißachtung aller nichtkatholischen Christen, wie ihr noch der Abgeordnete Underberg in der Osterdienstagskonferenz geradezu schmählischen Ausdruck verliehen hat, wir erinnern an den Geist, den die kleine ultramontane Presse, den Konvikte und Seminare, den Alumnate und katholische Volksvereine gegen den Protestantismus und den paritätischen Staat verbreiten —, so muß er so lange siegreich bleiben, als sich die Gegenseite aus blasser Furcht vor einem sogenannten Kulturkampf zu energischem Widerstande nicht aufzuraffen wagt, geschweige denn verlornes Terrain wiederzugewinnen sucht. Aus sich heraus wird der Ultramontanismus niemals zusammenbrechen. Später oder früher wird der Kampf kommen, und wir meinen, je früher er kommt, um so besser ist es. Der Feind wird in der Zwischenzeit nicht schwächer, sondern immer stärker werden. Zudem hat das Wort, die Bekämpfung der Sozialdemokratie erfordere den „inneren Frieden“, seinen Wert verloren, seitdem sich der Ruf: „Los vom Zentrum!“ auch als geeignete Wahlparole gegen die Sozialdemokratie erwiesen hat.

Wir glauben deshalb, daß der Block wiedergehen wird. Von Dauer wird er aber nur sein können, wenn bestimmte Vorbedingungen erfüllt sind. Zunächst muß der Reichskanzler mit starker Hand, und ohne über das Ziel

seiner Politik Zweifel zu lassen, den Kampf gegen das Zentrum aufnehmen. Nicht darum darf es sich handeln, den unberechtigten Einfluß des Zentrums zu brechen, sondern darum, die Lehre, daß die Kirche über dem Staate stehe, daß der Papst dem Kaiser zu gebieten habe, aus unserm Staatsleben ein für allemal hinauszurufen. Der Katholik ist Staatsbürger wie der Protestant, wie der Jude; er hat dieselben Rechte, aber auch dieselben Pflichten wie sie; er hat sich der Staatsautorität zu unterwerfen und darf nicht den Versuch machen, über ihr eine höhere Instanz aufzubauen, die noch dazu für zwei Drittel des deutschen Volkes nichts bedeutet.

Eine weitere Notwendigkeit ist, daß den Konservativen klar zum Bewußtsein gebracht werde, sie müßten die politischen und wirtschaftlichen Sonderinteressen, deren Erfüllung sie vielleicht mit Hilfe des Zentrums erreichen können, hinter das allgemeine Staatsinteresse zurückstellen. Wenn große Teile des Deutschen Reichs eine andre als eine konservative Verwaltung überhaupt nicht kennen, so ist es Ehrenpflicht gerade der Konservativen, den Staat, dessen Verwaltung ihnen vorzugsweise zusteht, gegen die immer weiter um sich greifenden Übergriffe einer im letzten Ende staatsfeindlichen Macht zu schützen. Das Zusammengehen der Konservativen mit den Polen bei der Reichsfinanzreform, ihre gemeinsame auf den Sturz des Fürsten Bülow gerichtete Arbeit ist die schlimmste Abkehr von ihrer alten überlieferten Politik; fahren sie in einer derartigen Politik fort, so werden sie damit zur Verwaltung unfähig. Die Erregung in der konservativen Wählerschaft, die Gründung des Bauernbundes und der neuen konservativen Vereinigung werden der konservativen Reichstagsfraktion beweisen, daß der Weg, den sie gegangen ist, nicht der richtige war, und daß die Abneigung des deutschen Volks gegen das Zentrum trotz Votierung für die Liebesgabe und trotz des gemeinschaftlichen Autoritätsglaubens doch stärker ist, als sie angenommen hat. Diese Erscheinungen beweisen aber auch, daß der Kampf, vor dem Fürst Bülow zurückgeschreckt ist, nicht gegen die Konservativen, sondern nur gegen gewisse von ihren Führern zu führen gewesen sein würde.

Aber auch damit ist ein Sieg des Blockgedankens noch nicht gesichert. Noch immer haben sich die Sozialdemokraten als die Verbündeten des Zentrums erwiesen, soweit dieses in einer das Reich schädigenden Weise vorgegangen ist. Ob sie einmal von diesem zur Methode gewordenen Wahnsinn lassen werden, wagen wir nicht zu entscheiden. Jedenfalls kann eine Änderung ihrer Taktik, die eine Verschiebung der ganzen Parteikonstellation zur Folge haben würde, heute nicht als ein reales Moment in die Rechnung eingestellt werden. Nur dann wird der Block Erfolg haben können, wenn der Wahlsieg der bürgerlichen Parteien vom 25. Januar 1907 keine vorübergehende Erscheinung bleibt, wenn es gelingt, die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen am weitem Anschwellen zu verhindern, sie wenn möglich sogar zu vermindern. Diese Aufgabe ist nicht ganz leicht. Wer die Stimmung des unselbständigen, sogenannten neuen Mittelstandes

kennt, weiß, daß in ihm, obwohl er unzweifelhaft zum Bürgerstande zählt, eine starke Hinneigung zur Sozialdemokratie besteht. Das Ergebnis der Wahlen in einigen uns ihrer Zusammensetzung nach genau bekannten Wahlbezirken hat im Jahre 1909 unzweifelhaft bewiesen, daß auch Reichs- und Staatsbeamte in nicht unbeträchtlicher Zahl damals Stimmzettel für den sozialdemokratischen Kandidaten abgegeben haben. Es handelt sich hier nicht um Wähler, die innerlich Sozialdemokraten sind, sondern um solche, die durch die Wahl des Sozialdemokraten Protest gegen die Politik der Regierung einlegen wollen, die eine scharfe Opposition wünschen. Im Jahre 1907 ist es gelungen, die Stimmen den bürgerlichen Parteien zu erhalten, beziehungsweise wieder zuzuführen. Man meinte, daß die vom Zentrum abgerückte Regierung eine liberale Richtung einschlagen müßte. Es gelang, die Linksliberalen, die sich bis dahin fast immer in negierender Opposition verhalten hatten, zur positiven Mitarbeit heranzuziehen. Aber damit war nur der eine Teil der Aufgabe erfüllt; die schwierigere Hälfte blieb zurück, die Wähler der Linksliberalen und die, die auf dem schmalen Felsgrat zwischen Sozialdemokratie und Liberalismus wandeln, den bürgerlichen Parteien dauernd zu erhalten. Daß dies sich nur durch einen kräftigen liberalen Einschlag in Gesetzgebung und Verwaltung ermöglichen läßt, ist unzweifelhaft. Politische Erziehung ist das beste Mittel, die Volksmassen dem Einfluß demagogischer Agitatoren zu entziehen, in ihnen die Nörgelsucht zu ersticken und an deren Stelle eine verständige, auch den Gründen der Gegner zugängliche Kritik zu setzen. Und wiederum gibt es kein besseres Erziehungsmittel als die Aussicht auf Erfolg. Wie viele Männer kennt doch jeder, die nicht zur Wahl gehen, weil es ja doch keinen Zweck habe. Dem Liberalismus Einfluß verschaffen, heißt, ihm von links her Stimmen zuzuführen. Der Konservative, der dies nicht will, dem die Gedankenwelt des Liberalismus ihrer Durchführbarkeit wegen schädlicher erscheint als die Utopien des Sozialismus, treibt nicht vaterländische, sondern Machtpolitik, eine Politik, die spätestens im Falle eines unglücklichen Krieges zum Bürgerkriege führen muß.

Welch ungewohntes Bild hat doch das deutsche Volk im letzten Winter gezeigt! Man verlangt von ihm Geld, viel Geld, sehr viel Geld. Und fast das ganze Bürgertum nahm diese Forderung in einer Stimmung auf, daß das eigenartige Wort „Steuerbegeisterung“ geprägt werden konnte. Das Bewußtsein, daß die Finanzreform eine nationale Notwendigkeit war, hätte höchstens numerische Zustimmung auslösen können, die Begeisterung wurde durch die Erkenntnis ausgelöst, daß endlich einmal wieder ein großer liberaler Gedanke, die Erbschaftsteuer, zur Durchführung gebracht werden sollte. Man treibe eine volkstümlichere Politik als bisher, und das Volk wird wieder Freude an der Politik gewinnen, anstatt wie jetzt am Viertisch zu schimpfen und alle fünf Jahre sozialdemokratische Stimmzettel abzugeben.

Diese Forderung, die der Liberale unter allen Umständen stellen muß, entspricht auch der politischen Gerechtigkeit. Immer größere Bedeutung haben

Industrie, Handel und Verkehr für das Leben des deutschen Staates gewonnen. Daß diese Erwerbszweige ihrer selbst wegen einer liberalern Gesetzgebung und Verwaltung bedürfen als die patriarchalischen Verhältnisse des Ackerbaustaates, bedarf nicht erst des Beweises. Daß den in diesen Berufen tätigen Teilen des Bürgertums, die auch prozentual berechnet immer größer werden, ein stärkerer Einfluß auf die Politik eingeräumt wird als bisher, ist eine Forderung der Billigkeit. Daß ein Volk, das Weltpolitik und Weltwirtschaft treibt, nicht dauernd konservativ regiert werden kann, ist eine Schulweisheit, deren Nichtachtung sich über kurz oder lang sicher rächen muß. Daß den liberalen Gedankengängen die Gleichberechtigung mit den konservativen zuerkannt wird, ist eine Forderung, die die Liberalen aller Schattierungen stellen müssen.

Solange die Konservativen diese Gleichberechtigung nicht anerkennen, solange sie für diese Forderung, wie es jüngst noch ihr Führer von Heydebrand getan hat, nur Hohn und Spott haben, werden die Liberalen sie bis aufs äußerste bekämpfen müssen. Der Einsatz, den die Konservativen wagen, ist hoch. Bleiben sie auf die Hilfe der Ultramontanen und Polen angewiesen, so wird ihre protestantische Wählerschaft bald genug in hellen Haufen von ihnen abfallen, sie werden mit ungeahnter Schnelligkeit zu Schleppenträgern des Zentrums degradiert werden. Wenn sich dadurch die destruktiven Tendenzen im schwarz-blauen Bloß immer mehr verstärken, wenn die Reichsverdrossenheit wächst, wenn die linksstehenden Parteien durch die Politik dieses neuen Bloßes erstickt werden, dann wird sich auch die Reichsregierung — vielleicht schweren Herzens — auf einen Bloß der Linken stützen müssen, und die Konservativen werden dann, wenn auch nicht mehr in einer Droschke, so doch in einem Automobil ins Parlament fahren können.

Versteht man also in konservativen Kreisen die Haltung der National-liberalen bei der Reichsfinanzreform in ihrer ganzen Tragweite zu würdigen? Eine Partei, bei der es geradezu Tradition ist, bei jeder nationalen Aufgabe mitzutun, versagt mit einemmal in der denkbar schroffsten Form. Noch auf keinem Parteitage, an dem wir teilgenommen haben, loberte eine derartige helle Begeisterung, war eine derartige Einmütigkeit vorhanden wie auf dem Berliner Parteitage vom 4. Juli 1909. Wenn sich trotz des Bruchs mit allen Parteitraditionen nicht eine Stimme der Mißbilligung erhebt, wenn eine Versammlung von mehr als 700 Männern in innerer Ergriffenheit plötzlich das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles!“ anstimmt, wenn alte, ergraute Männer der Partei in Tränen ausbrechen, dann sollten auch die politischen Gegner einmal der Bedeutung solcher Tatsachen still nachhängen und nicht mit Redensarten von dem Einfluß der Jungliberalen und dergleichen kommen.

Wollen die Konservativen die Gleichberechtigung des liberalen Gedankens anerkennen, so ist ein neuer Bloß möglich, sonst nicht. Hierüber muß absolute Klarheit herrschen. Aber auch Klarheit darüber, daß die Liberalen zu gut dazu sind, den Konservativen und ihrer Politik Handlangerdienste

zu leisten, nachdem diese sie bei der Finanzreform schmählich im Stich gelassen haben. Die Liberalen müssen sich von einer Politik fernhalten, die nur eine Vermehrung der sozialdemokratischen Stimmen zur Folge haben kann. Tun sie dies nicht, so werden sie mit in den Strudel hineingezogen werden, den eine kurzfristige, einseitige Politik geschaffen hat. Darüber werden sich die Konservativen klar werden müssen, daß sie nicht fernerhin mehr, um mit Herrn von Heydebrand zu sprechen, mit liberalen Streitkräften konservative Politik treiben werden.

Dr. M.



Die Stellung des Griechentums auf der Balkanhalbinsel

Von Dr. K. Dieterich



Es war von jeher das Verhängnis der Staatenbildungen im vordern Orient, daß sie stets in Extreme umschlugen: auf die altgriechische Kleinstaaterei folgte das Weltreich Alexanders, eine politische Phantasmagorie, die wie eine Seifenblase zerplatzte. Dann kam der Römer und stellte mit starker Faust die Ordnung wieder her, als aber die Osthälfte des römischen Weltreiches als eigener politischer Organismus vom Westen losgetrennt war und römische Institutionen auf griechischem Kulturboden und einem bunten, unausgeglichnen ethnischen Substrat aufgepfropft wurden, begann die lange, bald gewaltige, bald erbärmliche Geschichte des byzantinischen Reiches, eines Reiches, das der echte Typus eines östlichen Staatsgebildes war, insofern es weder organisch entstanden noch national verankert war und somit alle Wechselfälle eines lustigen Eroberungsstaates durchmachte, der sich wie ein Ballon bald aufblies, wenn er mit Gas gefüllt war, bald in sich zusammenfiel, wenn das Gas ausging, ein Wechselspiel, das den eigentlichen Inhalt der äußern byzantinischen Geschichte bildet. Dasselbe gilt von den mit Byzanz und miteinander rivalisierenden Staatenbildungen der Bulgaren und Serben, die schließlich alle zusammen in dem Machen des türkischen Ungeheuers verschwanden. Die Türkei hatte ja das byzantinische Staatswesen sozusagen mit Haut und Haaren verschlungen und in sich aufgenommen — wie sie es verdaut hat, zeigt ja der Verlauf ihrer Geschichte, die nur ein Abklatsch der byzantinischen ist. Ja, unter der türkischen Hülle bestand das byzantinische Reich ruhig weiter mit seinen alten imperialistischen Instinkten: der vom Sultan offiziell als „Rum-milet-bachi“ (Oberhaupt der Römer) anerkannte, und zwar nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen, und daher in seinem Wappen noch den byzantinischen Doppeladler mit Reichsapfel und Zepter führende öumenische Patriarch ist der direkte

Nachfolger des byzantinischen Basileus und wird mit denselben Ehrenbezeichnungen begrüßt wie dieser. *)

Unter dem Schutze der Türkei nahm das griechische Element überhaupt eine bevorzugte Stellung in weltlicher wie in geistlicher Hinsicht ein, eine Stellung, die sich an den Namen des alten Stadtteils des Phanars knüpft: dort ist nicht nur der Sitz des Patriarchats, sondern auch jener als Phanarioten bekannten kaufmännischen Emporkömmlinge, deren finanzielles Gedeihen mit dem des türkischen Reiches stieg und fiel, und die das innige Bündnis zwischen Türken und Byzantinern vortrefflich verkörpern: sie verstanden es nämlich, sich der Regierung als Bankiers und Unterhändler unentbehrlich zu machen und fanden sich stets zu den skrupellosesten Kompagniegeschäften bereit, wenn es ihren Vorteil galt. Patriarch und Phanarioten waren es, die im Bunde mit den Türken auf die von diesen unterworfenen Völker den schwersten Druck ausübten, sodaß diese Völker, Slawen und Rumänen, unter einer doppelten Knechtschaft seufzten, der politischen der Türken und der sozialen und kirchlichen der byzantinischen Erben; die letzten nehmen somit eine Mittelstellung ein zwischen den türkischen Herren und den übrigen „Rajahs“.

Dieses „christliche“ Element des türkischen Reiches arbeitete nun eifrig mit nicht nur an dem Abbröcklungsprozeß dieses Reiches selbst, sondern auch an der Zerstörung der kulturellen Vorherrschaft des Griechentums auf der nördlichen Balkanhalbinsel. Denn war auch Byzanz im Kampfe mit den Barbaren als politische Macht unterlegen, so hatte es ihnen von seiner Kulturkraft doch so viel eingepflanzt, daß noch heute zahlreiche Spuren in Sprache und Volkstum von Südslawen und Rumänen von dem starken griechischen Einfluß zeugen, dem sie ein Jahrtausend lang ausgesetzt waren; ja es wäre vielleicht zu einer völligen Gräzisierung gekommen, wenn nicht teils die Schwäche der Politik von Byzanz selbst, teils die Brutalität seiner weltlichen und geistlichen Epigonen das Nationalbewußtsein jener Völker wachgerufen hätte. So aber begann mit dem Zerfall der Türkei zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts auch die Zurückdrängung des Griechentums, zunächst in Rumänien, wo die Phanarioten ein Jahrhundert lang die Bevölkerung ausgefogen hatten (1730 bis 1821). Denn zugleich mit dem Signal zum griechischen Aufstande wurde auch das Signal zur Erhebung Rumäniens gegeben gegen phanariotische Tyrannei. Sehr gegen den Willen dieser Phanariotenpartei wurde dann (1821) der griechische Aufstand in volkstümliche Wahnen gedrängt und in das eigentliche Griechenland hinübergespielt, und so entstand zehn Jahre später die von schlechten Politikern und guten Philhellenen unterstützte Zangengeburt des „Königreichs Griechenland“; es bestätigte sich hierbei wieder die schon eingangs gemachte Beobachtung der politischen Extreme: ein neubyzantinisches Großreich strebte man an, und ein verkrüppelter Zwergstaat sprang heraus.

*) Man lese zum Beispiel die Schilderung bei H. Gelzer, *Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient* (Leipzig 1900), S. 56 ff.

Es gab jetzt, seit 1832, auf der Balkanhalbinsel zwei feste Stützpunkte des Griechentums, einen byzantinischer Herkunft in Konstantinopel und einen philhellenischer Herkunft im Königreich Griechenland mit seiner wiedererstandnen Hauptstadt Athen; dort der Phanar, hier die Akropolis als Hochburgen der nationalen Sehnsucht, ein seltsames, widerspruchsvolles Doppelideal, ein Symbol der verschlungenen Entwicklung dieses schicksalsreichen Volkes, gefährlich durch die verwirrende Fülle von Tradition und vergangner Größe, die sich darin verkörpert und den Blick trüben mußte für die Aufgaben der lebendigen Gegenwart und ihre Bedürfnisse. Der Klassizismus wie der Byzantinismus waren beide gleich weit entfernt von dem Ideal einer modernen Nationalität und einer modernen Kultur: in dem neugegründeten Königreich jagte man dem Trugbilde antiker Größe nach, mit dem Beschwörungsbuch der griechischen Grammatik in der Hand, und in Konstantinopel, im Patriarchat, saß die Giftspinne, die das Netz byzantinischer Intrigen um die emanzipationslüsternen Balkanstaaten, vor allem die Bulgaren, zu spinnen suchte. Die Altertumsucht und die Herrschaftsucht verbündeten sich in den herrschenden weltlichen und geistlichen Klassen — die Phanarioten waren zahlreich nach Athen übergesiedelt — gegen das Volk und seine wahren Interessen. Denn während es diese Interessen dringend verlangten, daß die durch die Gründung des Königreichs in zwei Teile zerrissene Nation*) möglichst unter sich in Fühlung blieb und außerdem mit den übrigen unterworfenen Völkern der Türkei fest zusammenhielt, tat man von beidem gerade das Gegenteil: man ergriff Maßregeln, die im freien Griechenland die Nation schwächten und sie im unterworfenen Griechenland isolierten.

Beide verkehrten Maßregeln lagen auf kirchenpolitischem Gebiete: die eine war die, daß die bürokratische Regierung der Bayern im neuen Königreich eine sogenannte autokephale, in Wirklichkeit vom Staate abhängige und vom Patriarchat in Konstantinopel abgetrennte, eigne Kirchenverwaltung schuf, die unter einer vom König zu ernennenden Synode steht. Damit war der staatlichen Zweiteilung der Griechen eine kirchliche gefolgt, und wenn auch 1850 eine formelle Glaubenseinheit zwischen der Synode des Königreichs und dem Patriarchat in Konstantinopel hergestellt wurde, so war damit doch die für die nationale Sache so unentbehrliche einheitliche Organisation der griechischen Kirche zerstört, ihre Lebensadern unterbunden. Ob es freilich richtig gewesen wäre, die Kirche des Königreichs, wie zum Beispiel Gelzer meint, einfach dem Patriarchat unterzuordnen, scheint bei der byzantinischen Eigenart dieser Institution und ihrer geringen Machtvollkommenheit zweifelhaft. Da die orthodoxe

*) Die Gesamtzahl der Griechen in der Türkei beträgt gegen drei Millionen. Davon kommen etwa eine Million auf die festländische europäische Türkei (etwa 250 000 auf Epirus, 200 000 auf Mazedonien, 50 000 auf die Chalkidize, 500 000 auf Thrazien nebst Konstantinopel), $\frac{1}{2}$ Million auf die Inseln des Archipels und etwa eine Million auf Kleinasien, Sypern, Syrien und Ägypten (besonders Alexandria).

Kirche im Gegensatz zur katholischen längst keine einheitliche Spitze mehr hat, sondern in ein Duzend selbständige Kirchen zersplittert ist, hätte eine vom Patriarchat abhängige griechische Kirche auch wenig Bedeutung, vielmehr haben in dieser Frage die Bulgaren das richtige getroffen, die eine vom Patriarchat unabhängige Nationalkirche unter einem eignen Exarchen gegründet haben. Vielleicht werden sich auch die Griechen noch einmal zu diesem Schritte entschließen; jedenfalls ist der jetzige Zustand einer Staatskirche in einem schwachen Staate unhaltbar und, wie Gelzer mit Recht betont, ein Hauptgrund für die Schwäche der griechischen Nation.

Der zweite Mißgriff, der eben schon angedeutet worden ist, wurde vom Patriarchat begangen und beweist dessen völliges politisches Ungeköpft: er betrifft die von Rußland unterstützte Losreißung der Bulgaren vom griechischen Patriarchen im Jahre 1870, eine Folge nicht so sehr des erwachenden Nationalgefühls als der unersättlichen Hab- und Herrschsucht des von byzantinischen Instinkten beseelten griechischen Klerus. Durch dieses bulgarische Schisma, das sich bei einigem Entgegenkommen von griechischer Seite wohl hätte vermeiden lassen, ist die unselige mazedonische Frage erst akut geworden, und wenn die Griechen in Mazedonien immer mehr zurückgedrängt werden, so ernten sie damit nur, was sie gesät haben. Der fanatische Trotz des Patriarchats hat nur dazu beigetragen, daß sich das Griechentum in der Türkei immer mehr isoliert. Daß tatsächlich der niedere griechische Klerus der Haupthemmschuß des Griechentums in der Türkei ist, beweist der Brief eines angesehenen, in England lebenden Griechen, M. Pallis, an die Morning Post vom 3. Juni. Nachdem darin die auch von der türkischen Regierung begünstigte Machtstellung des griechischen Klerus und seine egoistischen Bestrebungen angedeutet worden sind, heißt es weiter: „Wenn die neue Verwaltung Erfolg hat, ist es natürlich, daß sich die Griechen wirklich von der mönchischen Vormundschaft emanzipieren, und daß die niederen Geistlichen ihre reichen Pfründen verlieren, die sie genießen; und gerade weil sie wissen, daß ihre Privilegien und Pfründen in Gefahr sind, haben sich die Bischöfe auf das Intrigieren gelegt — eine Kunst, die sie ja meisterlich verstehen —, damit das absolutistische Regime wiederhergestellt werde.“ Das Schlimme ist, wie der Verfasser weiter ausführt, daß die griechische Laienschaft, an das jahrhundertelange Kirchenregiment gewöhnt, die klerikalen Mächtschaften noch unterstützt. Selbst im freien Griechenland hat man den Verfasser wegen seines Artikels heftig angegriffen, weil man sich auch hier nicht von dem Vorurteil losmachen kann, daß der von byzantinischen Traditionen erfüllte Klerus die „nationalen Interessen“ vertritt, während er ihnen in Wirklichkeit geradezu entgegenwirkt. Wenn darum ein griechischer Rechtsanwalt in Smyrna neuerdings ein ganzes Buch veröffentlicht hat über die Privilegien des öumenischen Patriarchats in der Türkei, worin er zu dem Schluß kommt, daß die Aufhebung dieser Privilegien einer nationalen Vernichtung des türkischen Griechentums gleichkäme, so zeigt dieser Fall nur, wie zähe selbst die griechische

Intelligenz an diesem allerdings seit über 450 Jahren bestehenden Zustande festhält.

Also: Schwächung und Isolierung ist das Ergebnis der bisherigen griechischen Politik, der staatlichen wie der kirchlichen. Es ist die Politik einer von abgelebten byzantinischen Traditionen erfüllten Herrscherkaste, nicht die Politik der gesunden und lebensfähigen Elemente des griechischen Volkes, die das Griechentum in Europa in Mißkredit gebracht und seine Stellung unter den Nachbarvölkern erschüttert hat. Zum Glück sehen das die wirklich intelligenten und reformfreundigen Griechen immer mehr ein, und es gibt ihrer mehr, als man glaubt; sie spielen in Griechenland etwa die Rolle wie die Jungtürken in der Türkei, nur daß sie das Regiment noch nicht an sich gerissen haben und sich damit begnügen müssen, durch Gründung einer sprachlichen und sozialen Reformpresse für ihre nationalen Ideen erst Stimmung zu machen.

Daneben aber ist die reaktionäre offizielle Bildungsschicht munter am Werke, in hochmütig-dünkelhafter Weise alle ehrliche Reformarbeit als nationalen Hochverrat zu brandmarken und die Rivalen am Balkan, anstatt sie offen zu bekämpfen, zu beschimpfen und zu verleumben: die byzantinische Hydra erhebt wieder ihr Haupt, und zwar sind sie jetzt nicht mehr unter den Phanarioten zu suchen, sondern seltsamerweise in der Professorenschaft der Athener Universität mit ihrem studentischen Anhang; diese machen sich zu Aposteln des Rückschritts, in dem Wahn, damit den Interessen der Nation zu dienen. Da ist der freilich selbst in Griechenland nicht ernst genommene Philologe Mistriotis, der in wüthenben Tiraden gegen jede Modernisierung der griechischen Sprache und gegen die Vorkämpfer dieser Sprachbewegung eifert; da ist ferner der als Sprachforscher bedeutende Hagidakis, der Broschüre auf Broschüre und Artikel auf Artikel häuft, um den Strom der Sprachreform zu stauen und mit echt byzantinischen Sophismen seine Gegner aus dem Felde zu schlagen sucht; da ist weiter der Jurist und Nationalökonom Rafasis, Präsident des griechischen Nationalvereins „Hellenismus“, der schon seit zehn Jahren mit politischen Pamphleten Mazedonien den Bulgaren zu entreißen sucht und bei seinen Anhängern als nationaler Held gilt, während er durch seine geradezu läppischen Ausfälle gegen die Bulgaren das Griechentum nur kompromittiert; neuerdings sucht dieser Herr auch das philhellenische Deutschland unsicher zu machen, indem er eins seiner Pamphlete (Griechen und Bulgaren im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert) ins Deutsche hat übersetzen lassen und mit Hilfe eines in Leipzig lebenden griechischen Gymnasialprofessors sogar eine Monatschrift „Hellenismus“ gegründet hat, deren Zweck es ist, denen, die nicht alle werden, weiß zu machen, daß allein die Griechen berufen seien, die türkische Herrschaft anzutreten — das byzantinische Gespenst steht, in philhellenische Lappen gewickelt, auch hier im Hintergrunde —, und die daher gegen alle Mitbewerber, Albanesen, Bulgaren, Rumänen, mit naiver Annäherung auftritt, in der Hoffnung, bei philhellenischen Gemütern Furcht und Mitleid zu erwecken, oder gar, wie neuerdings in Frankreich, eine Liga zum

Schutze der Rechte des Hellenismus ins Leben zu rufen. Nein, jeder wahre und aufrichtige Freund des Griechentums muß solche nur von Schwäche und Eitelkeit diktierten Hilfs- und Rettungsaktionen auf das schärfste verurteilen, ohne daß man darum zu befürchten braucht, zu den Feinden des griechischen Volkes gerechnet zu werden; denn das griechische Volk in seiner Masse steht zum Glück nicht hinter jener Clique politischer Schreier und Wühler aus dem Lager der Wissenschaft; es ist teils viel zu klug, teils zu indifferent, um sich mit seinen Nachbarn in einen Krieg auf Leben und Tod einzulassen, es handelt immer noch nach dem griechischen Sprichwort: „Erst sieh nach deinem Nachbar und dann nach der Sonne!“

Immerhin wird die griechische Reformpartei innerhalb des Königreichs noch manchen Kampf zu bestehen haben, ehe sie die chauvinistischen Reaktionäre aus dem Felde schlägt, denn die offiziellen Vertreter des griechischen Staates ziehen leider mit den Reaktionären an einem Strange, und es scheint unter diesen Umständen nicht ausgeschlossen, daß das paradoxe Wort zur Wahrheit wird, daß das freie Griechenland von dem unfreien, aber politisch weniger vergifteten Griechentum der Türkei wird befreit werden müssen, zumal nachdem diese in einen Verfassungsstaat verwandelt ist und ihren Völkern eine Mitwirkung an der Regierung ermöglicht.

Hier eröffnen sich tatsächlich ganz neue Durchblicke für eine Regenerierung des Griechentums. Und zwar in doppelter Hinsicht: erstens werden diese bisher unfreien Griechen gezwungen, sich ihrer politischen Rolle bewußt zu werden, sich politisch zu organisieren, und zweitens werden sie durch das parlamentarische System dazu erzogen, sich als Glied einer großen Gemeinschaft zu fühlen und die übrigen Glieder als gleichberechtigt anzuerkennen. In dieser politischen Selbstdisziplinierung, in der Bändigung aller byzantinischen Instinkte sehe ich den Hauptwert des türkischen Parlaments für die Griechen der Türkei, nicht darin, daß sie die Majorität erringen, was sie gern möchten (sie haben trotz ihrer verhältnismäßig geringen Zahl von dreiundzwanzig Abgeordneten immerhin die höchste Vertretung aller nichttürkischen Elemente erreicht). Vorrechte haben sie durch die Machtstellung des Patriarchats genug erlangt, ohne den rechten Gebrauch davon zu machen; jetzt sollen sie zeigen, was sie aus eigener Macht vermögen, oder vielmehr aus eigener Kraft, aus der innern Kraft ihres Volkstums, nicht aus dem traditionellen Allmachtsdünkel eines abgetragenen Herrrentums heraus. Sie sind jetzt keine Rajahs mehr, aber auch keine Herrenrasse, sie sind eins der Völker, die gerade jetzt, nach den raffinierten Wahlmanövern der Jungtürken, fest zusammenstehen müssen mit den übrigen der ebenfalls unterdrückten christlichen Völker. Die Griechen werden erst dann in der Türkei wirklich stark sein, wenn sie darauf verzichten, sich über fremde Ungerechtigkeit zu beklagen und auf fremde Hilfe zu rechnen, sondern allein einen festen Rückhalt suchen in ihrer eignen zähen, durch Jahrtausende bewährten Volkskraft. Das Verdienst der Reformen im freien Griechenland und das der Jungtürken in der

Türkei wird es sein, daß sie beide helfen werden, die Nabelschnur zu zerschneiden, die den werdenden griechischen Staats- und Volksorganismus noch mit der byzantinischen Vergangenheit verbindet und ihn an einer freien, zeitgemäßen Entwicklung hindert. Die brachliegende reiche Volkskraft muß für positive und produktive Aufgaben nutzbar gemacht werden, die gebildeten Griechen müssen aufhören, sich fast ausschließlich den traditionellen Berufen des Juristen, des Arztes, des Lehrers zu widmen, und müssen in weitem Umfang anfangen, sich den modernen Wissenschaften, der Nationalökonomie, der Technik und der Landwirtschaft zuzuwenden, wie es ihre Todfeinde, die Bulgaren, schon längst mit Erfolg tun*); dann wird auch ihr Hauptübel, das gelehrte Proletariat der Städte, beseitigt und die besonders für die gefährdeten Gebiete in Mazedonien und Thrazien so verhängnisvolle Landflucht verhütet werden. Denn gerade die Selbsttätigkeit — nicht die im Café, sondern die auf der Scholle — ist eine Hauptbedingung für ihren Erfolg im Nationalitätentkampf auf der Balkanhalbinsel. Die lange einseitige Betonung des Handels hat die Griechen ähnlich den Juden über den ganzen Erdball getrieben und jenen kosmopolitischen Zug in ihnen ausgebildet, auf den sie so stolz sind, der aber ihrer Stellung als Nation nicht günstig ist. Noch in den letzten Jahren hat die Auswanderung aus Griechenland nach Amerika einen bedrückenden Umfang angenommen, sodaß in sechs Provinzen (drei im Peloponnes und drei auf den Inseln) die Bevölkerung in den letzten elf Jahren abgenommen hat, in einigen um sieben Prozent, im ganzen um mehr als zwanzigtausend — bei einer Gesamtbevölkerung von $2\frac{3}{8}$ Millionen eine bedenklich hohe Zahl. Sollte es nicht gelingen, künftig diesen Auswandererstrom in die gefährdeten Gebiete der Türkei zu lenken, wo er der nationalen Sache zugute käme, statt ihr verloren zu gehen?

Das Königreich Griechenland ist in Gefahr, ein absterbender Ast an dem Baume der europäischen Staatenfamilie zu werden; schon darum ist ein lebendiger Kontakt zwischen ihm und dem griechischen Kernlande in der Türkei dringend notwendig, vor allem aber auch darum, weil die tüchtigsten, zähesten und rührigsten Griechen die des Nordens, die von Epirus und Südmazedonien sind. Diese sind berufen, das isolierte Griechenland an Europa anzugliedern und ihm wieder eine achtunggebietende Stellung auf der Balkanhalbinsel einzuräumen. Kreta ist nur eine Kraftprobe für das miteinander ringende Türkentum und Griechentum; die Jungtürken wissen ebenso gut, daß sie Kreta niemals dauernd behaupten werden, wie die Griechen wissen, daß sie es nicht dauernd entbehren werden. Wohl aber hoffen die Jungtürken, das Griechentum am Balkan mattzusetzen, politisch und wirtschaftlich: jenes durch die Drohung, in Thessalien einzumarschieren, dieses durch den Boykott griechischer Waren. Die Jungtürken haben eben erkannt, daß die privilegierte Stellung der griechischen Gemeinden in der Türkei

*) Von den 51 Bulgaren, die im letzten Sommersemester an der Leipziger Universität studierten, widmeten sich allein 36 dem Studium der Landwirtschaft, von den zehn Griechen dagegen nicht einer!

selbst nur ein Rest des alten Régimes ist, mit dem sie brechen wollen, und daß sie nun mit allen Mitteln die Griechen mürbe machen wollen. Diese aber klammern sich mit der ganzen Angst des um seine Stellung Bedrohten gerade an dieses alte Régime, freilich nicht soweit es türkisch, sondern soweit es griechisch-byzantinisch ist. Die Jungtürken wollen mit ihrer Vergangenheit brechen, die Griechen aber wollen die ihrige aufrechterhalten und kommen damit in Gefahr, noch hinter den Türken zurückzubleiben. Das Schicksal Kretas ist im Begriff, das Schicksal des Griechentums in der Türkei zu entscheiden.



Johann Friedrich von Schultes Lebenserinnerungen

Von Carl Jentsch

2



Im Kulturkampfe ist auf beiden Seiten schwer gefehlt worden. Für den Ausbruch sind verantwortlich zu machen der Papst mit seinen unerhörten Provokationen und die Führer der deutschen Katholiken, Ledochowski und das Zentrum, mit ihrer ebenso unverschämten wie törichten Zumutung, Kaiser Wilhelm solle sich und dem deutschen Volke zu dem schweren Kriege gegen Frankreich noch einen Krieg gegen Italien aufbürden, um den glücklich beseitigten jämmerlichen Kirchenstaat wiederherzustellen. Den ultramontanen Übermut einzudämmen, war notwendig. Daß es nicht in der richtigen Weise geschah, ist zu bedauern. Daß die Bischöfe den Maigesetzen den Gehorsam versagen und in ihrem Widerstande die katholische Bevölkerung für sich haben würden, hätte die Regierung voraussehen können. Schulte beruft sich in der Verteidigung dieser Gesetze wiederholt darauf, daß sich doch die österreichischen Bischöfe ganz ähnlichen Bestimmungen gefügt hätten. Da ich den Wortlaut dieser Bestimmungen nicht kenne, vermag ich nicht zu beurteilen, ob sie in der Tat mit den preußischen Maigesetzen identisch sind. Sollten sie das jedoch auch sein, so wäre zu bedenken, daß die Lage beider Episkopate grundverschieden war. Möchte die österreichische Regierung auch tief ins innere Heiligtum der Kirche hineinregieren — das hatte sie ja von jeher getan —, daß sie dabei die Absicht verfolge, ihre Untertanen mit sachtem Zwang in den Protestantismus überzuführen, war nicht im mindesten zu fürchten; ist doch das Kaiserhaus gut katholisch und manches seiner Mitglieder der Bigotterie ergeben. Dagegen ließ sich den Hohenzollern eine solche Absicht um so eher zutrauen, als sie der begeisterten Zustimmung der protestantischen Mehrheit zu solchen Plänen gewiß sein durften. Sodann aber waren die im josephinischen Geiste erzogenen österreichischen Geistlichen, namentlich die höhern, so sehr gewöhnt, sich als Staatsbeamte und erst in zweiter Linie als Kirchenbeamte

zu fühlen, daß ihnen Widerstand gegen die Staatsregierung als eine Monstrosität erschienen sein würde. Schwarzenberg hat dem Herrn von Schulte einmal erzählt, er habe einen seiner Suffraganbischöfe auf das Tridentinische Ehedekret aufmerksam gemacht, der aber habe erwidert, die Statthalterei habe ihm die Tridentinischen Beschlüsse noch nicht einmal bekannt gemacht. Dagegen hat sich der preußische Episkopat dem Staate gegenüber immer als eine selbstständige Macht gefühlt, was ganz selbstverständlich ist, da ja der König zwar summus episcopus der evangelischen aber nicht der katholischen Kirche ist; dieses kann er so wenig sein wie etwa Oberrabener. Schulte erkennt übrigens auch an, daß die Maigesetze nicht in allemweg untadlig gewesen seien, beklagt, daß man bei ihrer Ausarbeitung seine Ratschläge nicht befolgt habe, und zeichnet die Grundzüge für eine zukünftige bessere kirchenpolitische Gesetzgebung, die vor allem keine Verletzung der Gewissen enthalten dürfe. Leider ist die Grenze zwischen einer wirklichen und einer bloß eingebildeten Verletzung der Gewissen recht schwer zu bestimmen. Sehr zu beachten ist der Nachdruck, den Schulte auf wirkliche Gewissensfreiheit legt, zu der gehöre, daß der Staat auf jeden Zwang in Beziehung auf die Bestimmung der Konfession der Kinder verzichte. Diese gehe ihn gar nichts an. Er habe sich in diese Dinge, die lediglich Sache der Eltern, Verwandten und Vormünder sei, gar nicht einzumischen, habe also nicht anzuordnen, in welcher Konfession die Sprößlinge gemischter Ehen zu erziehen seien, und dürfe in der Schule keinen Religionsunterricht erteilen lassen. Katholischer Religionsunterricht bedeute unter den heutigen Umständen zwangsweise Einflößung ultramontaner Gesinnung, und es sei doch absurd, daß eine protestantische Regierung solchen Zwang ausübe. Schulte hat theoretisch vollkommen recht. In praxi jedoch ist der preußische Staat so eng mit der evangelischen Kirche verwachsen, daß er sich der ihm von dieser übertragenen Pflicht, für die religiöse Unterweisung der Kinder zu sorgen, nicht gut entziehen kann, und als paritätischer Staat hält er sich für verpflichtet, denselben Liebesdienst (wenns einer ist; bekanntlich erzeugt gerade der Religionsunterricht nicht selten Haß gegen die Religion) auch seinen katholischen Untertanen zu erweisen. Das von der Mehrheit des Volkes gebilligte Schulunterhaltungsgesetz von 1906 hat denn auch die grundsätzliche Konfessionalität der Volksschule aufs neue festgelegt. Die andre Forderung Schultes könnte dagegen leicht erfüllt werden. Wollte die Regierung darauf verzichten, sich in die Wahl der Konfession für verwaisete Kinder einzumischen, so würde sie im Landtage kaum auf ernstlichen Widerstand stoßen.

Kann man es den preußischen Bischöfen nicht verargen, daß sie den Maigesetzen den Gehorsam verweigerten, so ist doch nicht jede einzelne ihrer Kampfmaßregeln zu billigen. Mit Entrüstung hat mich erfüllt und erfüllt mich heute noch die perfide Art, in der sie der Einführung der Zivilehe begegnet sind. Nach der katholischen Kirchenlehre ist die Ehe ein Kontrakt, der

durch die übereinstimmende Erklärung der Kontrahenten geschlossen wird; sofern diesem Vertrage der sakramentale Charakter anhaftet, sind die Rupturienten die Auspender des Sakraments. Bis zum Tridentinum hatte die Kirche irgendwelche Formen für die Abschließung des Vertrags nicht vorgeschrieben; zwar empfahl sie dringend die altchristliche Sitte der feierlichen Einsegnung der schon (gewöhnlich durch die vom Brautvater vollzogene Übergabe der Braut an den Bräutigam) geschlossenen Ehe, aber niemals wurde gelehrt, daß die Einsegnung zur Gültigkeit der Ehe erfordert werde. Infolgedessen nahm der Unfug der Winkelen (matrimonia clandestina) überhand, die manchmal Kinderehen waren, weil nach der vom kanonischen Recht recipierten Bestimmung des römischen Rechts der Knabe mit vierzehn, das Mädchen mit zwölf Jahren ehemündig ist. Das Tridentinum hat nun, um dem Unfug zu steuern, bestimmt, daß zwar die bis dahin geschlossenen Winkelen für gültig zu erachten seien (hat sogar die die Gültigkeit Leugnenden mit dem Anathem belegt), daß dagegen in Zukunft nur solche Ehen gültig sein sollen, die vor dem zuständigen Pfarrer und zwei (andern) Zeugen abgeschlossen sind. Aus dem Zusammenhange geht hervor, daß der Pfarrer dabei nicht als Priester, sondern nur als vornehmster Zeuge fungiert, und daß er zur Erfüllung dieser Vorschrift nicht einzusegnen, sondern nur zu beurkunden hat. Natürlich geschieht das auch, wenn er zugleich einsegnet, wo dann die kirchliche Handlung und die Beurkundung in eins zusammenfallen. Das tridentinische Dekret, das die drei Zeugen, deren einer der Pfarrer sein muß, sowie das dreimalige Aufgebot vorschreibt, hat lediglich den Zweck, für die Notorietät der Eheschließung zu sorgen und dadurch sowohl dem leichtsinnigen Abschluß wie dem leichtfertigen Bruch des Ehebundes vorzubeugen. Daneben wird denn allerdings auch die altherkömmliche feierliche Einsegnung dringend empfohlen, aber diese kirchliche „Trauung“ als Form der Eheschließung aufzufassen, entspricht durchaus nicht dem katholischen Eherecht, das ist vielmehr Gewohnheitsrecht in den lutherischen Staaten geworden. (Voraussetzung der Gültigkeit sowohl der vortridentinischen wie der tridentinischen Ehen ist selbstverständlich, daß kein trennendes Ehehindernis vorliegt; das Recht von Kirche und Staat, solche Ehehindernisse festzusetzen, soll hier nicht untersucht werden.) Wenn nun der Staat der Kirche die Mühe abnahm, für die Notorietät und dadurch sowie durch die vorgeschriebene feste Form und die Beurkundung des Vertrags für seine Sicherung zu sorgen, konnte, ja mußte da der Episkopat nicht sagen: die tridentinische Vorschrift ist fortan überflüssig? Wobei dann die Gläubigen immerhin noch gemahnt werden konnten, wie das ja auch die tridentinischen Väter getan hatten, der vor dem Standesbeamten abgeschlossenen Ehe durch die feierliche Einsegnung in der Kirche die religiöse Weihe geben zu lassen. Was die Ehehindernisse betrifft, so werden die moralisch und rechtlich begründeten unter ihnen wie zu nahe Verwandtschaft und error in persona auch vom Staate anerkannt, von den übrigen aber ist in Rom

Dispens zu bekommen — für Geld, und wenn Rom nicht den Verdacht begründen will, daß es ihm mehr ums Geld als ums Seelenheil zu tun ist, muß es in diesem Falle ganz allgemein darauf verzichten, diese so leicht zu beseitigenden Nichtigkeitsgründe geltend zu machen. Statt dessen — was tun die Herren Bischöfe? (Der Breslauer wenigstens hat es getan, vermutlich doch nach Verabredung mit seinen Amtsbrüdern.) Sie befehlen den Pfarrern, das tridentinische Ehedekret zu publizieren. Bis dahin hatte im Norden dieses Dekret für nicht publiziert gegolten, und darum waren dort nach dem römischen Kirchenrecht die ohne Assistenz des zuständigen Pfarrers in der evangelischen Kirche geschlossenen gemischten Ehen gültig (Ehen unter Nichtkatholiken: Häretikern, Juden und Heiden, werden von dem Dekret überhaupt nicht berührt, behalten also ihre naturrechtliche Gültigkeit; die neuesten Verordnungen des jetzigen Papstes über diesen Gegenstand besitze ich nicht). Die Publikation hatte nun die Wirkung, daß die Katholiken die vor dem evangelischen Geistlichen geschlossenen gemischten und alle bloß vor dem Standesbeamten geschlossenen Ehen für ungültig ansehen mußten. Das Tridentinum hatte mit dem Anathem jeden belegt, der die Gültigkeit der vor seinem Dekret geschlossenen Winkelen unzüchtiger Kinder leugne, und die preussischen Bischöfe erklärten die vom Staate mit allen Garantien ausgerüsteten Ehen Erwachsener für ungültig! Hier war es offenkundig, daß nicht die Sorge um das Seelenheil und nicht die Sorge für die Heilighaltung der Ehe, sondern allein das hierarchische Interesse den Ausschlag gegeben hatte: die Bischöfe gebrauchten das tridentinische Dekret als ein Mittel, die Gläubigen zu schrecken, durch Gewissensbisse zu ängstigen und so in Abhängigkeit von sich zu erhalten, überhaupt durch Monopolisierung des Eherechts ein Machtgebiet zu behaupten, das ihnen die historische Entwicklung überwiesen, und nachdem ihre vikariierende Rolle ausgespielt war, wieder genommen hatte.

Es freut mich nun, bei Schulte eine Abhandlung zu finden, die es noch klarer macht, daß es den tridentinischen Vätern um nichts als um die Notorietät der Eheschließung zu tun war und gar nicht eingefallen ist, die Gültigkeit der Ehe von der kirchlichen Trauung abhängig machen zu wollen. Er teilt darin einiges aus den amtlichen Protokollen der Konzilsverhandlungen mit, die August Theiner 1874 veröffentlicht hat. Im ersten Entwurf war nur von drei Zeugen die Rede; erst auf den Antrag des Kardinals von Lothringen und anderer wurde vereinbart, daß einer der drei Zeugen ein Priester und zwar der Pfarrer sein solle. Andre hatten in Beziehung auf die Zeugen andres vorgeschlagen; nur einige wenige wollten die kirchliche Einsegnung zur Bedingung der Gültigkeit machen. Von großem Einfluß war der Vorschlag des Königs von Frankreich: „die uralten Feierlichkeiten wiederherzustellen, die Ehen öffentlich und in der Kirche zu schließen, jedenfalls in Gegenwart des Pfarrers oder eines andern Priesters und dreier oder noch mehrerer Zeugen, die Ehen der Kinder ohne elterlichen Konsens überhaupt oder doch bis zu einem bestimmten Alter für

ungiltig zu erklären.“ Mehr als der dritte Teil der Väter wollte von dem Dekret überhaupt nichts wissen, weil die Kirche schlechterdings nicht das Recht habe, eine durch freien Konsens geschlossene Ehe zu annullieren. Von den charakteristischen Äußerungen einzelner Bischöfe, die Schulte mitteilt, seien nur zwei angeführt. Der von Modena: „Der Staat kann die verbotnen Grade einschränken, folglich kann es um so mehr auch die Kirche.“ Dagegen der von Leiria: „Der Kontrakt im allgemeinen untersteht seiner Natur nach dem Staate, weil es dessen Sache ist, alles zum öffentlichen Wohle erforderliche zu ordnen, folglich auch der Ehevertrag; denn obwohl dieser Vertrag im christlichen Staate die Natur eines Sakraments erlangt hat, hat er doch die eines Vertrages nicht verloren.“ Daß die weltliche Obrigkeit die Form der Eheschließung bestimmen und ändern und Ehen annullieren könne, behaupten mehrere.

Einige der Schulteschen Aufsätze sind der Kritik der geistlichen Orden und ihrer Tätigkeit gewidmet. Die Verdienste der Krankenpflegerorden werden anerkannt, die Aushilfe in der Seelsorge, die Ordensleute leisten, wird für überflüssig, die Leitung von Schulen durch Mönche und Nonnen für schädlich erklärt, die vermeintliche Wohlfelheit des geistlichen Unterrichts rechnerisch widerlegt. Die biographischen Skizzen sind meist Nekrologe. Falls Verdienste hat Schulte in der Kölnischen Zeitung bei des Ministers Lebzeiten gefeiert — am 3. Juli 1879, als dessen Entlassungsgeßuch bekannt wurde. Wir können nicht hoffen, schreibt Schulte in der Einleitung, „unsre Stimme werde auch nur gehört, geschweige denn beachtet werden. Sollte aber dennoch unser Wort nicht ohne Eindruck bleiben, das Volk würde es zu schätzen wissen; verhallt es klanglos, wir erfüllen eine Pflicht der Gerechtigkeit, indem wir uns zum Organe der Stimmung machen, die Millionen preußischer und deutscher Bürger in diesen Tagen bewegt.“ Sehr interessant ist die Untersuchung „Herkunft und Alter von deutschen Gelehrten aller Art“ auf Grund der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ bis zum letzten Dezember 1899. Es sind nicht eigentlich Gelehrte gemeint, sondern alle Angehörige der akademisch gebildeten Stände, die in die Deutsche Biographie Aufnahme gefunden haben. Das Hauptergebnis lautet: das evangelische Pfarrhaus steht an der Spitze, aus ihm ist die bei weitem größte Zahl bedeutender Männer hervorgegangen. An zweiter Stelle steht das Haus des Juristen, dann folgt das des Arztes, des Philologen, das Schulhaus, die Offiziersfamilie. Das Haus des Schulstellers hat einen berühmten Sprößling aufzuweisen, Windelmann, das Forsthaus zwei, allerdings weniger berühmte: den Germanisten Zacher und den Juristen und Dichter Schleich. Der Adel wird nicht in den statistischen Teil eingereicht, sondern es wird von ihm nur gesagt, daß er eine erhebliche Zahl großer Staatsmänner hervorgebracht habe — und außerdem die meisten der weniger großen darf man für Preußen und auch für andre Staaten wohl hinzufügen. Den Schluß der Sammlung machen Mitteilungen, die Ergänzungen der Lebenserinnerungen im engern Sinne des Wortes genannt werden müssen, darunter Briefe des Großherzogs von Baden an Schulte, Gespräche mit Bismarck über

das Verhalten der doktrinären Nationalliberalen im Jahre 1874, das eine Kanzlerkrisis heraufbeschwor, und „Erinnerungen an Graf Caprivi“. Als eine Quelle für die deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert werden diese drei Bände Lebenserinnerungen immer geschätzt werden.



Große Berliner Kunstausstellung 1909



nnähernd zweitausend Kunstwerke umfaßt diesmal die Ausstellung am Lehrter Bahnhof. Wer mag, sagen, was aus den vielen unverkauften Bildern wird, die in jedem Jahre unsere großen Ausstellungen füllen! Welche Menge geht daneben noch durch die Ausstellungen der Kunsthandlungen! Auf keinem Markte übersteigt das Angebot die Nachfrage so bedeutend wie auf dem Kunstmarkt, und dazu bilden die Akademien alljährlich einen sich fortgesetzt vermehrenden Nachwuchs heran!

Da auch der bildende Künstler leben will, so ist es verständlich, daß bei der starken Konkurrenz mancher die Parole „Aufpassen um jeden Preis!“ zur Richtschnur seines Schaffens macht. Daher dann die Entgleisungen, wie man sie in der Sezession bewundern kann.

Im ganzen hält sich die Große Berliner von Geschmacklosigkeiten frei; es ist eine Fülle von guten, das Mittelmaß überragenden Werken vorhanden, daneben natürlich auch vieles, was bei einer so großen Anhäufung mitläuft und entbehrt werden könnte.

Der Hauptanziehungspunkt liegt in den Sonderausstellungen, die eine instruktive Übersicht über das Schaffen bestimmter Künstlergruppen sowie einzelner Künstler geben.

Das Historienbild ist nur in einigen Exemplaren vertreten, Porträt und vor allem die Landschaft überwiegen. Der sogenannte Ehrensaal, der sonst Repräsentations- und Kriegsbilder enthielt, hat sich zu einer Porträtgalerie von Künstlern umgewandelt, in der bedeutende Bildnisse von Cornelius an bis auf Menzel und von noch lebenden Meistern enthalten sind. Cornelius, der große „Gedankenmaler“, dem keine Zeit gerecht geworden ist, und der in Berlin so große Enttäuschungen erlebte, ist von E. v. Heuß gemalt, Menzels Jugendbildnis aus dem Jahre 1843 stammt von Magnus. Der lebenswürdig-freundliche Ausdruck steht in grellem Gegensatz zu dem mürrisch-verdrießlichen Gesicht des Meisters, das Schulte im Hofe einige Jahre vor Menzels Tode malte, und das ebenfalls vorhanden ist. Selbstbildnisse stellen aus Scheurenberg, der von Düsseldorf über Kassel seinen Weg nach Berlin fand, der Berliner Akademie-direktor Anton von Werner, der sich auf diesem Bilde ganz lebenswürdig gibt, der Präsident der Ausstellung Hans Vooschen, der sich um das äußere Arrangement

der Ausstellung sehr verdient gemacht hat, Carl Sohn, Bantier, Gustav Richter, Röbbecke, Artur Kampf, Eduard Magnus und andre. Auch das Selbstbildnis Anton Graffs mit dem grünen Schirm, eine der besten Arbeiten des berühmten Porträtmalers, ist zur Ausstellung gekommen. Von Böcklin ist eine Skizze zu einem Porträt von Lenbach vorhanden, von dem verstorbenen Aquarellmaler Passini ein Bildnis vom Grafen Harrach, von Harrach ein Bildnis Passinis, der Düsseldorfener Peter Janssen zeigt in einem Gruppenbild (Eigentum der Düsseldorfer Kunsthalle) Andreas Achenbach und Direktor Röber; Wendemann malte den Schlachtenmaler Camphausen, Otto Engel den Maler Staffen, Sophie Koner ein Bildnis ihres Mannes, Koner den Landschaftsmaler Eugen Bracht. Guffow, der vor zwanzig Jahren in Berlin über Gebühr geschätzt wurde, ist mit einem Porträt des Geheimrats von Kayser vertreten. Diese interessante Künstlergalerie gibt einen Überblick über die Entwicklung der Porträtmalerei eines Jahrhunderts und ist schon aus diesem Grunde, ganz abgesehen von der künstlerischen Bedeutung der einzelnen Werke, dankbar zu begrüßen.

Von den Sonderausstellungen ist die der „Düsseldorfer Künstlergesellschaft“, obwohl sie einige Namen von gutem Klange aufweist, diesmal nicht die hervorragendste. Josse Goossens stellt ein großes Plakatbild aus, das die Einführung der Blütenpapierfabrikation in Bergisch-Gladbach durch die Holländer 1588 zeigt, eine Arbeit, die nicht interessiert, so wenig wie der Freischärlerkrieg von Kohlrausch. Claus Meyer macht in seinem holländischen Interieur (Der Kunstfreund) den Versuch, sich den ganz Modernen durch pointillistische Technik zu nähern, was der Wirkung nur Eintrag tut. Er hat in seinen besten Bildern durch flächenhafte Manier bessere Wirkungen erreicht. Fritz v. Wille, Macco, Liesegang, Heinrich Hermanns und Westendorp retten den Ruf der Düsseldorfer Landschaftler, auch Kröner ist mit einem seiner vortrefflichen Jagdbilder vertreten. Die Kavaliere an einer dörflichen Brandstätte von Pohle, ein Bild aus der Popfzeit, ist frisch und lebendig gemalt. Zwei kleine Bildchen von Wilhelm Schreuer fallen auf: eine Gesellschaft bei Lampenlicht um eine Bowle versammelt, und eine Damengruppe mit einem Hündchen. In diesen Arbeiten steckt eine Kunst, die noch viel erwarten läßt.

Der neue „Künstlerbund Bayern“ enttäuscht im ganzen. Neben einem Städtebild von Ernst Liebermann, einem guten Porträt Paul Heybes von Kunz-Meyer, Siecks oberbayrischer Landschaft ist manches leere Bild, das dem Gesamteindruck nicht förderlich ist. Ganz anders wirkt die Luitpoldgruppe, wo Walter Thor mit einer Dachauerin und einem spielenden Kind und ein neuer Name, Heinrich Brüne, mit zwei prachtvoll gemalten Porträts an der Spitze marschieren, außerdem Hans Wölke mit einigen seiner tief empfundenen Stimmungslandschaften und Heider mit einem Februarstag vertreten sind.

In der Münchner Künstlergenossenschaft bringt F. A. v. Kaulbach mit dem Bildnis Joseph Joachims eines seiner vornehm gesehenen und wiedergegebenen Porträts. Alois Erdelt stellt ein Porträt seines Vaters aus, unberührt von moderner Technik, aber ein erfreuliches Bild, das viel Feinheiten

aufweist. Die Landschaft ist durch Boß, Meingolt, Leuteritz und O'Dynch of Town mustergiltig vertreten. Auch einige Plastiken, wie die Bronzestüde des Zeichners Heine von Beyrer und eine Porträtbüste von Dasio, fesseln die Aufmerksamkeit der Besucher.

Wohl mit das Erfreulichste in der Ausstellung bietet der Künstlerbund Karlsruhe, besonders in der Landschaft. Hier ist so viel intimes Eingehn auf die feinsten Schönheiten, so viel individuelles Leben, so viel Helligkeit und Wärme, daß man seine helle Freude daran haben kann. Nagel und Kampmann, v. Volkmann, Leiter und Konz mögen von den vielen Tüchtigen genannt sein. Schönlebers große Kunst wird an einer Reihe von Studien sichtbar, die die Eigenart des Meisters zeigen.

Von den Sonderausstellungen einzelner Künstler macht sich die Oskar Zwintschers (Weissen) bemerkbar. Unzweifelhaft ein ganz starkes Talent, das eigne Wege geht, dabei aber die Sonderbarkeiten des einsam Schaffenden nicht vermeidet. Zwintscher ist ein eminenter Zeichner und versteht auch zu malen, aber wenn er einen unschönen, nackten Frauenkörper neben einem Perlmutterkästchen malt, so weiß man nicht recht, warum das überhaupt gemalt wird. Hier ist viel tüchtiges Können nutzlos vertan. Ganz vortrefflich sind einige einer Porträts, deren minutiöse Durchführung doch den Gesamteindruck nicht stört. In unmittelbarer Berührung mit Mittschaffenden würde Zwintscher vielleicht manches Unerquickliche abschleifen und einen reineren Genuß gewähren.

Auch der vielseitige und bewegliche Ludwig Dettmann ist mit einer kleinen Sonderausstellung vertreten. Sein Mädchen aus Friesland, sein Picknick, aus früherer Zeit stammend, sowie eine Reihe kleinerer Arbeiten fesseln durch die Unmittelbarkeit der Anschauung ebenso wie durch die technische Beherrschung der Mittel. Dettmann ist ein Künstler, der immer interessiert, auch da, wo er sich, wie in der Heiligen Nacht, einmal vergreift.

Ebenfalls aus Friesland und Föhr holt sich Otto Engel zum Teil seine Motive. Die kleine Ausstellung seiner Arbeiten beweist, mit welcher Liebe er sich in das Stückchen Erde vertieft hat, zu dem er allsommerlich wieder zieht, um sich neue Anregung zu holen. Seine Sturmflut zeigt ihn auch als hervorragenden Landschaftsmaler, seine Grablegung mit dem feinen Kopf des Joseph von Arimathia, zu dem der Vater des Künstlers, der Chefredakteur des Reichsboten, als Modell gedient hat, zeigt ihn auch solchen Aufgaben gewachsen. Es ist, wie die Sturmflut, eine ältere Arbeit, während das Kinderfest, wo es galt, eine Fülle von Figuren zu bewältigen, neuern Datums ist.

In den sonstigen Sälen sind fast alle Namen, die in der deutschen Kunst einen Klang haben, vertreten, aber die Fülle ist zu groß, um auf Einzelheiten einzugehn. Nur einige Ausländer, die uns mehr oder weniger etwas zu sagen haben, mögen noch erwähnt sein: einige Damenporträts des Amerikaners John Sargent, der schon durch seine Ausstellungen in den Sälen der Akademie am Pariser Platz den Berlinern bekannt ist. Er nähert sich den großen englischen Porträtmalern und bringt neben allem eleganten Schliff doch in der Haupt-

fache individuelle Menschen zur Darstellung. Der Engländer Whistler hat eine Studie von Cremona Garbens ausgestellt, die aber so sehr in den äußersten Anfängen stecken geblieben ist, daß man mehr ahnt als sieht. Sein Landsmann Charles Ricketts malt ein Skelett als Kunstkritiker. Er scheint kein Freund der Kritik, hat sie aber nicht zu fürchten, denn seine Messaline und sein Don Juan sind in ihrer Art hervorragende Arbeiten. Eine Landschaft von Daubez (Paris) fesselt durch die feine Wirkung des Lichtes, der Sommer von Gaston la Touche und dessen Spanisches Fest sind Bilder, auf denen koloristische Feinheiten mit großer Bravour, wenn auch nicht mit strenger Anlehnung an die Natur, versucht wurden. Auch einige Wiener haben sich eingefunden: Egger-Lienz mit einem Totentanz von Anno Neun, ungeschlachte, fast karikierte Bauerngestalten, in rötlich-braunen Tönen gemalt, sehr unwahr und unerfreulich, ohne jeden monumentalen Zug, in demselben Raum aber ein hervorragendes Damenporträt von Adams und das Bildnis eines Mannes von Krausz.

Die Plastik zeigt im ganzen wenig Bemerkenswertes, aber eine Fülle von Mittelgut. Wandschneiders Achilles, Brütts Brunnenfigur, Gasteigers Pferdebändiger ragen durch einen Hauch monumentaler Größe hervor. Viel Antikifizierendes ist vorhanden, das aber von der persönlichen Note der Künstler keine Anschauung gibt. Eine Anzahl guter Büsten muß dafür entschädigen.

Von Ludwig Hoffmann sind in einem Zimmer Abbildungen seiner Berliner Bauten ausgestellt, die den großen Zug dieses genialen Architekten zeigen, in einem andern Raum Zeichnungen der Friedenauer Einfüchelhäuser von Gekner, von Drescher und Berghoff der Entwurf eines Rathauses für Spandau, von Brurein der Entwurf eines Bahnhofs für Darmstadt.

Der Verband der Illustratoren bringt in buntem Durcheinander eine Fülle von Gutem und Minderwertigem, übt aber auf die Mehrheit der Besucher durch den stofflichen Inhalt einen nie versagenden Reiz aus.

H. Eisenträger



Meine Jugend und die Religion

Von Ludwig Germersheim

(Fortsetzung)

8. Heiligendämmerung, neue Heilige



In diese Zeit lehnten sich mein Verstand und mein Gemüt gegen den Marien- und Aloysiuskult auf, der uns Schülern empfohlen, ans Herz gelegt, anerzogen wurde, je nach unsrer Empfänglichkeit. Ich nahm der Schutzheiligen des Frankenlandes ihre Gleichgiltigkeit gegen die Not der Hezen übel, und der Patron der studierenden Jugend war mir in tiefster Seele unsympathisch. Sein Name, seine Heimat, sein Aussehen, sein Leben, alles, was ich von ihm hörte, stieß mich ab. Es lebte in mir eine tiefe Abneigung gegen alles Romantische, eine mächtige Vorliebe für germanische Körper- und Geistesart. Der bleiche junge Priester Aloysius

mit den niedergeschlagenen Augen war mir zuwider. Seit das Grauen vor dem Schicksal der Frankenapostel und des heiligen Vitus meine Seele gepackt hatte, war ich diesen leidenden, alles tragenden Menschen abgeneigt. Keiner fand in meinem Herzen Eingang. Nur der heilige Petrus, als er zum Schwerte griff, und der Helfer in der Hungersnot, der heilige Nikolaus, den ich mir so vorstellte, wie er im Struwwelpeter gezeichnet war, und um dessen behagliche, breite Gestalt ein Lichtfaden lief, der vom Weihnachtsbaum kam, waren mir in ihrem Handeln verständlich und vertraut. Sie standen mir nur als Menschen nah, Heilige wohnten nicht in meiner Seele. Aber ich sehnte mich in meiner Armut und Angst nach einem, an den ich glauben konnte.

Und ich fand einen. Wie die kühnenden Klänge der Signale zog er vom Hexenbruch in meine Seele, die noch von ihren schweren Träumen heiß war. Vor 250 Jahren hatte er, ein Engel des Herrn, die Flammen des Feuerofens geteilt, worin so viele arme Frauen vernichtet worden waren, zu dem er selbst, bevor er seine Aufgabe erkannte, Hunderte von Hexen als Seelsorger geleitet hatte, und nun zogen sein Name und die Kunde von seiner unvergleichlichen Tapferkeit und Hilfsbereitschaft wie kühle Engelsittiche durch meine Seele. Friedrich von Spee machte mich vollends heil von den heißen, hangen Träumen, aus denen mich die Signale geweckt hatten. Er milderte den Gegensatz, in den ich mit meinem Volke durch die Empörung über den Hexenwahn geraten war, und er war der erste Priester, der mir das Kleid des katholischen Geistlichen vertrauter machte.

Aber als ich ein Bild von ihm sah, enttäuschte es mich sehr, daß auch er das Barett trug, das mir besonders zuwider war. Seine Gedichte, die ich in dem Bändchen der Universitätsbibliothek kennen lernte, gefielen mir nicht, ich hatte kein Verständnis für ihre religiöse Innigkeit, aber seine Verje und sein Bild störten mir die Vorstellung heldenmütiger Menschenliebe nicht, die sich aus so tröstlichen Gedanken ergaben wie: Er hats gewagt, er hat das erste Wort gegen den Hexenwahn gesprochen, er hat das eigne Leben aufs Spiel gesetzt und Tausenden von Frauen ihr Leben gewonnen, das ohne ihn dem Moloch des Wahns verfallen wäre. Sein Freund, der Erzbischof von Mainz, verbot in seinem Fürstentum die Hexenprozesse. Er stand vor meiner Seele als etwas Gutes, Großes, Lichtes. In diesem Glanze verging das Bild, das ich von ihm gesehen hatte. Ich ahnte an ihm Züge von meinen Eltern, von dem jüdischen Arzt, ich träumte ihn beschwingt, gelodt, gewappnet, gewaltig und mild wie den Schutzengel meiner Kindheit, wie den Kampfsengel, der mir später in Wilbern begegnet war, wie Siegfried, den ich zuerst in Erzählungen, dann in dem schmerzlichen Liebe von den Nibelungen kennen gelernt hatte. Das war der erste Heilige, den ich verehrte. Ich weiß nicht, ob er selig oder heilig gesprochen worden ist. Mir war er heilig.

Noch eine andre Heiligengestalt wuchs damals aus dem Martyrium einer harten Jugend, aus der Legende eines arbeitsvollen Lebens vor meinen Augen hoch auf wie Friedrich von Spee. Es war ein ernstster, schroffer, strenger Mann, und dennoch war er mir vertraut. Auch er hieß Friedrich, Friedrich der Große, und war ein Friedenbringer für mich wie der Jesuitenpater. Ein Buch aus dem Verlage von Spamer in Leipzig erzählte mir von dem großen König, weniger mit Worten als mit Wilbern. Die Bilder waren von Menzel. Sie waren noch zu geistreich für mich, aber sie haben sich mir doch tief eingeprägt. Besonders fiel es mir auf, wie der Künstler das Sonnenauge des großen Königs selbst auf den kleinsten Bildern scharf charakterisierte, vom ersten Aufleuchten an, bis es in dem Faltenstrahlenkranz, womit ein Leben voll Kampf und Arbeit es umgeben hatte, brach. Der junge Fritz war mir lieber als der alte. Ich litt mit ihm unter dem

Zwist mit seinem Vater und unter dem Verlust Rattes, aber nicht nur dem jungen, sondern auch dem alten Manne schlug mein Herz entgegen, mochte er auch mit noch so strengem Mund und noch so strengem Arm noch so heillosig für Ungehörigkeiten und Fehler über die Terrasse vor der Bildergalerie von Sanssouci schreiten. Er hat mit seinem strengen Munde noch in jungen Jahren ein Wort gesprochen, das ich in meiner Seele, die die Schreden der Vergangenheit marterten, als eine Wohltat, wie das Wehen eines kühlenden Engelsflügels empfand. Am dritten Tage, nachdem er die Regierung angetreten hatte, am 5. Juni 1740 schaffte er die Folter ab. Es ist, als ob er schon lange zu dieser Verfügung entschlossen gewesen sei, als ob er ungeduldig auf die Stunde gewartet habe, die ihm das Recht dazu gab. Ich dankte ihm diese Tat so warm, wie wenn er Menschen, die mir nahe standen, vor Qualen und Tod bewahrt hätte. Er gab mir im Verein mit Friedrich von Spee den Glauben an unser Volk wieder. Ich verstand es so gut, daß auf dem Bilde Menzels, das den großen König auf Reisen darstellt, die Dame den Saum seines Rockes küßt und der Bürger sich schüchtern nach seiner Hand beugt.

Seit ich Friedrich den Großen kenne, wäre ich lieber ein Preuße als ein Bayer. Die Vorliebe für das Preußentum ist mir allerdings angeboren. Die letzte, liebste Lektüre meines Vaters war die Biographie Kaiser Wilhelms des Ersten, die unter dem Titel „85 Jahre in Glaube, Kampf und Sieg“ erschienen ist. Daraus ließ er sich vorlesen. Meine Mutter sprach nur mit Bewunderung und Verehrung von den preussischen Königen. Sie wußte nicht viel von ihnen, aber was sie von den Hohenzollern und ihrem Volke wußte und mir erzählte, war gut. Sie war damals dem Ende ihres Lebens nah, und die Bilder ihrer Jugend wurden noch einmal in ihr hell. Sie erzählte oft, wie im Jahre 1849 in ihrer Heimat Zweibrücken alles, was in den Diensten des Königs stand, aufatmete, als die Preußen über die Höhen des Westrichs herabstiegen und dem Terrorismus der Freischärler ein Ende machten. Aus ihrem Munde habe ich das Wort Preußen als Kind zum erstenmal gehört.

In meinen Spieljahren unter blauem Himmel am grünen Rhein war ich ein Soldatenkind. Ich schleppte in den Gängen des Spitals ein Chassepotgewehr und einen Chassepotkarabiner herum und freute mich am Knacken der Schläffer. Ich sammelte Patronenhülsen, verkaufte mit einem jüdischen Spielgenossen im Auftrag einer Obsthändlerin in der Infanteriekaserne Birnen und brachte, obwohl ich einen so geschäftskundigen Begleiter hatte, manchen Hosentopf unter den Münzen zurück. Ich aß sehr gern Kommißbrot und fühlte mich bei den Soldaten wohl, nur um die Küchen, die sich im Souterrain befanden, und aus denen immer Kaffeedunst aufstieg, ging ich in weitem Bogen herum, denn wer über die Eisenstäbe der Küchenlichtschächte ging, ohne durch seine Würde legitimiert zu sein, erhielt von unten Schnellfeuer, Güsse heißen Wassers.

An einem Herbsttage sah ich mit klopfendem Herzen die bayerische Manoebrigade durchs französische Tor ins Städtchen ziehen. Wie höhere Wesen erschienen mir die grünen Reiter mit den weißblauen Lanzenfähnchen. Dann zerging der glänzende Zug in einzelne Mannschaften, die mit ihren Pferden ihr Quartier suchten, und ich eilte, noch geblendet, wieder ins Spital hinunter. Dort hatte ich eine beschneidnere militärische Umgebung, sie bestand aus Krankenwärtern, Mannschaften der Sanitätskompagnie des zweiten bayerischen Armeekorps. Sie waren immer guter Dinge, ich hörte oft die Schlappschuhe klatschen, womit sie einander bearbeiteten. Unter der Woche steckten sie in Drillhjacken, aber Sonntags entpuppten sich die häßlichen jungen Entlein als stolze Schwäne in den neuen Waffenröcken nach preussischem Schnitt, deren Schöße sich einer immer noch länger machen ließ als der andre,

bis der verbesserte Waffenrock wie ein Offizierüberrock aussah. Ich hatte damals natürlich noch kein Verständnis für die Vächerlichkeit dieses Treibens, sondern ich bewunderte meine Freunde, wenn sie nach umständlicher Toilette mit kreideweißen Handschuhen, hintenüberhängender Mütze, überlangem Waffenrock und dem daneben doppelt plump wie ein Käsemesser aussehenden Seitengewehr der Sanitätsoldaten erschienen. Wenn die Knöpfe an den Sonntagswaffenröcken und die Messingteile des Seitengewehrs gepußt wurden, war ich immer zugegen, dieses Seitengewehr imponierte mir trotz seiner Plumpheit sehr. Ich schnitzte mir mit mangelhafter Kunst den verben Griff aus Brennholzstücken nach, es gelang mir nie recht, und schließlich wurde der Degen der Militärärzte meine Lieblingswaffe.

Alle diese dünnen Wurzeln, durch die meine Seele aus dem Heimatboden Kraft zog, wurden durch die Übersiedlung in die Stadt am Main zerrissen. Als ich in der neuen Heimat nach der langen Zeit der Schwäche und der Menschenscheu schüchtern wie ein junger Vogel Flügel ins Freie wagte, lockte und ermutigte mich wieder das bunte, militärische Leben, das ich von meinen Spieljahren kannte. Zur rechten Zeit klangen mir dann wieder die lieben heilenden Kindheitsklänge der Militärsignale in die fränke Seele, und als ich dann in Friedrich dem Großen und in seinem Heere das Preußentum bewundern und lieben gelernt hatte, war ich in meinen Kämpfen nicht mehr ganz allein. Ich hatte eine starke Lebensstütze, stärker als alle Lehre und Liebe, die ich bis dahin gefunden hatte. Das Heer war mir der mächtigste, überzeugendste Bürgen dafür, daß die Schrecken der Vergangenheit vergangen waren. Von Friedrich dem Großen sah ich einen Glanz ausgehen, der das preußische Heer mit einer Glorie umgab. Auch auf Kaiser Wilhelm den Ersten und Kronprinz Friedrich Wilhelm fielen diese Strahlen.

An den bairischen Truppen, die ich immer um mich sah, war mir das liebste das, was sie in ihrem Äußern von den Preußen hatten. Die Kirchenstadt am Main war mir lieber von dem Tage an, als ich erfuhr, daß Gneisenau eine Zeit lang dort gelebt hat. Ich suchte das Haus, wo er gewohnt hatte, aber niemand konnte es mir zeigen. Damals war noch keine Gedenktafel daran angebracht. Wenn die Schulaufgaben vorbei waren und die Ferien nahten und dann, wenn die sieben heißen freien, so stillen Wochen da waren, ging ich Tag für Tag auf den Bahnhof und musterte die Reisenden. Ich suchte nur preußische Uniformen, und wenn ich einen preußischen Soldaten erspäht hatte, heftete ich mich an seine Fersen und war glücklich, wenn er nicht nur in den Wartesaal ging, sich zu erfrischen, sondern sich zur Stadt wandte und mir Gelegenheit gab, seine Haltung, seine Uniform, seine Waffen zu betrachten und dabei sehnsüchtig von der Kraft und der Frische, die mir fehlte, und von der Laufbahn, die mir verschlossen war, zu träumen. So schlich ich hinter Kadetten von Großlichterfelde, Bodenheimer Husaren, Feld- und Fußartilleristen aus Mainz und Köln, hannoverschen Dragonern und andern preußischen Soldaten her. Es war ein schöner Ferientag, wenn ich auf dem Bahnhof württembergische Ulagdragoner sah, die in Ostpreußen Remonten holten, oder Infanteristen, die zum Lehrinfanteriebataillon in Potsdam unterwegs waren.

Aber schöner war der Tag, an dem ich die Offiziere der Bietenhussaren, von ihrem Kommandeur von Bobbielski, dem spätem Landwirtschaftsminister, geführt, über die Kolobrobrücke in die Domstraße reiten sah. Oberst von Bobbielski hatte nichts von Bieten in seinem Äußern, aber ich freute mich unter den andern preußischen Offizieren scharfe Friedrichsgeichter und häßliche Bietengeichter zu sehen, der Koloborahmen der Brücke paßte zu diesen Gesichtern, und ich fühlte die Begegnung wie einen Gruß von dem geliebten großen König. Damals wurden von dem Trompetercorps des Feldartillerieregiments bei der Standmusik im Hofgarten

der Torgauer und der Hohenfriedberger geblasen — die beiden Märsche sind mir seitdem Seelenbeschwinger.

Nicht daß ich gleichgültig an den Kriegern der engern Heimat vorübergegangen wäre. Ich fehlte nicht beim Regimentserzieren auf dem Rugelfang und zehrte die soldatenarmen Wochen der Ferien hindurch von dem prächtigen Bilde und den fröhlichen Klängen des Parademarschs in Regimentskolonne. Ich war jedesmal Gaungast, wenn eine Militärkapelle im Guttenischen oder im Blaschischen Garten konzertierte und ging jahrelang den bairischen Sturmmarsch und den Sturmischlag der Tamboure im Ohr in die Klasse, wenn Schulaufgaben bevorstanden. Aber ich sah in dieser kriegerischen Schönheit und Kraft nur einen Widerschein der preussischen.

Aus diesem Widerschein und aus dem dürftigen Bilde, das ich mir sonst von dem bewunderten Königs- und Volkstum zusammensuchte, zog ich die Kraft, die ich in meinem Leben brauchte.

Ich brauchte viel Kraft, meine Bürde war nicht leicht.

(Schluß folgt)



Der rote Hahn

Von Palle Rosenkrantz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

Siebentes Kapitel. Justesen rekonnoziert



Justesen im Zimmer des Verwalters saß Justesen und bekam einen Happen Brot und einen Schnaps. Der Verwalter war auf dem Felde, aber Justesen kannte die Räume. Es ärgerte ihn anfangs ein wenig, daß er auf Deichhof nicht an den Gastisch kam, aber Hilmer war nun einmal der Ansicht, daß er in das Verwaltungszimmer gehöre. Nun war er daran gewöhnt, und gegen die Verpflegung auf Deichhof ließ sich nichts sagen. Justesen genoß sein Essen mit gutem Appetit, dann bekam er Kaffee und einen Kognak.

Die Sonne schien munter ins Fenster hinein, und Justesen machte sich mollig und behaglich. Draußen im Garten stand Ole und puffelte an ein paar Blumen herum. Justesen winkte ihm zu. Er wußte sehr wohl, daß Ole Madsen ein Freund des Schnapses war. Ole grinste, er war offenbar vortrefflicher Laune, und es dauerte denn auch gar nicht lange, dann saß Ole im Zimmer des Verwalters und bekam die kleinen Kognaks, denen er nun einmal nicht widerstehen konnte.

Justesen war matt und friedlich. Ole bekam Zigarren, und Justesen rüdtte sich ihm gegenüber behaglich zurecht.

Ich bin neulich draußen bei Ihrer Mutter gewesen, Ole, sagte Justesen, sie ist sehr bekümmert wegen ihres Söhnchens, sie sagt, der kleine Ole macht seiner Mutter Sorgen.

Was ist los? sagte Ole etwas unsicher.

Justesen lachte ihn verschmitzt an: Sie sagt, Olechen kommt nicht von der Flasche los.

Ole grinste wieder. Ich bin an die fünfzig Jahre, Herr Justesen, und das habe ich getan, seit ich konfirmiert wurde.

Der Gendarm brummte: Es täte Ihnen beinahe not, nochmal konfirmiert zu werden, Ole. Hören Sie, jetzt sitzen wir beiden Alten so gemütlich zusammen. — So eine wundervolle Zigarre, die bekommt man nicht alle Tage, nicht? — Wollen wir ein bißchen mit dem großen Einmaleins spielen? Justesen paffte an seiner Zigarre und pustete den Rauch von sich wie ein Dreschwerk in Tätigkeit. Wie alt waren Sie, Ole, als Sie den ersten Schnaps bekamen?

Sagen wir sieben Monate. Vater meinte, wir sollten die Welt so schnell wie möglich kennen lernen. Ole nickte vor Behagen. Der kratzt noch im Hals. Ich will Ihnen sagen, Herr Justesen, ich habe ihn seit damals groß gezogen.

Justesen lachte. So war es recht, Ole, jetzt kommt der Humor. Bitte schön, hier haben Sie noch einen scharfen. Wieviel Flaschen können wir so bis zur Konfirmation rechnen?

Ole grunzte. Ach was, während der Kinderjahre können wir wohl mit nichts besonderm rechnen, halten wir uns an die Konfirmation. Anderthalb Flaschen, manchmal ein bißchen mehr, manchmal ein bißchen weniger.

Justesen rechnete nach. Wollen mal sehen. 365 mal anderthalb im Jahre, denn wir brauchen auch für die Feiertage nicht das Doppelte anzunehmen?

Ole schüttelte den Kopf. Und jetzt sind Sie fünfzig Jahre, d. h. Sie haben fünfunddreißig Jahre lang gepickelt. Manchmal etwas mehr, manchmal etwas weniger. Das sind 547 Flaschen jährlich mal fünfunddreißig Jahre, im ganzen also bis jetzt 19145 Flaschen. Wollen mal sehen. Das sind rundgenommen 5000 Liter reiner Branntwein, in Flaschen gegossen 6200 Flaschen. Haben Sie daran gedacht, Ole, wenn Sie die Flaschen nebeneinander aufstellten, so ergäbe es eine Promenade von tausend Ellen, und stellten Sie sie übereinander, so würden sie insgesamt sechzigmal so hoch sein als der runde Turm.

Ole ergözte sich. Davon wird man durstig, Justesen. Aber wissen Sie, was mich tröstet, ich habe doch nicht allen Spiritus ausgetrunken, den es in der Welt gibt. Bei der schönen Gesichtsfarbe, die Sie haben, möchte ich meinen, daß Sie mich noch übertrumpfen. Und da Sie ein viel feinerer Mann sind als ich, so trinken Sie wohl keinen reinen Branntwein. Stellen wir also in bezug auf Ihre Person dieselbe Rechnung auf, bloß daß wir statt der Branntweinflaschen halbe Bayrische nehmen, dann kriegen wir wohl an Länge eine Promenade, die bis zur Stadt reicht, und übereinandergestellt, kommen wir wohl damit bis zu Gottes Thron. Meinen Sie nicht?

Justesen griff nach dem Rognal. Ja, Schwerenot, von diesen Berechnungen wird man durstig.

Dann tranken sie beide schweigend ein Weilschen.

Ole schaute zu ihm auf: Wo wollen Sie hin, Justesen?

Justesen wurde freundlich. Ich will in dein Vertrauen hineinsegeln, Olechen, wenn wir beide unsern Spiritusverbrauch zusammen tun, dann kann sehr wohl ein Dinkenschiffchen sich darin halten und manövrieren.

Also erleichtre dein Herz einem Freunde, Ole. Du hast etwas mit dem Kriminalkommissar Frederiksen vorgehabt.

Ole wich ein wenig zurück. Das ist Schwindel, sagte er unsicher, aber Justesen rückte ihm dicht auf den Leib.

Immer lachte — so gute Freunde sind wir noch nicht. Halt jetzt deinen Schnabel, und lutsche an deiner Mohrrübe. Dann will ich dir etwas erzählen. Ich bin ein braver Mann, Ole, und da, wo ich mich bewege, da waschen wir die Gewissen so schön rein. Deine prächtige alte Mutter habe ich umgekehrt wie einen Fausthandschuh. Du machst deiner Mutter Sorge, Ole. Halts Maul, wenn ich rede. (Wenn

Zustesen eindringlich wurde, sagte er du.) Hier in diesem Kopf sitzen ein paar Augen, und hier auf jeder Seite dieser Kinnbacken sitzen ein paar Ohren, und dann sitzen an diesen Schäften, die so dick sind, wie bei armen Leuten die Schenkel, ein Paar so gediegne Fäuste. Mit einer von diesen hier kann ich dich, Die Maden, in den steifen Arm nehmen und dermaßen schütteln, daß deine unsterbliche Seele sich dehnen soll, ihr irdisches Futteral zu sprengen. Glaubst du nun nicht, daß es für dich das Beste wäre, mit mir gut Freund zu sein?

Ole wurde unheimlich zumute, dann sagte er vorsichtig: Nun saßen wir und plauderten so nett von Gottesgaben, und dann werden Sie ungemütlich, Herr Zustesen. Gräßlich, wie der Spiritus einem Menschen schaden kann, wenn er davon spricht. Mir ist zumute wie dem Kautchen, das am letzten Jahrmartstage zu der großen Brillenschlange hineingelassen wurde. Das ist ein scheußliches Gefühl.

Zustesen nickte. Ja, so ist es, ehe man gegessen wird, nachher soll es ganz angenehm sein. Dann wird das Gewissen, wie gesagt, so schön rein. Plaudern wir nur ein bißchen von dem roten Hahn, Ole, darüber schwärmen Sie ja gern ein wenig. Ist es wahr, daß Sie zu Ihrer Mutter gesagt haben, wenn ihm der Herrgott im Herbst nicht den roten Hahn gesandt hätte, dann hätte der Kreditverein im November das ganze Gut genommen?

Ole grübelte darüber nach. Hi hi, ich weiß wohl, Sie haben jetzt für den Bürgermeister gehohlt, aber eine Krähe haßt der andern kein Auge aus — hi hi! Nein, man sollte dem Flegel drinnen mal was ins Ohr sagen, wenn er nur nicht so hochnäsfig wäre.

Ich will Ihnen einen guten Rat geben, Ole, sagte Zustesen scharf: Sie sollen sich von den Kopenhagenern fernhalten, die fassen so verflucht hart zu. Wir sind alte Freunde, Ole. Oder nicht? Haben Sie etwas auf dem Herzen, dann müssen Sie zu mir kommen.

Hi hi! Haben Sie etwa auf das Mädel, die Signe, ein Auge geworfen? Mutter hat es mir erzählt. Sie ist das einzige Kind meiner einzigen Schwester, und da sie vergaß, sich den Namen ihres Vaters aufzuschreiben, ist Ole so eine Art Beschützer von ihr. Ja, Zustesen, Ole hat's herausgebracht, gleichviel, ich bin nicht hochnäsfig, hier ist meine Hand. Was geben Sie mir, Zustesen, wenn ich Ihnen von diesen Bränden hier draußen im Viehlande etwas erzähle?

Zustesen durchschaute Ole ganz und gar. Der ältliche Trunkenbold saß und greinte so lustig; ob er etwas wußte? Aber Zustesen war ein zu schlauer Rater, als daß er sich hätte verrechnen können.

Ole, sagte er sehr freundlich, noch brauche ich Sie nicht. Aber sollten die Herren von drinnen einmal die Sache aufgeben müssen, dann könnte es schon sein, daß wir beide auf Abenteuer ausgehen. Aber das möchte ich Ihnen raten, seien Sie vorsichtig mit denen von drinnen. Und sehe ich, daß du den Kopf mit Kriminalkommissar Frederiksen zusammensteckst, dann fresse ich dich roh — verstanden? Und jetzt schieb ab!

Ole wich zurück und hätte beinahe Signe umgeworfen, die mit einem Tablett hereinkam, um abzuräumen.

Zustesen lächelte Signe zu; so alt er war, war er trotzdem mit den hübschen Mädchen gut Freund, etwas mehr, als dem Bürgermeister lieb war. Man erzählte sich, daß er beim Vogelschießen ein bißchen viel Krachfüße vor den Bauernmädchen machte. Aber die Leute kannten Zustesen und hatten Rücksicht mit seiner Schwäche. Er nickte dem hübschen jungen Mädchen mit strahlender Freundlichkeit zu.

Signe blieb stehen und sah ihn ein wenig spöttisch an.

Was wollen Sie, Zustesen? fragte sie.

Wollen Sie gegen einen netten alten Mann ehrlich sein? sagte er und neigte den Kopf ein wenig zärtlich zur Seite.

Signe lachte. Das kommt darauf an, was Sie von mir wollen, Justesen.

Ich sehe oft Ihre Großmutter draußen, ich tröste sie ab und zu, sie ist so einsam. Deshalb bleiben Sie nicht zu Hause bei Ihrer Großmutter?

Großmutter will es nicht, Oles wegen, antwortete sie.

Trinkt Oe immer gleich stark?

Signe, schüttelte den Kopf.

Nein jetzt geht es eigentlich etwas besser. Aber im Kopf ist er gewiß nicht ganz richtig. Wir haben oft solche Angst, d. h. Großmutter, draußen auf Ryggefjeld. Wir müssen so auf ihn aufpassen wegen des Feuers und des Lichts —

Sie schwieg plötzlich.

Nur immer weiter, Signe! sagte Justesen aufmunternd.

Nein nein, ich will kein Unheil anstiften. Jetzt haben die aus der Stadt Hans Jepsen und Stine genommen — ich will keinem Unannehmlichkeit einbroden.

Wissen Sie, daß Frederiksen draußen auf Ryggefjeld gewesen ist? fragte er.

Signe schüttelte den Kopf.

Wann denn?

Gestern. Wäre es nicht das beste, wenn wir Oe irgendwo hinbrächten, ehe er allzuviel Schaden anrichtet? Oe hat ein gutes Mundwerk, und wer ihn nicht kennt, wie wir, und ihm glaubt, kann leicht auf Irrtümer geraten.

Aber das sollten Sie denen drinnen sagen, Herr Justesen, meinte Signe. Ihr wurde ganz unheimlich zumute.

Justesen lächelte. Nein, Sie haben uns kassiert und kluge Menschen heruntergeschickt, die unsre Angelegenheiten wahrnehmen sollen. Mögen die Kopenhagener nun sehen, wie sie fertig werden. Je mehr Dummheiten sie machen, um so vernügter bin ich.

Ja aber die armen Menschen, die darunter leiden müssen, warf Signe ein.

Justesen zuckte die Achseln. Ach, sonst gingen sie ja nur wo anders hin und richteten Malheur an. Es ist ja eine fliegende Kommission. Nein, die sollen kurtiert werden, ja das sollen sie, denn die ganze Sache ist verkehrt. Mögen sie sich nur immer amüsieren. Meine Zeit kommt schon. Dank für das Essen, Signe. Und wollen Sie mir nun versprechen, daß Sie hin und wieder zu Ihrer Großmutter nach Ryggefjeld kommen wollen, wenn ich da bin? Wenn Sie sich nur ein bißchen an mich gewöhnen wollten, dann würden Sie schon sehen, daß trotzdem mehr an mir ist als an den meisten andern Männern. Vor der Polizei brauchen Sie keine Angst zu haben, Signe.

Sie sind gewiß schrecklich vorsichtig, Herr Justesen, sagte Signe, und aus ihrer Stimme war ein wenig Bewunderung herauszuhören.

Man ist ja Polizeibeamter, lautete die Antwort. Dann nickte Justesen Signe zu und ging ein bißchen in den Garten hinaus, um sich die Weine zu vertreten.

Achtes Kapitel. Kaj Seydewitz hat wieder Pech

Kaj Seydewitz war ein lebenswürdiger junger Mensch, und die meisten konnten ihn deshalb gut leiden. Aber andererseits konnte er seine Mitmenschen reizen mit seinem Mangel an Verständnis dafür, daß seine vortrefflichen Ansichten nicht immer von andern als gleich vortrefflich aufgefaßt wurden. Dann hielt er diese andern für Idioten, ein Wort, das sehr leicht in seinem Gehirn geboren wurde und ihm im Gespräch allzuleicht über die Lippen kam. Und dann sprühten die Leute vor Wut. Er selbst dagegen konnte wohl hitzig, aber nicht eigentlich böse auf Leute

werden, und er zog deshalb auf die Dauer den Kürzern. Er konnte sehr wohl einsehen, daß er sich selbst unrichtig betragen hatte, konnte wohl auch versuchen, alles wieder glatt zu machen, aber es fehlte ihm so ganz und gar die Gabe, fest in seinem Unrecht zu beharren und dadurch die Überhand zu gewinnen. Er selbst verzieh, aber andre verziehen nicht, taten es um so weniger, als er sich ihnen selbst auslieferte, indem er seine Fehler zugestand. Deshalb bekam Seydewitz nicht wenig Gegner, und er kannte die Kunst nicht, nachdrücklich um sich zu schlagen. Er kam nun mit dem ehrlichen Willen, sich mit Hilmer zu versöhnen, war aber trotzdem merkwürdig verlegen. Hilmer war vom Bürgermeister wohl vorbereitet worden, aber die Episode mit der Polizei hatte ihn unzugänglich gemacht, und es fiel Seydewitz außerordentlich schwer, die Sache in Gang zu bringen. Hilmer tat auch nichts, um sie zu erleichtern; Seydewitz begann ein wenig unsicher davon zu sprechen, daß der Bürgermeister der Ansicht sei, es sei für ihn nicht gut, wenn er mit den besten Freunden des Herrn Bürgermeisters auf schlechtem Fuß stünde, und noch ein ganzes Teil solcher Nebenarten, die ganz außerordentlich ungeschickt klangen. Kurz, der gute Herr Referendar saß da und fühlte sich recht unbehaglich.

Die Situation genierte ihn selbst ungemein, dagegen schien Hilmer kein besonderes Interesse am Gespräch zu haben.

Da ging Seydewitz mit einem raschen Schritt vor: Assessor Richter hat die Absicht, die Untersuchungen über den Brand hier draußen wieder aufzunehmen, sagte er.

Hilmer zuckte zusammen. Was sagen Sie — die Untersuchung wieder aufzunehmen, nachdem die Versicherung ausgezahlt, und alles wieder in Ordnung ist? Das muß der verfluchte Meieretvorstand sein, aber ich werde den Kerl schon zur Raison bringen, ich werde ihn schon zur Raison bringen.

Seydewitz wußte sehr wohl, daß der Meieretvorstand Simmeltjart an der Genossenschaftsmelerei des Bezirks Hilmer arg verlästerte. Aber er schwieg.

Hilmer, der im Sofa gesessen und seine Pfeife gedampft hatte, stand auf und ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab. Deshalb sagen Sie mir das, Referendar? sagte er und blieb dicht vor Seydewitz stehen.

Seydewitz beschloß sehr vorsichtig zu sein. Assessor Richter und ich sind recht gute Bekannte, ich darf sogar sagen, Freunde. Er ist ein tüchtiger Richter und ein Gentleman. Ich weiß sehr wohl, daß die Oppositionspresse ihn nach allen Regeln der Kunst angreift. Er ist eine tüchtige Kraft, ein ausgezeichnete Mann, auch wenn er zuweilen hart auftritt. Es ruht eine große Verantwortung auf den Schultern dieses Mannes.

Weshalb erzählen Sie mir das alles? unterbrach ihn Hilmer und stieß große Wolken aus seiner Pfeife vor sich her. Der Mann geht mich doch gar nichts an.

Seydewitz fuhr äußerst sanftmütig fort: Wenn es dem Assessor Richter einfallen sollte, die Untersuchung über den Brand auf Deichhof wieder aufzunehmen, und dazu ist er vollauf berechtigt, da sein Auftragsfeld sehr ausgedehnt ist, so wird es sich nicht vermeiden lassen, daß Sie ein ganz Teil mit ihm zu tun kriegen. Er kann lebenswürdig sein. Aber Herr Gutsbesitzer müssen nicht böse sein, ein Mann mit Ihrem Temperament wird unzweifelhaft mit ihm zusammengeraten, und da seine Macht unbegrenzt ist, so können sich für Sie nur große Unannehmlichkeiten daraus ergeben.

Hilmer stand und laute an seiner Pfeifenspitze. Seydewitz fuhr fort: Ich habe mich einmal hier auf Ihrem Hofe verrannt — ich habe mich nie deswegen so recht entschuldigt, ich habe es lange genug bereut. Ich meine nun: wenn ich Ihnen zu Diensten sein und Ihnen die Scherereien, die sich zweifellos aus den Verhandlungen

zwischen Ihnen und Richter ergeben werden, erleichtern kann, so wäre dies die beste Form, in der ich . . . meinen Fehler wieder gut machen kann.

So etwas konnte Hilmer leiden. Er ergriff Seydewitzs Hand und sagte sehr breit und sehr freundlich: Die Sache wäre also erledigt. Sie sind ein Gentleman, Seydewitz, und Sie sind hier stets willkommen.

Das wäre also überstanden. Aber Hilmer war trotzdem nicht ganz wohl zumute. Seydewitz konnte sehen, daß ihm seine Mitteilung etwas zu denken gab. Doch erhob sich der Gutsherr und stellte die Pfeife weg. Wollen wir hineingehen und sehen, ob Mutter ein bißchen Kaffee für uns hat? sagte er, und Seydewitz folgte ihm.

Der Kaffee wurde im Gartenzimmer serviert.

Hilmer war sehr zerstreut, merkwürdig zerstreut, fand Seydewitz. Die Hausfrau war verwundert, sie suchte und erhielt Gelegenheit, mit ihrem Mann über den merkwürdigen Besuch zu sprechen. Über die eigentliche Ursache sprach Hilmer nicht.

Emilie Hilmer war seit dem Brande sehr nervös geworden, sie konnte nicht darüber sprechen, hatte eine große Zuggardine in Hilmers Kontor anbringen lassen, die die Aussicht auf die Brandstätte verbarg, und Hilmer sprach nie mit ihr über dieses Ereignis. Von Seydewitz sagte er nur, daß der Bürgermeister gewünscht hätte, der junge Mann solle wegen des Geschehenen um Verzeihung bitten. Das hätte er zwar etwas früher tun können, aber jungen Leuten müsse man etwas zugute halten, und Seydewitz sei wohl eigentlich ein ganz anständiger Bursche.

Seydewitz und Inger waren schließlich draußen im Garten angelangt, wo er sich Mühe gab, die Tochter des Hauses zu gewinnen. Es hätte ihm eigentlich leichter werden müssen, aber an Inger war trotzdem nicht so leicht „heranzukommen“. Sie hatte den ganzen Winter hindurch dem Referendar gegenüber eine sehr kühle Haltung angenommen. Sie hatten natürlich einander oft getroffen, aber er war auf Grund des Geschehenen zurückhaltend gewesen, und ihre Unterhaltung hatte immer den Weg über Postmeisters Elise genommen, einem kleinen, unbeachteten Mädchen, das für Inger schwärmte und Seydewitz bewunderte.

Inger mußte zugeben, daß Seydewitz den andern in der Gegend sehr vorzuziehen war. Aber dieses Zugeständnis, das sie nie öffentlich machte, ärgerte sie und machte sie unzugänglich. Sie war ein vernünftiges und gesundes Mädchen, das gut Bescheid wußte, wie das bei jungen Mädchen auf dem Lande nun einmal so ist. Sie konnte die Kopenhagner nicht leiden, und sie hatte es aus Signe herausgebracht, daß Seydewitz des öftern gegen diese Signe so sehr freundlich gewesen war.

Seydewitz hatte jedoch Signe aufgegeben. Inger merkte, daß sich Seydewitz mit ihrem Vater versöhnt haben müsse und freundlich behandelt werden solle. Deshalb beschloß sie, ihn zu necken. Das konnte sie ruhig tun, und außerdem war es ganz amüsant, an einem schönen Sommertage ein wenig mit einem hübschen Manne zu spielen, der auf Grund eines überaus schlechten Gewissens vorsichtig geworden war.

Inger schlug deshalb Seydewitz vor, Krocket zu spielen. Und beim Spiel neckte sie ihn mit Signe, mit der Seydewitz kürzlich auf einem Schützenball getanzt hatte, zu dem er als Referendar vom Vorstand eingeladen worden war und sich, eskortiert von Justesen, eingefunden hatte.

Wann denken Sie Ihre Verlobung mit Signe bekannt zu machen? fragte sie nach einer ungewöhnlich flotten Krolade.

Aha, sagte Seydewitz und antwortete in demselben leichten Tone: Ja, wann es der Dame paßt.

Ach, wenn es nach Signe geht, so schnell wie möglich.

Und Seydewitz's Kugel flog quer über den Nasen.

Ich habe sechzig Kronen monatlich, sagte Seydewitz tiefenst, mit Selbstbefriedigung, und ich bin aus Prinzip gegen lange Verlobungen.

Aber damit hören wohl auch Ihre Prinzipien auf, sagte Jnger flott und schlug im Mittelbogen zu.

Seydewitz zuckte die Achseln. Herrgott, Fräulein Hilmer, solange man weder verheiratet noch verlobt ist, sollte man sich doch an hübschen jungen Mädchen erfreuen dürfen. Nachher geht es ja gar nicht.

Jnger zog den Mund zusammen. Ach was — für einen Kopenhagner!

Seydewitz lenkte ab: Sie können ja die Kopenhagner nicht leiden, wie — Alle Menschen können nicht auf dem Lande wohnen.

Jnger geriet in Eifer.

Das könnten Sie sehr wohl, das ist das Gesündeste und das Beste. Darin gebe ich Vater vollständig Recht, daß es gar keinen Sinn hat, wenn der kleine Haufe drinnen das ganze Land regiert. Die können ja nicht einmal produzieren, was sie zum Essen brauchen.

Es ist doch der vierte Teil der Einwohner von ganz Dänemark, versuchte er anzubringen.

Aber Jnger gab nichts verloren. Sie frodierte ihn und schlug ihn zum fünftenmale aus dem Felde. Es ist das schlechteste Viertel, sagte sie energisch.

Seydewitz fand, daß es sie kleide. Wir beide müßten eigentlich Freunde sein, sagte er.

Ich kann Sie nicht leiden, sagte sie sehr kurz und nachdrücklich.

Sie kennen mich ja fast gar nicht, und ich habe Ihnen doch schließlich noch nie etwas zuleide getan. Seydewitz kam endlich durch den Bogen.

Nein, das dürfen Sie auch nicht, sagte Jnger und blickte ihn scharf an.

Seydewitz wurde ein wenig warm: Sie sind so bezaubernd, Fräulein Hilmer, wenn Sie — Feind sind, daß ich Sie mir als Freundin nicht bezaubernder denken kann. Gut, bleiben wir Feinde — geschworne Feinde.

Jnger unternahm einen Rückzug. Wie Sie wollen. Ist es Ihnen also Ernst mit Signe?

Nein, weiß Gott, das ist es nicht, sagte er ärgerlich.

Warum küssen Sie sie dann? fragte sie.

Seydewitz lachte gutmütig. Signe und ich sind ja keine Feinde. Ich bin wohl hier im Verhör?

Jnger stemmte die Hände in die Seiten: Ich frage Sie nur, weshalb Sie Signe beim Schützenfest auf den Nacken küßten, wenn Sie nichts weiter mit ihr vorhaben?

Signe mußte also geklatscht haben, dachte Seydewitz. Sie müssen doch zugeben, daß es ein mißlicher Umstand ist, daß der Kuß Signe in den Nacken traf, sagte er verwegen.

Daß Sie, ein Polizeiverwalter, der so viel Not und Elend sieht wie jetzt eben mit den armen Leuten, mit Hans und Stine, daß Sie so faseln können, sagte sie nun völlig ernsthaft, um sich in Respekt zu setzen.

Erstens bin ich zweiter Referendar am Amtsgericht und habe nicht das geringste mit der Polizeiverwaltung zu schaffen. Zweitens ist es Assessor Richter und nicht unser Bureau, das solche Sachen anrichtet. Es schnitt mir ins Herz, aber ich konnte es nicht hindern. Und sollte das Unglück anderer uns jungen Leuten den Himmel verbüßern, so würde keinem Menschen auf Erden die Sonne scheinen.

Sie sind ja noch dazu mit diesem Herrn Richter befreundet, fuhr sie fort.

Ich schätze Assessor Richter, er ist ein feiner und tüchtiger Mann. Sie sollte ihn nicht soweit bringen, seinen neuen Freund zu verraten.

Ja, seine Taten sprechen für ihn, sagte sie höhniisch.

Seydewitz wurde ernsthaft: Das können Sie gar nicht beurteilen, Fräulein Hilmer. Es ruht eine schwere Verantwortung auf dem Manne. Er kann sich irren, aber er ist ehrlich, Gentleman bis in die Fingerspitzen.

Ja, es ist ja Ihr Freund, sagte sie ständig neckend. Nun sollte er bestraft werden.

Sie sollten es lassen, in dieser Weise zu reden, sagte er. Denn sonst werde ich fuchsteufelswild. Sie sind ja trotzdem die Einzige, aus der ich mir etwas mache, Inger, und es liegt nur an Ihnen selbst, ob ich Sie auf diesen meinen beiden Armen in die Höhe heben und mit Ihnen rings um diese ehrwürdige Fahnenstange herumtanzen soll. Bei Gott, ich tue es, wenn ich darf.

Nachdem Seydewitz dieses rückhaltlose Geständnis abgelegt hatte, wurde er plötzlich und überwältigend von seiner Wahrheit verblüfft. Das einzige, was ihn in Erstaunen versetzte, war, daß es ihm nicht schon lange aufgegangen, daß er in Inger Hilmer verliebt war. Das war nun nicht so seltsam, denn es war eine Verliebtheit, die wie ein Schnupfen kam. So konnte eine Verliebtheit bei Kaj Seydewitz kommen, und das war gar nicht gefährlich. Aber er glaubte selbst daran, solange es dauerte. Und er hatte sich wirklich so mit einemmal ernstlich verliebt.

Inger wurde blutrot und warf den Schläger ins Gras. Dann starrte sie ihn mit zwei großen runden zornigen blauen Augen an und schluckte die Worte herunter, die sich ihr auf die Lippen drängen wollten.

Seydewitz trat auf sie zu, sie starrte ihn nur immer weiter an, fest und heiß.

Wie schön Sie sind, Fräulein Hilmer, sagte er, und seine Augen strahlten vor Bewunderung und Sommerfreude.

Da wandte sie sich um, schnell wie ein Reh im Walde, und verschwand hinter dem Gebüsch.

Seydewitz ging langsam dem Hause zu.

Da stand Justesen und sprach mit dem Gutsbesitzer über Häusler Hans Jepsens Verhaftung.

Jetzt war es an der Zeit, anspannen zu lassen, und bald darauf fuhr Seydewitz mit Justesen heim.

Er kam nicht dazu, Inger Adieu zu sagen. Signe fand sie im dichtesten Hintergarten. Dort saß sie und weinte, als ob sie zu Tode getroffen wäre.

Das konnte Signe nicht begreifen.

Auf dem Rückwege sprach Justesen über den Brand auf Deichhof, Justesen war der Ansicht, daß Hilmer mehr von dem Brande wußte, als er gestehn wollte. Der Bürgermeister hatte wohl seine Hand kräftig über ihn gehalten. Das würde jetzt schwer halten, wenn die Brandkommission die Sache ansah.

Seydewitz hörte nicht recht zu, er dachte an Klein-Inger.

Teufel auch, daß er da draußen immer Pech hatte! Nun hatte er es mit dem Vater gut gemacht, und nun war es mit der Tochter ganz und gar verkehrt gegangen.

Aber er war doch zu Ingers Geburtstag am kommenden Mittwoch eingeladen worden, und das war immerhin ein Resultat, das er dem „Alten“ mitbringen konnte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 22. August 1909

(Areta. Annäherung zwischen England und Österreich-Ungarn. Graf Kehrenthal. Die Feler bei Mars-la-Tour. Streit im Zentrum. Mittelstand und Hansabund.)

Wenn noch vor einer Woche mit der Möglichkeit gerechnet werden mußte, daß im nahen Orient die Lage plötzlich durch einen Ausbruch hochgespannter Leidenschaften eine schlimme Wendung nehmen könnte, so kann wohl jetzt diese Sorge so weit als beseitigt gelten, wie das unter den gegenwärtigen Verhältnissen auf der Balkanhalbinsel überhaupt möglich ist. Die Besorgnis vor einer kriegelichen Lösung des Konflikts gründete sich einmal auf die vorsichtig ausweichende Taktik der griechischen Politik, die es offenbar vermied, einen unzweideutigen Verzicht auf Areta auszusprechen, wie ihn die Pforte forderte, ferner aber auf das leidenschaftliche Drängen nach einem schroffen, rücksichtslosen Vorgehen, den fortgesetzten Druck, den das jungtürkische Komitee auf die offizielle türkische Regierung auszuüben schien. Diese Wirkungen konnten immerhin so stark zum Ausdruck kommen, daß auf diesem Boden, wo die in den nationalen und religiösen Gegensätzen genährten Leidenschaften heißer und heftiger als anderswo zu entflammen pflegen, mit unerwarteten Zwischenfällen gerechnet werden mußte. Wahrscheinlich war das freilich trotz alledem nicht. Denn so sehr auch das jungtürkische Komitee die noch unentwickelten Kräfte des Volkswillens durch eifrige Pflege und lebhaftes Schüren des türkischen Nationalstolzes zu stärken und auf feste Ziele hinzulenken sucht, und so sehr es auch bestrebt ist, die Regierung in diesem Sinne zu kontrollieren und nötigenfalls einen starken Druck auf sie auszuüben — da der Appell an die revolutionäre Leidenschaft immer im Hintergrunde steht —, so besitzen doch seine Führer Staatsklugheit und Einsicht genug, nicht ohne die allertriftigsten Gründe aus der Regierung die Männer zu entfernen, die im türkischen Reiche selbst ebenso geachtet und volkstümlich sind, wie auf dem Zutrauen zu ihrer Persönlichkeit vorzugsweise die Achtung und Freundschaft beruhen, die sich die neue Türkei so schnell im Auslande erworben hat. Männer wie Mahmud Schefket, Hilmi und Rifaat werfen auch die jungtürkischen Selbstsporne nicht um einer überflüssigen Aufwallung willen beiseite; diese Männer lassen sich aber auch ihrerseits nicht aus der Bahn drängen, wenn sie etwas für richtig erkannt haben. Dieser Wahrscheinlichkeit, daß die Türkei bei aller Energie und Entschiedenheit ihrer Forderungen doch die Besonnenheit wahren werde, stand auf der Gegenseite die Tatsache gegenüber, daß in Griechenland bei aller Geneigtheit, die panhellenischen Aspirationen wenigstens in der Theorie und der Form nach festzuhalten, doch keine rechte Stimmung für die Aussicht war, das Glück in einem Kriege auf die Probe zu stellen. Auch war man bei den in solcher Lage immer begreiflichen und unausbleiblichen Versuchen, die Türkei ins Unrecht zu setzen, nicht gerade glücklich. Und so dachte die griechische Politik vor allem daran, nicht durch unbedachte Schritte die Intervention der Schutzmächte zu verschärfen.

Wirklich erkannten nun die Schutzmächte die Notwendigkeit, sich ins Mittel zu legen. Natürlich konnte das nur unter Festhaltung der einmal angenommenen völkerrechtlichen Grundlage geschehen. Darum mußten auch die Schutzmächte für die Aufrechterhaltung der türkischen Oberhoheit auf Areta eintreten. Sie forderten die Wiederholung der griechischen Flagge, und die Art, wie dieser Forderung an dem Hauptpunkt, der Zitabelle von Kanea, Geltung verschafft wurde, ist bezeichnend für die Auskünfte, die ein spitzfindiger Verstand in solchen Fällen zu finden weiß. Man wählte zur Ausführung die frühe Morgenstunde, als die Flagge noch nicht

gehört war, und hieb den Flaggenmast um. So war die griechische Flagge besetzt, ohne daß man diese selbst verletzt oder einer mißachtenden Behandlung ausgesetzt hatte. Nach dieser Maßregel von wahrhaft salomonischem Gepräge konnten kleine Widerstände im Innern der Insel kaum noch ins Gewicht fallen; es fanden sich angesehene und besonnene Männer, die vermittelten und die Leidenschaften beruhigten. Denn die Schutzmächte mußten nun auch dem andern Teil ihrer Verpflichtungen gerecht werden und die Türkei verhindern, selbst in Kreta mit Gewaltmaßregeln einzuschreiten oder, statt mit den Schutzmächten, sich mit Griechenland über Kreta auseinanderzusetzen. Diesem Zweck diente die gemeinsame Note, die in der vergangenen Woche von den Schutzmächten an die Pforte gerichtet wurde. Der Wortlaut ist nicht offiziell bekannt gegeben worden; daß die Note wirklich so schroff gelautet haben sollte, wie von einer ausländischen Stelle aus behauptet wurde, ist kaum anzunehmen. Wichtig aber scheint wohl zu sein, daß in der Note in sehr entschiedener Form zum Ausdruck gebracht wurde, in der Frage der kretischen Autonomie und bei der Abmessung der Rechte der kretischen Bevölkerung, die unter türkischer Oberhoheit verbleiben müsse, komme Griechenland überhaupt nicht in Betracht, vielmehr seien die Schutzmächte die Instanz, mit der die Türkei allein zu verhandeln habe. Einer solchen Stellungnahme der Mächte gegenüber hätte das Bestreben, die endgiltige Erledigung der kretischen Frage auf dem Wege eines energisch bis zur letzten Konsequenz durchgeführten Streits mit Griechenland zu erreichen, für die türkische Politik kaum noch einen Sinn, geschweige denn Aussicht auf den eigentlich gewünschten Erfolg gehabt. Außerdem lag doch die Sache so, daß sich zwar die vier Mächte scheinbar schützend vor Griechenland stellten, aber doch nur unter Annahme einer Voraussetzung, die den wesentlichen Forderungen der Türkei Recht gab. Die Zugehörigkeit Kretas zur Türkei wurde als Grundlage der Verhandlungen anerkannt, Griechenland tatsächlich beiseitegeschoben. Das mag für den hellenischen Nationalstolz augenblicklich recht schmerzlich sein, aber man wird im Lande trotzdem aufatmen. Die bei allen Robomontaden und bei allem gelegentlichen leidenschaftlichen Aufbegehren im Grunde friedliche Stimmung des griechischen Volks entspringt übrigens nicht nur dem unbehaglichen Gefühl, der Türkei doch wohl militärisch nicht recht gewachsen und auf einen Krieg nicht vorbereitet zu sein, sondern es ist auch wohl noch eine andre Erwägung im Spiel. Wer die Verbreitung und die Bedeutung des Griechentums im Orient kennt, wird sich leicht überzeugen, daß, ebenso wie einst zwischen diesem Griechentum und dem alten Sultansstaat natürliche Feindschaft gesetzt war, zwischen diesem selben Griechentum und einem konstitutionell nach modernen Grundsätzen regierten Osmanenreich jetzt eine natürliche Interessengemeinschaft besteht. Es ist undenkbar, daß diese leicht erkennbare Wahrheit einem so intelligenten und bei aller Leidenschaftlichkeit scharf und genau rechnenden Volke wie den Griechen entgehen könnte. Tatsächlich hat Griechenland vor dem Ausbrechen des Kretastreits eine Annäherung an die Türkei gesucht und ist nur durch diesen Streit, an dem sich früher unter ganz andern Verhältnissen die nationale Leidenschaft zu entzünden pflegte, und dem darum immer noch eine gewisse traditionelle Wirkung und Bedeutung eigen ist, in eine andre Bahn gedrängt worden — also eigentlich gegen seinen Willen und gegen seine bessere Einsicht. Um so mehr konnte die türkische Regierung, die doch diese Lage der Dinge kannte, das Recht und die Logik für sich in Anspruch nehmen, wenn sie in der kretischen Frage möglichst entschieden auftrat.

Jetzt ist nun für die türkische Regierung der Grund weggefallen, die Frage auch weiter noch schroff zu behandeln. Sie kann sich bei der gegenwärtigen Lage auch damit zufrieden geben, daß die griechische Regierung die letzte türkische Note wiederum nicht so präzise beantwortet hat, wie es eigentlich gefordert worden war. Durch den Schritt der Mächte ist das eben ziemlich bedeutungslos geworden. Das

wichtige Ergebnis des Ganzen ist, daß die Streitfrage nun wieder ganz und gar auf das Gebiet der diplomatischen Verhandlungen zurückgeführt worden ist, und daß es zu einem Appell an das Schwert wohl kaum kommen wird. Als ein Symptom dafür verdient auch bemerkt zu werden, daß der türkische Generalfissimus, Mahmud Schefket Pascha, die Einladung Kaiser Wilhelms zu den deutschen großen Herbstmanövern angenommen hat.

Wir sind auf die Lage im Orient näher eingegangen, weil diese Vorgänge geeignet sind, auch auf die politische Gesamtlage ein Licht zu werfen. Offenbar ungern haben sich die Schutzmächte entschlossen, die Konsequenzen ihres unter andern Verhältnissen getroffenen Abkommens der Türkei gegenüber zu ziehen. Sie hätten der Sache lieber die Form gegeben, die am Goldenen Horn durch alte Gewohnheit ihren Stachel verloren hatte, die Form eines Kollektivschritts der Großmächte, wobei sich die Folgen für die Interessen und Bestrebungen der Einzelmächte leichter abwägen lassen. Aber man überzeugte sich, daß Deutschland und Österreich-Ungarn nicht mitzugehen entschlossen waren, weil sie mit Recht ihre Orientinteressen und ihr Verhältnis zur neuen Türkei anders beurteilten und sich aus dem Streit um Kreta rechtzeitig zurückgezogen hatten. So blieb den Schutzmächten nichts andres übrig, als von ihren Rechten in der Kretasfrage Gebrauch zu machen, wenn sie nicht die wahrscheinlichen Folgen eines neuen Balkankriegs auf sich nehmen wollten, und in diesen Folgen vermochten sie eben von ihrem Standpunkt aus keine Verbesserung der Lage zu sehen.

Besonders scheint man in England den Wunsch gehabt zu haben, aus der unbegreiflichen Zuspitzung dieser Unberechenbarkeiten herauszukommen. Es stellt sich eben heraus, daß die so viel gepriesene englische Politik, die ja auch einem Teil unsrer eignen Presse immer als Muster galt, und von der wir, wie es eine Zeit lang hieß, angeblich immer überhäufelt worden sein sollten, keineswegs überall glücklich operiert hat. Jetzt ist die englische Diplomatie bemüht, den während der bosnischen Krisis abgerissenen Draht mit Österreich-Ungarn wieder zusammenzuflicken. Die Anwesenheit Königs Eduards in Marienbad und die daran geknüpfte Frage, ob er auch diesmal wie früher den Kaiser Franz Joseph in Triest aufsuchen werde, hat zunächst zu einem freundlichen Telegrammaustausch der beiden Herrscher geführt und weiter zu einer Aussprache der Regierungen. In der letzten Woche hat ein hochoffiziöser Artikel des Wiener Fremdenblatts, wozu ein Artikel der Times den Anknüpfungspunkt gegeben hatte, die Aufmerksamkeit der politischen Welt stark in Anspruch genommen. Mit Befriedigung und unter herzlichster Anerkennung der „energischen Aufklärungsarbeit des englischen Botschafters Cartwright“ nehmen diese Ausführungen davon Kenntnis, daß die Times nun die irrigen Auffassungen, die zur Zeit der Krisis die öffentliche Meinung in England beherrschten, zum großen Teil offen zugibt, und daß jetzt die früheren herzlichen Beziehungen wiederhergestellt werden sollen. Freilich wahrt das Wiener Blatt mit Entschiedenheit den österreichischen Standpunkt und erspart der Times nicht manche bittere Pille, zum Beispiel, wenn hinsichtlich der Anerkennung der Friedensliebe des Kaisers Franz Joseph bemerkt wird, es könne das Bedauern nicht unterdrückt werden, „daß die Entdeckung einer so zweifellos bekannten Tatsache nicht schon früher erfolgte, wo sie die aus Anlaß der Annexionskrisis aufgetauchten Differenzen wesentlich hätte mildern können“. Aber nicht nur das, auch wegen verschiedener sachlicher Unrichtigkeiten rechnet das Fremdenblatt mit der Kollegin aus der Londoner City ab. Nicht das Projekt der Samtschabahn, wie die Times behauptet, hat dem Status quo den ersten Todesstoß versetzt, sondern die türkische Revolution, und diese hat ihren Anstoß erhalten durch die Revaler Entrevue. Das ist eine unangenehme Wahrheit für die englische Politik, aber jetzt haben sich die Verhältnisse so weit geändert, daß sich Österreich-Ungarn, wie das Fremdenblatt feststellt, in der Sympathie für die neue Türkei wieder auf einer Linie mit Rußland und England befindet.

Die Umstände, unter denen hier wiederum die Brücke zwischen England und Österreich-Ungarn geschlagen wird, können der deutschen Politik nur zur Genugtuung gereichen. Deutschland hat kein Interesse an der Uneinigkeit andrer Mächte, und vor allem nicht seiner Verbündeten mit Mächten, mit denen auch wir in Frieden zu leben wünschen. Die hier erwähnte Annäherung erfüllt uns um so mehr mit Befriedigung, als sie der deutschen Politik Recht gibt und Fehler der englischen Politik korrigiert, die vielleicht vermieden worden wären, wenn die öffentliche Meinung in England auch Deutschland gegenüber weniger von Mißtrauen und Eifersucht beherrscht gewesen wäre. Noch bemerkenswerter ist für uns der Schlußsatz des Fremdenblattartikels: „Der Wille zur Selbständigkeit, den die Times als Hauptmerkmal der Politik Aehrenthals hervorhebt, wird dem (nämlich dem bessern Verständnis zwischen Österreich-Ungarn und England) nicht im Wege stehn, vorausgesetzt, daß man eine solche Politik der Monarchie in England nicht in einem Sinne interpretiert, den wir ihr im Hinblick auf unsern deutschen Verbündeten nicht zu geben wünschen.“ Das ist deutlich, und besonders deutlich, weil dieses Wort an die Adresse der Times gerichtet ist. Der verantwortliche Leiter der österreichisch-ungarischen auswärtigen Politik ist übrigens gerade dieser Tage anläßlich der Feier des neunundsiebzigsten Geburtstags des Kaisers Franz Joseph in besonderer Weise ausgezeichnet worden; er ist am 18. August in den erblichen Grafenstand erhoben worden. Graf Aehrenthal wird bei dieser Gelegenheit die Sympathien erfahren haben, die man auch in Deutschland dem verdienten Staatsmann des befreundeten Nachbarreichs entgegenbringt. Die Dankesbezeugung seines Monarchen hat auch bei uns herzliche Freude erregt und einen lebhaften Widerhall gefunden.

Auch von unsrer Westgrenze läßt sich einmal etwas Erfreuliches berichten. Mit einer ernsten und würdigen Gedenkfeier ist am 19. August auf französischem Boden bei Mars-la-Tour das Denkmal enthüllt worden, das die Stelle des berühmten Reiterangriffs des ersten Garde-Drägoner-Regiments am 16. August 1870 bezeichnet. Die Feier bedeutet einen nicht unwesentlichen Fortschritt in den deutsch-französischen Beziehungen. Freilich darf man die Tragweite solcher Anzeichen nicht überschätzen, muß vielmehr die Dinge in Geduld reifen lassen. Aber gern wird man sich bei diesem Anlaß, wo zum erstenmal deutsche Offiziere in Uniform die französische Grenze zu einer Erinnerungsfeier an 1870 überschreiten durften, der Höflichkeit, des Entgegenkommens und der würdigen Haltung der französischen Behörden, des sympathischen Verhaltens der Bevölkerung und der ritterlichen und vorurteilsfreien Stellungnahme der französischen Presse erinnern.

In unsrer innern Politik hat die Woche kaum etwas Neues gebracht. Die Presse beschäftigt sich zwar viel mit der Bewegung, die sich innerhalb der Zentrumsparthei entwickelt hat, und die den Führern der Partei und den größern Parteiblättern anscheinend den Kopf warm macht. Bekanntlich hält das Zentrum offiziell den feinen Unterschied aufrecht, daß es keine konfessionelle Partei sein will, sondern eine politische, die aber vermöge ihrer besondern Auffassung von den Rechten der Religionsgemeinschaften gegenüber dem Staate vor allem den deutschen Katholiken Gelegenheit gibt, ihre besondre Weltanschauung politisch zu vertreten, und dadurch gewissermaßen von selbst und zufällig zu einer Vertretung der deutschen Katholiken geworden ist. Die neue Bewegung, an deren Spitze die Herren Dr. Bitter und Moeren stehn, will nun von dem theoretisch neuerdings stärker betonten interkonfessionellen Charakter des Zentrums nichts wissen, sondern sieht das Heil in einer engern und offen zu bekennenden Gemeinschaft mit den Organen der katholischen Kirche. Man sollte meinen, für alle, die außerhalb des Zentrums stehn, kommt dieser Streit recht wenig in Betracht. Praktisch ist und bleibt das Zentrum eine konfessionelle Partei, deren ganzes Wirken darauf hinausgeht, die konfessionellen Gegensätze in unserm Vaterlande zu verschärfen und zu vertiefen und religiöse Überzeugungen zu politischen Zwecken zu mißbrauchen. Welche mehr oder weniger

verzwickten Gedankengänge und welche ausgeklügelten Sophismen diesem letzten, allein praktisch bedeutsamen Ergebnis zugrunde gelegt werden, das kann allen andern höchst gleichgültig sein. Wir haben daher nur zu konstatieren, daß eine Spaltung oder Schwächung des Zentrums von diesem häuslichen Streit nicht zu erwarten ist.

Interessant waren die Erörterungen, die bei der Hauptversammlung des Zentralverbandes für Handel und Gewerbe, einer die Mittelstandsinteressen vertretenden Vereinigung, über das Verhältnis zum Hansabund gepflogen wurden. Das Ergebnis war, daß die Frage eigentlich offen blieb und jedem Mitglied die persönliche Stellungnahme freigestellt wurde. Daß der Mittelstand in seiner Gesamtheit, so wie die Dinge nun einmal liegen, einer aus Großfinanzkreisen angeregten und von ihnen geleiteten Organisation vorläufig mindestens vorsichtig und abwartend gegenübersteht, ist nicht wunderbar. Aber die Agrarkonservativen hatten, als die Frage des künftigen Verhältnisses zwischen Zentralverband und Hansabund aufgeworfen und zur Erörterung gestellt wurde, anscheinend mehr erwartet. Sie hatten wohl auf eine entschiedene Abjage an den Hansabund gerechnet. Aber davon ließ die Stimmung auf der Lübecker Hauptversammlung nichts merken. Gewiß wurde auch manche mißtrauische Warnung vor dem Hansabund laut, aber man hörte auch unter dem Beifall der Versammlung sehr entschiedene Zeugnisse für das Zusammengehen zwischen Mittelstand und Hansabund, keineswegs jedoch für die Neigung, die Bestrebungen des Mittelstandes mit denen der Agrarkonservativen zu verquicken. Für die weitere Entwicklung des Hansabundes und seine Fähigkeit, diese Kreise zu gewinnen, lassen sich freilich daraus noch keine Schlüsse ziehen.

Geniezüchtung. Einen interessanten Versuch, die Anlagen und Charaktere der Menschen und Völker physiologisch zu erklären, bietet uns Dr. Albert Reibmayr in seinem (1908 bei J. F. Lehmann in München erschienenen) Buche: *Die Entwicklungsgeschichte des Talentcs und Genies*. Erster Band: *Die Züchtung des individuellen Talentcs und Genies in Familien und Rassen*. (Mit drei Karten.) Er zieht allerdings auch das Milieu und geistige Einflüsse zur Erklärung heran, aber Grundursache aller Erscheinungen dieses Gebietes bleibt ihm doch das Keimplasma, das Blut, die Vererbung und Blutmischung. Darum sind ihm die Sorge für Gesundheit und für reines Blut höchste Pflichten. Reines Blut bedeutet nicht ungemischtes; vielmehr wird gerade zur Hervorbringung des Genies Mischung erfordert, aber eine Mischung verschieden beanlagter Personen derselben Rasse oder verwandter Rassen. Die Mischlinge ganz verschiedener Rassen fallen schlecht aus. Die Hervorbringung von Genies ist aber eine Lebensfrage für die Nationen, denn von der Zahl und Art ihrer Talente und Genies hängen ihre Kulturhöhe und ihre Macht ab; nur Genies bringen die Völker vorwärts. In der Definition von Talent und Genie stimmt der Verfasser mit der allgemeinen Ansicht überein: das erste ist eine den Durchschnitt übersteigende Begabung, das zweite die schöpferische, die Erfindergabe. Beide Begabungen offenbaren sich in ihrer Betätigung, in den Künsten, die der Begabte ausübt. Der Verfasser unterscheidet primäre und sekundäre Künste. Primäre nennt er die für den Staat notwendigen: „die Herrscherkunst, die religiöse Kunst, die Kriegskunst, die juristische, medizinische und Handelskunst“; die das Leben verschönernden und veredelnden schönen Künste bezeichnet er als die sekundären. Da das Regieren eine Sache des Talents und Genies ist, können Demokratien, die diesen Namen wirklich verdienen, was bei den meisten nicht der Fall ist, weder gedeihen noch Bestand haben. Gesunde „Wurzelscharaktere“ in der für den Staat erforderlichen Menge liefern nur die Stände der Ackerbauer und der Seefahrer. Es wird nun die „Züchtung“ der Talente und Genies in Familien, Rassen und Ländern beschrieben, das oft tragische Schicksal des Genies hauptsächlich auf den Reiz des Talents zurückgeführt und gezeigt, wie man sich das alte Griechenland (mit seinen Kolonien),

Deutschland und Italien je nach dem Vorherrschenden der Inzucht, der günstigen oder der ungünstigen Mischung in Zonen geteilt denken müsse, um das frühere oder spätere Hervortreten der Genies, den Reichtum oder die Armut an solchen zu erklären. Ausführlich wird die Bedeutung des Priesterzölibats dargestellt, der die widerspruchsvolle Tatsache einer Züchtung ohne Vererbung zuwege gebracht habe. Beim Zusammenbruch der alten Kultur, führt Reibmahr aus, war die christliche Priesterkaste die einzige Stätte, wo das noch vorhandne römische Talent und Genie Aussicht hatte, seine Anlage ausbilden und verwerten zu können. Als nun aus dem Völkergaos neue Nationen aufstiegen, wurde diese Kaste, die römische Hierarchie, in ihrem Bestande bedroht durch die Neigung aller Nationen, auch ihr religiöses Leben ihrem nationalen Geiste gemäß zu gestalten. Diese Gefahr konnte, wie Gregor der Siebente richtig erkannte, nur durch den Zölibatzwang abgewandt werden. Bei dem damaligen Zustande der Gemüter war dieser durchführbar. Außerhalb der christlichen Kirche war das religiöse Genie, gleich jedem andern Genie, durch Vererbung und Erziehung in einer Kaste gezüchtet worden. In der mittelalterlichen Christenheit aber war die Religiosität so allgemein verbreitet, und der religiöse Enthusiasmus hatte sich zu solcher Glut gesteigert, daß Züchtung durch Vererbung nicht mehr notwendig war, den Priesterstand zu erhalten, weil gerade die Ehelosigkeit auf die religiös begeisterten Menschen wie ein Magnet wirkte, sodaß nicht bloß dem Priesterstande, sondern auch den Orden Scharen zuströmten, und zwar besonders aus dem Adel, der auf diese Weise zugleich seinen Überschuß versorgte, während er die Hierarchie und den Mönchsstand mit Herrchertalenten, künstlerischen und wissenschaftlichen Genies versorgte. So war beiden Teilen geholfen: der Hierarchie wie dem Adel. Ohne den Zölibat hätte sich, abgesehen von allem andern, der kirchliche Grundbesitz in Familiengüter aufgelöst, und die Absicht des Adels, durch Beschränkung der Nachkommenschaft den Adelsbesitz vor übermäßiger Zersplitterung zu bewahren, wäre vereitelt worden. Zugleich ermöglichte der Zölibat bei jeder Entartung des Priesterstandes die rasche Regeneration. Entartete Familien und Völker können nur von außen her, durch Mischung mit unverdorbnem Blute, erneuert werden, und damit geht es, wenn es überhaupt möglich ist, sehr langsam. Im katholischen Klerus brauchen nur die gerade vorhandenen entarteten Jahrgänge auszusterben und besser ausgewählte, besser erzogene an jener Stelle zu treten, und die Regeneration ist fertig; eine solche ist viermal: durch die Benediktiner, durch die Kluniazenser, durch Franz von Assisi und durch Ignaz v. Loyola bewirkt worden. Aber freilich, dieser gewaltige Vorteil für die römische Kirche ist Raubbau an den Nationen gewesen, deren beste geistige und sittliche Kräfte für die Züchtung durch Vererbung verlorengingen. Zum Glück für die nordischen Nationen hat die Reformation diesem Raubbau bei ihnen ein Ende gemacht; aus dem evangelischen Pfarrhause ist eine Fülle von Talent und Genie hervorgegangen. Und der katholischen Kirche selbst wird jetzt der Zölibat verhängnisvoll, weil er, nachdem die religiöse Begeisterung und der naive Glaube geschwunden sind, die besten Kräfte der Nationen nicht mehr anzieht, sondern abstößt. Diese Betonung des geistigen Einflusses leitet als indirektes Zugeständnis der Unzulänglichkeit rein materialistischer Erklärung zur Kritik der Grundlage dieser im einzelnen ja ebenso interessanten wie verdienstlichen Untersuchungen über. Die Kritik ist in den Aufsätzen über Chamberlain, Gobineau und Woltman schon vollzogen worden. Wenn man erkannt hat, daß sich das Geistige aus dem Materiellen nicht ableiten läßt, und darum eine mit dem Leibe verbundene geistige Wesenheit annimmt, kann man die Anlagen und die Charaktere nicht schlechthin als Produkte von Vererbung und Blutmischung auffassen. Wären sie das, so wäre geistige Beeinflussung nicht möglich, und Erziehung hätte keinen Sinn; unglücklich veranlagte Kinder müßte man totschlagen, anstatt ihnen die Fürsorgeerziehung angedeihen zu lassen. Gerade

das Genie läßt sich am wenigsten biologisch erklären, z. B. der Klaviervirtuose. Die Fähigkeit, blitzschnell Noten zu lesen, gleichzeitig blitzschnell mit jedem Finger im richtigen Moment die richtige Taste zu treffen, jeden falschen Ton zu hören, gehörige Länge, Beweglichkeit und Stärke der Finger, endlich die vollkommene Ausbildung der Nervenbahnen, die den Sehnerv, den Hörnerv und die motorischen Nerven der Finger miteinander verbinden, das alles läßt sich als ein Produkt von Vererbung und Blutmischung ganz gut denken. Aber auch das Gemüt des großen Komponisten, dessen Tonkombinationen zum Herzen sprechen? Das selbe gilt vom Kehlkopf der Sängerin und von ihrer Seele, wenn sie eine hat, sie in die Töne hineinzulegen. Und nun gar die Gedanken, die dem Dichter zufließen, die epochemachenden Inspirationen des wissenschaftlichen Genies, bei denen hört jede Möglichkeit einer materialistischen Erklärung auf. Es hieße den Tatsachen ins Gesicht schlagen, wollte man leugnen, daß Geistesanlagen und Charakter in weitem Umfange durch Vererbung und Blutmischung bestimmt werden, aber deren bloßes Produkt können sie nicht sein. Darum ist der in Reibmayrs Buch unzähligmal vorkommende häßliche Ausdruck „Züchtung“ nicht bloß anstößig, sondern auch wissenschaftlich unhaltbar. Wo es bloß auf Körperbeschaffenheit ankommt, da ist Züchtung beim Menschen so möglich wie beim Pferde, und sie ist von nordamerikanischen Pflanzern mit ihren Negern tatsächlich geübt worden. Aber für den Vollmenschen ist die Veredelung eine Sache des Gemüts, des ästhetischen Geschmacks und der wirtschaftlichen Überlegung, und jede Staatsgewalt, die sich in einem Kulturvolk auf Menschenzüchtung verlegen wollte, würde an dem entrüsteten Widerstande des Volkes zerbrechen. Daß dem edeln Menschen die Verbindung mit einer unedeln Person widerstrebt, dafür hat schon die Natur gesorgt, und es dürfte verhältnismäßig nur wenige Weiße geben, die so roh sind, daß ihnen der geschlechtliche Verkehr mit Farbigen nicht widerwärtig wäre; auch die Abneigung gegen nicht standesgemäße Ehebündnisse ist ganz allgemein. Will jemand das „Züchtung“ nennen, so kann man ihm nicht verwehren; aber der Ausdruck ist irreführend, weil Züchtung einen bewußten Züchter voraussetzt oder wenigstens die Vorstellung eines solchen erweckt. Den Biologen muß man ja dankbar dafür sein, daß sie die Pflicht einschärfen, bei der Gattenwahl vor allem an die Erzielung einer gesunden Nachkommenschaft zu denken, und daß sie fordern, Ehebündnisse zwischen kranken und verbrecherischen Personen sollten durch gesetzliche Maßregeln verhindert werden. Aber der Engländer Galton, der in diese Bestrebungen Methode bringt, hat dafür das schönere Wort *Nationaleugenik* geprägt. Man kann sich darüber unterrichten aus einem im Oxford Junior Scientific Club vom Professor Karl Pearson gehaltenen Vortrage „Über Zweck und Bedeutung einer nationalen Rassenhygiene“. (Deutsch bei B. G. Teubner in Leipzig. So steht auf dem Umschlage; auf dem Titelblatt dagegen: München 1908, Verlag der Archibgesellschaft.)

C. J.

Veränderungen an der schleswig-holsteinischen Nordseeküste. Unsere Leser werden sich des Artikels „Landgewinnung in der Nordsee“ entsinnen, der, in Heft 42 des vorigen Jahrgangs der Grenzboten veröffentlicht, eine Übersicht über die durch die unablässige Tätigkeit des Meeres hervorgerufenen, zum Teil außerordentlich großen und für die Bevölkerung des Strandgebietes und der Inseln verhängnisvollen Veränderungen an den deutschen Nordseeküsten, besonders an der schleswig-holsteinischen, und im nordfriesischen Archipel bot und zugleich über die bisherigen Resultate und die weiteren Aussichten der zum Schutze der gefährdeten Gebiete und zur Gewinnung neuen Landes unternommenen Arbeiten berichtete. Bei der Bedeutung dieser Dinge nicht nur für die dabei zunächst interessierten Teile der preussischen Monarchie, sondern auch für das ganze Reich, ja für die gesamte Kulturwelt, haben wir vor einigen Wochen eine Reise nach der

nordseeischen Küste und nach den am meisten gefährdeten Halligen unternommen, um uns durch eigne Anschauung ein Urteil über den gegenwärtigen Stand der Angelegenheit zu bilden und, wo möglich, noch einmal an dieser Stelle für die von unserm Mitarbeiter so warm verfolgten Bestrebungen einzutreten. Dieser Mühe sehen wir uns jetzt überhoben, denn in dem soeben erschienenen 21. Bande (dem ersten Supplementbande) von Meyers Großem Konversations-Lexikon, dessen reicher, die allerneuesten Ereignisse, Erfindungen und Entdeckungen mit gewohnter Sorgfalt berücksichtigender, durch meisterhaft ausgeführte Illustrationen erläuteter Inhalt demnächst noch ausführlicher gewürdigt werden wird, finden wir unter dem Stichwort „Nordseeküste“ eine erschöpfende Darstellung alles Wissenswerten von den ersten historischen Nachrichten über Küste und Inselwelt bis auf die allerjüngste Gegenwart. Drei Ansichten nach Photographien geben einen Begriff von den wichtigsten technischen Vorrichtungen zur Landbesicherung und -gewinnung. Da sehen wir die zum Uferschutz auf der Hallig Gröbe angelegte Steindecke aus Granitfindlingen, den im Jahre 1874 fertiggestellten Damm nach der Hamburger Hallig, durch den schon so viel Land gewonnen worden ist, daß man sich mit dem Gedanken an eine neue Eindeichung trägt, endlich einen Teil der sogenannten Grüppelarbeiten auf dem neuangelandeten Ostende der Hallig Oland, wo man durch die Aushebung kleiner Gräben den Abfluß des Wassers bei Ebbe erleichtert und dadurch den Anwachs der die Landbildung so begünstigenden beinahe noch amphibiisch vegetierenden Salzpflanze *Salicornia herbacea* beschleunigt.

Dem Artikel des Konversationslexikons ist eine ganz vorzügliche Spezialkarte beigegeben, auf der neben den heutigen Küstenverhältnissen, Befestigungsarbeiten und Eindeichungen auch der Verlauf der Küste im Jahre 1643 bzw. 1634 eingetragen ist. Da sehen wir auch die gewaltigen, schon in König Waldemars des Zweiten Erdbuch vom Jahre 1231 aufgeführten Marschinseln Gästånada (von der sich als Reste bis in die neuere Zeit die Halligen Nordmarsch, Langeland, Butthwehl, Hingsteneß, Appeland, Gröbe und Habel erhalten haben), Hwålä minor (= Kleinstrand, wahrscheinlich das weit nach Westen und Süden vorgeschobne Gebiet, von dem heute noch zwei Reste, die Halligen Hooge und Norderoog, aus dem Wasser ragen), Hwålä major (= Großstrand, die große, nierenförmige Insel, von der sehr ansehnliche Teile: Nordstrand, Nordstrandischmoor und Pellworm erhalten sind, und zu der wahrscheinlich auch Süderoog und Südfall gehörten) und Håfrå Holm (jetzt Teile der Halbinsel Eiderstedt). Nahezu bei allen noch vorhandenen Inseln läßt sich ein Zurückweichen der Westküste, dagegen ein Stillstehn oder Vorwärtstreiben der Ostküste bemerken, was bei der Karte sehr anschaulich zutage tritt. Dasselbe gilt von der Halbinsel Eiderstedt, während die übrige Festlandküste einen, zum Teil schon durch Eindeichungen gesicherten, bedeutenden Landzuwachs aufweist.

Artikel und Karte haben uns wieder einmal bewiesen, wie aufmerksam die Redaktion die Zeitereignisse und Kulturströmungen verfolgt, und mit welcher Zuverlässigkeit ihre Mitarbeiter bei der Bearbeitung des einschlägigen Materials vorgehn. J. A. K.

Drei Nächte. Roman von Hermann Stehr. Verlag von S. Fischer, Berlin. Ohne Zweifel gehört Hermann Stehr zu den begabtesten und im wahren Sinne eigenartigsten Erzählern der Gegenwart. Eigentlich paßt die Bezeichnung „Erzähler“ nicht für ihn, er ist vielmehr von Grund aus Dichter und immer nur Dichter, Lyriker im persönlichsten Sinne. Seine Romane sind Entwicklungs- und Weltanschauungsbildungen. Sie sind ganz aus dem Wesen des Dichters, der Seele heraus entstanden, sie sind seelische Offenbarungen, festgehalten durch die schöpferische Kunst eines phantasievollen, von innerer Leidenschaft durchglühten Dichters. In drei Nächten erzählt der Dorfschulmeister Franz Faber einem Kollegen seine schweren Schicksale, die Kämpfe seiner durch Vererbung, durch dunkle Naturkräfte belasteten

und doch von dem Gefühl eigenster Verantwortlichkeit rastlos zum Höchsten emporgetriebenen Seele. Den Mystikern des Mittelalters gleich sucht Stehr rein von dem Wesen der Seele aus das Weltall zu erklären, den Gleichklang zwischen Natur und Mensch zu finden. Er empfindet ihren göttlichen Ursprung, das heißt ihr bewußtes göttliches Wesen, aber er muß immer wieder statt dieses Wesens den Dämon erkennen, dieser ist wie aus der Natur so auch aus der Seele nicht wegzubannen. Diese Tragik des Unbewußten, das doch das wahrhaft wirkliche ist — keine Illusion, wie jener so viel jetzt besprochne und durchdachte Monismus — ist die Grundidee des Buches, aus der sich alle Erlebnisse und Ereignisse ableiten. Und die Dinge, die Natur leben mit in dieser tragischen Stimmung, in der sie unwillkürlich Seele gewinnen und auch ihr unbewußtes Wesen befinden. Aber gerade in dieser Erkenntnis vollzieht sich die Umwandlung des Menschen und seine innige Vereinigung mit der Welt, mit der Natur, und das sittliche Bewußtsein, durch diesen Kampf erst wahrhaft und als wirklich empfunden, erhebt ihn zu schöpferischer Tatkraft, zu einem lichten heitern Leben empor. Nur leise vernehmlich klingt dieser harmonische helle Akkord am Schluß dieses Buches dunkler Leidenschaften und Visionen an; doch er wird deutlich empfunden. Wenn ein Dichter von der Wahrhaftigkeit Stehrs zu diesem Schluß kommt, von tiefstem Pessimismus zu einem wachen Optimismus — dann ist dieses Resultat aufs freudigste zu begrüßen, dann wird dies die Freude an dieser Dichtung und ihrer tiefgründigen Poesie, ihrem anschaulichen, doch immer beseelten Stil erhöhen, und man wird ihren eigentlichen Wert nicht in dem Resultat selbst, sondern in der menschlichen und dichterischen Kraft, mit der dies erkämpft wurde, erst recht erkennen.

Hans Benzmann

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten. Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Jesus im Urteil der Jahrhunderte

Die bedeutendsten Auffassungen Jesu in Theologie,
Philosophie, Literatur und Kunst bis zur Gegenwart

Von Lic. theol. **Gustav Pfannmüller**

Mit Buchschmuck und 15 Kunstbeilagen. In Leinwand gebunden M. 5.—

„Ohne Zweifel ein glücklicher und angesichts des steigenden Interesses, dem die „Jesusliteratur“ der unmittelbaren Gegenwart begegnet, ein zeitgemäßer Gedanke! Rückhaltlos sei auch gleich von vornherein ausgesprochen, daß der Güte des Programms die Güte der Ausführung entspricht. Der Verfasser beherrscht seinen Stoff. Kompetent und sachkundig erscheint er gleich in den fünf ersten, den innerhalb der neutestamentlichen Literatur sich vollziehenden Wandlungen gewidmeten Abschnitten. Nicht zum wenigsten in der Zeichnung des geschichtlichen Anstoßes zu der ganzen Bewegung selbst. Ich wägte nicht, was man vom Standpunkt eines wissenschaftlich solid begründeten und ruhig abgeklärten Urteils aus gegen die ganze Darstellung Jesu und des Urchristentums einzuwenden vermöchte.“

In der Tat ein ungemein reichhaltiger, den verschiedenartigsten Bedürfnissen entgegenkommender Inhalt einer gleichwohl in sich einheitlich geschlossenen schriftstellerischen Leistung. Den richtigen und förderlichen Gebrauch wird der davon machen, der sich daraus den ungeheuren Wandel der religiösen Anschauungen und der daraus sich ergebenden Tragweite des darin nachwirkenden, ursprünglichen Eindrucks deutlich machen will.

Ich für meine Person bekenne, darin eine höchst anziehende und reizvolle Lektüre gefunden zu haben. — Alles in allem eine dankens- und empfehlenswerte, unzweifelhaft bestehendem Bedürfnis wie gerufen entgegenkommende Leistung!“

(Heinrich Holtzmann-Baden-Baden in der „Frankfurter Zeitung“.)

Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig und Berlin



Der Weg zum neuen Block



Schon wiederholt ist in unsrer Zeitschrift in verschiedner Form und Auffassung dem Gedanken Ausdruck gegeben worden: der Block muß wiederkommen. Der Gedanke hat schon zu fest Wurzel gefaßt im deutschen Volk, und aus dieser Wurzel werden immer wieder neue Triebe hervorschießen. Männer der verschiedensten politischen Anschauungen haben diese Überzeugung fast in demselben Augenblick ausgesprochen, als den Gegnern die Sprengung des Blocks geglückt war und die große Menge unter dem Eindruck stand, nun habe der Blockgedanke völlig Schiffbruch gelitten und könne nicht wieder zum Leben erweckt werden. Beinahe mit mitleidiger Überlegenheit standen die hartgesottnen Parteimänner über den Trümmern der Bülow'schen Politik; sie hatten es gleich gesagt, ein solches „Experiment“ könne nicht glücken! Und doch regte sich alsbald der Gedanke: Der Block ist tot, es lebe der Block! Wer weiter zu sehen vermag, wird sagen dürfen, daß Fürst Bülow nicht auf ein spätes Urteil der Geschichte zu warten braucht, um sich gerechtfertigt zu sehen. Schon jetzt ist man unter Leuten, die politisch zu denken vermögen, in stets wachsendem Maße der Meinung, daß Fürst Bülow, auch wenn er sonst kein andres Verdienst und keinen andern Erfolg gehabt hätte, schon durch die klare und entschiedne Verfechtung der Blockidee und durch den mutigen Versuch, mit diesem Block praktisch zu regieren, einen ehrenvollen Platz unter den bedeutendsten deutschen Staatsmännern verdient hat.

Gegen die Blockpolitik im Sinne Bülows, das heißt gegen das Zusammenwirken von Konservativen und Liberalen in den großen, gemeinsamen Lebensfragen der Nation, wehrt sich zunächst die Einseitigkeit des üblichen Parteietriebes. Indessen, wie hoch auch der einzelne den Wert und die Bedeutung seiner Partei einschätzen mag — über den Standpunkt politischer Unreife sollten wir doch längst hinaus sein, als könne ein moderner Staat nach den Wünschen einer einzigen Partei regiert werden. In der Erkenntnis, daß jede Partei, die die Staatsordnung anerkennt, auch ihr Recht im Staatsleben hat, liegt durchaus keine Verleugnung der eignen Überzeugungen. Selbstverständlich

glaubt jeder für sich, auf dem allein richtigen Wege zu sein; ohne diese Überzeugung ist ein ernstes und nachhaltiges Interesse an politischen Fragen unmöglich. Und ebenso selbstverständlich tritt jeder für das, was er für richtig hält, mit ganzer Kraft und dem Eifer der wahren Überzeugung ein. Er wird also danach trachten, den Geltungsbereich der eignen Meinung nach Möglichkeit zu erweitern. Aber das wird natürlich nur bis zu einer gewissen Grenze glücken. Diese Grenzen sind zu allen Zeiten vorhanden gewesen; bei der Kompliziertheit der Lebensverhältnisse in einem modernen Staat sind sie mehr denn je von Bedeutung. Ihre Beachtung im Sinne einer Anerkennung der — wenn auch vielleicht unerwünschten — Tatsache kann auch ein enges und sehr geschärftes politisches Gewissen niemals beschweren, wenn den politischen Überzeugungen wirkliche Vaterlandsliebe, ein gesundes Gemeinschaftsgefühl mit den Interessen des ganzen Volks zugrunde liegt. Es kann also jeder mit vollem Eifer auf das Ziel hinarbeiten, daß seine Partei an Ausbreitung und Einfluß gewinne, und es ist nicht einzusehen, warum dieser Eifer erlahmen sollte, wenn er trotzdem die praktischen Konsequenzen aus der Tatsache zieht, daß es andre Leute gibt und immer geben wird, die andrer Meinung sind und aus den gleichen Gründen und mit dem gleichen Eifer für ihre Partei arbeiten. Wenn daher der Meinungskampf auch unter den Parteien, die auf dem Boden der Staatsordnung und des Staatsinteresses stehen, oft Formen annimmt, die dem Gegner geradezu die Existenzberechtigung abstreiten, so mag sich das im Einzelfall durch die Hitze des Gefechts und durch die Mitwirkung von Elementen von mangelhafter politischer Intelligenz und Bildung entschuldigen lassen, aber eine innere Berechtigung hat diese Form des Parteigeistes nicht.

Genährt wird vielleicht die Auffassung von der Alleinberechtigung einer bestimmten Parteirichtung — eine Auffassung, der alle geschichtlichen Erfahrungen widersprechen — durch die oft gehörte Behauptung, der preussische Staat gebe ein Beispiel eines fast ausschließlich konservativ regierten Staatswesens. Die Konservativen erklären daraus das gesunde Wachstum und die Größe des Staats und die Erfolge seiner Politik; die Liberalen sehen darin die wesentliche Ursache seiner Mängel und Schwächen. Unrecht haben beide, denn die Behauptung ist falsch. Erst seit zwei Menschenaltern ist Preußen Verfassungsstaat. Bis dahin haben die Beherrscher dieses Staats, deren Wille allein das Gesetz schuf, sehr oft ihre ganze Energie und Autorität eingesetzt, um dem entgegenzuwirken, was man unter den damaligen Zeitverhältnissen nach Analogie der heutigen etwa das konservative Prinzip nennen könnte. Wie oft haben die Hohenzollern, wenn es die Zeitverhältnisse notwendig machten, in ihrer Verwaltungspolitik einen gesunden Liberalismus vertreten! Wie oft haben sie zu diesem Zwecke sogar das formelle Recht verletzt und zerbrochen, um zum Heil ihres Staats einem höhern Recht den Eingang freizumachen! Man sehe sich nur einmal die brandenburgisch-preussische Geschichte daraufhin näher an, allerdings nicht in den herkömmlichen volkstümlich-

patriotischen Darstellungen, die den erwähnten Unterschied zu verwischen pflegen, sondern in den Aufzeichnungen, die die wahre Natur der Konflikte, das Aufeinanderplagen der politischen und rechtlichen Prinzipien deutlich widerspiegeln, wie zum Beispiel die Denkwürdigkeiten des Generals Friedrich Ludwig von der Marwitz. Die preussische Monarchie hat allerdings mit Einsicht und Geschick die richtigen Mittel gefunden, alle innern Gegensätze und Sonderinteressen der Staatsautorität unterzuordnen. Wenn dann ferner noch der preussische Adel und die aus ihm und unter seiner Führung emporgewachsene konservative Partei auch nach Einführung der Verfassung die zuverlässigste Stütze der Regierung blieb und ihren Einfluß wahrte, so dankt sie das eben den Traditionen, die durch die vorangegangene Erziehung zur Würdigung der Staatsautorität als des obersten politischen Prinzips in ihr lebendig geblieben waren. Zugleich wurde dem Konservatismus diese Rolle erleichtert durch die Unfruchtbarkeit und den Doktrinarismus der damaligen Liberalen. Der Staat regierte also nicht den Konservativen zuliebe nach deren Prinzipien, sondern die Konservativen unterstützten grundsätzlich den Staat, soweit ihnen dies nach ihrer sachlichen Überzeugung möglich war, während die Liberalen versagten. Diese Tatsachen hören aber auf, als Beweis für die Richtigkeit der konservativen Prinzipien zu gelten, sobald die Konservativen Sonderinteressen über das Staatsinteresse stellen, während die Liberalen zur positiven Mitarbeit bereit sind.

Bei der Auffassung des Parteiwesens, die sich heute immer mehr durchsetzt, wird man immer häufiger darauf zurückkommen, bei großen Lebensfragen des Staats den Momenten Beachtung zu schenken, die uns mit der Gegenpartei einigen. Und es stellt sich bei sachlicher Betrachtung in der Regel heraus, daß in den praktischen Folgerungen durchaus nicht die weitgehende Gegensätzlichkeit herrscht, die man vielleicht vorher vorausgesetzt hat. In der Praxis kommt es auf die Ergebnisse an, nicht auf die Motive. Wenn A und B dieselbe Strecke zu durchwandern haben, so kann es für ihr Zusammengehen kein Hindernis sein, daß der eine vielleicht den Weg in Geschäften, der andre aus Gesundheitsrücksichten macht. Ein Zusammengehen der Parteien aus praktischen Rücksichten muß aber die weitere Folge haben, daß die Gewöhnung, in großen nationalen Fragen gemeinsam zu handeln, auch freiwillige gegenseitige Zugeständnisse erleichtert. Die Neuheit dieser Methode und dieser Art von Verständigung zwischen politischen Anschauungen, die sich immer noch gegenseitig mit den Augen der Vergangenheit betrachteten, hat zwar die Reichsfinanzreform scheitern lassen, aber der Gedanke, den die Starrheit der parlamentarischen Traditionen nicht zu erfassen vermochte, hat bei den Wählern um so mehr Eingang gefunden, und von hier aus wird er weiter wirken und wiederkehren.

Daß auf die Wiederkehr einer solchen Blockpolitik hingewirkt werden muß, ergibt sich auch weiter aus der Erwägung, daß wir den Anschauungen, Bedürfnissen und Interessen verschiedener Bevölkerungskreise nicht ohne weiteres

mit Hilfe der Methode gerecht werden können, die sich in andern Verfassungsstaaten eingebürgert hat, nämlich durch einen regelmäßigen Wechsel zweier großer Parteigruppen in der Unterstützung der Regierung und in der Opposition. Gewiß kann es auch bei uns abwechselnd eine konservative und eine liberale Mehrheit geben, auf die sich dann die Regierung stützen kann, aber eine sichere Mehrheit, die entschlossen ist, ein bestimmtes politisches Prinzip, dem durch eine klare Bekundung des Volkswillens für eine Weile das Übergewicht zuerkannt worden ist, zum Ausdruck zu bringen — eine solche Mehrheit gibt es bei uns in keinem Falle. Der Grund braucht kaum besonders gesagt zu werden; er liegt in der Existenz und der eigenartigen Stellung des Zentrums und der Sozialdemokratie. Darauf braucht hier nicht näher eingegangen zu werden, da die Gesichtspunkte, die gerade wegen dieser Eigenheit unsers Parteiwesens die Wiederkehr der Blockpolitik notwendig machen, an dieser Stelle schon einmal von andrer Seite erörtert worden sind. Bei der Unzuverlässigkeit der Mehrheitsbildung im Reichstag muß eine Versicherung gegen ein mögliches Übergewicht von Parteien vorhanden sein, die das Wohl des nationalen Staats nicht zum Ausgangspunkt ihres politischen Bekenntnisses wählen; diese Versicherung kann nur darin bestehen, daß in allen Fragen, die durch antinationale Parteibestrebungen gefährdet werden können, Konservative und Liberale grundsätzlich eine Verständigung suchen und auf dieser Grundlage gemeinsam handeln.

Wenn wir auf Wesen und Notwendigkeit der Blockpolitik hier noch einmal eingegangen sind, obwohl dieses Thema in den Grenzboten schon mehrfach behandelt worden ist, so ist das geschehen, weil wir einzelne Gesichtspunkte hervorheben wollten, die wir zur Begründung des folgenden brauchen, namentlich zur Begründung gewisser Punkte, in denen wir von einigen in der letzten Zeit zum Ausdruck gebrachten Ansichten abweichen. Vor allem liegt uns daran, zu betonen, daß die Blockpolitik, richtig verstanden, keine Abschwächung tieferliegender und berechtigter Unterschiede in den politischen Grundanschauungen, keine Verwischung bedeutungsvoller Gegensätze, keine Lauheit in der Vertretung politischer Überzeugungen bedeutet, sich nicht auf Parteimüdigkeit gründet und auch nicht zur Parteimüdigkeit erziehen soll. Das wäre derselbe Fehlschluß, als wenn man auf sittlichem Gebiet Selbstzucht auf Temperamentlosigkeit und Duldsamkeit auf Gleichgiltigkeit zurückführen wollte. Wir glauben im Gegenteil, daß eine Vertiefung der politischen Interessen, auch wenn sie sich zunächst in erhöhter Anteilnahme am Parteileben bekundet, in ihren weiteren Wirkungen der Entwicklung des Blockgedankens nur dienlich sein kann. Denn nicht die Verschiedenheit der Auffassungen, sondern ihre Verflachung, die Zurückhaltung der tiefer Gebildeten, die Herrschaft der Phrase und des Schlagworts — diese Ursachen sind es, die unsre Parteikämpfe zu dem widerlichen, unfruchtbaren Gezänk machen, als das sie vielen unter uns ausschließlich erscheinen. Parteien und Parteikampf sind aber Notwendigkeiten; in der innern Entwicklung der Völker bedeutet der Kampf der Geister, der Welt- und Lebensanschauungen nichts andres als Leben

und Gesundheit. Und so möchten wir vor allem vor einem Standpunkt warnen, der dem Sinne nach etwa in die Betrachtung ausklingen könnte: „das deutsche Volk will in seiner Mehrheit von den Auseinandersetzungen der Parteien nichts wissen; wir haben uns nun genug gezanzt, darum soll alles vergeben und vergessen sein.“

Untersuchen wir einmal die Frage, ob das der Weg zur Wiederherstellung des Blocks sein kann. Die Sprengung des Blocks und die Wiedereinsetzung des Zentrums in seine frühere, ausschlaggebende Stellung in nationalen Fragen ist durch die Konservativen bewirkt worden. Die Gründe, die die Partei für ihre Haltung angibt, bestehen bekanntlich in der Behauptung, es habe sich die Unmöglichkeit ergeben, mit den Liberalen zu einem positiven Ergebnis in der Reichsfinanzreform zu gelangen, deshalb sei man genötigt gewesen, mit dem Zentrum zu paktieren. Hinsichtlich des Kanzlersturzes wird behauptet, das sei eine unbeabsichtigte Nebenwirkung der den Konservativen aufgenötigten Haltung gewesen. Es sei nicht ihre Schuld, daß die Regierung das Gelingen der Reichsfinanzreform von einer bestimmten Steuer abhängig gemacht habe, der die Konservativen aus prinzipiellen Gründen nicht beistimmen konnten. Das klingt sehr einleuchtend. Gewiß ist diese Beweisführung von vielen Konservativen auch ehrlich gemeint. Sie haben sich durch die zähe, skrupellose Agitation die Prämissen künstlich einreden lassen, darum stimmen auch die Folgerungen, und nun sehen sie die Sache auch wirklich so, wie sie es sich zurechtgelegt haben.

Diese bona fides kann man jedoch den Männern, die als spiritus rectores hinter den Kulissen die Drähte gezogen haben, nicht zugestehn. Wenn man auch sie damit entschuldigen wollte, daß sie wirklich aus den angegebenen Gründen gehandelt haben, so würde man sich einer geschichtlichen Unrichtigkeit schuldig machen. Von harmlosen Leuten, die unter den Lasten und Sorgen ihres Berufs mißtrauisch geworden sind oder schwer aus gewohnten Gedankengängen herauskommen, ist es psychologisch erklärlich, daß sie die Gründe, mit denen die Landwirte gegen die Nachlasssteuer und dann gegen die Erbanfallsteuer aufgehetzt wurden, zuletzt selber glaubten und die Fähigkeit zur selbständigen Prüfung des wirklichen Inhalts dieser Vorlagen tatsächlich verloren hatten. Das gleiche den eigentlichen Führern zuzutrauen, hieße, sie beleidigen. Jene Gründe waren so sadenscheinig und so wirksam widerlegt, ihre Verteidigung war so mangelhaft, daß Männer von den Kenntnissen und der politischen Erfahrung der konservativen Führer unmöglich daran glauben konnten. Ein deutlicher Beweis, daß die Stellungnahme gegen den Ausbau der Erbschaftssteuer nur taktischen Erwägungen, nicht sachlichen Überzeugungen entsprang. Noch dazu weiß jeder Politiker, daß die erweiterte Erbschaftssteuer doch über kurz oder lang kommen wird. Es hätte darum im Interesse der Konservativen gelegen, diese unvermeidliche Steuer aus einer der Landwirtschaft freundlich gesinnten Hand entgegenzunehmen, solange man noch Einfluß auf ihre Gestaltung haben konnte.

Die Haltung der Konservativen erklärt sich diesen Tatsachen gegenüber nur, wenn man annimmt, daß sie von vornherein entschlossen waren, die Frage der Reichsfinanzreform außerhalb der Blockpolitik zu lösen. Die an-

fänglich unklare und schwankende Haltung der Mittelparteien in der Frage der Besitzbesteuerung und die Entschlußlosigkeit der Liberalen in der Frage der Verbrauchssteuern erleichterte den Konservativen ihre Taktik. Als sie dadurch das Mißtrauen der Liberalen genügend gestärkt hatten und dies zum Vorwand nehmen konnten, um auf sie einen Teil der Mitschuld an dem Scheitern der Regierungsvorlagen abzuwälzen, legten sie sich in der Erbschaftssteuerfrage so entschieden fest, daß sie nun nicht mehr zurückkonnten.

Weiter entspricht die Behauptung, daß der Rücktritt des Fürsten Bülow eine unbeabsichtigte Nebenwirkung der konservativen Taktik gewesen sei, nicht den Tatsachen. Zwar hat es in den Reihen der Konservativen eine ganze Anzahl ehrlicher Männer gegeben, die das nicht gewollt haben, die sich wirklich in den Wahn wiegen ließen, Fürst Bülow werde sich den Konservativen doch noch unterwerfen. Von den tonangebenden Führern gilt das wiederum nicht. Sie haben gewußt, wie es kommen würde, und so, wie es gekommen ist, haben sie es gewollt. Und der Beweggrund? Wiederum die Angst, ein Erfolg der Blockpolitik in der Frage der Reichsfinanzreform könne zu einer liberalen Ära auch in der preußischen Politik führen. Es ist keine Vermutung, keine Schlussfolgerung, sondern eine einfache Tatsache, daß Herr v. Heydebrand von dem stärksten Mißtrauen gegen die Person des Kanzlers erfüllt war, weil er die erwähnte Befürchtung hegte; er begegnete sich in dieser Stimmung mit den leitenden Kreisen des Bundes der Landwirte. Daß man es auf den Kanzler persönlich abgesehen hatte, beweist auch die Art, wie in konservativen Kreisen insgeheim die bekannten Novemberereignisse benutzt wurden, und wie man der Ministerarbeit höfischer Unterströmungen in die Hand arbeitete. Wir haben das seinerzeit im „Reichs-Spiegel“ einigemal angedeutet. Fürst Bülow hat dies freilich damals in Abrede stellen lassen, teils einem Zuge seines ritterlichen — in dieser ganzen Aktion leider zu ritterlichen! — Charakters folgend, teils vor allem, um den Kaiser vor Mißdeutungen zu schützen, an dem — dies muß ausdrücklich betont werden — alle Intrigen dieser Art tatsächlich zerfielen. Die hier festgestellte persönliche Gegnerschaft gegen einen im besten Sinne „agrarischen“ und in konservativen Kreisen sonst hochgeschätzten Reichskanzler hätte gar keinen Sinn gehabt, wenn sie nicht durch die Auffassung erklärt würde, Fürst Bülow habe sich durch seine Blockpolitik in eine liberale Strömung hineinreißen lassen und müsse nun zur Unterwerfung unter konservative Forderungen gezwungen oder eben geopfert werden.

In Summa: wer die Vorgänge nimmt, wie sie sich wirklich abgespielt haben, nicht wie sie nachträglich dargestellt werden, kann nicht zweifeln, daß die Sprengung des Blocks nicht eine im Laufe der Ereignisse eingetretene, aus einem Gewissenskonflikt hervorgegangene Nebenwirkung, sondern das eigentliche, wohlberechnete Ziel der ganzen konservativen Taktik gewesen ist. Dann kann aber auch die Meinung, die konservative Parteileitung werde nun selbst voller Schrecken sehen, was sie angerichtet habe, und reuevoll zur Bernunft zurückkehren, nicht aufrechterhalten werden. O nein! sentimental sind die Herren

v. Heydebrand und die vom Bunde der Landwirte nicht veranlagt. Sie sind kalte Rechner und wissen, was Macht bedeutet. Hat ihnen ihre Gefolgschaft einmal Absolution erteilt, so werden sie daraus kaltblütig die Folgerung ziehen, daß sie gefahrlos auf demselben Wege weiter fortschreiten können. Damit wird zugleich die Befürchtung widerlegt, sie könnten durch Opposition und durch das weitere Vorhalten ihrer Sünden nur noch mehr von den Liberalen getrennt und zum Zentrum hingedrängt werden. Umgekehrt: läßt man sie gewähren, so ist an eine Wiederkehr der Blockpolitik überhaupt nicht zu denken.

Der Rat an die Konservativen, sich in Demut zu fassen und die freiwillige Rückkehr der Parteileitung in nationale Bahnen zu erwarten, muß auch noch nach einer andern Richtung hin geprüft werden, nicht nur im Hinblick auf eine künftige Blockpolitik. Die konservative Politik hat dem Thron und der Staatsautorität den stärksten Stoß versetzt, den wir seit langer Zeit zu verzeichnen haben. Der Spottname des Herrn v. Heydebrand — „der ungekrönte König von Preußen“ — birgt einen bitteren, bedenklichen Ernst. Nicht als ob wir einen Augenblick an der Realität der Macht des preussischen Königtums zweifeln könnten! Aber wir sind einmal wieder so weit, daß überall im Lande mit einem Schein des Rechts, ja mit unbestreitbarer Überzeugungskraft behauptet werden darf, gegen eine gewisse Clique in Preußen vermöge selbst der König nichts, und gegen ihren Willen könne er nicht regieren. Viele, die bisher diesem Gerede nicht geglaubt oder die wahren Ursachen dieser Erscheinung wohl zu würdigen gewußt haben, werden angesichts der ungeheuern Frivolität und des unpatriotischen Charakters dieser letzten konservativen Opposition die frühere Widerstandskraft gegen jene Einflüsterung verloren haben. Der Schaden, der damit angerichtet wird, ist unermesslich. Es ist die erfolgreichste Art, die Saat der Revolution auszustreuen. Die Art, wie die Konservativen den erfolgreichsten und bedeutendsten Staatsmann nach Bismarck gestürzt und den Bundesrat gezwungen haben, eine Reichsfinanzreform anzunehmen, die den bis dahin verfolgten Wünschen und Grundsätzen der Reichspolitik zuwiderlief, ist das stärkste Attentat auf die Autorität von Krone und Staat, das seit der Reichsgründung unternommen worden ist. Das Ergebnis der Wahlen von 1907 ist zunichte gemacht; ein neuer Aufschwung der Sozialdemokratie ist gesichert, und die große „Partei der Nichtwähler“ wiederhergestellt, da die allgemeine Erbitterung gegen das Scheitern einer endlich den nationalen Wünschen gerecht werdenden Politik keine andern Auswege kennt als eben diese beiden. Das endlich bei den Gebildeten durchdringende Interesse und Verständnis für die wahren Bedürfnisse und die eigenartige Stellung der Landwirtschaft ist wieder zerstört durch den Mißbrauch dieser Interessen zu politischen Machtzwecken und zu ungunsten anderer Erwerbszweige. Und das alles nennt sich konservative Politik!

Ist der Rat gut, alle diese Schäden durch Schweigen zuzudecken, nur weil die Aufregungen der letzten Wochen wieder einmal eine gewisse Müdigkeit

gezeitigt haben? Sollen wir vor der Fahnenflucht aus dem konservativen Lager warnen, weil auch ohnedies noch alles gut werden werde? Bereiten diese Beschwichtigungen wirklich eine neue Einigung vor, nach der auch wir streben? Wir glauben von alledem das Gegenteil. Wir kommen damit nicht an das gewünschte Ziel. Die Möglichkeit der Fortsetzung dieser jäh zerstörten Arbeit hängt ab von der Möglichkeit, ein neues Fundament in der nationalen Wählerschaft zu legen. Dieser müssen die Augen geöffnet werden, vor allem über die Natur und die Ziele der jetzigen konservativen Führerschaft. Eine neue Partei läßt sich nicht ohne weiteres gründen; alle praktischen Erfahrungen sprechen dagegen. Aber alle, die die konservative Parteileitung in ihrem Wesen erkannt haben und die der Zorn über diese unpatriotische, allen guten Traditionen zuwiderlaufende Haltung der Partei erfaßt hat, sollten dieser Einsicht vor allem praktische Konsequenzen geben, am besten natürlich durch Anschluß an die Freikonservativen oder Nationalliberalen oder, wenn das politische Gewissen dies durchaus nicht gestattet, einstweilen durch Nichtbeteiligung am politischen Leben. Diese hat — als vorübergehend und bewußt angewandtes Mittel zu einem bestimmten Zweck — nichts gemein mit der Gleichgültigkeit gewisser Kreise, die sich für zu vornehm halten, in die politische Arena hinabzusteigen. Nur fühlbare Verluste können eine Parteileitung überzeugen, daß sie auf falschem Wege ist. Die Beforgnis, es könnte das zu einem völligen Zusammenbruch der konservativen Partei führen, hegen wir nicht, da der Bund der Landwirte immer noch über eine ansehnliche Macht verfügen wird trotz manchen auch dort sich regenden Widerständen. Aber auch ein gründlicher Zusammenbruch könnte den berechtigten konservativen Interessen nicht schaden. Die Sache selbst kann ja nicht vernichtet werden; dazu leben zu viele gesunde konservative Kräfte in der deutschen Volks. Diese würden sich dann von selbst aufrichten und sich neu organisieren. Dann würden wir vielleicht endlich eine wirkliche konservative Partei erhalten, die alle umfaßt, die grundsätzlich in diesem Lager stehen. Jetzt haben wir ganz ungesunde Verhältnisse. Der größte Teil der „Nichtwähler“, der sogenannten „Parteiloßen“ ist tatsächlich konservativ. Ihre Auffassungen von Monarchie, Staat und Gesellschaft, von der Bedeutung des historisch Gewordenen und der organischen Natur aller Entwicklung, ihre Abneigung gegen einseitig individualistische Theorien, auch die ihnen eigene Würdigung der wirtschaftlichen Kräfte weisen sie entschieden in das konservative Lager. Aber sie können sich nicht allen den Einseitigkeiten und Rückständigkeit, der unnötigen Verquickung der Politik mit religiösen Bekenntnisfragen und Standesinteressen verschreiben. Die Verurteilung dieser wertvollen Elemente zu parteipolitischer Obdachlosigkeit ist ein Verlust für unser politisches Leben. Das Fehlen eines tüchtigen konservativen Bürgertums — infolge des heute ganz ungerechtfertigten Vorurteils, daß konservative Überzeugungen eine Eigenheit des Adels und der ländlichen Kreise seien — beschwert auch unsern Liberalismus, da sich die liberale Mittelpartei mit zahlreichen Elementen herumplagen muß, die im Grunde konservativ sind, ohne es eingestehn zu wollen;

dadurch wird manches Element des Zwiespalts in die Reihen der National-liberalen getragen. Die Beseitigung dieser Übelstände bei den jetzigen Verhältnissen der konservativen Partei ist kaum zu erhoffen; ein innerpolitisches Sena dieser Partei könnte vielleicht die Gesundung bringen.

So entschieden wir aber wünschen müssen, daß sich die Konservativen im Lande kräftig gegen ihre Führung regen, für so falsch halten wir den von einem großen Teil der liberalen Presse eingeschlagenen Weg, den Konservativen nach echt demagogischer Methode dadurch zu schaden, daß sie ihnen die Bewilligung der Verbrauchssteuern zum Vorwurf machen. Steuern in dieser Höhe mußten jedenfalls bewilligt werden, und über die Mängel dieser freilich übereilten Gesetzgebungsarbeit steht das Urteil noch keineswegs fest. Auf diesem Gebiet zum Frieden und zur Mäßigung zu reden, ist allerdings Pflicht. Das hat mit Parteipolitik nichts zu tun, das ist man dem Reiche schuldig.

Die Reichsfinanzreform als Aufgabe der nationalen Politik wird ohnehin bald genug wiederkommen. Denn was jetzt gemacht worden ist, ist keine Reform; es ist nur die — wahrscheinlich recht notdürftige — Beschaffung neuer Einnahmequellen. Die Möglichkeit, daß die Bedürfnisse des Reiches wieder in völlig unregelter Weise die Finanzen der Einzelstaaten in Anspruch nehmen, besteht fort. Dann wird man selbstverständlich auf die Frage der Besitzsteuern als Gegengewicht gegen die Verbrauchssteuern zurückkommen, und es bleibt eben nichts andres übrig, als der Ausbau der Erbschaftssteuer. Diese wird sodann glatt bewilligt werden, denn das Zentrum ist in seiner Mehrheit von jeher dafür gewesen und hat lezthm nur dagegen gestimmt, weil diese Vorlage sein Werkzeug zur Rache an Bülow werden sollte. Ob dann freilich die Wünsche der Landwirtschaft so ausgiebig berücksichtigt werden, wie in der lezten Vorlage, ist fraglich. Auch die Konservativen werden erfahren, daß auf die Hybris, die Hingabe an das Machtgefühl, immer die Nemesis folgt. Auch wird ihnen das zur Illustration des Wertes ihrer erstaunlichen Beweisführung dienen, daß das Schicksal des Besitzes „nicht in die Hände einer aus gleichen allgemeinen Wahlen berufenen Volksvertretung gelegt“ werden dürfe. Ein Argument, das freilich — nebenbei bemerkt — unsre ganze verfassungsmäßige Gesetzgebung in Frage stellt, da die besagte Volksvertretung nun einmal ein niemals zu umgehender Faktor der Gesetzgebung ist, also jedes Gesetz, wenn die Konservativen die Macht hätten, verhindert werden könnte, nicht wegen seines Inhalts, sondern wegen des verfassungsmäßigen Charakters der Volksvertretung. Vielleicht öffnet sich auch auf dem Umwege dieser Erfahrungen mit dem, was man heutzutage „konservativ“ nennt, die Einsicht in die Notwendigkeit der Verständigung zwischen Konservativen und Liberalen. -s-





Die Entstehung des chinesischen Staates

Von Dr. R. Stübe



Die Entstehung eines so bedeutenden Gebildes wie des chinesischen Reiches ist trotz der Begabung der Chinesen für geschichtliche Überlieferung und ihrer reichen historischen Literatur bisher in Dunkel gehüllt. Denn es ist nur ein Schein, wenn eine Überlieferung ziemlich umfangreiche Mitteilungen über die älteste Zeit und den ersten Kaiser Huang-ti bietet. Der Euhemerismus der Chinesen hat hier nur Märchen und Sagen als „Geschichte“ kostümiert. Daß der Kaiser Huang-ti selbst eine mythische Gestalt ist, geht aus den Erzählungen über seinen Kampf mit dem tierköpfigen Tschu-hu hervor, an dem sich Tiere und Götter beteiligen, wie aus dem Mythos von seiner Himmelfahrt auf dem Drachen. Das ist alte Naturmythologie, aus der erst spätere Zeiten historisch-menschliche Vorgänge gemacht haben.

Dem großen russischen Chinaforscher W. B. Wassiljew (gestorben 1900) gebührt das Verdienst, als erster Europäer in die schwierige Frage der chinesischen Urgeschichte Licht gebracht zu haben. Seither sind seine Ergebnisse durch die Forschungen des Leipziger Sinologen Professor A. Conrady bestätigt und ergänzt worden.

Prüft man die ältesten Urkunden und Sagen, vor allem auch die in Sprache, Schrift und Religion niedergelegten Kulturzustände, so kann eine vorurteilslose Betrachtung nur die Annahme bestätigen, daß die chinesische Kultur im Lande selbst aus primitiver Roheit erwachsen ist. Ihr ältestes Gebiet ist die heutige Provinz Ho-nan mit dem südlichen Teile von Schan-si und dem Westen von Schan-tung gewesen. Hier lagen die ältesten Städte und Heiligtümer, hier saß die dichteste Bevölkerung. Vor allem gewähren uns die ältesten Bestandteile der Schrift einen Einblick in die Anfänge der Kultur, wir blicken hier in das Leben eines Bauernvolkes, das Viehzucht treibt. Bekanntlich drückt jedes chinesische Zeichen ein Wort aus und ist ein primitives Bild, eine Zeichnung der Gegenstände. In diesen Bildern ziehen so die sozialen und politischen Verhältnisse der ältesten Zeit an uns vorüber. In Höhlen, aber auch schon im Backsteinhause, das Fenster hatte, wohnte der Chineser. Er besitzt schon Tisch und Bett, Töpfe und Tiegel. Mit dem Pfluge bestellt er den Acker, und mit Netzen fängt er Fische. Als Haustier wird vor allem das Schaf gehalten, und der Hund ist auch hier der Genosse des Menschen. Offenbar überwiegt aber schon das bäuerliche Leben; man kennt verschiedene Getreidearten und mißt sie mit dem Scheffel, stampft die Körner im Mörser

zu Mehl und scheidet die Spreu durch Siebe aus. In Wagen oder Rähnen fährt der Bauer in den benachbarten Marktflecken, wo er die Erzeugnisse des Landes gegen Muschelgeld absetzt. Ein gewisser Luxus der Kultur fehlt nicht mehr; uralte ist die Seidenzucht, die zu buntgestickten Gewändern den Stoff liefert. Wein wird aus Reis hergestellt. Die Volksnahrung Chinas war schon in ältester Zeit — wie heute — Schweinefleisch; den Göttern setzte man als Opfer Speise den gebratenen Schweinskopf vor.

Das alles verkünden die ältesten Zeichen, die Bilder der Schrift. Sie zeigen uns auch die Organisation der Bauerngemeinde. Wie das uralte Schriftzeichen für „Feld“ beweist, war das Ackerland einer Gemeinde durch sich rechtwinklig kreuzende Wege genau in Quadrate geteilt; durch Wall und Graben war das Grundstück in verteidigungsfähigen Zustand gebracht. Ein solches Grundstück bestand gewöhnlich aus neunhundert Morgen Land, von denen die äußern acht Felderquadrate verpachtet waren, während das innere neunte die Domäne des Grundherrn bildete und von den Bauern in Frondienst bestellt wurde. Das mittlere Grundstück war wiederum befestigt und bildete so ein Kastell.

Dieses neunteilige Ackergut ist gewissermaßen die Urzelle des chinesischen Staates, die Grundlage seiner äußern und innern Organisation. Die Neigung des Chinesen zu streng schematischer Ordnung hat das Prinzip der uralten Bauerngemeinde auf den Ausbau von Stadt und Staat übertragen und in der Theorie das neunteilige Schema auch noch festgehalten, als die geschichtliche Entwicklung längst darüber hinausgeführt hatte. Die altchinesische Stadt — noch heute zeigt der Plan von Peking diese Anlage — ist ein mit Wall oder Mauer und Graben umgebenes Quadrat, das durch vier oder neun gerade Straßen wiederum in gleichmäßige Quadrate zerlegt wird. In der Mitte erhebt sich die abermals befestigte Fürstenburg als Zitabelle. Die Stadt ihrerseits bildete den Mittelpunkt des Einzelstaates, der sich in mindestens fünf Quadraten um sie legte. Dieses Schema ist dann auf das ganze Reich übertragen worden. Das Zentrum bildet die Provinz des Herrscherhauses als königliche Domäne, um sie lagern sich die in fünf, später neun Quadrate geordneten Einzelprovinzen des Reiches. Das ist freilich immer nur ein Schema gewesen. Der Ausgangspunkt ist aber die Bauerngemeinde, ihre erweiterte Gestalt ist der Staat. Auch die Bedingungen seines Wachstums liegen in der Tat in dem System der zentralen Königsdomäne und der umliegenden Lehnsländer.

Wie das Bauerntum die Grundlage der chinesischen Kultur bildet, so ist das Feudalsystem die Urform des Staates. Aus dem Grundherrschaft, zu dem die umwohnenden Bauern im Lehnverhältnis standen und dem sie Frondienste leisteten, entwickelte sich das Königtum. Es ist wesentlich, daß der chinesische Herrscher der oberste Herr einer Bauerngemeinde ist; noch heute führt er am Neujahrstage den Pflug übers Feld. Und wie das Besitztum des Lehnsherrn in der Mitte der Bauerngüter lag, so ist die Provinz, in der die kaiserliche Residenz liegt, theoretisch der Mittelpunkt des Reiches. Das ganze Reich wird nach diesem Mittellande benannt; denn der von uns oft falsch verstandne Ausdruck Tschung-kuo „Reich

der Mitte“ bedeutet wirklich „mittelftes Reich“ und bezeichnet zunächst nur die königliche Domäne oder die Hauptstadt, die tatsächlich ursprünglich in der Mitte lag. Der Ausdruck ist erst später auf ganz China übertragen worden.

Aber nicht von der Zentralprovinz, sondern von den Grenzländern ist die Geschichte Chinas bestimmt. Sie standen ursprünglich im Lehnverhältnis zu einem „König“, das heißt dem Herrn des inneren Kulturlandes, und hatten vor allem die Aufgabe, rings um das „Mittelreich“ eine Schutzwehr gegen die Barbaren zu bilden. Deshalb hatten die Verwalter der Grenzmarken, die Markgrafen, zugleich die militärische Macht in Händen. Die Markgrafenschaften sind durch ihre Stellung die Sicherung des Staates, aber oft auch sein Verderben gewesen. Zunächst war das Entscheidende für die weitere Entwicklung, daß dem inneren Königslande jede Möglichkeit genommen war, das eigne Gebiet und die eigne Macht zu erweitern; denn von allen Seiten war es von Vasallenstaaten umschlossen. Diese aber hatten durch Vordringen in die Barbarenländer eine nahezu unbegrenzte Möglichkeit, ihre Macht auszudehnen. Die Marken waren nicht nur ein starkes Bollwerk des Staates gegen das Barbarentum, sondern wurden mit Erweiterung ihrer Grenzen immer mehr selbständige Kulturgebiete, deren Wirkung weithin über ihre Grenzen reichte.

So entwickelten sich die Lehen an der Reichsgrenze zu halbbarbarischen Staaten von oft gewaltigem Umfang, deren politisches Schwergewicht von selbst auf das Mutterland drückte. Dazu kam als Wirkung der chinesischen Expansion die Bildung von Barbarenstaaten an den Grenzen des Reiches. Die koloniale und kriegerische Ausdehnung Chinas hat den Widerstand und damit die Kraft zu politischem Zusammenschluß in den Nomadenvölkern Nord- und Innerasiens erst geweckt. Auch diese Staatsgebilde wurden von dem Kulturzentrum Chinas unwiderstehlich angezogen; je mehr sie in Berührung mit der höhern Kultur erstarkten, desto stärker drängten sie gegen China, bis die gewaltige Flut der Völker das Reich überschwemmte. Kein Volk freilich hat auf chinesischem Kulturboden sein Sonderwesen behauptet; alle Eroberer sind durch die Kraft der chinesischen Kultur dem chinesischen Wesen einverleibt worden.

Die natürlichen Bedingungen, nach denen das Reich wuchs, haben seine politische Geschichte bestimmt. Sobald einer der großen Vasallen einen Staat geschaffen hat, der dem königlichen Zentrallande an Größe und Machtmitteln überlegen ist, erhebt er ihn zum neuen Mittelpunkt, das heißt er beseitigt die alte Dynastie, gründet eine neue und sucht die andern Lehnsherrscher zur Anerkennung seiner Oberhoheit zu zwingen. Von derartigen, periodisch wiederkehrenden, mitunter Jahrhunderte erfüllenden Kämpfen ist die ganze Geschichte Chinas bewegt. Kein Land hat eine so stürmisch erregte Geschichte wie der anscheinend in unerschütterlicher Ruhe beharrende Koloss des Himmlischen Reiches.

Seine politische Geschichte ist ein Kreislauf sich mehrfach wiederholender, innerlich gleichartiger Perioden, deren jede in drei Abschnitte gegliedert ist: zunächst dehnt das Reich seine Grenzen aus und zieht barbarische Völker in seinen Kulturbereich, dann drängt das Neuland lange gegen das alte Kulturland, und endlich

erfolgt die Katastrophe, aus der ein erneutes und verjüngtes Reich hervortwächst, das aber in seinem Kulturcharakter immer wieder das alte China ist. Es ist die Kraft des Bauerntums, die am letzten Ende immer wieder über das Nomadentum siegt.

Das alte China ist mit der Außenwelt durch drei Eingangstore verknüpft, im Südosten, Nordwesten und Nordosten. Die beiden letzten verbinden China mit der Völkerwiege Hochasiens. Die großen Umgestaltungen des Reichs sind durch diese geographischen Bedingungen bestimmt, die Bewegung der Ausländer geht entweder vom Südosten oder vom Nordosten aus. Um 1750 v. Chr. erhoben sich die Markgrafen von Schang aus dem östlichen Ho-nan und gründeten ein Kaiserium. In einer entgegengesetzten Bewegung von Nordwesten führten die Markgrafen von Schen-si um 1100 v. Chr. ihre noch halbnomadischen Völkermassen gegen die Schang und gründeten die langlebige Tschou-Dynastie. Ihre Macht wurde um 570 v. Chr. wiederum schwer durch Angriffe der Südstaaten erschüttert, namentlich durch die Tschu. Ein Kampf aller gegen alle zerrüttete das Reich politisch und moralisch vollständig. Seine moralische und soziale Neugestaltung ist das Lebenswerk des Reformers Konfuzius, der freilich diese Wirkung selbst nicht erlebt hat. Erst im dritten Jahrhundert v. Chr. griff wieder der Norden siegreich ein in der Persönlichkeit des größten Herrschers, den China je gehabt hat, des gewaltigen Schi-huang-ti. Er führte zunächst den Bau der „großen Mauer“ durch, die das Reich vor den Einfällen der Barbaren sicherte. In Wahrheit ist das Werk freilich nicht seine Schöpfung. Er vollendete nur längst Bestehendes. Wir sahen, daß das altchinesische Bauerngut, das durch Wall und Graben wehrhaft gemacht war, das Urbild der staatlichen Bildungen ist. Auch die Provinzen sicherten ihre Grenzen gegen Barbarenvölker durch große Wallbauten. So bestanden überall an der Grenze der nördlichen Provinzen solche Werke. Schi-huang-tu hat diese alten Bauten verbunden und gewaltig verstärkt. Auch die berühmte „große Mauer Chinas“ hat somit ihren Ursprung im Ackerland.

Schi-huang-ti schuf damit ein gewaltiges Werk: er zertrümmerte den alten Feudalstaat und setzte an seine Stelle den Einheitsstaat, das zentralisierte Kaiserreich. Das heutige China ist das Werk dieses gewaltigen Mannes.



Ein philosophischer Roman



en vor fünfzehn Jahren verstorbenen Walter Pater haben wir im 21. Heft des Jahrgangs 1905 der Grenzboten als einen Kenner Platons bewundert, der uns als kongenialer Geist das innerste Wesen des großen Meisters zu enthüllen versteht. Er ist aber überhaupt in das Seelenleben der klassischen Völker so tief eingedrungen und dabei so vertraut mit dem christlichen Altertum, daß er die Entwicklung eines philosophisch gebildeten Römers zum Christen in einer von ihm geschaffenen durchaus glaubhaften und lebenswarmen Persönlichkeit dar-

zustellen vermochte. Sein Marius der Epikureer, den voriges Jahr ein F. B. G. zeichnender Anonymus im Inselverlag deutsch herausgegeben hat, ist etwas ganz andres als die Romane aus der römischen Kaiserzeit, die man mitunter in Familienjournalen findet, und die mehr das Kostüm als die Seele abbilden; er ist sogar gehaltvoller als Hausraths Antinous.

Der früh des jungen Vaters beraubte Marius wächst auf dem Familiengute im nördlichen Etrurien als angehender Landwirt auf. Ein hervorstechender Zug seines Wesens ist die altrömische Frömmigkeit. Die Religion des Numa war die Religion des häuslichen Herdes, deren strenge Zucht die leibliche und die seelische Gesundheit bewahrte. Das Gefühl dieser Gesundheit, das sich mitunter in Äußerungen fröhlicher Lebenslust entladet — beim Schweifen durch Fluren und Wälder in reiner klarer Luft —, ist die Frucht dieses Kults, für die Marius seinen Göttern dankt, und zugleich eine Befreiung von der Enge, in die sich die Seele durch die Gottesfurcht eingeschlossen findet. Denn die Kulthandlungen sind Bezeugungen des Glaubens an unsichtbare Mächte, die streng darauf halten, daß alles, was der Mensch tut, rite und in gebührender Ordnung geschehe, und die das ihnen Mißfällige strafen. „Nach der Vergöttlichung der Kaiser, so wird uns berichtet, galt es für unförmlich, auch nur ein rohes Wort in Gegenwart ihrer Bilder auszusprechen. Marius schien es, als sei das ganze Leben voll von heiliger Gegenwart, die von ihm eine ähnliche Sammlung verlangte. Die strenge archaische Religion der Villa erzeugte in ihm eine Art andächtiger Vorsicht, daß er in keinem Punkte gegen die Ansprüche fehle, die alles an ihn hatte, was mit der Gottheit zusammenhing.“ Und was hätte es gegeben, das nicht des Gottes voll gewesen wäre? Der Denkstein für einen vom Blitz Erschlagenen, das Rauschen des Windes in den Wipfeln der Eichen sprachen zu ihm von der nahen Gottheit; Brot und Wein, Erde, Wasser und Luft waren ihm als göttliche Gaben heilig, das Wunder des Lebens in den Tieren und Pflanzen betrachtete er mit Ehrfurcht. „Und durch die Gewohnheit wurde diese Empfindung der Verantwortlichkeit gegen die Welt der Menschen und der Dinge, gegen ihr Recht auf ein gebührendes Gefühl von seiner Seite zu einem unverlierbaren Teil seines Wesens. Sie erhielt ihn ernst und würdig in seinen spätern epikureischen Spekulationen wie unter den Narheiten der Welt und in dumpfen Tagen; sie ließ ihn sein ganzes Leben lang als auf etwas, wozu er sich sorgfältig vorzubereiten habe, auf eine große Gelegenheit zur Selbstaufopferung warten.“ Als Knabe schon Haupt der Familie, waltete er mit Ernst und Sorgfalt des Priesteramts, das die Religion der Väter an diese Würde knüpfte. Täglich brachte er den Ahnenbildern ihren Anteil am Familienmahl und Blumen, und gewissenhaft beobachtete er alle Bräuche bei den feierlichen Umzügen um die Felder mit Götterbildern, Weihwasser und Weihrauchsfässern, bei denen nur die in altertümlicher, kaum noch verständlicher Sprache gesungenen liturgischen Formeln vernommen aber keine profanen Worte laut werden durften. Der äußern feierlichen Stille entsprechend suchte

er auch sein Inneres zu sammeln und zur Ruhe zu bringen. Nur eins störte ihn bei den Prozessionen: „ein Mitleid im Grunde seines Herzens, das beinahe auf seine Lippen drang, ein Mitleid mit den heiligen Opfern und ihren Blicken der Angst; und es erhob sich fast bis zum Abscheu, wenn die große Handlung des Opfern selbst vor sich ging; sie war wie ein Stück alltäglicher Schlächtereier, die wir schicklicher Weise zu verbergen pflegen; einige freilich der Anwesenden verrieten offen ihre Neugier auf das Schauspiel, das ihnen so unter religiösem Vorwande geboten wurde.“

An den Lustbarkeiten, die sich der Feier anschlossen, und die dem Hausgefinde natürlich das liebste waren, nahm er so wenig wie möglich teil. Die edle Mutter, die den Vater so aufrichtig betrauerte, und der er gern bei ihrer Nadelarbeit oder wenn sie musizierte behilflich war, verfeinerte noch seine Empfindung. Und seine Religiosität wurde vertieft, zugleich aber ihr Übergang in die Philosophie vorbereitet durch eine Wallfahrt zu einem Heiligtum des Askulap, worin er Heilung von einer Unpäßlichkeit erlangte. Der Tempel war mit geschmackvoller Pracht ausgestattet, die Priester und ihre Zöglinge machten den würdigsten Eindruck, die Umgebung erschloß dem Auge bezaubernde Landschaftsbilder, und in der ersten Nacht hatte er ein Erlebnis, das ihm wie einer jener heilenden Träume erschien, die in der priesterlichen Heilkunst eine wichtige Rolle spielten. Ein junger Priester setzte sich an sein Bett und hielt ihm einen Vortrag, worin er gemahnt wurde: „Sei mäßig in deinen religiösen Meinungen, in der Liebe, im Genuße des Weines, in allen Dingen, und sei friedlichen Herzens mit deinen Mitmenschen.“ Er gehöre zu denen, die vollkommen werden durch die Liebe zu sichtbarer Schönheit — die Theorie der priesterlichen Ratsschläge fand Marius später in Platons Phädrus —, darum solle er alles um sich herum sauber und seine Augen klar erhalten, viel über schöne Gegenstände nachsinnen, besonders über solche, die an die Jugend erinnern, über Kinder beim Spiel, über die Blüten im Frühling, solle auf seinem Wege durch die Welt alles meiden, was dem Auge widerstrebt, und Verhältnisse, die ihn mit solchen Gegenständen in Berührung brächten, um jeden Preis lösen.

Aber gerade das viele Nachdenken, das ohnehin zu seinen Gewohnheiten gehörte, erweckte ihm Zweifel an der Volks- und Priesterreligion, von der er sich sehr rasch los sagte, nachdem er eine Zeit lang in Pisa studiert hatte. Er schloß dort fast vom ersten Tage an Freundschaft mit dem drei Jahre ältern Flavian, einem glänzenden Jüngling, Sohn eines Freigelassenen zwar nur, dem aber sein Patron die Mittel zu einem luxuriösen Leben gewährte. Flavian hatte alle Religion über Bord geworfen und glaubte an nichts als an sich selbst. Er hatte in Rom schon, was man so nennt, das Leben genossen, und Marius staunte über seine Verderbtheit, die ihn nicht ansteckte, jedoch auch nicht abhielt, sich in leidenschaftlicher Freundschaft und aus Verniebegier an den leiblich und geistig Reichbegabten zu hängen. Sie lasen miteinander unter andern den Roman der Saison: des Apulejus Goldnen Esel — sie nennen diese „Metamorphosen“ lieber das goldne Buch — und finl

beide entzückt davon, jeder auf seine Weise. Marius wendet sich von allem Höhen und Gemeinen ab, das die Erzählung enthält, und wie die Episode von Amor und Psyche in seiner reinen Seele fortlebt, so erzählt Walter Pater sie nach. Flavian fühlt seinen Ehrgeiz zu ähnlichen Leistungen angespornt und sucht herauszubekommen, wodurch Apulejus wirkt. Er erkennt als das Wesentliche die Feinheit und Korrektheit des Stils, die „künstliche Kunstlosigkeit“, die Pater, wie mir scheint nicht ganz treffend, mit dem im Zeitalter der Elisabeth üblich gewordenen Worte Euphuismus bezeichnet. Er beginnt, von des Lucretius philosophischer Dichtung angeregt, einen mystischen Hymnus an den Frühling und fährt fort, ihn dem jungen Freunde zu diktieren, nachdem ihn schon die Pest aus Krankenlager geworfen hat. Marius pflegt ihn, sieht ihn sterben und besorgt, tief erschüttert durch die Zerstörung dieses geliebten Leibes, die Bestattung. Seine Liebe zu schönen Leibern wurde durch keine niedrige Empfindung oder Vorstellung verunreinigt. „Der menschliche Körper in seiner Schönheit schien ihm gerade damals, als die höchste Steigerung aller Schönheit stofflicher Dinge, kein Stoff mehr zu sein, sondern sich, von himmlischem Feuer erfüllt, als die wahre, wenn auch sichtbare Seele oder als den Geist in den Dingen darzustellen.“

Mit solchen Gedanken hätte er leicht der Mystik verfallen können, die in jener Zeit der orientalischen Kulte und einer sich in Theosophie wandelnden Philosophie herrschte. Er blieb davor bewahrt „durch seine freie Männlichkeit, die unter anderm als ein Haß gegen alles Theatralische in ihm wirksam war, und durch die instinktive Erkenntnis, daß das Göttliche wohl am ehesten eine starke Intelligenz zum Wohnsitz wählen werde“. So forschte er denn in den ältern, strengern Denkern. Zunächst im Heraklit. Dessen Lehre vom Fluß aller Dinge hatten die Sophisten gemißbraucht, und über dieser mißbräuchlichen Deutung war seine echte Meinung vergessen worden. „Die negative Lehre, daß sich die Dinge unsrer gewöhnlichen Erfahrung trotz ihres Scheines der beharrenden Solidität beständig wandeln und bewegen, war nur die Einleitung zu einem großen positiven System, zu einer fast religiösen Philosophie gewesen.“ Im beständigen Wandel sollte man das Walten der ewigen Vernunft erkennen, die unermüdblich „der Gottheit lebendiges Kleid“ webt, nach festen Gesetzen, die in dem Stram der Veränderung eine schöne Harmonie unverändert erhalten, und diese Harmonie ist das Beharrende. Marius würdigte diese Ansicht als eine kühne und schöne Hypothese, die jedoch vorläufig wenig praktischen Wert für ihn habe, weil er den vergänglichen Einzeldingen das lebhafteste Interesse entgegenbrachte. Einen andern Satz, den Pater auf Heraklit zurückzuführen scheint, den Satz des Protagoras, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, war Marius zuzugeben bereit ungefähr in dem Sinne, wie ihn später Rousseaus Vicair Savoyard angenommen hat: daß er sein Suchen auf das zu beschränken habe, was ihn unmittelbar interessiere, und daß sich ein jeder zu guter Letzt doch nur auf das sicher verlassen kann, was ihm seine eignen Sinne an Erkenntnis vermitteln.

Auf seiner Pilgerfahrt durch die Entwicklungsstadien des menschlichen Denkens bei Aristipp angelangt, machte Marius halt. In dessen Lehre „lag etwas, was mit dem Orte stimmte, an dem sie geboren war, und eine Zeit lang lebte Marius im Geiste viel in jener glänzenden griechischen Kolonie, die der Philosophie des Genusses ihren leicht mißzudeutenden Namen gab. Sie hing für seine Phantasie zwischen den Bergen und dem Meere, mitten in Gärten, die reicher waren als die italienischen, auf einem lustigen Tafelland an der afrikanischen Küste. Dort hatte sich in einem herrlichen Klima von fast transalpiner Milde, und bei aller Üppigkeit in einer Atmosphäre der Mäßigung, die Schule von Pyrene erhalten, beinahe identisch mit der Familie des Gründers, sicherlich nicht als etwas Rohes und Unsauberes, und oft unter dem Einfluß gebildeter Frauen.“ Die Skepsis, in die alle theoretische Grübeleien auszufließen pflegt, hatte Aristipp in eine feine praktische Weisheit umgebogen. „Der Unterschied zwischen ihm und den dunkeln Denkern der frühern Zeit ist beinahe der gleiche wie zwischen einem alten Denker überhaupt und einem modernen Manne der Welt: es war der Unterschied zwischen dem Mystiker in seiner Zelle oder dem Propheten in der Wüste und dem erfahrenen kosmopolitischen Vertreter seiner dunkeln Aussprüche, der diese in die Sprache des Gefühls übersetzt“ und praktisch vertwert. Die Überzeugung des Aristipp, daß alle Dinge, den Menschen selbst einbegriffen, nur vorübergehende Schatten seien, hätte ihn zu entnervender Resignation verleiten können. Davor bewahrte ihn sein glückliches Temperament. Er zog daraus die Folgerungen, und Marius zog sie mit ihm, die Horaz in seinem *carpo diem* zusammengefaßt hat. Sehen wir voraus, das Leben sei wirklich nur ein Schattenspiel, so können wir auch dann noch „mit sorgfamer Selbstachtung unsre Seelen schmücken und verschönern und alles, woran unsre Seelen rühren: diese wundervollen Körper, diese irdischen Wohnorte, durch die die Schatten eine Weile gemeinsam ziehen, die Kleidung, die wir tragen, unsern Zeitvertreib und den Verkehr in der Gesellschaft“.

Es ist die schöne Menschlichkeit, was Aristipp lehrt, das, was der Moderne gern Kultur nennt. Unter seiner Leitung gelangte Marius zu dem Entschlusse, alles, was wir nicht wissen können, dahingestellt sein lassen, Wobauern des Vergangnen und Verlangen nach einem Zukünftigen möglichst auszuschließen „und sich mit absolut freiem Geiste der Verschönerung des Gegenwärtigen hinzugeben. Angenommen, daß wir niemals über die Wände der engen verschlossenen Zelle unsrer Persönlichkeit hinauskönnen, daß die Vorstellungen, die wir uns von einer äußern Welt und von andern uns verwandten Geistern zu bilden getrieben fühlen, nichts sind als ein wacher Traum, und der Gedanke an eine jenseitige Welt ein noch müßigerer Tages Traum: dann konnte wenigstens er, dem diese flüchtigen Eindrücke wie Gesichter, Stimmen und Sonnenschein sehr wirklich waren, überlegen, wie er solche Wirklichkeiten durch Übung der Aufnahmefähigkeit zwingen könne, ihr

„Äußerstes herzugeben.“ Gewiß kann man mit dieser Auffassung in den tiefsten Schlamm sinnloser und gemeiner Schwelgerei geraten, aber auch zu energischer praktischer Tätigkeit.

Die Wirkungen jeder Lehre hängen von der Natur der Persönlichkeit ab, die sie aufnimmt. Marius nahm sie auf, nicht als eine Theorie für abgelebte Greise, sondern als die Rechtfertigung der jugendlichen Lust am Leben und als Antrieb zur höchsten Kraftentfaltung in jedem Augenblick. Und wie eine und dieselbe Theorie in verschiedenen Persönlichkeiten verschieden wirkt, so nähern sich die entgegengesetztesten Theorien, so im Altertum der Zynismus und Kyrenaismus (später heißen sie Stoizismus und Epikureismus) in ihrer praktischen Wirkung auf gleichgeartete Seelen. „Wenn die kyrenaische Theorie von Betrachtungen ausgeht, die der religiösen Anlage widersprechen, und die der religiös Gefinnte zu unterdrücken für Pflicht hält, so ist sie nichtsdestoweniger ihr gleich und jeder niedrigen Gefinnung sehr unähnlich in ihrem nachdrücklichen Ernst, ihrer strengen Hingabe an einen sehr unweltlichen Typus der Vollkommenheit. Der Heilige und der kyrenaische Liebhaber der Schönheit, könnte man denken, würden einander besser verstehen als jeder von ihnen den flachen Weltmenschen. Vielleicht haben alle Theorien der Praxis, so wie sie von ihren würdigsten Vertretern verstanden werden, die Neigung, ineinander überzugehn. Denn der Unterschied zwischen den Erfahrungen verschiedener Menschen und zwischen ihren Reflexionen über die Erfahrung ist nicht so groß, wie es auf den ersten Blick scheint; und wie die höchsten Formeln der Selbstlosigkeit im gemeinen Leben auf das gleiche armselige Niveau des gemeinen Egoismus hinabsinken, so dürfen wir annehmen, daß die edeln Geister, von so entgegengesetzten Punkten theoretischer Betrachtung sie ausgehn mögen, doch im gleichen moralischen Bewußtsein zusammentreffen.“*)

Also von dem, was man gewöhnlich unter Hedonismus oder Epikureismus versteht, blieb Marius so weit entfernt wie Epikur selbst; trotzdem wurde er von aufgeblähten Stoikern — daß es bei den meisten wirklich bloß Wind war, was ihren Bufen schwellte, soweit sie nicht geradezu grobe Heuchler waren, versichern die Satiriker — als ein unreines Tier aus Epikurs Stall verdächtigt. Aufrichtigen Stoizismus kennen zu lernen, bekam er bald Gelegenheit. Marc Aurel erwählte ihn zum Amanuensis. Gleich in der ersten Audienz oder vielmehr, weil das Wort Audienz auf den Verkehr in den

*) Philosophische Schriftsteller wie Pater bieten natürlich dem Übersetzer manche Schwierigkeiten; aber wir müssen gestehn, daß dieser seine Aufgabe recht gut gelöst hat. In der wissenschaftlichen Zeitschrift *Anglia* ist ihm denn auch volle Anerkennung zuteil geworden. Ein Rezensent freilich hat die Übersetzung als „eine slavische Kopie“ verurteilt, die man nicht mit Genuß lesen könne. Das ist stark übertrieben und ungerecht. Da sich aber dieser Rezensent selbst als ein unzuverlässiger Kenner des Englischen und des Deutschen herausgestellt hat, so muß sein Urteil dementsprechend korrigiert werden. Wir können das Buch den Freunden kulturgeschichtlicher Romane nur empfehlen.

Wohnhäusern der philosophischen Kaiser nicht paßt, beim ersten Besuch, behandelte ihn der große Stoiker als jungen Freund und zog ihn — eins seiner Kinder feierte gerade den Geburtstag — in den intimsten Familienkreis. Das Haus war prächtig ausgestattet, aber nur dem prunk- und bequemlichkeitsliebenden jüngern Bruder, Lucius Verus, zu Gefallen, nach dessen Tode alles Überflüssige hinausgeschafft wurde. Die gemüthlichen Szenen, die uns Pater da malt, sind möglich, denn das asiatische Hofzeremoniell hatte ja damals die auch ohne stoische Philosophie natürlichen und einfachen Umgangsformen der Römer noch nicht verdrängt. Marius freute sich über des Kaisers Humanität und hatte Verständnis für seinen religiösen Sinn und für seine Absicht, durch pietätvolle Teilnahme am Götterkult das Volk allmählich zur Philosophie zu erziehen, auch für seine, die stoische Apathie bekundende Nachsicht mit der ehebrecherischen Faustina. Aber der große Philosoph auf dem Kaiserthron imponierte ihm nicht in dem Maße, wie er erwartet hatte. Gegen die Weltverachtung, die Aurelius in einer öffentlichen Rede predigte, bäumten sich des Marius Weltfreudigkeit und Tätigkeitsdrang auf; er vermiste in des Kaisers Wesen den Schwung, fand darin etwas wie Mittelmäßigkeit, wenn auch eine aurea mediocritas, und bald mischte sich sogar eine Spur von Verachtung, von sittlicher Entrüstung ein. Die Vermählung des Verus wurde unter anderm auch mit der unvermeidlichen Tiereschlächtereier in der Arena gefeiert, und diesem unwürdigen Schauspiel wohnte der Kaiser bei. „Marius, der sich, müde und entrüstet, in dem großen Schlachthaus vereinsamt fühlte, konnte nicht umhin, zu beobachten, wie Aurelius in seiner gewohnten Nachgiebigkeit gegen Lucius Verus, der bequem neben ihm ruhte und von Zeit zu Zeit laut Beifall rief, während der langen Stunden, die Marius selbst dort blieb, gleichgiltig dagesessen hatte. Meistens hatte freilich der Kaiser die Augen von dem Schauspiel abgewandt, hatte gelesen oder geschrieben, aber er war doch gleichgiltig erschienen. Vielleicht dachte er über das stoische Paradoxon von der Geringsfügigkeit oder gar Nichtigkeit des Schmerzes nach, das ihm sogar zur Entschuldigung dienen mochte, sollten sich die wilden Launen des Volkes einmal nicht mehr bloß gegen Tiere und Verbrecher, sondern gegen schuldlose Männer und Frauen richten.“ An diese Haltung des Kaisers im Amphitheater erinnerte sich Marius, als einige Jahre später unter des Kaisers Autorität in Gallien Christen abgeschlachtet wurden. Eines wurde ihm in jenem Augenblicke klar, dank dem untrüglichen Gewissen, das, unabhängig von Theorien und, wenn sie nicht damit übereinstimmten, trotz ihnen, in ihm lebendig war: es gab einen Kampf zwischen dem wahrhaft Guten und dem wahrhaft Bösen in diesem kurzen, dunkeln Erdenbafsein; er, Marius, sah dieses gewaltige Ringen, der philosophische Kaiser dagegen schien es nicht zu sehen. Doch förderte ihn die Teilnahme an dessen literarischer Tätigkeit immerhin im innern Leben. Die fortwährende Beschäftigung mit der eignen Seele, wie sie die Schriften Marc Aurels bekunden, die Sammlung,

die Ueberwachung, die Selbstprüfung hoben den Marius „aus dem rein objektiven Dasein“ der Heiden hinaus in die Lebensweise, die von der katholischen Kirche ihren Gläubigen anerzogen und später von den Mönchen auf den Gipfel der Vollkommenheit gebracht wurde. In der Gestalt freilich, die ihr Marc Aurel gegeben hatte, befriedigte sie nicht. Sie machte zunächst traurig und übte einen Druck, der leicht die von den Theologen als Todsünde gebrandmarkten *desidia*, Passivität, Trägheit erzeugen konnte. Und darin lag zugleich jenes Sichzufriedengeben mit der Welt, jene Duldung des Übels, jener Verzicht auf den Kampf gegen dieses, der dem jungen Manne am Kaiser so mißfiel. Aus solcher Niedergeschlagenheit in die Höhe wies ein Vortrag, den Marc Aurels greiser Lehrer und Freund, der Rhetor Fronto, im Friedentempel einer auserlesenen Gesellschaft von Schöngeistern und Blaustrümpfen hielt. Er stellte darin die stoische Moral als die vornehmste Erscheinungsform des Schönen dar und redete viel von einer Stadt oder einem Staate, dem diese Moral Gesetz sei. Sollte mit diesem Staat eine bloße Abstraktion gemeint sein oder ein Ideal, so würde sich Marius nicht damit zufrieden gegeben haben. Was ihn bei den Worten des Meisters der Rede lebhaft bewegte, das war der Gedanke: Existiert so etwas in Wirklichkeit? Wo liegt diese vollkommene Stadt? Und es schien ihm manchmal, als habe Fronto „eine geheime Gesellschaft im Auge, eine erhabene Gemeinschaft, an deren Leben nicht teilzuhaben ein viel größerer Verlust wäre, als aus der souveränen Stadt Rom bis an die Grenzen der Erde verbannt zu sein“.

Marius sollte bald erfahren, daß die Stadt wirklich vorhanden war, ohne daß der gelehrte Redner, der sie schilderte, eine Ahnung davon hatte. Auf der Reise nach Rom war er in einer Herberge mit einem jungen Offizier aus dem edeln Geschlecht der Cornelier zusammengetroffen, und sie hatten den Rest des Weges miteinander zurückgelegt. Cornelius zeichnete sich durch den höchsten Grad der Eigenschaft aus, die Marius über alles schätzte, und deren er sich selbst rühmen durfte: einer Frische, wie sie nur vollkommene leibliche und seelische Gesundheit zu verleihen vermag. Außerdem beobachtete dieser an jenem gemessenen Zurückhaltung; Cornelius führte seinen neuen Freund in Rom herum, wich aber jedem Volksgetümmel aus und nahm an keinem öffentlichen Feste teil. Und er imponierte durch seine ruhige, heitere Sicherheit; er machte den Eindruck eines Menschen, der seiner selbst mächtig, über sich, über die Welt, über seinen Weg durch die Welt vollkommen im Klaren ist, der nicht zweifelt, nicht zu forschen braucht und nichts zu fragen hat. Welcher Gegensatz zu den heidnischen Größen, die Marius kennen lernte! An einem Gastmahl, das dem berühmten Apulejus zu Ehren gegeben wurde, durfte er teilnehmen und wurde sogar einer intimen Zwiesprache mit dem Weisesten der Weisen gewürdigt, aus der er erfuhr, daß die platonischen Ideen Dämonen seien, Mittelwesen, die in so dichten Scharen wie die Sonnenstäubchen die Luft bevölkern und die vermitteln zwischen uns und den unzugänglichen, sich nur im Leuchten der Sterne

uns undeutlich offenbarenden Göttern. Und dem Lucian hörte Marius zu, wie er einem Philosophenschüler bewies, daß sein Studium vergeblich und sein Glaube, er habe bei den Stoikern die Wahrheit gefunden, nur eitle Einbildung sei; es gebe kein Kriterium der Wahrheit; mit den Menschen leben, wie die Mehrzahl lebt, und einen nützlichen Beruf ausüben, sei das einzige Vernünftige. Pater gibt hier eine schöne Bearbeitung des lucianischen Dialogs *Hermotimus*, den er jedoch vor dem Schluß abbricht. Marius hat aus Andeutungen geschlossen, daß es eine Gesellschaft von Freunden sei, in der Cornelius seine Selbstsicherheit gewonnen habe, und er wird gelegentlich einmal in diese Gesellschaft eingeführt. Diese Freunde verkehren unter anderm in dem Hause der jungen Witwe Cäcilia, einem jener großen Komplexe von Gebäuden und Gärten, die eine Kirche umschlossen. Er wird durch die Grabstätte geführt, liest die Inschriften, die den Todestag als Geburtstag feiern, den Frieden kündigen, in den Wildern des Orpheus und der Eurydice, des Hercules und der Alceste, des aus dem Meere geretteten Jonas der Auferstehungshoffnung Nahrung geben. Er findet im innigen Familienleben der Christen, in der aufs höchste geschätzten Keuschheit, in der zarten Mütterlichkeit der Cäcilia, in der mitfühlenden Liebe zu allem Lebendigen, zu allen Menschen, namentlich zu allem, was schwach, hilfsbedürftig und leidend ist, die Religion seiner Knabenjahre in verfeinerter, verklärter Gestalt und als Lebensgesetz einer großen Gemeinschaft wieder, die ihre Überzeugung auf geschichtlich beglaubigte Tatsachen stützt. Er wohnt ihrer eucharistischen Feier bei, deren liturgische Gebete und Gesänge ihn ergreifen, während die verzühten und inbrünstigen Blicke der in schneeweiße Gewänder gehüllten Jünglinge ihm sagen, daß hier einer erwartet wird, der bald kommen soll, und daß er als unsichtbar Anwesender schon begrüßt wird. In einer dieser Versammlungen hört er das Schreiben der Gemeinden von Syon und Wienne an die Gemeinden Afiens verlesen, worin sie über die Verfolgung berichten, die sie überstanden haben. (Der Kirchenschriftsteller Eusebius hat diese Urkunde dem Untergang entrißen.) Diese Verfolgung kündigte das Ende des „kleinen Friedens“ an, den die Christenheit bis dahin unter den Antoninen genossen hatte (den großen Frieden hat später Konstantin gebracht), und diesem Frieden hatte es Marius zu danken, daß er, als Heide, den christlichen Gottesdiensten beiwohnen durfte, denn die Geheimhaltung schien jetzt nicht mehr notwendig zu sein. Auch war damals die asketische Seite des Christentums, die dem Abscheu vor der heidnischen Sittenverderbnis entsprang und durch Mißtrauen gegen die Natur sowohl wie gegen die Kultur vor den aus beiden Mächten entspringenden Gefahren schützen sollte, zurückgetreten und hatte die milde und freundliche Auffassung sich entfalten lassen, die das ganze Leben, den Naturgrund wie den von der Kultur geschaffnen Überbau, zu heiligen bestrebt ist. Darum war damals auch kein schroffer Gegensatz bemerkbar zwischen dem Christentum und der heidnischen Philosophie; jenes schien diese nur zu vollenden und vor der Auflösung in Steppis zu bewahren.

Ein unscheinbares Vorkommnis lenkte unsern Helden Betrachtung auf eine Seite des Daseins, aus der das Christentum vielleicht den größten Teil seiner Kraft über die Gemüter schöpft. Er sah, wie ein edles Rennpferd, das eine schwere Verletzung erlitten hatte, zum Schlachten geführt wurde. Das Ross warf den Vorübergehenden „solche Blicke wahnsinnigen Flehens“ zu, daß es ihm als ein Symbol der leidenden Menschheit erschien, deren Sammerbilder nun vor seinem geistigen Auge vorüberzogen. In solcher Stimmung mit Cornelius reisend, wird er samt einer Anzahl von Christen der durch Pest und Erdbeben aufgeregten abergläubischen Bevölkerung verdächtig. Sie werden verhaftet, Marius aber bestricht die Wächter; anstatt jedoch selbst zu fliehen, veranlaßt er den Cornelius, die Gelegenheit zu benutzen, mit dem Vorgeben, der Freund werde besser, als er es selbst könnte, seine Verteidigung vorbereiten; in Wirklichkeit wünscht er, daß Cornelius unbedingt gerettet und Cäcilias Gatte werde. Dabei ist er keineswegs von Märtyrergefinnung erfüllt, sondern, wie er nachträglich seine Lage überdenkt und was ihm möglicherweise bevorsteht, ganz trostlos. Er wird mit den übrigen nach Rom transportiert, erkrankt unterwegs, und die Soldaten lassen ihn in einem Bauernhause zurück, wo er nach längerem Delirieren stirbt. Zuletzt noch einmal zum Bewußtsein erwacht, hört er die Leute, die ihn gepflegt haben, beten: *Abi, Abi! anima Christiana*, merkt, wie man ihm das mystische Brot auf die Lippe legt und die Gliedmaßen salbt. Betend haben dann dieselben Leute seinen Leichnam begraben, und zwar „mit Freuden, denn sie hielten ja, nach ihrer großherzigen Ansicht in diesen Dingen, seinen Tod für ein Martyrium, für eine Art Sakrament mit vollkommener Sündenvergebung“.

Eine Phantasieschöpfung, aber keine willkürliche; nicht wenige edle Heiden mögen auf ähnlichen Wegen wie dieser Marius in die Kirche gelangt sein; und auch das wird sich öfter ereignet haben — die Märtyrerlegenden erzählen dergleichen —, daß einer, sei es als Märtyrer, sei es eines natürlichen Todes starb, bevor er das Ziel ganz erreicht hatte. Unfre Zeit wird oft mit der römischen Kaiserzeit verglichen. In zwei Stücken ist sie ihr in der Tat ähnlich. Einmal im Luxus. Dieser ist jedoch eine unvermeidliche Wirkung des Reichthums, und die Völker mußten sich selbst zu ewiger Armut, das heißt zum Verharren auf der untersten Kulturstufe verurtheilen, wenn sie von ihm frei bleiben sollten. Sodann in dem chaotischen Gewirr religiöser und philosophischer Meinungen und dem heftigen Schwanken zwischen Atheismus und theosophischer Schwärmerei. In der Hauptsache dagegen, in dem, was den Lebensnerv berührt, ist unfre Zeit der untergehenden antiken Welt durchaus unähnlich: die heutige Kulturmenscheit zeigt keine hippokratrischen Züge in ihrem Antlitz; obwohl beinahe achtzehnhundert Jahre älter als das Römervolk zur Zeit der Antonine, fühlt sie sich jung. Jenes Volk oder vielmehr Völkergemisch des Römerreichs war im biologischen Sinne des Wortes alt, weil in ihm keine Entwicklungskräfte mehr tätig waren. Es hatte nichts mehr zu tun, vermochte nichts weiter

als die vorhandnen wissenschaftlichen Wahrheiten, die künstlerischen und technischen Vorbilder in unzähligen Kopien mit Variationen zu wiederholen. Seine letzte Leistung bestand darin, mit seinem Staate dem Christentum das Vorbild zu seiner kirchlichen Organisation zu leihen, der dann die Barbaren die neue Lebenskraft zuführten. Die heutige Menschheit sieht sich durch die fortschreitende Beherrschung der Naturkräfte vor neue, fast täglich wechselnde Aufgaben gestellt, die neue Ausichten eröffnen, die Lust zum Vorwärtstreben wecken, den Unlustigen zum Streben und Arbeiten zwingen und damit den Geist jung erhalten, auch den philosophischen und theosophischen Grübeleien ihr Gefährliches nehmen, weil der Zwang zur Arbeit die Mehrzahl hindert, sich ihnen ganz und gar hinzugeben, und weil uns die Naturwissenschaft von der Herrschaft des Aberglaubens erlöst hat. Aber wo immer dem einzelnen Stunden der Muße vergönnt sind, da erwacht auch das metaphysische Bedürfnis wieder, das nur der Glaube befriedigen kann, weil die Philosophie in Beziehung auf die letzten Fragen heute so bankrott ist wie damals, als Lucian dem Hermotimus die Augen öffnete. Und Tod und Leiden sind, obwohl durch den Kulturfortschritt in mancher Beziehung gemildert, nicht überwunden, weshalb die Menschheit immer noch der christlichen Hoffnung bedarf. Endlich hat die Kirche jene Gesundheitsregeln, die edle Völker von jeher instinktiv als religiöse Vorschriften befolgt hatten, zu bewußten und als vernünftig erkannten Grundsätzen der Kulturwelt erhoben, und diese wird sich davor hüten, sich von der religiösen Wurzel loszureißen, der sie entsprossen sind.

Carl Jentsch



Englische Eigenart

Von George Gissing. Übersetzt und bearbeitet von Brig Förster

3



Im Jubiläumsjahr kam es zutage, welche großen Kulturfortschritte der gemeine Mann seit mehreren Jahrzehnten gemacht hat. Denn überschaut man den Zeitraum von sechzig Jahren, so läßt sich nicht leugnen, daß mancherlei im Leben der niedern Klasse besser geworden ist. Sie haben zwar recht oft ihre Dickschädel aneinander gestoßen, doch an der Gurgel packten sie sich nicht, und aus Zank und Streit zogen sie immer einen greifbaren Nutzen. Sie sind reinlicher geworden und weniger dem Trunk ergeben; in allen Schichten hat die Noheit ab- und die Bildung in jeder Weise zugenommen; gewisse alberne Gebräuche wurden abgeschafft; mancherlei Elend, das Nachlässigkeit und Dummheit verschuldeten, ist verschwunden. Das sind freilich nur Besserungen in einzelnen Zweigen des

Volls Lebens; ob sie die Anzeichen eines dauernd soliden Fortschrittes in allgemeiner Kultur sind, läßt sich noch nicht entscheiden. Wie dem auch sei, jedenfalls hat der Mann aus dem Volke Ursache genug zum Jubilieren; auch besitzt er Verständnis für den materiellen Aufschwung seiner Zeit und weiß ihn zu schätzen, während für ihn die Streitfrage über den ethischen Wert der verfloßenen Periode entweder gar nicht existiert oder vollkommen unbegreiflich ist.

Laßt immerhin die Freudenfeuer auf den Hügeln Englands die Nacht durchleuchten! Sie sind kein Zeichen serviler Liebedienerei oder gar käuflichen Enthusiasmus. Das Volk bejubelt sich selbst, doch gedenkt es dabei mit aufrichtigem Dankgefühl jener Person, die der Repräsentant seines Ruhmes und seiner Größe ist. Während einer langen Periode hat die konstitutionelle Verfassung des Staates die Probe glänzend bestanden. Man schaue auf die Geschichte andrer Königreiche zurück, und man wird gewahr werden, wie selten es sich ereignet hat, daß Fürst und Volk miteinander über unblutig errungene Siege Triumphe feierten.

Ist es wahr, daß das Laster der Heuchelei den Engländern tief im Fleisch und Blute sitzt? Der Vorwurf stammt natürlich aus der Zeit der Hundsköpfe; vorher fand sich nicht eine Spur davon im Nationalcharakter. Das England Shakespeares und Shakespeares war gewiß nicht heuchlerisch. Ein Wandel trat durch den Puritanismus ein; er flößte dem Volkskörper einen neuen Stoff ein, der später als eingebürgerte Scheinhelligkeit in Moral und Religion dem objektiven Beobachter mehr oder weniger deutlich erkennbar wurde. Die damalige Geringschätzung des „Kavaliers“ ist leicht verständlich; sie schuf den traditionellen Cromwell, der so lange in den Augen der ganzen Welt als unser ärgster Heuchler galt, bis Carlyle Widerspruch dagegen erhob. Mit dem Verfall des reinen und ursprünglichen Puritanismus kam das Paradiere mit Frömmigkeit und Tugendhaftigkeit — eine englische Spezialität — in die Mode. Auch heutzutage noch wird uns dieser Vorwurf beständig gemacht; er kommt häufig aus dem Munde unsrer emanzipierten Jugend, er erscheint in Stereotypdruck als tägliche Warnung in der kontinentalen Presse. Die Ursache ist leicht zu entdecken. Als Napoleon uns ein Krämervolk nannte, waren wir es am allerwenigsten; erst später sind wir es im wahren Sinne des Wortes geworden. So wurden auch mit Unrecht die Puritaner Heuchler genannt, während die Engländer der Gegenwart viel mehr diesen Schimpf verdienen. Man sehe sich nur unsre üppigen Geschäftsleute an: sie sind durchaus nicht strupulös im Handel und Wandel, lassen aber keine Gelegenheit vorübergehn, alle Welt glauben zu machen, sie seien ein Muster von Moralität und Religiosität. So geht es bei uns tatsächlich zu; so sieht England aus in den Augen unsrer schärfsten Zensoren. Dies rechtfertigt alle, die uns der Heuchelei beschuldigen.

Doch ist das Wort nicht geschickt gewählt; man merkt ihm an, daß es auf einem Mißverständnis beruht. Das Charakteristische eines echten Heuchlers besteht darin, daß er sich einer löblichen Eigenschaft rühmt, die er nicht hat,

und auf die er nichts gibt, weil er gar nicht die Fähigkeit hat, sie sich anzueignen. Seine eigne Weltanschauung — und gewöhnlich hat er eine, da er ein Mann von Verstand ist — behält er für sich; sie ist immer verschieden von der Weltanschauung derer, denen er etwas vorheuchelt. Tartüff ist das beste Beispiel. Er ist aus Grundsatz Atheist und Sensualist; er blickt verächtlich auf alle, die eine andre Auffassung vom Leben haben. Seine Denkweise trifft man bei Engländern höchst selten an; sie bei unsern typischen Geldmenschen anzunehmen, weil sie von frommen Sentimentalitäten überfließen, wäre ganz verkehrt. Der gewöhnliche ausländische Journalist begeht diesen Irrtum, da er von englischen Zuständen so viel wie nichts versteht. Die besser Unterrichteten von ihnen gebrauchen das Wort „Heuchelei“ — wenn sie es überhaupt in den Mund nehmen — nur obenhin, ohne an den eigentlichen Sinn zu denken. Behandeln sie den Gegenstand eingehender und drücken sie sich präziser aus, so charakterisieren sie das englische Wesen als „pharisäisch“ — und damit kommen sie der Wahrheit näher.

Unser Nationalfehler ist Selbstgerechtigkeit. Wir sind wesentlich ein alttestamentarisches Volk; das wahre Christentum hat niemals Eingang in unsre Herzen gefunden; wir sehen uns als das auserwählte Volk Gottes an, und wir vermögen trotz unsrer kirchlichen Frömmigkeit niemals demütigen Geistes zu werden. Das macht uns aber nicht zu Heuchlern. Ein Prahlhans von Parvenü, der eine Kirche baut, opfert nicht allein deswegen große Summen, damit er hohes Ansehen gewinne, sondern auch weil er in seiner beschränkten kleinen Seele den Glauben hegt, wenn er überhaupt einen hat, er tue damit ein gottgefälliges und für die Menschen segensreiches Werk. Mag er für jedes Goldstück, das er erworben, hundertmal gelogen und betrogen, mag er sein Leben mit unsaubern Geschäften beschmutzt und aus Hartherzigkeit und in Niedertracht mancherlei verbrochen haben: er tat es im Widerspruch mit seinem Gewissen. Sobald sich eine Gelegenheit darbietet, sucht er seine Sündenschuld nach den Vorschriften seines Glaubens und zugleich in der Weise zu tilgen, daß er des Beifalls der öffentlichen Meinung gewiß ist. Seine Religion besteht — wenn man genau zusieht — in dem unererschütterlichen Glauben an seine eigne Religiosität. Und zugleich pocht er darauf, als Engländer die einzig echte Frömmigkeit und Moralität zu haben. Daß er hie und da auf Abwege geraten, gibt er zu, nie aber (dabei macht er vielleicht eine schlaue, etwas verdächtige Miene), daß er jemals seinem Glauben untreu geworden sei. Wenn er bei öffentlichen Dinern und ähnlichen Festlichkeiten seine Stimme zu salbungsvollen Tönen erhebt, steckt hinter seiner Rede nicht die geringste Heuchelei. Er glaubt jedes Wort, das er spricht. Wird er überschwenglich gefühlsvoll, so drückt er nicht individuelle Empfindungen, sondern die eines Engländers überhaupt aus, wobei er fest überzeugt ist, daß seine Zuhörer warmherzige Anhänger seiner Gesinnung sind. Er ist, wenn man will, ein Pharisäer, aber nicht in subjektivem Sinne. Ein Mann, der durch und durch Pharisäer ist, ist eine andre

Art von Menschen. Solche gibt es wohl auch in England, aber sie sind nicht typisch für die englische Nation. Jener salbungsvolle Schwadronneur ist ein Pharisäer mindern Grades; er nimmt schlauerweise Rücksicht auf diejenigen seiner Landsleute, die einen andern dogmatischen Glauben haben als er. Ein echter Pharisäer wird er nur dem Ausländer gegenüber; das hält er für seine Pflicht; er fühlt sich als Repräsentant der Nation.

Am meisten vielleicht wird das Wort „Heuchelei“ in bezug auf unsre sexuelle Moralität angewandt, doch auch hier in besonders ungerechter Weise. Viele Engländer haben den offiziellen Kirchenglauben abgeschüttelt, doch sehr wenige haben die Meinung aufgegeben, daß die in England allgemein geltenden Moralprinzipien die besten der Welt seien. Dem kann man freilich ohne weiteres entgegenhalten, daß das Leben der englischen Gesellschaft um kein Haar fleckenloser ist als das in den meisten andern Ländern. Geben doch Skandale der gemeinsten Art häufig genug Stoff zur Verhöhnung der gerühmten englischen Sittlichkeit. In den Straßen unsrer Großstädte entwickelt sich zur Nachtzeit ein so scheußliches und schamloses Treiben, wie es sonst nirgends angetroffen wird. Trotz alledem nimmt der Durchschnittsengländer für ausgemacht an und posaunt es bei jeder Gelegenheit auf Kosten der übrigen Völker aus, daß seinem Lande, was die Moralität betrifft, die Krone gebühre. Ihn bezweigen aber einen Heuchler zu nennen, beweist, daß man ihn nicht gründlich kennt. Er mag für seine Person grobsinnlich und lax von Sitten sein, die Tugendhaftigkeit gilt ihm doch als ein sehr wertvolles Gut. Man sage ihm, die englische Moralität existiere nur in schönen Nebenarten, und er wird aufs äußerste sittlich enttäuscht sein. Seine Selbstgerechtigkeit ist großartig, aber nicht aus persönlicher, sondern aus nationaler Eitelkeit.

Die Feier des Jubiläumsjahrs lenkte meine Gedanken auf das Wesen und die Geschichte des Puritanismus. In der Freude über die endlich erlangte Befreiung von allen Förmlichkeiten, die keinen Sinn mehr hatten, war es natürlich, daß wir die Ereignisse jener Zeitperiode als Ausbrüche eines blindwütigen Fanatismus ansahen; wir stimmten dem treffenden geflügelten Worte bei, damals sei der englische Geist ins Gefängnis geworfen und der Schlüssel abgezogen worden. Heute, wo wir wissen, daß die Freiheit ebenso gefährlich werden kann wie eine gewaltsame Reaktion, sollten wir uns erinnern, wie viel Heißfames in der strengen puritanischen Zucht enthalten war, wie sie das geistige Leben in unserm Volke neu angefaßt und wie sie unsre staatsbürgerliche Freiheit — unser höchstes nationales Gut — begründet hat. Ein Zeitalter voll von Triumphen des Geistes muß entschädigen für den allgemeinen Niedergang, der jenen folgt. Man denke an das bigotte England unter der Herrschaft der Stuarts, wo kein andrer Glaube geduldet wurde als der Protestantismus der Tudors; man denke an die englische Literatur unter der Führung eines Comley, da noch der Name Milton unbekannt war. Wahrlich! der Puritaner kam als Arzt, er brachte ein erfrischendes Elixier mit, gerade zu der Zeit, wo unmittelbar

nach dem höchsten nationalen Aufschwung Abspannung und Stumpfheit überall um sich gegriffen hatten. Man kann bedauern, daß England der wahren Religion den Rücken lehrte, indem es die Bücher Israels zur Richtschnur nahm. Die plötzliche Leidenschaft unsers Volkes für die starre Theokratie der Orientalen läßt sich wohl erklären; aber man wünscht doch, die Frömmigkeit wäre in einer andern Form zum Ausdruck gekommen. Später folgte der „Erobus von Houndsditch“ mit all seinem Elend. Dieser Preis mußte für die Gesundung der Geister bezahlt werden. Wir müssen die Tatsachen hinnehmen, wie sie waren, und uns mit der Erkenntnis zufriedengeben, daß sie für eine bessere Zukunft von großer Bedeutung gewesen sind. Geistige Gesundheit bleibt — wenn man von der Menschheit im allgemeinen spricht — immer ein relativer Begriff. So war im speziellen Fall das puritanische England — wenn man es vom Standpunkt einer wirklichen Zivilisation beurteilt — krank zum Erbarmen; allein wir dürfen nicht fragen, wie viel besser ein Volk hätte sein können, sondern, wie viel schlechter. Die Puritaner bekannten sich, wenn auch unter einem andern Namen, zum Manichäismus, dem logischsten aller theologischen Systeme. Ohne ihre Auflehnung gegen die Staatsreligion wäre die sogenannte „Restauration der Moral“ — das heißt die Moral eines Königs und seines Hofes — über die ganze Nation durch die Dynastie der Stuarts verbreitet worden.

Unschätzbar ist, was der Puritanismus für die politische Entwicklung geleistet hat; es wird das deutlicher erkannt werden, wenn etwa England abermals von der Gefahr einer tyrannischen Herrschaft bedroht werden sollte. Ich will hier nur seine Wirkungen auf das soziale Leben betrachten. Dem Puritanismus verdanken wir eine für uns charakteristische Eigenschaft, die die Ausländer „englische Prüderie“ nennen, und die sie zugleich mit dem allgemein üblichen Vorwurf der Heuchelei in einen Topf werfen. Manche unter uns behaupten, die prüden Sitten seien im Absterben; man vernimmt das mit hoher Befriedigung und sieht es als ein Zeichen gesunder Emanzipation der Geister an. Wenn man aber als „prüde“ die Leute bezeichnet, die trotz ihrer heimlichen Laster ein höchst tugendhaftes Betragen affektieren und zur Schau tragen, dann mögen alle Prüden so schnell als möglich verschwinden, sollte auch die Sittsamkeit darunter leiden. Wenn dagegen als „prüd“ schon der verschrien wird, der aus Grundsatz und Liebhaberei und als Gentleman darauf achtet, das „Allzumenschliche“ mit äußerster Behutsamkeit im Denken und Sprechen zu behandeln, so halte ich das für sehr verkehrt und wünsche nicht, daß diese Art von Prüderie in Mißkredit käme. Sie ist es, die gewisse Ausländer als „englische Prüderie“, hauptsächlich des weiblichen Geschlechts, verspotten; wobei sie die Frauen nicht etwa wegen ihrer Keuschheit tadeln, sondern ihnen ihr zimperlich keusches Benehmen zum Vorwurf machen. Eine Engländerin, die das Muster einer Spröden ist, kann so rein sein wie Schnee und doch in dem Verdacht stehen, noch eine andre Eigenschaft des Schnees zu haben und deshalb ein ganz absurdes, unerträgliches Geschöpf zu sein. Das nun ist der Punkt,

wo sich meine Ansicht von der der Ausländer scheidet. Ich behaupte: wählerisch und gefittet in der Rede sein, rührt nicht direkt vom Puritanismus her, wie unsre Literatur zur Genüge beweist; es ist die Folge einer verfeinerten Zivilisation, die das Beste der puritanischen Maximen in sich aufgenommen und in Fleisch und Blut der Nation übergeführt hat. Wir Engländer, die wir unsre Frauen durch jahrelange Erfahrung kennen, wissen, daß ihre Achtsamkeit in der Wahl der Worte der veredelten Bildung ihres innersten Wesens entspricht. Landor fand es einen lächerlichen Zug in dem Charakter der Engländer, daß sie über alles, was ihren eignen Körper betrifft, nur schüchterne Anspielungen machen. De Quincey, um seine Meinung befragt, erklärte, ihm sei dies ein Beweis ungezwungenen Zartgefühls infolge des langen Aufenthalts in Italien. Ob seine Erklärung stichhaltig ist oder nicht, ich für meine Person glaube, De Quincey hat vollkommen recht. Es ist ganz gut, nur andeutungsweise von allem sprechen, was an das Tierische im Menschen erinnert. Wenn auch die Vermeidung jedes verben Wortes nicht an und für sich das Kennzeichen einer höhern Zivilisation ist, so strebt doch sicherlich jede vorwärts schreitende Zivilisation nach einer Verfeinerung im Ausdruck.

Großartig sind die Veränderungen, die England während der letzten dreißig Jahre umgestaltet haben. Es ist schwer, beinahe unmöglich zu bestimmen, inwiefern sie auf den Charakter der Nation eingewirkt haben. In die Augen springend sind: Abnahme des konventionellen Kirchenglaubens, freimütige Kritik veralteter Moralprinzipien, infolgedessen Zunahme des Materialismus und anarchische Gelüste. Ist dabei nicht auch zu befürchten, daß sich unsre düstelhafte Selbstgerechtigkeit in das noch viel häßlichere Laster der Heuchelei umwandeln werde? Sollte es jemals so weit kommen, daß die Engländer den Glauben an sich selbst, das heißt nicht nur an die Stärke ihrer Vortrefflichkeit, sondern auch an den Wert ihres Beispiels für andre Nationen verlieren, so würde eine so entsetzliche Korruption über das englische Volk hereinbrechen, wie sie noch nie in der Geschichte vorgekommen ist. Niemand, der in England geboren und erzogen worden ist, hegt den geringsten Zweifel, daß die hohen, wenn auch nicht die höchsten ethischen Ideale der Vorzeit noch jetzt aufrichtige Verehrung genießen; ebenso wenig wird jemand in Abrede stellen, daß die Leute „die Besten“ unter uns genannt werden, die, unbeeinflusst durch den modernen Zeitgeist, im wahren Sinne ein ehrenhaftes, verständiges und gottgefälliges Leben führen, seien sie nun Männer oder Frauen, vornehmer oder geringer Abkunft. Solche vortreffliche Menschen bilden bekanntlich nie und nirgends die Mehrzahl; aber sie übten in frühern Zeiten einen mächtigen Einfluß aus und waren die unbestrittenen Repräsentanten der englischen Moralität. Dachten sie hoch von sich, die Umstände rechtfertigten sie. Klang ihre Rede zuweilen pharisäisch, so war das ein Fehler ihres Naturells, der nicht zu streng verurteilt werden darf. Heuchelei verabscheuten sie als die schlimmste Art niedriger Gefinnung. Auch ihre Nachkommen blieben dieselben. Ob deren Worte ebensoviel Geltung haben werden

wie die der Vorfahren, kann niemand mit Sicherheit vorher sagen. Bald aber wird man erfahren, ob ihr Ansehen ganz verschwunden ist, und ob die Leute, die von englischer Heuchelei sprechen, keinen Mißbrauch mehr mit diesem Worte treiben.

Man sagt, redlich und freisinnig denkende Engländer sind seltner als ehedem. Ich selbst kenne nur eine kleine Zahl, aber die wenigen geben mir die Gewißheit, daß in der Nähe und Ferne noch manche sind. Es sind das Geister von edler Art, unverzagt und großherzig, helle Köpfe mit kühnem Blick, Menschen mit Talenten begabt, die je nachdem zu ihrem Glück oder Unglück ausschlagen. Denk ich an sie, so taucht vor meiner Seele besonders einer auf, der Typus eines echten, kernigen Briten: unverdorben ist seine Lebensfrische und seine Moral, der Trieb zum Ehrenhaften und der Widerwille gegen alles Gemeine ist ihm angeboren; er duldet keinen Zweifel an dem, was er spricht; er verschenkt lieber, was er hat, als daß er für sich plebejisch sparsam ist; sparsam ist er nur mit unnützem Gerede; ein bis in den Tod getreuer Freund, zartfühlend und liebenswürdig gegen alle, die Ansprüche an sein Herz erheben; leidenschaftlich begeistert für alles, was ihm heilig ist, doch unter der Maske stoischer Ruhe. Er haßt Lärm und Gedränge und vermeidet den Pöbel. Er rühmt sich nicht seiner Taten, noch prahlt er mit dem, was er vorhat. Er hält sich fern, wo sich die Dummheit breit macht und niemand auf den Rat eines Verständigen hört; er geht geradeswegs an die Arbeit, die ihm zunächst liegt, schafft an dem Aufbau und der Festigung eines Werkes, wo andre am Zerstören ihre Freude haben. Immer setzt er seine Hoffnung auf die Zukunft und hält es für ein Verbrechen, an dem Vaterlande zu verzweifeln. Non, si male nunc, et olim sic erit. Kommen schlimme Zeiten über ihn, und überhäuft man ihn mit Schmähungen, so erinnert er sich an den Engländer alten Schlags, der trotz alles Mißgeschicks den Kopf hoch behielt, und er wird es gleich ihm, wenn es nottut, als seine Pflicht ansehen, unentwegt standzuhalten und auszuhalten.

Bei einer Nation von der Gemütsart der englischen begegnet eine demokratische Bewegung besondern Schwierigkeiten. Der Engländer, durchaus aristokratisch in seinem Empfinden, hat von jeher die Superiorität des Adels sowohl in sozialer als auch in moralischer Beziehung anerkannt; der Mann von blauem Blut galt ihm als die Verkörperung aller Fähigkeiten und Tugenden, die nach seinen Begriffen zu einem ideal menschenwürdigen Dasein notwendig sind. Außerdem ist sehr charakteristisch für England das aus alter Zeit stammende, herzliche Verhältnis zwischen Adel und Volk: auf der einen Seite freiwillige und freudige Ehrerbietung, auf der andern ritterlicher Schutz; beide Stände hielten im Kampf um Selbständigkeit und Freiheit zusammen. Wie groß auch die Opfer für die Erhaltung der Macht und des Glanzes der Aristokratie waren, sie wurden willig gebracht. Die Hingebung vereinigte sich innig mit den religiösen Anschauungen und der angeborenen Pietät. In der Tiefe der einfältigsten

Seele war das Verständnis für die ethische Bedeutung der Anhänglichkeit zur abligen Herrschaft vorhanden. Der Lord war ein durch Geburt bevorzugtes Wesen, durchdrungen von dem Willen zu allem Guten und ausgestattet mit den Mitteln, das Gute ins Werk zu setzen. Ein armer Adliger war ein Widerspruch in sich selbst; gab es einen solchen, so sprach man von ihm mit trübseligem Mitleid; er galt als das Opfer einer Schicksalslaune. Der richtige Lord war „Honourable“, „Right Honourable“; was er tat und sprach, wurde zum Ehrenlob, und nach diesem richtete die Nation ihr Leben ein.

In der Neuen Welt, jenseits des Ozeans, wuchs eine neue Rasse, ein Sprößling von England, heran, der sein Dasein ohne Rücksicht auf die alten Prinzipien einer ererbten Herrenwürde umgestaltete; im Verlauf der Zeit fing die triumphierende Republik an, die Götzenbilder des Mutterlandes abzuschütteln. Ihre Zivilisation ist daher trotz des äußern Anscheins durchaus keine englische, vielleicht eine höhere, wie manche meinen; jedenfalls waren in ihr die natürlichen Tendenzen englischen Geistes noch lebendig, als sie sich von der alten Kultur loslöste. Leicht begreiflich erscheint es, daß manche den Einfluß der mächtigen Republik auf unser Land als ein Übel betrachten. War und ist er nicht von Übel, der tatsächliche Beweis dafür fehlt noch. In Alt-England ist Demokratie ein ganz fremdartiges Ding, so entgegengesetzt aller Tradition und dem angeborenem Gemeingefühl, daß sie bei zunehmender Verbreitung zum Ruin führen müßte. Schon vor dem Wort schaudern wir zurück; es bedeutet für uns Abfall vom Glauben an uns als Nation, es erheischt von uns Verlassen der Fahne, unter der wir Ruhm und Ehre erlämpft haben. Der demokratisierte Engländer hat natürlich einen schlimmen Stand: er hat das Ideal verloren, das bisher seine urwüchsigen, zügellosen und übermütigen Begierden beherrschte; er hat an die Stelle des zu edelm Tun gebornen Right Honourable den Plebs ohne weiteres gesetzt, der von Geburt an zu allen möglichen Gemeinheiten aufgelegt ist und sich trotz seines prahlerischen Selbstvertrauens von Angst und Furcht hin und her treiben läßt.

Die Aufgabe, vor die wir gestellt sind, ist wahrlich keine leichte. Können wir nach der Vertilgung der Aristokratie den Geist bewahren, dessen Repräsentant sie gewesen? Können wir Engländer, die wir von jeher unsern Nacken unter die gegebenen Verhältnisse gebeugt haben, uns plötzlich von der ursprünglichen Gemeinschaft losreißen und doch zugleich ihren innern Wert für unser geistiges Leben wirksam erhalten? Werden wir mit denselben Augen, die aufgehört haben, mit Ehrfurcht zu den abgenutzten Vorbildern emporzublicken, imstande sein, eine Auswahl unter der tausendköpfigen, fitteltragenden Menge zu treffen, und werden wir dann dem Erkornten noch größere Hochachtung deswegen erweisen, „weil er sein Adelspatent direkt vom Allmächtigen bekommen hat“? Auf dieser unwahrscheinlichen Möglichkeit beruht die Zukunft von England. In vergangenen Zeiten hegte der Bürger von echtem Schrot und Korn fast denselben Abscheu vor dem Gemeinen wie wir, die echten Gentlemen; jedenfalls bildete

er sich ein, mit denen wetzeln zu können, die nichts von unsaubern Geschäften, nichts von einer Gemeinschaft mit dem Böbel wissen wollten. Allein der Bürger von heutzutage fängt an zu degenerieren: er hat sich andre Vorbilder gewählt, und seine Ausdrucksweise ist derb und ordinär geworden. In engem Verband mit ihm werden wir von nun an uns sicherlich immer befinden, und seine Anschauungen müssen wir beachten, wollen wir die Strömung und die Stimmung der Zeit verstehn. Findet er nicht mehr in einem lebenden Wesen von höhern Rang eine Stütze für seine beschränkte Seele, das seiner einfältigen Persönlichkeit großmütig einige Bedeutung verleiht, dann wahrlich — videant consules!



Fränkisch-schwäbische Grenzwanderungen

Von Fritz Grätz

3



Es ist Mondnacht. Ich stehe neben der Rossmühle im Süden der Stadt. Das Tal ist mit Schatten und mit einem milden Schimmer angefüllt. Auf der gegenüberliegenden Uferhöhe glänzen reife Felder. Ein feiner Glanz umschleiert vor mir die hundert Dächer und Turmspitzen. Darunter aber rücken die nachtdunkeln Massen enger zusammen. Büsche wölben sich voller aus Mauerlücken. Rote Lichtpünktchen leuchten aus steilen Giebeln. Durch zarte, verhauchende Wölkchen blicken Sterne. Fernes Gemäuer verschwimmt ins Wesenlose, wunderbar und fabelhaft. —

Nicht in seinen schönen Einzelheiten liegt Rothenburgs größter Reiz. Er liegt in seiner Einheit und in deren Bund mit der Landschaft. Alle mauerumschlossenen Städte sind solche Einheiten und zeichnen sich dadurch, noch ganz in die Merianschen Stadtbilder erinnernd, in künstlerischem und landschaftlichem Sinne vor ihren hastig gewachsenen, verflachten neuzeitlichen Schwestern aus, von denen sie wirtschaftlich längst überholt wurden. Wo sich beides vereinigt wie in Nürnberg, entsteht eine Zwiespältigkeit des Eindrucks, die dem Genuß, so stark er ist, seine Reinheit nimmt.

Rothenburg, das kleine Reichstädtchen, ist als Einheit der großen Reichsstadt überlegen. Es ist sich treu geblieben, ohne deshalb erstarrt zu sein. Das ist ein glückliches Geschenk seiner Lage. Abseits von den großen Straßen der Zeit und doch mitten im süddeutschen Lande gelegen, springt es auf seiner Hochebene halbinselhaft gegen das tiefe Taubertal vor, das, wie es in Kriegzeiten der beste Schutz war, heute eine Ausdehnung nach dieser Seite hin verwehrt und so das mittelalterliche Bild zum Feststehen zwingt. Auf der andern, der „Landseite“ bleibt Raum genug für neues Wachstum.

Wären Plateau und Mauerrand in gerader Linie abgeschnitten, so würde der Blick vom Tale schon schön genug sein. Die Tauber fließt aber hier in einer Schleife, in die das Plateau jenen Vorsprung sendet, der früher die Burg der Rothenburger Grafen, dann eine Hohenstaufenburg trug und nun ganz

vom lindenschattigen Burggarten bedeckt wird. Dieser Vorsprung teilt den hohen Tauberrand der Stadt in zwei schöne Buchten, die einen herrlichen Wechsel der Ausblicke von unten und von oben schaffen. Indem man hier an den Mauern entlang wandert, ändert sich das Stadtbild der Stadt fortwährend, ist unerschöpflich und bleibt doch immer ein geschlossenes Bild. Das ist Rothenburgs größter malerischer Reichtum.

Nicht die Genrebilder sind es, die mich hier am meisten anziehen. Sie waren es, die den ersten Ruhm der erwachenden Spießbürgerstadt schufen. Mir gibt das altdeutsche Wesen, das mich umschließt, mehr. Es gibt mir dasselbe, was mir ein Bild von Dürer schenkt: ein starkes Gefühl des eigentlich Deutschen, das auch unsrer Zeit, unsrer Landschaft, unsern Menschen und unsrer Kunst noch eigen ist, das immer wieder durchbricht in Künstlern und Dichtern, in neuen Liedern des Volkes wie in den philosophischen Systemen der Denker, trotz aller Verbildung. Das ist Romantik. Aber es ist keine künstelnde Romantik. Die Romantik birgt einen Wahrheitskern, der — seltsamer Widerspruch der Namen — der Kern des Deutschtums ist.

Rothenburg ist sich seiner Schönheit bewußt, die so wenig Ruinenhaftes an sich hat, und sucht sie eiferrüchtig zu bewahren. Es gibt noch Städtchen genug, zu beiden Seiten, im Fränkischen und im Schwäbischen, die ganz anders wirken, weil ihr Leben sich wenig um den alten Körper kümmert, durch den es pulsiert, hier einen Klosterraum zum Viehstall, dort einen Herrensaal zur Kornschranne umwandelnd, wie es gerade das Bedürfnis erheischt. Das sind zumeist verfallende Landstädtchen, die man gern pietätlos nennt, und deren Menschen doch auch in ihrer Art den vorausgeschrittenen Generationen und ihrer mittelalterlichen Umgebung eng verwandt sind. Sie gehen mit ihr um wie mit der Aderscholle, zu der sie gehören, der Natürlichkeit des Werdens und Vergehens willenlos gehorchend. In der ländlichen Unsauberkeit ihrer Gassen sind solche Orte sogar meist mittelalterlich echter als Rothenburg.

Man findet in Rothenburg wohl einige Plätzchen, wo man an eine bescheidne Art nachträglicher Kulissenromantik denkt: hier eine Laterne, die allzu selbstbewußt dahängt, dort eine neue, bligblanke Wagenscheibe, die gar selbstgefällig die Sonnenstrahlen einfängt. Diese kleinen Eitelkeiten sind jedoch fast alle liebenswürdig genug, sich dem Ganzen ohne Störung einzufügen. Störender sind gewisse, zum Glück und Lob Rothenburgs nur wenige, architektonische Neuheiten, weil sie das Stadtbild an einigen Stellen schänden. Das kastenartige Kurhaus am alten Wilbbad vor dem Spitaltor, der Aufbau des Hirschen und eine Brauerei fallen mir da besonders unerwünscht in die Augen.

Keinen schönern Spaziergang könnte sich der Rothenburger wünschen als den in seinen schattengrünen Burggarten. Finken singen in den Lindenzweigen. Auf den alten Kanonen klettern Kinder herum. Die Burg soll im vierzehnten Jahrhundert von einem Erdbeben zerstört worden sein. Nur die Blasiuskapelle, in romanischen Übergangsformen, blieb verschont. Sie ist umwachsen und umrauscht. Ich sitze auf einer Bank, von der ich das Tal mit der Doppelbrücke und dem Kobolzeller Kirchlein und die ganze südliche Bucht des Stadtrandes bis zum Ende des Rappenzipfels — so heißt der südwärts verlängerte Teil — überblicken kann. Bunt heben sich die Gemäuerfarben ab vom Baum- und Wiesen grün des Grundes, vom Dunkel silberrandiger Wolken, vom immer wechselnden Blau der fernen waldigen Frankenhöhe. Wie schön ist das alles: daß gerade am Ende der besonders geartete Stöberleinssturm mit seinen vier

Erkertürmchen steht, daß sich vor ihm die Stadtmauer, die zerbröckelnde, in einem Bogen senkt und hebt, der die breiten Fachwerkhäuser des Spitals recht heraustreten läßt, daß grünes Laubwerk hinter der Mauer hervorquillt, daß diese durch Türmchen unterbrochen wird! Die Absätze in der Mauerhöhe, das Gewimmel der Giebelbächer, die gerade am Ende, das Bild wuchtiger machend, lang und hoch sind, sich nach der Mitte hin zu einem kleinen Giebelvolf kinderhaft scharen, weiter links unmittelbar der Mauer aufgewachsen sind, das tiefer stehende Robolzeller Tor, das die schräge Verbindung mit dem Tale herstellt, die hängenden Zweige der großen Bäume, die das Ganze einfassen: wie schön ist das alles!

Je länger ich die Türme betrachte, desto mehr werden sie mir zu lebendigen Gesellen, verschieden wie die Menschen, die sie gebaut haben, und doch wie sie eines Geistes. Es liegt etwas prächtig Deutsches und zugleich elementar Künstlerisches in dieser freien Individualität. Das empfand ich schon in Nürnberg lebhaft und finde nun hier das gleiche. Da sind schlanke und dicke, runde und viereckige Türme, stumpf- und spitzdachige, gegliederte und ungliederte Türme mit Glockentürmchen, andre mit Erkertchen, wieder andre ohne solchen Zierat. Es ist eine natürliche und unspielerische Verschmelzung des ernsten Zweckes mit der Schönheit.

Ich bin nicht der einzige, der hier mit seinen Sinnen genießt. Unter den alten Linden spielt eine Musikkapelle. Sie lockt den Fremdenschwarm herbei, den die Mauern in dieser Nacht umschlossen hatten. Früher pilgerten heimkehrende Romfahrer nach Rothenburg, heilige Reliquien zu verehren. Heute machen im Sommer nord- und mitteldeutsche Alpenfahrer auf der Heimreise gern den kleinen Abstecher. Es ist auch ein Reliquientkultus, und kein schlechterer. Auch Amerikaner und Engländer fehlen nicht. Das junge eingeborne Mädchenvolf stellt sich ein. Es plaudert und lacht um mich herum, und die weißen Sommerkleider verdecken mir, vorbeitzänzelnd, alle Augenblicke bald dieses bald jenes Mauerstück. Mir tut es wohl. Denn so holdgefinnt diese Stelle der Einsamkeit ist, auch der Gegensatz von Ruhe und Leben, von Gegenwart und Vergangenheit, von Alter und Jugend wirkt schön. Bald löst sich der Gegensatz meinem Sinn auf. Ich sehe dasselbe Leben mit seiner Lust an Form und Farbe, das auch jene Tore und Giebel gebildet hat, und es kommt, von den Musikklängen getragen, ein Hauch der Meisterfingerstimmung über mich.

Auf der andern Seite des Burggartens sehe ich ins Tal nach Dettwang hinunter, oben erblicke ich, am Rande einer Bucht sich lagernd, einen andern Teil der Stadt, aus dem sich die beiden ungleichen, kurzen und durchbrochnen Helme der Jakobskirche emporstrecken. Das sind gute reichsstädtische Wahrzeichen. Stolz und fein künden sie von weitem schon Reichtum und Eigenart. Meine Gedanken gehn zu der schönen Kirchengotik dieses schwäbisch-fränkischen Grenzstreifens, die ich in den letzten Tagen sah. Ich empfinde, mich an Nördlingen und Dinkelsbühl erinnernd, dankbar die schöne Steigerung meiner Wandereindrücke. Die Gedanken gehn zu andern einstigen Reichsstädten und Reichsstadtesten und ziehen Vergleiche. Nürnberg ist stolzer und viel kunstreicher, aber nicht mehr einheitlich, Dinkelsbühl ist ländlicher, einfacher, Altfrankfurt düsterer.

Rothenburgs Beziehungen zu Franken und Schwaben müssen einst, da die Landschaft noch nicht abseits lag, lebhaft genug gewesen sein. Alte Straßen führen auf der jenseitigen Hochfläche über die nahe Grenze ins Schwäbische, andre ostwärts, sich vom Tal entfernend, tiefer nach Mittelfranken hinein.

Die stille Landschaft ordnet sich heute ganz der Stadt unter. Sie lenkt nicht ab, sie steigert vielmehr, sich ruhig und idyllisch mit hügelig ebnem Gelände, mit Tal und Feld und Wald ihr anschliegend, den Eindruck der alten Kulturstätte.

Abchiednehmend gehe ich die Gassen alle noch einmal durch, mir soviel als möglich von ihrer Eigenart einprägend. Vom Rathhausturm wird eben ein sonntäglicher Choral geblasen. Es sei eine alte Sitte, sagt mir ein Weinwirt, keine erst den Fremden zuliebe geschaffne. Noch einmal gehe ich durch den seltsamen Torgang unter der Jakobskirche hindurch, die Klingengasse hinein. Durch das südlichste Tor bin ich eingezogen, durch das nördlichste, das Klingentor, an der zierlichen Wolfgangskapelle vorüber, wandre ich um die Mittagstunde aus. Noch ein langer Blick, und die Stadt verbirgt sich mir, da ich talwärts weiter schreite, hinter der ersten Krümmung der Uferhöhe.

Das Taubertal, durch das ich ein paar Stunden in warmem feinem Regen zu wandern habe, ist von hier ab ein stilles besuchtes Mühltal, eingesenkt in Anhydrit- und Kalkschichten. Die doppelte Schlangenlinie von Kopfweiden und Erlen, Pappeln, Eschen und Ahornbäumen, die sich durch die Talmitte zieht, verrät den langsamen Lauf des Flusses, den ich nur hier und da einmal rauschen höre. Die Ränder haben abgeglichne Formen, es treten keine Felsen hervor. Vom Grunde zur Höhe ziehen sich Wiesen und Felder, dann Busch und Laubwald mit wenigen eingesprengten Nadelbäumen. An manchen Stellen blicken Bauernhöfe, denen man ihr hohes Alter schon von unten ansieht, vom oberen Rand auf die Mühlen und Dörfer herab. Auch diese, die sich alle gleichen, sind uralte. Das zeigen ihre Kirchen am besten. Die kleine romanische Peter- und Paulskirche von Dettwang, die Mutterkirche Rothenburgs, stammt aus dem zwölften Jahrhundert. Daneben steht ein Haus, das ganz wie das Topplerschlößchen gebaut ist. Ziehbrunnen von der Form, die mir zuerst in Feuchtwangen auffiel, stehen auch in diesen Tauberdörfern, hohe Linden vor den Mühlen und Höfen. Industrielle Anzeichen der neuen Zeit fehlen fast ganz.

Das Tal liegt in schwüler Sonntagnachmittagsstille. Dafür kann ich die Bauern um so besser in den Wirtschaftshäusern beobachten. Der Sitte des Willkommenstrunkes, der dem Neuankommenden angeboten wird, begegne ich auch hier. Der Dialekt ist nicht so schwäbisch gefärbt wie in der Dinkelsbühler Gegend. Die schwarzweißen Bauernhäuser haben einfaches Fachwerk. Seitentälchen münden ein. Hinter Tauberscheftenbach zeigen sich wieder kleine Weinäcker zwischen Kalkgeröll, neben Kartoffel, Mais, Hafer und Luzerne. Zwischen Tauberszell und Archshofen komme ich ins Schwäbische, während bisher die Grenze am linken Ufer lief. Der Weinbau nimmt zu, beschränkt sich aber ganz auf die rechte, nach Südwesten gekehrte Seite. Rädte oder bebuschte Steinhalden, von oben nach unten gezogen, trennen die Weinsfelder. Ich ziehe nach vierstündiger Wanderung in Greglingen ein, einem stillen württembergischen Landstädtchen des Taubergrundes. Es ist nicht allzu reinlich, um so sauberer das Lamm, in dem ich wohnen will.

In dem Herrgottstädtchen, das hier einmündet und noch sonntäglich stiller ist als das Haupttal, steht eine Viertelstunde von Greglingen entfernt, für sich allein die kleine gotische Herrgottskirche inmitten eines hochgemauerten Friedhofs. Ihre Giebelseite ist eine einzige Gesehwand. Ich bewundere im Innern einen großen unbemalten Marienaltar aus kunstvoll geschnitztem Lindenholz, der Riemenschneider zugeschrieben wird, und erkenne einen wertvollen Gewinn meiner Sommerfahrt: die alte deutsche Kunst ist mir lebendiger geworden, als sie mir

in allen Museen der Welt hätte werden können. Die Kirchner'sfrau, froh darüber, endlich wieder einmal einem Fremden ihre Kostbarkeiten zeigen zu können, weist mich noch auf mancherlei hin, auf die andern Altäre, auf hohenlohisches Totenschild mit den Leopardenvappen, auf ein großes Bußkreuz, das einst der Stifter des Kirchleins, ein Graf von Brauneck aus hohenlohischem Geblüte, barfuß nach Rom getragen haben soll. Es sei die Sühne dafür gewesen, daß er seinen Neffen auf der Jagd versehentlich durch einen Speerwurf getötet hatte. Einige Mädchen und alte Frauen, die über den blühenden Gräbern geplaudert haben, treten neugierig durch die offene Thür. Sie haben das Innere lange nicht gesehen, da es außer bei Begräbnissen protestantisch verschlossen bleibt, und brechen nun in Fragen und bewundernde Rufe aus.

Die Abendraut im Lamm demonstriert mir eben wieder ad oculos einen Gegensatz zwischen dem Norden und dem Süden, besser zwischen Berlinern und Schwaben, dessen man im deutschen Süden oft inne wird. Ein stattlicher Herr ist mit zwei Damen, von denen die eine eine Schönheit ist, auf der Reise nach Rothenburg im Wagen angekommen. Die drei beherrschen sogleich, ohne die andern Gäste zu grüßen oder zu beachten, Räume, Tisch, Klavier, Wirtin, Magd, Küche und Keller. Ihre lauten Stimmen erfüllen das Haus. Bezeichnend erscheint mir, daß das rücksichtslose Geschwätz kritisch verneinend einsetzt: der Creglinger Altar könne unmöglich von Riemenschneider herrühren. Dann macht man sich kaum leiser über die Mundart der Gegend lustig. Man muß die halb grimmigen, halb erstaunt prüfenden Blicke sehen, die vom behaglichen schwäbischen Honoratiorenstammtisch zur Gasttafel hinüber wandern, um die Luft zu erkennen, die hier klappt. Sie ist der Luft zwischen Gesittung und Barbarei ähnlich. Es gibt einen Typus von Berlinern — man begegnet ihm draußen ungleich häufiger als in der Reichshauptstadt —, der da entweder glaubt, er stehe im Mittelpunkt der Erscheinungen, alles um ihn herum geschehe ihm zu Liebe oder zuleide, oder der überhaupt über die Umwelt erhaben ist, die er nur als Nährboden für seinen Witz schätzt.

Übrigens habe ich wieder unbewußt die Schoppengrenze überschritten. Raumbin ich im Schwäbischen, so kredenzt man mir, wenn ich einen Schoppen Wein bestelle, einen halben Liter statt des sonst üblichen Viertels, und ich merke, daß das Studium der kleinen Eigenheiten von Land und Leuten auch seine stofflichen Seiten hat. —

Die nachbarlichen Creglinger Kirchenglocken wecken mich am zeitigen Morgen aus dem Schlaf. Ich wundre mich über den montäglichen Glockenschall, da ich weiß, daß Kirche und Städtchen protestantisch sind. Hunderte von Bäuerinnen aus Dörfern und Höfen des Grundes, gebückte, humpelnde Mütterchen darunter, auch einige alte Bauern ziehen die Gassen hinauf mit ihren kleinen Gesangbüchern, um so eilender, je voller die Erztöne dröhnen. Als sie endlich ausklingen, ist die Gasse leer, es kommen keine Nachzügler. Die Lammwirtin belehrt mich, es sei Erntegottesdienst, die Ernte beginne heute. An der Kirchentür vorbeiwandernd, höre ich dann die volltönige, bedächtige Stimme des Geistlichen, die mir recht als Verkleinerung der Glockenstimme erscheint, von der Gnade des Herrn sprechen.

Es ist Erntewetter, windstiller Himmel voll Glut. Schattende Wolken fehlen ebenso wie schattende Wälder. Die Morgenstunden sind ohne jene Kühlung, die sonst so angenehm in den warmen Tag hineinwandern läßt. Da ich bergan steige, habe ich die Schwüle von früh an auszukosten. Die Tauber macht zwischen Creglingen und Weikersheim einen großen Bogen nach Norden, wieder

ins Bayerische hinein. Ich schneide ihn, auf der Hochfläche wandernd, ab, dabei meine Kenntnis des Tales durch die des Plateaus ergänzend, in das es eingeknitten ist. Man könnte dieses Kalkplateau, das nach Jagst und Kocher zu in die Hohenloher Ebene übergeht, eintönig nennen, wenn nicht jede Gegend tausendtönig wäre. Es ist keine Ebene, der Weg führt auch hier oben genugsam wellenförmig auf und ab. Ich sehe in waldige Furchen kleiner Seitentäler, in die sich der Weinbau hinaufzieht. Weit geht der Blick über das Gelb der Dinkel- und Haferäcker zur Sommerbläue ferner Wälder. Auf niederm Rasen von Thymian und gelbem Labkraut, neben wettergrauen, flechtenbewachsenen Kalkblöcken, weiden wenig bewegliche Schafherden. Andre ducken sich mit ihren Schäfern unter breitstämmigen Rußbäumen und Linden, die heiße Einsamkeit belebend und doch vertiefend. Wohltätig empfinde ich ab und zu den frischen Atem, den der Saum eines Buchenwaldes auf die schattenlose Straße haucht. Auch hier treffe ich liebenswürdiges Volk. Nicht einer oder eine, die ich um Auskunft bitte, antwortet, ohne mir zu guter Letzt eine glückliche Reise zu wünschen. Eine kräuterfammelnde Greisin benennt mir ein Dörfchen im Grund und fügt hinzu, es sei „halbi katholisch, halbi lutherisch“. In solchen Grenzstrichen, wo beide Konfessionen aufeinander treffen und sich mischen, muß ihr Verhältnis eine wichtige Angelegenheit sein. Am obern Waldrande des Vorbachtals sehe ich von fern ein helles Gebäude, das ich zuerst für ein Schloß oder Kloster halte. Eine Magd, die Hafer sichelt, sagt mir erstaunt, daß ich es nicht weiß, es sei das Bergkirchle. Bergkirchle! Das Wort ruft mir Mörikes Gedicht „Bei der Marien-Bergkirche“ herbei, und ich sage es im Gehen vor mich hin:

O liebste Kirche sondergleichen
Auf deinem Berge ganz allein,
Im Walde, wo Linden zwischen Eichen
Um's Chor den Maienschatten streun.

Wo hinter Duedbronn der Weg sich wieder talwärts senkt, wird mir vollends möriſch zumute, so rein und rund und ruhig sind die Teile des Bildes, in das ich hineingehe: die Mauer eines weiten Hirschparks, ein großer Weinberg mit alten Häuschen darin, drunten, wo das Vorbachtal in das breitgewordne Taubertal mündet, die Zwiebeltürme von Weikersheim, die nach einer lokalpatriotisch übertreibenden Ortschilderung einen „halborientalischen“ Eindruck machen sollen, dahinter auf dem hohen rechten Ufer langhingezogne grüne Weinäcker, von vielen parallel zu Tal ziehenden grauen Kalksteinmauern und Halben getrennt, vom Laubwalde oben wagrecht abgeschlossen.

Weikersheim, der Stammort des Hohenlohiſchen Geſchlechts, deſſen ſchreitende Leoparden ſelbſt am neuen Bahnhofsgedäude prangen, iſt ein ſtilles, enggaſſiges fränkisches Landſtädtchen des nordöſtlichſten Schwabens. Die Kronenwirtin, deren einziger Gaſt ich bin, bringt mir gleich Chroniken und Stadtanſichten herbei. Es iſt mir eine freundliche Überraschung, zu erfahren, daß gerade jenes Bergkirchle, das ich auf der Wanderung ſah, das von Mörike beſungne ſei. Neben dem Marktbrunnen iſt ein Küſer mit Geſellen und Lehrlingen beſchäftigt, die Spundlöcher in große Weinfäſſer zu brennen, mitten auf dem Plaze. Den Markt verbinden zwei niedere im Bogen angelegte Arkadenbauten mit dem Portal des ſchönen Renaiffanceschloſſes, deſſen Hof und Park mich in eine traumhafte Stimmung bringen. „Der Mittag iſt des Berges Geiſterſtunde“, ſagt Conrad Ferdinand Meyer. Er iſt auch die Geiſterſtunde ſolcher abgelegner, halbverlaſſener, übergrünt zerfallender Kunſtbauten, ſolcher wuchernder franzöſiſcher Gärten, verwitternder Statuen und Brunnen, menſchen-

leerer Aileen, die zu Sommermittagsgängen geschaffen sind. Aus dem Moose des traumenden Hofbrunnens hebt sich ein lustiges Büschel blauer Glockenblumen. Der Besitzer komme kaum einmal im Jahre hierher, erzählt man mir.

Mergentheim ist größer, lebendiger, geschichtlich bedeutender. Vor etwa einem Jahrhundert hörte es auf, die Residenz des Hochmeisters des Deutschen Ritterordens zu sein, aber dem schwarzen Kreuz auf weißem Felde begegne ich noch überall, nicht nur am Deutschmeisterloß. Der Übergang des Ordensfürstentums an Württemberg ist, wie die Chronik erzählt, gewaltsam und kriegerisch verlaufen. Es hat Aufruhr, Bauernkämpfe gegen die württembergischen Bataillone und Hinrichtungen gegeben. Die beiden Barocktürme der Schloßkirche bestimmen das Stadtbild. In der katholischen Stadt finde ich freundliche Giebelhäuser mit Madonnen und Heiligen, Kiliansbrunnen und Marienbrunnen, einen gestaffelten Rathausgiebel, in der schönen gotischen Marienkirche ein von Peter Vischer entworfenes, von seinen Söhnen gegossenes Grabmal. Der Schloßgarten führt über die forellenreiche Tauber hinüber zum Karlsbad, dessen kochsalzhaltige Quelle den Mergentheimern ein erwünschtes Mittel ist, fremdes Leben in ihre Stadt zu leiten. Die Julihitze brütet. Ein Gewitter kündigt sich an. Ich sitze im kühlen Gasthof zum Hirschen, neben dem Hause, worin Mörike fünf Jahre gewohnt und die Idylle vom Bodensee gedichtet hat.

Ein Gang durch das Taubertal ist ein ungestörter und nirgends abgelenkter Gang durch deutsche Art, Geschichte und Kunst. Die ungünstigen Verkehrsverhältnisse des Tales, die eine Folge der buntscheckigen Zugehörigkeit zu drei süddeutschen Staaten sind, tragen ihr Teil dazu bei, und der einsam Wandernde preist sie. Das obere Tal zwischen Rothenburg und Weikersheim hat keine Bahn. In Weikersheim kommt von Trailsheim herab die schwäbische Tauberbahn herein, die den Anschluß nach Wertheim, Heidelberg und Würzburg herstellt. Mancher Württemberger, der nach Rothenburg will, erreicht es zu Fuß, mit der Post oder mit dem Wagen, um einen allzugroßen Bahnumweg zu ersparen. So kennt auch der Bewohner des obern Taubertales seltener, als man meinen sollte, das untere, zumal da gerade in der Mitte Städtchen liegen, die ihm als Horizont genügen. Von den Rothenburgern, mit denen ich sprach, war keiner an der Talmündung in Wertheim gewesen. Dabei wollen aber alle diese kleinen Städte aus ihrer abgesonderten Stille heraus. Der Verfasser einer Mergentheimer Ortsbeschreibung hofft, wie ich eben lese, daß eine Zeit komme, wo sich „der große Völkerstrom Venedig—Hamburg“ auf der Straße Ulm—Mergentheim „dahinwälzen“ werde.

Da mir das untere Taubertal nicht mehr fremd ist, beende ich in Mergentheim meine Grenzwanderung. Ich danke ihr viel: ehrwürdige und schöne Kulturreste sind mir bereite Verkünder des Einstigen geworden. Wiederum habe ich den Zusammenhang meiner eignen Tage mit diesem Einstigen tief empfinden dürfen. Eine ruhige, heimliche Landschaft hat mich treu geleitet wie ein Freund, mit vollen Sommerfarben und Sommerönen. Und ich fühle, daß in dem, was wir die Stimmung der Landschaft, der Natur nennen, manches lebt, das auch ohne die Kirchen und Kapellen ihrer Gründe und Berge, ohne die Altertümlichkeit ihrer Stadtbilder, ohne die Burgen, die sich aus ihren Wäldern heben, einem Zurückschauen in die toten Zeiten der Ahnen verwandt ist. Wohl wird es durch diese Reste eines abgelebten Lebens, die sich dem frischen Naturleben oft so ergreifend verschwiftern, häufig erst geweckt, immer gesteigert. Aber ist es nicht die Natur schon allein, die uns allen naturfremden und naturfeindlichen Zeitaltern zum Troß mit der Vergangenheit zusammenbindet, die

ein Gefühl der Dauer in unsre nur allzu leicht mit dem Vergehenden dahinschweifende Seele senkt? Sind es nicht dieselben Höhen, die den Ahnen zur Verehrung des Göttlichen riefen? Sind es nicht die heilenden, heiligen Quellen noch? Ist nicht der Vogelflug noch, dem er nachschaute wie ich? Rauchten ihm nicht die Linden wie mir heimlich offenbarende Sprache? Fuhr der Gewittersturm nicht über ihn schon hin, ungestüm und drohend, wie der ins Ungeheure gewachsne Dämon der eignen Leidenschaft? Ich lausche der Natur und höre Entschwindendes, auf immer Entschwundnes, das doch ewig ist.



Der rote Hahn

Von Palle Rosenfranz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

Neuntes Kapitel. Im „Hofe“



ie Krüge klrten, der Fußboden knakte, und Händeklatschen erscholl in der verräucherten Stube des „Hofes“.

Rechtsanwalt Nörretranders hatte gesungen, verneigte sich und dankte.

Da capo! ertönte es im Chor.

Und der Rechtsanwalt sang noch einmal — und diesmal überschlug sich seine Stimme nicht beim hohen C.

Die Tür zum Nebenzimmer öffnete sich, und auf der Schwelle stand lächelnd, wohlwollend, anerkennend Assessor Richter. Der Assessor schlug demonstrativ die Nägel seiner Daumen aufeinander. Bravo, Herr Rechtsanwalt, bravo!

Der alte Wikling brüstete sich. Dieses Lied, Herr Assessor, hören Sie von keinem andern als von mir — das ist mein Lied.

Singen Sie es noch einmal, bat der Assessor.

Und der Rechtsanwalt sang — und schon im ersten Verse überschlug sich seine Stimme beim hohen C, aber das bewirkte nur, daß er den zweiten Vers dröhnend durchführte.

Und durch den Tabakqualm und den Lärm des donnernden Beifalls ertönte seine Stentorstimme: Piper, eine Flasche Champagner, ich bezahle.

Zwei, sagte der Assessor, eine ist zu wenig.

Und während der Rechtsanwalt in dem Roßhaarsofa versank und sein großes Glas Grog leerte, wandte sich Assessor Richter zu den versammelten Herren und sagte mit strahlendem Lächeln: Meine Herren, jetzt wollen wir knelpen. Wollen Sie, Seydewitz, mich der Gesellschaft vorstellen.

Dann ging die Vorstellung vom rechten Flügel quer durch das Zimmer vor sich. Dr. Hølgren, groß, melancholisch und musikalisch, Arzt, Philosoph und mäßiger Teilnehmer an den Gelagen des „Hofes“; Kaufmann Rabe, genannt der Nachtrabe, Manufaktur; Kaufmann Franz Andersen, allerhand; der Assessor Jensen, alter Bekannter; Gastwirt Piper, ehemaliger Gendarm; Kaufmann Holst, Manufaktur; Gendarm Justesen — etwas verlegen; und dann der Sänger, Rechtsanwalt Nörretranders, genannt Bismard wegen seiner Kiesenkraft und äußern Ähnlichkeit mit dem „eisernen Kanzler“.

Das war die ganze Gesellschaft, und dann wurde Champagner getrunken.

Kriminalkommissar Frederiksen, der ursprünglich still in seinem Stubenwinkel an dem Symposion teilgenommen hatte, war direkt verschwunden, als sich sein Vorgesetzter in der Tür zeigte.

Sie tranken alle, und der Rechtsanwalt berichtete von dem Märchen seines Lebens. Das Gelage dauerte bis spät nach Mitternacht, Richter und Seydewitz hielten am längsten aus. Sie setzten es im Arbeitszimmer des Assessors fort.

Der Assessor lehnte sich im Sofa zurück und stieß kleine, leichte Ringle zu der rustigen Decke empor.

Morgen, lieber Seydewitz, wird etwas geschehen, was in dem Arkhivwinkel hier unten eine gewisse Bewegung erregen wird. Ich habe mich nun in die Angelegenheit des Brandes auf Deichhof gründlich hineingearbeitet, und ich habe beschliffen, Hilmer der Brandstiftung zu bezichtigen.

Seydewitz riß vor Erstaunen den Mund weit auf.

Ja, Sie wundern sich, aber es ist so. Morgen gehen wir los, und was das Ende sein wird, kann ich Ihnen schon sagen. Die Tür schnappt hinter dem Herrn Gutsbesitzer ins Schloß. Wenn Sie morgen mit Ihrem verehrten Chef sprechen, so können Sie ihm ruhig diese Mitteilung machen. Das wird mir die Arbeit erleichtern, wenn ich ihn um zwölf Uhr besuche.

Seydewitz stand auf. Sie glauben doch nicht etwa, daß Hilmer der Schuldige ist?

Schuld bedeutet, wie ich mir erlaubt habe, Ihnen auseinanderzusetzen, nicht so übertrieben viel für mich. Ich glaube überhaupt nicht. Ich erwäge Tatsachen, schaffe Wahrscheinlichkeit. Hier ist sie geschaffen, und damit bin ich zufrieden. Wird sie geschwächt, so richte ich mich danach ein, aber ich richte mich niemals darauf ein, daß sie abgeschwächt werden soll.

Aber nun wissen Sie, daß es morgen losgeht, oder richtiger heute, denn jetzt ist es wohl schon zweieinhalb Uhr.

Der Assessor erhob sich und reichte Seydewitz die Hand.

Können Sie nicht bis nächste Woche warten? sagte Seydewitz.

Weshalb?

In dieser Woche hat Klein-Jnger Geburtstag. Der Bürgermeister, ich und die andern unsers Kreises sind für Mittwoch auf Deichhof zu Mittag geladen.

Sieh an, sieh an! sagte der Assessor.

Er leerte sein Glas und stieß es ein wenig hart auf den Tisch. Das kommt darauf an, wie sich der würdige Herr beträgt, wenn wir miteinander sprechen. Vorläufig haben Sie also die Güte und bereiten ihn vor.

Seydewitz trat auf die Straße hinaus. Die Späßen zwitscherten, der Hahn krächte, und die Kuh brüllte um Frühmellen.

Es kam ihm vor, als ob er in einem Rausch ginge — aber daran war wohl nur die Mitteilung schuld.

Zehntes Kapitel. Eine Szene

Frau Hilmer stand in der Wohnstube auf Deichhof und zählte die Wäsche nach. Stigne nahm ihr die einzelnen Stücke ab und legte sie in den Korb zum Rollen. Die Hausfrau blickte mit leichtem Lächeln zu dem jungen Mädchen auf.

Es fehlen vier Wischtücher, sagte sie.

Ja, ich sage das nicht, um zu schelten, die Tücher waren sehr schlecht, aber Sie müssen es mir sagen, ehe Sie etwas fortwerfen. Ich will nur, daß Sie es sich das nächstemal merken. Sind Sie gestern zu Hause auf Wyggefjed gewesen?

Signe nickte, und Frau Hilmer fuhr fort: Sie können auch heute abend ruhig nach Hause gehen. Da steht die Kalbskeule draußen in der Speisekammer. Es ist noch ein ganzes Zell Fleisch daran. Nehmen Sie sie mit nach Hause, und dann eine Flasche Pilschsaft. Den trinkt Ihre Großmutter ja so sehr gern, nicht wahr? Und dann, Signe, weil ich gerade daran denke, die Ofen müssen ein bißchen mit Branntwein abgerieben werden, am Mittwoch ist Klein-Jngers Geburtstag, und da haben wir Mittagsgäste.

Darf Onkel mir nicht helfen? fragte Signe.

Frau Hilmer lachte. Ja, wenn Sie nur aufpassen, daß der Branntwein nicht in den verkehrten Hals kommt. Das Gedeck werde ich am Dienstag herauslegen. Und es ist wahr, die Fenster müssen gepußt werden. Das können wir morgen machen, beim Großreinemachen. Heute müssen wir sehen, mit der Wohnstube fertig zu werden.

Und dann ist, es ist wahr, Signe, die fremden Polizeibeamten haben ja Hans Jepsen und seine Frau unten vom Myrenhause verhaftet. Paul Blougs Frau hat das kleinste Kind genommen. Die vier Größten habe ich hier heraufgeholt, sie können in Annes Kammer liegen. Ich habe es Wamsell Sörensen gesagt, sie soll ein wenig nach ihnen sehen. Aber Sie sind wohl so gut und helfen. Jnger und ich kommen herunter und machen die Betten für die armen kleinen Würmer.

Signe schauderte: Es ist schrecklich mit der Brandkommission.

Ja, es ist wirklich hart genug — aber die großen Herrn denken ja nicht an die kleinen Kinder, sagte Frau Hilmer mit einem Seufzer.

Signe gertet in Eifer: Das sollte man in die Zeitungen setzen lassen, die Mutter von fünf kleinen Kindern wegzunehmen! An den Schandpfahl müßten sie gestellt werden, daß alle Leute sehen könnten...

Frau Hilmer unterbrach sie: Na na, Signe, wir wollen uns nur um unsere Sachen kümmern... Wir müssen sehen, heute mit dem Wohnzimmer und dem Gartenzimmer fertig zu werden.

Signe ging, und Frau Hilmer setzte sich mit ihrer Arbeit an den Nähtisch. Diese Frau war nie müßig. Tüchtig im Haushalt war sie.

Es ging auf Mittag. Hilmer kam aus der Stadt nach Hause. Frau Hilmer trat zum Fenster und blickte mit einem Seufzer hinaus, sie ahnte schon, wo er gewesen war, aber sie erwartete nicht, daß er es ihr gleich sagen würde. Das war nicht Hilmers Gewohnheit. Er kam ins Zimmer hinein, scheinbar wohlzufrieden und munter.

Guten Tag, Mädchen, sagte er, du siehst, ich halte mich an die Zeit. Ganze zwanzig Minuten früher als ich sollte, was?

Wo kommst du her, Hans? fragte sie.

Ich bin draußen herumgefahren. Ein bißchen drüben an der Mühle, antwortete er schnell.

Du bist nicht in der Stadt gewesen? Sie sah ihm gerade ins Gesicht.

In der Stadt — was sollte ich in der Stadt? sagte er und wandte den Kopf ab.

Ich frage nur, erwiderte sie ein wenig müde. Sie konnte es ihm ansehen, daß er dort gewesen war.

Hilmer fuhr ein wenig ärgerlich fort: Du meinst, ich bin im Wirtshaus gewesen. Das tue ich ja gewöhnlich, nicht wahr? Ich sitze und vertrinke das Geld und komme bezechet nach Hause.

Ich fragte nur, ob du in der Stadt gewesen bist, sagte sie ein wenig müde.

Und wenn ich in der Stadt gewesen wäre? sagte Hilmer.

Ja, dann wärst du dagewesen — und dann könntest du mir ruhig erzählen, daß du dagewesen bist.

Hilmer hatte das Gefühl, daß eine der gewöhnlichen „Szenen“ im Anzuge war. Er beschloß, gleich nachzugeben, das heißt ihr ein wenig von dem Geschehenen auszuliefern.

Ja, wenn du es mit Gewalt wissen willst, sagte er, ich bin in der Stadt gewesen.

So. Beim Rechtsanwalt? fragte sie ruhig. Sie wußte, daß er dort gewesen war.

Was sollte ich beim Rechtsanwalt? fragte Hilmer mit etwas ärgerlichem Tonfall. Das Verhör sollte also fortgesetzt werden. Ich war auf einen Augenblick beim Postmeister. Er kommt Mittwoch.

Das hat er ja gestern telephonisch mitgeteilt. Bist du deshalb zur Stadt gefahren? Frau Hilmer ließ sich nicht an der Nase herumführen, und seine Versuche, ihr auszuweichen, sollten ihm nicht gelingen.

Herrgott, Mile. Ich begehe wirklich nichts Ungeheuerliches. Hilmer schlug einen liebevollen, etwas klagenden Ton an, wie immer, wenn irgend etwas schief stand.

Man sollte es beinahe meinen, sagte sie etwas hart. Weshalb erzählst du nicht, wo du gewesen bist? Bist du beim Rechtsanwalt gewesen?

Herrgott — nein! sagte Hilmer und krümmte sich wie ein Wurm. Es war doch auch ärgerlich, daß sie nicht nachlassen wollte.

Du hast es also aufgegeben, den Meiereivorsitzenden zu verklagen? Sie ließ nicht locker.

Hilmer brauste auf: Nein, das hab ich allerdings nicht. Ich sprach mit dem Postmeister darüber. Und ich wies ihm nach, daß ich es tun müsse. Der Meiereivorsitzende hat in einer Versammlung von mehr als dreißig Kontrahenten aus dem Bezirk und dem Viehlande gesagt, daß mich nur der Brand vom Konkurs gerettet hätte, und daß man, wenn man genauer hinsähe — kurz und gut, er hat mich des Ärgsten bezichtigt. So etwas duldet man nicht, wenn man ein ehrlicher und angesehener Mann ist.

Du bist ihm ja noch Zwölfhundert schuldig, sagte sie still.

Hilmer fuhr fort: Dafür hat er ja Papiere. Man kann doch, zum Teufel, sehr wohl ein ehrlicher Mann sein, auch wenn man Schulden hat. Es gibt viele Lumpen, die das Ihrige bezahlen können. Du brauchst nicht den Kopf zu schütteln. Darauf kommt es gar nicht an. Und zweifelt jemand an mir, so mag er sich bloß erkundigen, beim Bürgermeister, im landwirtschaftlichen Verein, beim Hofsägermeister auf Duellund, beim Redakteur, oder wo zum Teufel er sonst mag. Das weißt du sehr wohl. Alle Leute des Kreises kennen Hans Hilmer auf Deichhof. Ich lasse mir zweideutige Bemerkungen von einem Stümper wie dem Meiereivorsitzenden Simmeljör nicht bieten.

Hilmer redete sich ganz warm, aber seine Frau schüttelte mit dem Kopf. Verlässest du dich wirklich auf all die Menschen, Hans? Wo waren sie im Herbst, als es bei uns so schlecht stand? Du solltest sie nicht herausfordern.

Hilmer unterbrach sie: Entweder man ist ein angesehener Mann, oder man ist es nicht.

Sie blickte ihn an und sagte fest: Aber du bist kein angesehener Mann, Hans, du bist ein guter Mann und ein braver Mann. O, du hast viele guten Seiten, die ich kenne. Aber angesehen? Hier in deinem Heim bist du etwas, was viel mehr wert ist. Du weißt doch, Hans, hier hast du mich und Inger. Wir haben dich lieb, alle beide. Ist das nicht vielmehr wert, als angesehen sein?

Hilmer wand sich unter ihren Worten. Gewiß tut ihr das. Aber du weißt ja doch, wie es mir ins Herz schneidet — geradezu ins Herz schneidet, daß du mir

immer — immer zu hören gibst, daß ich nichts bin, daß mich keiner für voll ansieht. Zum Teufel, du mußt doch wissen, daß es nicht so ist.

Ja, Hans, es ist so. Du kannst mit Leuten, die dir nach dem Munde reden, nicht rechnen. Du solltest nur wissen, was sie sagen, wenn du ihnen den Rücken lehrst. Du weißt sehr wohl, wie bitter es mich betrübt, aber ich will mich nicht selbst belügen, auch dich nicht. Und Jnger, wenn sie heranwächst, sie wird es sehn. Das kann ja nicht anders sein.

Nun begann es wieder in Hilmer zu kochen.

Nein, du wirst ihr natürlich erzählen, daß ihr Vater ein untauglicher Windbeutel, ein Schwabroneur ist, über den sich alle Menschen lustig machen. Ein Tölpel, der all dein Geld — dein vieles Geld, aufgebraucht hat, denn das hab ich doch, ich Tölpel...

Sie unterbrach ihn ein wenig scharf: Du machst die Sache nicht besser, wenn du roh wirst.

Roh bin ich selbstverständlich auch. Roh gegen dich, die du dich in diesem elenden Hause abradest. Es ist ein großes Glück, daß wir noch ein Dach über dem Kopf haben und nicht auf kahlem Felde stehn. Natürlich, der Brand war ein Glück, ein ganz ungeheures Glück, aber willst du lieber dasselbe sagen wie Simmeljör? Genier dich nicht.

Hilmer ging heftig im Zimmer auf und ab, wie gewöhnlich, wenn er hitzig wurde. Er tat Emilie leid, denn jetzt konnte sie nur sagen: Ich habe dich lieb, Hans, was du auch tust oder getan hast, aber dir nach dem Munde reden, das tue ich nicht, und das will ich auch unser Kind nicht lehren. Es gibt nicht eine Handlung in den zwanzig Jahren unsrer Ehe, die ich vor dir verborgen habe, und nicht ein unwahres Wort habe ich dir gesagt. Kannst du dasselbe sagen, Hans?

Habe ich getrunken oder gezecht? fragte er und blickte sie fest an. Habe ich mir Weiber gehalten, was?

Emilie parierte: Hättest du das, dann säße ich nicht hier. Aber du bist nicht ehrlich gegen mich gewesen. Du hast es mir verborgen, als es abwärts ging. Solange du selbst daran glaubtest, du Sanguiniker, mochte es noch angehn. Denn du konntest dich selbst belügen und tatest es aus einem ehrlichen Herzen. Aber dir wurden die Augen geöffnet, und du belogst mich weiter. Sogar in deinem eignen Kontobuch schriebeest du verkehrte Summen auf, Bagatellen — aber verkehrt. Alles, was du mit dem Rechtsanwalt und mit dem Assessor Jensen vorhattest, das verschwiegst du. Oder noch schlimmer, was du erzähltest, das war nicht wahr.

Sie redete sich ganz warm, und er stand nur und nickte ihr hilflos zu. Ich tat es doch bloß, um dich nicht zu betrüben — und hinterher hast du immer alles erfahren — die ganze Wahrheit. Ich kann dich ja nicht belügen.

Sie lächelte ein wenig bitter. Auf die Dauer. Aber du kannst auch nicht gleich die Wahrheit sagen.

Hilmer ergriff ihre Hand. Du bist so streng; ja, Emilie, das bist du. Zum Teufel, in meinem Alter verantwortet man sich nicht gern wie ein Schuljunge in seinem eignen Hause. Wenn du bloß das Schelten sein lassen wolltest, dann würde ich dir gern alles erzählen. Ich tue ja nichts, dessen ich mich zu schämen brauche.

Sie streichelte ihm leise die Hand: Nun bist du fünfundvierzig Jahre, Hans, und du hilfst dir noch mit Schwindeln wie ein Schuljunge. Meinst du nicht, daß die Leute das merken?

Hilmer fuhr auf: Was mache ich mir aus den Leuten?

Das tust du ja gerade, nicht ich. Alle Menschen sind mir gleichgültig, alle, ausgenommen du und Jnger. Alles, ausgenommen mein Heim und noch ein paar arme Menschen, denen ich nach meinen schwachen Kräften helfen kann. Und wärst du so, daß alle zu dir aufsehn könnten, ich ging mit Freuden an deiner Seite in

die Welt hinaus und genösse mit Freuden all deine Ehren mit dir. Bei Gott, ich täte es, wenn auch nur, um dich zu erfreuen. Oder nein, ich würde am allerstolzesten auf dich sein.

Aber so ist es doch nicht. Du mußt es doch selbst wissen, daß es so nicht ist.

Und deshalb verdeckst du mich und treibst sie alle durch dein Genieren fort, selbst die Freunde des Hauses, um mich, die Schande des Hauses, zu verbergen.

Und darin, glaubst du, kann sich ein Mann finden, der auf seine Ehre hält.

Mit den Fremden — meinetwegen. Du hast vielleicht recht. Es ist nicht viel an den Menschen. Aber mein eignes Kind...

Ingel ist, wie ich war, als ich jung war. Sie ist still, und sie ist liebevoll, aber sie ist nicht blind. Ich habe Ingel erzogen, dich zu lieben, wie ich dich liebe. Ihr seid Kinder, alle beide, aber sie gleicht mir, und eines Tages wird sie erwachsen sein und aus dem Nest fliegen. Hast du nie daran gedacht, Hans, daß ich Tag für Tag Ingel dazu erzogen habe, dich zu verstehen, weil du — weil du der — einzige bist —

Hilmer wurde ein wenig stutzig.

Das verstehe ich nicht, Emilie.

Nein, Hans, sagte sie lächelnd, das verstehst du nicht. Du hältst soviel Reden, du weißt alles, du hältst belehrende Vorträge und schreibst in den Zeitungen — o, du bist so klug, und deine Frau ist so still und unbedeutend —, willst du mir versprechen, den Prozeß nicht anzustrengen?

Hilmer glaubte, es sei vorüber, und nun fing sie wieder an. Natürlich — du kannst nicht anders. Jetzt warst du so lieb und gut, ich war wirklich nah daran, dich zu küssen, und dann — gleich wieder die Schulmeisterei — Kurz und gut, ich habe ihn schon angestrengt.

Du bist also doch beim Rechtsanwalt gewesen, sagte Emilie müde. Du sollst nicht nein sagen — ich wußte es wohl. Du bist unverbesserlich, Hans. Was hat er eigentlich andres gesagt, als daß du an dem Brande verdient hast! Und das hast du doch, nicht wahr?

Jetzt geht es also wieder los. Nein, natürlich, angesehen bin ich nicht. Das hast du mir ja erzählt. Aber daß ich mich deshalb darein finden sollte, berührtigt zu sein — Nein, jetzt halt einen Augenblick. Hierin finde ich mich nicht. Meinetwegen magst du auf mich herabsehen, mich einen Schwadronneur nennen und sagen, daß die Leute mich hinter meinem Rücken auslachen. Das mag alles sein — mag sein, daß du unser kleines Mädchen dazu erziehst, mit seinem untauglichen Vater Nachsicht zu haben. Aber daß du glaubst, ich habe mich eines gemeinen Verbrechens schuldig gemacht, einer Brandstiftung in betrügerischer Absicht — nein, jetzt wird es mir zu bunt, Emilie.

Sie bedeutete ihm zu schweigen: Pst! Sprich nicht so laut, die Leute können es hören.

Aber er fuhr fort: Mögen sie es doch hören, zum Teufel. Mögen sie es hören, daß meine eigne Frau den Vater unsers Kindes Brandstifter schilt.

Emilie resignierte: Ich beschuldige dich gar nicht, Hans. Glaubte ich das, so würde ich jedenfalls sicher sein, daß du es für mich und Ingel getan hast — und ich würde deswegen nicht weniger auf dich halten — das will ich dir so oft sagen, wie du es hören willst. Aber gerade, weil ich das meine, bitte ich dich, die andern nicht herauszufordern. Sie sagen es von dir — so etwas hast du selbst an die zwanzigmal von den armen kleinen Leuten gesagt, die hier im Viehlande abbrannten. Und es sind ja viele, ja, ich sollte es vielleicht nicht sagen, aber nun ist es heraus.

Und du glaubst ihnen? fragte Hilmer ganz stille.

Das habe ich doch nicht gesagt, Hans. Nein — nein, das habe ich nicht gesagt. Ihr wurde ganz bange vor seinen Worten.

Aber du konntest zweifeln. Er blickte sie betrübt an.

Sie wollte nicht nachgeben. Hast du mir nie etwas verborgen, leichtsinnige Streiche, für die wir beide schwer büßen mußten?

Leichtsinnige Streiche, sagte er, ja — ich bin vielleicht leichtsinnig. Ich bin mehr als einmal leichtsinnig gewesen, das weiß ich wohl. Aber Leichtsinns und Verbrechen — Brandstiftung —, das sind zwei sehr verschiedene Dinge. So weit ist es also gekommen, daß meine eigne Frau mich für einen Brandstifter hält.

Das habe ich nie gesagt, rief sie ganz unglücklich.

Jetzt bist du nicht ehrlich — sieh mich an, Emilie — sieh mich an. Er sagte sie um die Taille. Du hast vielleicht Klein-Jnger dazu erzogen, es zu glauben.

Wärest du immer ehrlich gegen mich gewesen, dann hätten wir beide nie nötig gehabt, so miteinander zu sprechen.

Aber Hilmer wollte die Oberhand behalten. Also du glaubst, daß ich meinen eignen Hof angestrichelt habe?

Nein, sagte sie gleichsam etwas trozig.

Er ließ sie los. — Aber daß ich es getan haben könnte.

Ich bitte dich nur, deine Feinde nicht herauszufordern.

Ich soll also auch nicht meine Ehre schützen.

Sie schüttelte den Kopf. Ich habe es schon früher gesagt und wiederhole es: Hättest du es um unfertwillen getan, so würde ich deine Sache zu der meinen machen. Du sagst ja selbst, daß du bei der Gesellschaft weit über den Wert der ganzen Geschichte eingekauft warst. Wahr ist es nicht. O, wenn du nur nicht lügen wolltest, Hans, oder jedenfalls mich nicht belügen. Kannst du denn nicht einsehen, daß all diese kleinen Unwahrheiten hundertmal größere Verbrechen gegen mich sind, als die eine Handlung gegen die fremden Menschen sein würde?

Hilmer hatte seinen Entschluß gefaßt: Gut, dann soll die Sache wieder aufgenommen werden. Noch heute fahre ich zum Bürgermeister hinein. Er glaubte, er täte mir einen Gefallen, wenn er die Sache auf sich beruhen ließe. Sie soll aufgenommen werden. Es ist mir, als ob mich die Lust hier drinnen ersticke. Und dann diese verdammte Brandstätte, der Brandgeruch in diesem ganzen verpesteten Hause. Er wandte sich um und ging in sein Zimmer. Emilie stand und sah ihm nach, dann trocknete sie sich die Tränen. Daß Hilmer doch nicht ehrlich sein konnte, ehrlich gegen sie, ehrlich gegen sich selbst!

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichspsiegel

Berlin, 30. August 1909

(Katholikentag und sozialdemokratischer Parteitag. Glossen zum sozialdemokratischen Parteibericht. Zur Beurteilung der neuen Steuern. Die Lage im Orient. Graf Zeppelin in Berlin.)

Wir nähern uns einmal wieder der Periode im Jahre, die regelmäßig von den Parteien zur Vorbereitung der winterlichen Tätigkeit in den Parlamenten ausgenutzt wird. Nicht immer geschieht dies durch Abhaltung von Parteitag. Gewöhnlich verständigen sich die Parteien in anderer Weise auf Grund des gegebenen und anerkannten Programms. Nur zwei Parteien halten regelmäßig in jedem Jahre ihre große Heerschau ab, das Zentrum und die Sozialdemokratie. Allerdings läßt sich formell bestreiten, daß es Zentrumsparteitage gibt. Offiziell

heißen sie Generalversammlungen deutscher Katholiken oder — wie der Sprachgebrauch sie kurz getauft hat — Katholikentage. Wenn man sie gleichwohl als Parteitage des Zentrums betrachtet, so soll damit durchaus nicht verkannt werden, daß es eine Seite dieser Veranstaltungen gibt, die mit politischen Parteifragen nichts zu tun hat. Zahlreich sind die deutschen Katholiken, die ihrerseits, ohne an politische Fragen zu denken, nur aus dem Bedürfnis des Bekenntnisses heraus an diesen Generalversammlungen teilnehmen, und die auch für ihre Person davon nur einen Eindruck nach Hause tragen, der sich aus dem Zusammenklang einer großen Gemeinschaft in Fragen der Religion und der Weltanschauung natürlich ergibt, und den wir direkt als Erbauung bezeichnen können. Das zu übersehen oder zu leugnen, wäre im höchsten Grade ungerecht und einseitig. Aber wenn wir in einer politischen Besprechung der Katholikentage gedenken, so meinen wir auch diese religiöse und sittliche Bedeutung der Veranstaltungen gar nicht, sondern nur die Seite der Sache, die sich mit der Politik berührt. Da die Katholikentage auch rein politische Fragen vor ihr Forum ziehen, so haben wir ein Recht, zu fragen, in welchem Sinn und Geist diese Fragen behandelt werden. Und da kann nun kein Zweifel bestehen, daß alles Politische nicht nur von führenden Mitgliedern der Zentrumspartei vertreten, sondern auch ganz ausschließlich im Sinn und zum Nutzen der Zentrumspartei besprochen wird. Deshalb vertreten die Katholikentage zugleich die Stelle von Parteitagen des Zentrums, und da auch das Bedürfnis, sich auf dem Boden des Bekenntnisses mit Gleichgesinnten zu besondern großen Rundgeburgen außerhalb des rein kirchlichen Lebens zusammenzufinden, selten nur aus ganz ausschließlich religiösen Regungen entsteht, vielmehr gewöhnlich aus dem Bewußtsein einer besondern Denkweise auch in weltlichen Fragen hervorgeht, so kann es gar nicht ausbleiben, daß für die Gesamtwirkung der Katholikentage nach außen hin die religiöse Seite der Sache, so warm und tief sie auch im einzelnen zur Geltung kommen mag, doch nur Untergrund und Staffage bleibt, während die Parteitätigkeit für das Zentrum in den Vordergrund tritt. Wenn das Politische ausgeschaltet würde, wären die Katholikentage unmöglich. Die Kirche selbst würde dann dagegen protestieren. Nur daß das Bewußtsein einer Besonderheit auch in bürgerlichen Anschauungen die katholischen Kreise durchdringt, macht solche Demonstrationen der katholischen Laienwelt für ihre Kirche wertvoll. Deshalb hat das Leugnen des politischen und — mehr als das — des parteipolitischen Charakters der Katholikentage wenig Bedeutung. Das wird sich auch jetzt im Verlaufe des soeben eröffneten Breslauer Katholikentages wieder zeigen.

Der sozialdemokratische Parteitag steht gleichfalls unmittelbar bevor. Diesmal interessieren uns weniger die üblichen groblörnigen Auseinandersetzungen zwischen den revolutionären Draufgängern und den mehr diplomatisierenden und theoretisierenden Richtungen als die Angaben, die uns der Parteibericht und die daran anschließenden Erörterungen über die Finanzen der Partei gebracht haben. Wir erfahren daraus mancherlei Lehrreiches. Zunächst sehen wir, welche große Summen der Parteikasse zugeführt worden sind und noch immer zugeführt werden. Diese Summen fließen im wesentlichen aus den Taschen der Arbeiter, des „Proletariats“, wie sich der Parteijargon noch immer mit Vorliebe ausdrückt. Auch was aus den Überschüssen der Parteipresse und der sozialdemokratisch geleiteten Betriebe der Parteikasse zugeführt wird, ist ja im Grunde eine Leistung der Arbeiter, die, zum Teil durch terroristische Mittel gezwungen, das ihrige dazu beitragen, diese Überschüsse zu schaffen. Diese Opferwilligkeit für eine Idee und die Disziplin, die sich in solchen Leistungen bekundet, verdienen ja sicherlich alle Achtung, auch wenn sie einem Irrwahn zugute kommen. Nur muß betont werden, daß diese außerordentlichen finanziellen Leistungen der Arbeiterschaft, die — wir wiederholen — nur zum Teil freiwillige, zum großen Teil vielmehr terroristisch erzwungene sind, beinahe

in demselben Atemzuge festgestellt und weiter gefordert werden, wo die stärkste Parteilagitation unter dem Hinweis auf den ungeheuern Druck der neuen Steuern entfaltet wird. Es liegt sogar der Plan vor, die Beiträge zur Parteikasse ganz nach Art einer Einkommensteuer abzustufen. Wenn man sich davon eine Wirkung verspricht — und es muß doch wohl in der sozialdemokratischen Partei eine ganze Anzahl von Leuten geben, die das tun —, so kann die Lage der deutschen Arbeiterklasse auch durch die neuen Steuern nicht so beklagenswert geworden sein, wie das von der äußersten Linken behauptet wird. Schon das Auftauchen dieses Vorschlags zeigt in Verbindung mit manchen andern Erscheinungen, daß im Gegenteil auch die sozialdemokratischen Parteieinrichtungen immer mehr kapitalistischen Charakter annehmen. Sie leben sich, wie es scheint, mit Behagen in diese kapitalistischen Formen ein, und wenn sie auch dazwischen immer wieder versichern, sie täten das nur notgedrungen, im Zukunftsstaate werde das alles ganz anders werden, so steht doch die Leichtigkeit, mit der sich der Sozialismus in seiner praktischen Betätigung der verpönten Formen bedient, in seltsamem Widerspruch zu dem fanatischen Haß, mit dem die bestehende Gesellschaftsordnung um eben dieser Formen willen bekämpft wird. Es kommt noch hinzu, daß in den Fällen, wo die Sozialdemokratie mit ihren kapitalistischen Versuchen üble Erfahrungen gemacht hat, dies niemals auf den Widerspruch zwischen sozialistischer Theorie und sozialistischer Praxis zurückzuführen ist — dieser Widerspruch geniert praktische Leute sehr wenig! —, sondern auf das Vorhandensein räudiger Schäflein in der sozialdemokratischen Herde. Tatsächlich baut also die Sozialdemokratie ihre Macht und ihre Erfolge mit den Mitteln derselben Staatsordnung auf, die sie bekämpft. Es wäre gut, wenn auch die bürgerlichen Parteien daraus lernen wollten, daß Logik und Ehrlichkeit im Kampf um die politischen Überzeugungen zwar gewiß wichtig und schätzenswert sind, daß aber mehr als das rein verstandesmäßige Rechtsbewußtsein durch Idealismus und Disziplin erreicht wird.

Aus den Ziffern des sozialdemokratischen Parteiberichts können wir also die beruhigende Überzeugung gewinnen, daß die neuen Steuern unser Volk zunächst nicht ruinieren werden. Damit ist auch für die bürgerlichen Parteien freilich die Pflicht nicht aufgehoben, über die Wirkung dieser Steuern Erfahrungen zu sammeln, ihre Mängel und ihre Vorzüge vorurteilsfrei abzuwägen und, wo es notwendig ist, die Unterlagen für ihre zweckmäßigere Gestaltung vorzubereiten. Vorläufig erscheint diese Prüfung noch durch die Erregung der letzten parlamentarischen Kämpfe beeinträchtigt. Sie sollte aber, unbeschadet dieser Auseinandersetzungen, wenigstens nicht so weit unterlassen oder zurückgedrängt werden, daß über den parteipolitischen Gesichtspunkten die sachlichen Momente in Vergessenheit geraten. Bei der Frage der Abwälzung der neuen Verbrauchssteuern auf die Konsumenten sind alle Parteien gleichmäßig interessiert, und es hat mit dem Parteistreit nichts zu tun und steht mit der theoretischen Billigung oder Mißbilligung der nun Gesetz gewordenen neuen Steuern in keinem Zusammenhange, wenn die Ansprüche der Produzenten die Last dieser neuen Steuern über das notwendige Maß hinaus erhöhen. Hier können die gegenseitigen Beschuldigungen der Parteien nur die Wirkung haben, die Aufmerksamkeit der Konsumenten von dem gemeinsamen Interesse an der Abwehr unnötiger Belastungen abzulenken, und das ist ihr eigener Schaden.

Trotz allen Zeitungspolemiken herrscht auf dem Gebiete der innern Politik noch vollständige Stille. Auch in der auswärtigen Politik hat die letzte Woche für Deutschlands Stellung und Interessen nichts wesentlich Neues gebracht, obwohl sie keineswegs arm an Ereignissen war. Im Orient ist es nach wie vor das Bestreben der deutschen Politik, genau die Grenzen innezuhalten, die uns durch unsere eignen Interessen gezogen sind. Das klingt wie eine Selbstverständlichkeit und ist doch in der Praxis nicht immer so einfach durchzuführen, wie es auf den ersten Blick scheint,

weil die Beziehungen der Mächte so mannigfach verflochten sind. Die Aretafage hat insofern einen andern Charakter angenommen, als sich die Pforte durch die letzte griechische Antwortnote befriedigt erklärt hat. Auch die Note der Schutzmächte ist von ihr beantwortet worden, ohne daß sich daraus hinsichtlich Aretas neue Spannungen ergeben könnten. Aber nun ist wieder die mazedonische Frage in die Erörterungen hineingezogen worden. Einerseits ist das durch die Türkei selbst geschehen, die in den Tagen der Spannung mit Griechenland eine endgiltige Auseinandersetzung über alle zwischen den beiden Staaten schwebenden Fragen wünschte. Man wollte in der Türkei gern mit dem ganzen Panhellenismus in allen seinen einzelnen Erscheinungen abrechnen. Andernteils aber kam es auch der Politik der Schutzmächte nicht unerwünscht. Die kretische Frage zwang sie, eine Politik fortzusetzen, für die sie unter ganz andern Voraussetzungen die Verantwortung übernommen hatten. Namentlich England empfand es unbequem, im Orient eine Rolle spielen zu müssen, bei der es weder ganz selbständig den eignen Interessen entsprechend handeln konnte noch sich als Mitglied des Konzerts der europäischen Großmächte eine genügende Deckung für unerwünschte Folgen dieser Politik sichern konnte. Vom englischen Standpunkt aus ist es sehr begreiflich, daß Sir Edward Grey sehr gern Deutschland und Österreich-Ungarn in die zu verhandelnden heikeln Orientfragen hineinziehen möchte. Das wäre bei der mazedonischen Frage eher möglich als bei der kretischen, weil bei der ersten die Beteiligung sämtlicher Signatarmächte des Berliner Vertrags in Frage kommen kann. Freilich wäre die Voraussetzung, daß die Türkei den im Berliner Vertrag übernommenen Verpflichtungen nicht nachkommt. Nachdem aber die neue Türkei auch in Mazedonien durch die Zurückziehung aller ihre Souveränität beeinträchtigenden Maßnahmen ein Vertrauensvotum der Großmächte erhalten hat, wird man ihr mindestens Zeit lassen müssen, ihre Reformen auszuführen. Vorher wird auch Deutschland schwerlich für Schritte zu haben sein, die den neuen Charakter der Beziehungen der Großmächte zur Türkei wieder umwandeln könnten.

Wie weit die Unruhen in Griechenland die Lage zu verändern vermögen, ist noch nicht zu übersehen. Die Befürchtung, daß der Ausgang der Aretafage irgendwie die durch nationale Aspirationen in Nervosität versetzten Gemüter zu einer Betätigung ihrer Stimmung drängen könnte, hat sich ja nun so weit bestätigt, als sich die unruhigen Geister in der Armee in einer Revolte Luft gemacht haben. Es scheint, daß sie die Vorbeeren der Jungtürken nicht schlafen ließen. Was in Konstantinopel möglich gewesen war, sollte auch in Athen möglich sein. Aber es geht wohl kaum an, diese Verhältnisse in Parallele zu stellen. Vor allem ist dem Außenstehenden völlig unverständlich, inwiefern man in Griechenland den König und die Dynastie für die Beschwerden der Unzufriedenen verantwortlich machen kann. Denn der König hat in seiner 46jährigen Regierung außer allem, was er persönlich unter schwierigen Verhältnissen für das Land getan hat, das unbestreitbare Verdienst, mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit das konstitutionelle Regiment gewahrt zu haben. Wenn König Georg jetzt in bitterer Stimmung von Abtandung gesprochen haben soll, so wird man wohl hoffen dürfen, daß dies nicht sein letzter Entschluß sein wird. Einstweilen haben die auffälligen Offiziere den Rücktritt des Ministeriums Mallis erreicht, was freilich auf die weitere Entwicklung noch gar keine Schlüsse zuläßt.

In freudiger Erregung und warmer Begeisterung hat sich jetzt unsre Reichshauptstadt befunden durch den Besuch des Grafen Zeppelin mit seinem neuerbauten Luftschiff. Für die Fortschritte der Technik in der Beherrschung der Luft mögen andre Fahrten ergebnisreicher gewesen sein, aber diese Begrüßung des genialen Erfinders durch den Kaiser persönlich, der ihn im Schlosse als seinen persönlichen Gast empfing, hatte doch einen Stimmungsinhalt, der durch nichts zu ersetzen ist.

Immer wieder zeigt es sich, daß es nicht nur das Wertwürdige und Epochenmachende der Erfindung, sondern die Persönlichkeit des Mannes ist, die ihn vollständig macht und ihm die Sympathien und die Bewunderung aller sichert. Und lehrreich ist es, zu beobachten, wie diese tiefinnerliche Begeisterung und Verehrung auch das oft so ungerechte und beschränkte Urteil der großen Menge emporhebt und zum Verständnis zwingt. Auch den kleinen Enttäuschungen gegenüber, die die Fahrt des Grafen Zeppelin durch die bekannten Unfälle und Verzögerungen mit sich brachte, bewahrte das so leicht nervös werdende Großstadtpublikum eine liebevolle Geduld und verständige Rücksichtnahme, die man sonst oft vergebens sucht. Es ist tröstlich, daß der Eindruck wahrer Größe doch nicht so leicht zu erschüttern ist.

Zeppelins Erfolg in stundenlangem Manövrieren über Großberlin war überraschend, überwältigend; selbst Ben Aliba hätte schweigen müssen. Wer den prächtigen Grafen über die Grundzüge seiner Erfindung sprechen hörte, mußte seine geistige Kraft und Frische bewundern; trotz heller Begeisterung blieb ich damals, vor Jahresfrist, aber doch noch besorgt, ob er wirklich sein hohes Ziel voll erreichen würde. Seit heute weiß ich, daß diesem Admiral der Luftflotte Deutschland eine neue Waffe von furchtbarer Gewalt verdankt. England hat aufgehört, Insel zu sein; die Engländer werden sich an den Gedanken gewöhnen müssen, daß sie der stärkste Kranz von Linien Schiffen rings um ihr grünes Eiland nicht mehr unangreifbar macht. Das ist für mich und wohl für viele gute Deutsche der Kernpunkt bei den Erfolgen der Zeppelinschen Luftschiffahrt. Die Zeppelinen sind die gefährlichsten Linien Schiffe — sie werden die Völker friedlicher machen. Bisher konnte der Inselbewohner Old Englands mit gut bezahlten Söldnern seine Kriege führen, ohne daheim seine Teestunde, sein Tennis und sonstigen Sport zu unterbrechen. Er ließ sein Kapital für sich arbeiten und betrachtete auch die Kriegsführung als ein geschäftliches Unternehmen. Jetzt können ihm die Zeppelinen, ungehindert von seinen Seewächtern, den Krieg ins eigne Land tragen, wenn er wagen sollte, aus frevelhaftem Übermut unsre kleine, jugendfrische Seemacht in der Blüte ersticken zu wollen. Ein paar Zeppelinen mit gutem Dynamitvorrat können ihm, der keine Scheu trägt, unsre friedliche Handelschiffahrt im Kriege zu zerstören, unsre Handelsschiffe zu rauben — an seinem eignen Gut und Blut vergelten, was er uns etwa an Schaden zufügt. Die Deutschen sind wahrlich das friedlichste Volk auf Erden und werden es auch bleiben; wenn sie aber jetzt der Mächtigste überfallen wollte, so haben sie nun dank dem Grafen Zeppelin die Macht, das kräftige Seeräubersprüchlein zur Tat zu machen: *à corsaires corsaires et demi*. Überwältigend war es, die Sicherheit und Feinheit der Manöver des Grafen heute zu verfolgen. Jede Großstadt wäre ein Trümmerhaufen, die im fahlen Morgengrauen von einigen Zeppelinen mit Dynamit überschüttet würde. Warum aber soll man Städte schonen, solange die größte Seemacht an dem Grundsatz festhält: das Privateigentum ist vogelfrei im Seekriege — denn alle die schönen Konterbandeparagraphen sind doch nur ein dünnes Mäntelchen für den privilegierten Seeraub. *A la guerre — comme à la guerre* — was dem einen recht, ist dem andern billig. Deshalb hoffe ich, daß mehr als alle Pastorenverbrüderungen und Jugendspiele die Zeppeline durch ihr Vorhandensein die Menschheit vor den schlimmsten, hartnäckigsten und blutigsten Kriegen bewahren werden, deren Drohgepenst unsre Zeit beunruhigt. Mit hin ist der glänzende, unvergleichliche Erfolg des Grafen ein Kulturfortschritt von hohem Gewicht; denn seine Zeppelinen sind gewaltige Truppschiffe zur Sicherung des Friedens auf Erden.

Berlin, am 29. August 1909

Georg Wislicenus

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weißer in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten. Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig



Die Wehrbewegung in England



eit einigen Jahren steht die Welt vor der höchst seltsamen Tatsache, daß das sonst so stolze Albion von einer schier unbegreiflichen Flotten- und Invasionspanik ergriffen ist. Sie scheint in der Furcht vor einer unmittelbaren Gefährdung der englischen Oberherrschaft zur See zu bestehen. Und zwar soll es die unvergleichlich viel kleinere deutsche Flotte sein, die noch dazu ohne jeden äußern Anlaß den Grund für die Gespensterfurcht, für die geradezu nervöse Ängstlichkeit hergeben muß. In Deutschland trifft diese Aufregung in allen Schichten der Bevölkerung, fast ohne Ausnahme, auch bei allen Parteien, auf das größte Erstaunen, aber dennoch werden die englischen Anfeindungen und Verdächtigungen mit Ruhe und Gelassenheit hingenommen, jedoch die früher schon nur sehr vereinzelt auftretenden Behauptungen, Deutschland habe durch seine Flottenpläne das Wettrennen und die britische Angst erst hervorgerufen, sind endlich verstummt, da sie gegen die Wahrheit der Tatsachen nicht aufzukommen vermögen, und sie auch niemand mehr hören mag. Allem gegenüber zeigt sich eine allgemeine Festigkeit des Entschlusses, unbekümmert um das englische Gebaren, den Ausbau unsrer Flotte nach dem einmal angenommenen Programm durchzuführen. Als Beweis für diese feste Einmütigkeit darf gewiß gelten, daß der Reichstag, obwohl er kurze Zeit danach mit einer erbitterten Parteienspaltung auseinanderging, den Marinetat diesmal ohne jede Debatte unverändert bewilligt hat. Auch die Reichsregierung scheint den Flotten- und Invasionsrummel drüben jenseits der Nordsee nur als eine innere englische Angelegenheit anzusehn, denn sonst hätte das Flottenkommando sicher nicht im vorigen wie in diesem Jahre die Hochseemannöver und Fahrten der Schlachtflotte zum Teil in den Atlantischen Ozean verlegt, was doch bei der Ansammlung fast der gesamten britischen Seestreitkräfte in den europäischen Meeren, besonders im Kanal und in der Nordsee, vor einem drohenden Konflikte mit England mindestens als große Kühnheit bezeichnet werden müßte. Die Besorgnis darüber bedrückt jedoch keine Seele in Deutschland, man weiß trotz des Kanzlerwechsels äußere Politik,

Heer und Flotte in den besten Händen und zweifelt auch keinen Augenblick daran, daß der Ruf des Kaisers zum Kampf, wenn es wirklich dazu kommen müßte, nicht eine Sekunde zu früh oder zu spät ergehen würde. Dann mögen sie nur kommen, denkt das gesamte Deutschland mit den Worten, die der Kaiser vor einem Jahre in Döberitz gesagt haben sollte, und die, wenn er sie wirklich gesprochen hätte, nichts anderes als der vollkommene Ausdruck der Empfindung gewesen wären, die in der Volksseele lebendig ist. Auch einen Überfall nach Art der Japaner befürchtet im Deutschen Reich kein Mensch, und im übrigen — ja, da mögen sie nur kommen!

Aber die Engländer wollen gar nicht kommen, die ganze Flottenpanik in ihrer Einleitung, Steigerung und allem Zubehör ist wirklich eine innere britische Frage, deren Ziel auf fernere Zeiten gerichtet ist und mit der augenblicklichen äußern Lage nicht im geringsten zusammenhängt. Es handelt sich um den Versuch einer neuen Orientierung des englischen Volks über die Weltlage, der von den politischen Führern mit weitsichtigem Scharfblick unter berechneter Rücksichtnahme auf die Eigenart und selbst auf die Vorurteile der Bevölkerung eingeleitet wurde und fortgesetzt wird, und für den alle ungefählichen Mittel, bis zur Suggestion, zur Anwendung kommen. Deutschland hat in den beiden letzten Jahrzehnten eine Entwicklung ähnlicher Art hinter sich. Aus den Zeiten Kaiser Wilhelms des Ersten und seines großen Kanzlers hatte sich die Überlieferung eingebürgert, daß Deutschland das mächtigste Reich der Welt und allen politischen Gefahren gewachsen sei. Das war auch ganz richtig, solange es allein als Festlandsmacht in Betracht kam, wie es in jenen Zeiten der Fall war. Die Voraussetzung auf die Möglichkeit einer Weltmachtspolitik fehlte trotz der zögernden Anfänge mit kolonialen Erwerbungen noch oben und unten, die Flotte wurde nur zur Unterstützung der Landmacht als Küstenverteidigung gedacht und in diesem Sinne gebaut. Was von deutschen Kriegsschiffen aus jener Zeit übrig ist oder nach denselben Grundsätzen noch später gebaut wurde, ist darum für die heutigen Zwecke und Ziele der Reichspolitik so gut wie wertlos geworden. Denn inzwischen hat sich Deutschland aus sich selbst heraus zu einer der ersten Handels- und Verkehrsmächte mit ansehnlichem Kolonialbesitz herausgebildet. In der für den Schutz dieser neuen Interessen notwendigen Machtentwicklung war es aber zurückgeblieben, und wenn wir auch nach Bismarcks Ausspruch unsre Kolonien vor den Toren von Metz verteidigen konnten, so war das nur richtig für den einzigen damals in Betracht kommenden wirklichen Gegner, galt aber bald nicht mehr für unsern größer gewordenen Kolonialbesitz und schon gar nicht mehr für unsre über Erwarten angewachsene Handels- und Verkehrsentwicklung. Dazu war nicht bloß eine Küstenverteidigungsflotte, sondern eine unsern Seeinteressen angemessene Hochseeflotte nötig. Es braucht hier nicht wiederholt zu werden, daß es das persönliche Verdienst Kaiser Wilhelms des Zweiten gewesen ist, hierüber Klarheit zu schaffen und durch Einsetzung seiner Person das deutsche Volk dafür zu erziehen. Es

gab da auch allerlei Vorurteile zu überwinden, und der Kampf mit ihnen hat nicht am wenigsten dazu beigetragen, den Monarchen des persönlichen Regiments und anderer Taten zu beschuldigen, die in den Augen aller als Frevel angesehen werden, bei denen gewisse liberale und staatsrechtliche Meinungen, die übrigens bei uns nicht einmal verfassungsrechtliche Geltung haben, höher stehn als das Wohl des Vaterlands. Wir haben noch heute Leute, die selbst den vaterländischen Geist bekämpfen, wenn er nicht unter den von ihnen für allein richtig gehaltenen Formen auftritt. Seit einer Reihe von Jahren ist das Ziel erreicht, und das deutsche Volk hat sich wiederholt in seiner entschiednen Mehrheit dafür ausgesprochen, daß es Flotte und Kolonien ebenso für unbedingte Erfordernisse des Reichs ansieht wie die Armee, und daß es alle, die daran rühren, mit der größten Entschiedenheit aus der Volksvertretung hinwegfegen wird. In England liegt die Sache zurzeit noch anders, dort müssen noch Vorurteile und Irrtümer überwunden werden, die der neuen politischen Orientierung im Wege stehn.

Run zeigt aber der Unterschied der Methode, mit der man dort vorgeht, daß dieses Land viel besser geschulte politische Führer hat als wir. Während bei uns die politische Führerschaft und die in ihrem Sinne arbeitende Presse das Vorgehn des Kaisers nur von ihrem doktrinären Standpunkte aus betrachtete und sein persönliches Hervortreten als nicht mit ihren Ansichten vom Verfassungsleben übereinstimmend behandelte und verurteilte, gehn in England der Monarch und die politischen Führer von vornherein in Übereinstimmung vor, sodaß der König gar nicht nötig hat, persönlich hervorzutreten. König Eduard hat zwar gleich nach seinem Regierungsantritt den Nachteil der bis dahin geübten Selbstisolierungspolitik erkannt und darum seine Liebenswürdigkeit auf die Eisenbahn gesetzt, um persönlich seinem Lande die diesem als erster Seemacht gebührende Achtungsstellung von neuem zu erwerben, gerade so wie es Kaiser Wilhelm in den Jahren vorher für Deutschland als erste Landmacht bewerkstelligt hatte. Da dieser Schritt des englischen Königs mit einer zeitweiligen Verstimmung zwischen den Höfen von Berlin und London zusammenfiel, so suchten ihn deutschfeindliche Blätter als beabsichtigte Feindseligkeit gegen Deutschland auszulegen, und die deutsche Presse, die leider noch immer mangels eigener Orientierung die auswärtige Politik nach ausländischen Quellen beurteilt, ließ sich dadurch betören. Auf dieser Unterlage hat sich die Fabel von der sogenannten Einkreisungspolitik aufgebaut. Heute müssen auch die darüber lachen, die früher ernsthaft daran geglaubt hatten, seitdem sich bei der diplomatischen Behandlung der bosnischen Angelegenheit herausgestellt hat, daß alle Entente-politik gegen das deutsch-österreichische Bündnis nicht das geringste auszurichten imstande ist. Bei etwas mehr Verständnis für Machtverhältnisse hätte die deutsche Presse auch von selbst wissen können, daß eine Einkreisungspolitik gegen Deutschland und seine Verbündeten gar nicht möglich ist. Ob freilich die schwächliche Haltung unsrer sogenannten öffentlichen Meinung, hinter der aber auch in

diesem Falle das deutsche Volk nicht stand, im Auslande nicht die Lust geweckt hat, ob man nicht einmal einen Einschüchterungsversuch bei den Leitern der deutschen Politik riskieren könne, mag hier dahingestellt bleiben. Die persönliche politische Regsamkeit König Eduards bezweckte bloß, die durch die unverständige Abschließungspolitik verlorengegangenen und durch den Burenkrieg und das merkwürdige Bündnis mit Japan wahrhaftig nicht gesteigerten Sympathien Europas für das britische Volk wieder zu beleben und dieses dadurch in seinem Rationalgefühl zu kräftigen, denn dessen Stärke ist in der Gegenwart nötiger als je.

Im Willen zum Leben liegt der Völker Wurzel und Zukunft. In aller Völker Leben zeigt sich auch ein fortwährender Wechsel der Daseinsziele. England steht an einem Wendepunkt seiner Geschichte. Seine Stellung in Asien ist durch die japanischen Siege viel mehr erschüttert worden, als es durch die Ausbreitungsbestrebungen Rußlands je der Fall war, denn der Aufruhrgeist in Indien und anderswo ist hauptsächlich durch die gewaltigen Erfolge jenes asiatischen Volks erzeugt worden, dem England durch seine Bundesgenossenschaft freie Bahn geschaffen und den Rücken gedeckt hat. Was im besondern Indien betrifft, so stellt sich je länger je deutlicher heraus, daß es die Furcht vor Rußland war, die die britische Herrschaft als das kleinere Übel erscheinen ließ. Seit diese Furcht geschwunden ist, zeigt sich die indische Unbotmäßigkeit allorten. Gewisse Mißgriffe der britischen Verwaltung, auf die man mehrfach hinweist, sind mehr der Anlaß als die Ursache der Unruhe. Die den Indiern längst bekannt gewordene Bestimmung des englisch-japanischen Bündnisses, die Japan zur militärischen Mithilfe für den Fall eines indischen Aufstands verpflichtet, hat bei ihnen die schon während des Burenkriegs leise aufgegedämmerte Ansicht, daß Englands Wehrmacht viel schwächer ist, als bisher geglaubt wurde, zur völligen Überzeugung gemacht. Den Indiern wäre ein Einmarsch der Japaner gar nicht so unangenehm, denn deren asiatisches Wesen liegt ihnen viel näher als das europäisch-britische. Mit ihnen würde sich leicht ein Einvernehmen herstellen lassen; dann wäre es freilich um die Herrschaft der Engländer in Indien geschehen, denn sie würden den gelben Verbündeten dort nicht leicht wieder los werden. Das wissen die politischen Führer des britischen Volks ganz genau, aber darüber sprechen sie nicht, auch die stets patriotisch empfindende Presse tut es nicht, denn sie weiß, das wäre nicht klug. Bei uns würde sich dagegen in einem ähnlichen Falle ein furchtbares Hallo erheben. Man weiß ferner in England, daß die Entschlußfähigkeit und Tatkraft der Indier nicht groß ist, es ist also für heute und morgen noch nichts zu befürchten, auch ist Japan auf Jahre hinaus noch mit sich und seinen neuen Erwerbungen vollauf beschäftigt, es kann zurzeit gar nicht an neue Abenteuer denken und würde es sogar mit Mißbehagen empfinden, wenn es jetzt von andrer Seite in solche verwickelt würde. England hat also noch eine Reihe von Jahren Zeit, seine Streitkräfte auf eine Höhe zu bringen, die die Anwendung des erwähnten

Bündnisparagraphen überflüssig machen würde; und es richtet sich darauf ein, aber unter einem andern Vorwande, denn von dem wahren spricht ein kluger Politiker nicht.

Das ist jedoch nur die eine Seite der Umwandlung der Weltlage. Bis vor wenigen Jahren war die englische Herrschaft über die Weltmeere unbestritten, sie galt selbst während des argen Verfalls der englischen Flotte unter Gladstones langjähriger Regierung, bis er selbst Ende 1893 durch die aller Welt offenbaren Mißstände genötigt wurde, zu einer großen Reform zu schreiten, die von seinen Nachfolgern energisch fortgesetzt wurde und die britischen Seestreitkräfte auf ihre anerkannte Vorzüglichkeit gehoben hat. Die bis heute über ihre angebliche Untauglichkeit hier und da noch geglaubten Überlieferungen stammen sämtlich aus jener Gladstoneschen Zeit und sind in der Gegenwart nicht mehr richtig. Die englische Flotte würde noch heute imstande sein, die Seeherrschaft Albions aufrecht zu erhalten, wenn sich nicht inzwischen die gesamte Weltlage geändert hätte. Wenn England, statt eigensüchtige Interessen zu verfolgen, europäische Politik getrieben hätte, wären ihm die heutigen Schwierigkeiten mit ihren ungeheuern Geldkosten erspart geblieben. Die Vereinigten Staaten würden sich gehütet haben, unter Mac Kinley die alten Gelüste auf Kuba zu befriedigen, wenn ihnen ein allgemeines Veto der europäischen Mächte entgegengestellt worden wäre. Sie hätten sich dann auch nicht in zunächst ungewollter Weise im Großen Ozean festsetzen können, und selbst die vielberufne Monroe-doktrin würde ein viel harmloseres Gesicht zeigen als heute. Selbstverständlich wäre auch die große Demonstrationsfahrt im vorigen Jahre unterblieben, auf der die Vereinigten Staaten allen in Betracht kommenden pazifischen Küsten eine so gewaltige Flottenmacht vorführten, wie sie England dort niemals gezeigt hat, weil es früher nicht nötig war. Man hatte bisher mit kleinen Geschwadern, hinter denen jedermann die gewaltige britische Flotte wußte, die Seeherrschaft aufrecht erhalten; nach der großen Demonstration der Union geht das nicht mehr an, man muß mächtige Geschwader in Bewegung setzen, wenn man jenen Eindruck ver Wischen will. Die Engländer haben diesen Schlag gegen ihr Ansehen auf den Weltmeeren tief empfunden, aber sie sprechen auch davon nicht. Sie lenken vielmehr, um einen plausibeln Vorwand für ihre vermehrte Seerüstung vor der Welt zu haben, die Aufmerksamkeit auf das ihnen gar nicht gefährliche Deutschland mit seinen bescheidenen Seegelungsbestrebungen hin, das sie selbst nicht angreifen wollen, und von dem sie auch gar keinen Angriff zu befürchten haben. Die Lächerlichkeit einer solchen Befürchtung liegt so offenbar zutage, daß ein ganz andrer Beweggrund dahinter verborgen sein muß. Auch das vieldeutige Gerede vom Zweimächtestandard kann sich gar nicht auf die europäischen Gewässer beziehen, denn das Ausscheiden der russischen Flotte und der auf Jahrzehnte hinaus nicht zu behebende Verfall der französischen Marine haben die Lage zum Vorteil Englands in einer Weise verschoben, daß die aufstrebende deutsche Flotte, mit jener doppelten Verminderung gemessen, gar nicht das

Machtverhältnis von früher wiederherzustellen vermag und darum auch nicht im Ernst als Grund für die überaus beschleunigten und vermehrten britischen Flottenbauten angeführt werden kann.

Dann kamen noch die Lehren des russisch-japanischen Kriegs, der England eine politische und eine militärische Überraschung brachte. Die Schwächung Rußlands hatte man gewünscht und eine japanische vorausgesehen. Beides ist eingetroffen, aber Japan ist in der Hauptsache nur dadurch geschwächt worden, weil es ihm nicht gelang, eine bare Kriegsentschädigung zu erkämpfen. Trotzdem hat es sich mit einem Schlage zur ersten Macht in Asien emporgeschwungen, und die Erwartung Englands, daß es nach einer tüchtigen Schwächung der beiden Kämpfer mit seinen heutigen Kräfteverhältnissen von selbst als eigentlich führende Macht übrig bleiben würde, hat sich nicht erfüllt. Napoleon der Dritte hat durch Sadoma eine ähnliche Enttäuschung erlebt wie die Engländer durch die entscheidende Seeschlacht von Tsushima. Diese brachte außerdem zwei Lehren: erstens, daß unter den heutigen Verhältnissen nur die großen Panzerschiffe mit weittragenden Geschützen die Entscheidung bringen, und zum zweiten, daß für den Erfolg eine in taktischen Übungen und großen Manövern sorgsam ausgebildete Flotte die einzige Bedingung ist. Die Japaner hatten zu Lande die deutsche Gefechtsweise angenommen und sie auch mit den sich erst im Kriege selbst herausbildenden praktischen Abänderungen beibehalten. Aber auch zur See hatten sie die Formierung und Fechtweise der deutschen Flotte adoptiert, was nur nach unausgesetzter Übung vom großen bis ins kleine durchzuführen war. Danach läßt sich die Seegelung nicht mehr wie bisher durch öftere Vorführung größerer oder kleinerer Geschwader, sondern nur durch eine aus den mächtigsten Fahrzeugen mit gewaltigen Geschützen bestehende und im höchsten Maße durchgebildete und manövrierfähige Flotte erhalten. Wenn man unter diesem Gesichtspunkte die neuern englischen Flottenmaßnahmen betrachtet, werden sie erst recht verständlich. England begann sofort mit dem eiligen Bau größter Linienschiffe und Panzerkreuzer und leitete eine ganz neue Art der Ausbildung der Flotte für den großen Seekampf ein, wozu die Zusammenziehung der bisher zerstreuten Geschwader die Voraussetzung war, wofür aber nur die heimischen Häfen die erforderlichen Stützpunkte bieten konnten. Darum wurde fast die gesamte Flotte bei den britischen Inseln konzentriert und die deutsche Gefahr, die nicht besteht, nur vorgeführt. Auch die neuen Flottenstützpunkte und die Erweiterung andrer an der Nordseeküste dienen nur dem erwähnten Zwecke und haben in erster Linie mit der Abwehr deutscher Angriffe nichts zu tun, obgleich sie in zweiter Linie gegen solche sehr nützlich sein würden. Die englische Politik ist nie so naiv gewesen, ihre wirklichen Triebfedern offen darzulegen, und sie findet dabei in der Presse ihres Landes stets verständnisvolle Unterstützung.

Aber sie hat doch auch einige Mißgriffe begangen, deren Folgen ihr recht empfindlich geworden sind. Der erste war die überlaute Ankündigung, nachdem sich kaum die Urteile über die japanischen Siege zur See geklärt hatten, England

werde nun mit dem Bau von Dreadnoughts vorgehn, deren Größe, Vorzüglichkeit und Schnelligkeit der Herstellung keine andre Macht überbieten könne. Hätte man das im stillen getan, so wäre der gewollte Erfolg kaum ausgeblieben, vielleicht hätte sich kein einziger Staat besonders beeilt, das britische Beispiel nachzuahmen. Durch den nicht sehr geschickten Versuch, zu verblüffen und andre abzuschrecken, wurde gerade das Gegenteil bewirkt, und die andern Seemächte sahen sich veranlaßt, nun auch nicht im Bau größter Panzerschiffe zurückzubleiben. Seit jener unklugen Ankündigung haben nicht weniger als elf Seemächte begonnen, Dreadnoughts selbst zu bauen oder für sich bauen zu lassen, und England hat noch außerdem den Verdruß, in seinem ersten überstürzt hergestellten Renommierschiff ein Fahrzeug zu besitzen, das vor lauter Reparaturen eigentlich noch gar nicht zum ernststen Dienst gekommen ist. Auch Roosevelt sah sich veranlaßt, der Welt zu zeigen, daß die Union recht stattliche Fahrzeuge habe, die sich sehn lassen können. Der zweite Mißgriff war, daß England auf der Haager Friedenskonferenz die sogenannte Abrüstung, das heißt die Beschränkung zukünftiger Rüstungen durchsetzen wollte. Die dahinter verborgne Absicht lag zu klar zutage, als daß sie nicht sofort durchschaut worden wäre. Selbstverständlich konnten von einer Abrüstung die schon eingeleiteten Flottenbaupläne nicht, sondern nur zukünftige betroffen werden. Deutschland hätte, wie die andern Mächte auch, sein Flottenprogramm ruhig ausführen können, England hätte auch nur das gleiche getan, aber auf seinem Flottenplan standen schon die Dreadnoughts. Nach einer Reihe von Jahren hätte also England sein Geschwader von Riesenschiffen gehabt, die andern aber nicht, und sein Vorsprung war gesichert. Trotz geschickter Verbrämung mit allerlei wohlklingenden volkswirtschaftlichen und humanen Motiven ließ sich der eigentliche Beweggrund nicht verbergen, namentlich französische Stimmen äußerten sich sehr drastisch darüber, und schließlich waren die Politiker aller Großstaaten herzlich froh, daß Deutschland der Rake die Schelle anhing und durch seine kühl ablehnende Haltung das britische Versuchsschiff auf den Strand laufen ließ. Die beiden Versuche, andern den Bau großer Entscheidungsschiffe zu verleiden, hatten keinen Erfolg gehabt.

So steht das britische Reich vor der großen Aufgabe, die infolge der geänderten Lage der Weltpolitik und politischer Fehler notwendig gewordne Steigerung seiner Streitmacht zu Wasser und zu Lande aus eignen Kräften durchzuführen. Man hat wohl begonnen, mit Hilfe wirtschaftlicher und politischer Gründe die größern Kolonien, in denen die Furcht vor der gelben Gefahr sehr lebendig ist, zur Mitwirkung heranzuziehen, bisher aber ohne sichern Erfolg; in jedem Falle muß das Mutterland die Hauptlast auf sich nehmen. Mit Ausnahme des in allgemeinen Friedensideen befangnen, aber schon ziemlich einflußlos gewordenen Teils der Liberalen will man das auch. Für den Fall eines immerhin möglichen großen Aufstands in Indien bedarf man einer bedeutenden Verstärkung des Landheeres, das dafür nicht ausreichen würde, wie

der Burenkrieg, der gegen einen viel schwächeren Gegner geführt wurde, schon ergeben hat, obgleich das Heimatland ohne jeden militärischen Schutz gelassen werden mußte. Auf die Unterstützung der japanischen Verbündeten, deren zweischneidige Natur man durchschaut hat, wird man nur im äußersten Notfalle zurückgreifen wollen. Auch die erweiterte Flotte erfordert einen bedeutend zahlreicheren Mannschaftsstand. Dreadnoughts kann man wohl für Geld bauen, aber sie müssen auch ausreichend bemannt werden. Die Besatzungen der englischen Kriegsdampfer sind ohnehin seit langen Jahren schon viel schwächer als die der gleichwertigen Schiffe der meisten andern Seemächte. Man hat sich nun seit einiger Zeit damit beholfen, durch Ausscheidung veralteter, aber noch keineswegs sehr alter Fahrzeuge Mannschaften für die Verstärkung der Besatzungen der immer größer gewordenen Kriegsschiffe zu gewinnen, aber für die neueste Steigerung der Größen- und Besatzungsverhältnisse kommt man auch damit nicht mehr aus. Dabei hatte man noch in Kauf nehmen müssen, daß durch die Zurückziehung zahlreicher kleinerer Schiffe von überseeischen Stationen dort der Eindruck hervorgerufen worden ist, daß die britische Seemacht zurückgehe, was nach dem plötzlichen Emporkommen der japanischen Flotte und der nordamerikanischen Demonstrationsfahrt keineswegs unbedenklich, für den britischen Seemachtstolz aber geradezu unerträglich ist.

Um alle diese Unannehmlichkeiten loszuwerden und künftigen Schwierigkeiten aus eigener Kraft gewachsen zu sein, bedarf die britische Wehrmacht zu Wasser wie zu Lande eines sehr starken Zuwachses an Mannschaften, den das ohnehin sehr teure Werbesystem trotz aller neuern Anreizmittel in keinem Falle mehr zu schaffen vermag. Die politischen Führer, soweit sie imperialistisch sind, das heißt die englische Weltmacht erhalten wollen, sind sich vollkommen klar darüber, daß nur die allgemeine Wehrpflicht diesen Zuwachs bringen kann, aber sie sagen es beileibe nicht alle und am wenigsten laut, sondern sie gehn mit verteilten Rollen vor, denn es gilt, mit kluger Taktik ein weit verbreitetes Vorurteil zu überwinden. Wie tief die Abneigung gegen die allgemeine Wehrpflicht in England geht, konnte man wieder aus den kürzlich (Grenzboten 1909, III, S. 163) veröffentlichten Äußerungen George Giffings ersehen. In den Ländern mit allgemeiner Wehrpflicht wird man sie neben den übrigen durchaus gefunden und vernünftigen Ansichten des Verfassers ziemlich unbegreiflich finden. Doch hat man vor fünfzig Jahren in Deutschland außerhalb Preußens genau denselben Standpunkt eingenommen. Auch England wird die Vorurteile überwinden lernen. Falsch ist dagegen die in vielen deutschen Kreisen geteilte Ansicht, daß der besser situierte Brite zu schlaff und bequem sei, um selbst den Tornister auf den Rücken zu nehmen. Die britische Abneigung gegen die allgemeine Wehrpflicht gründet sich vielmehr auf die geringe Achtung, die infolge des Söldnersystems der Militärstand selbst mit Einschluß der Offiziere genießt; das war aber früher in Deutschland auch nicht anders. Ferner darauf, daß der

Engländer jeden Zwang haßt, dessen logische Notwendigkeit er nicht erkennt. Wer dagegen beobachtet, wie willig er sich den sehr strengen Spielregeln unterwirft, gegen die der Deutsche bei der Nachahmung englischer Sportvergnügen gern vernünftigt und diplomatisiert, dem wird einleuchten, daß sich der Engländer auch der militärischen Zucht unterordnen wird, sobald ihn die Umstände von ihrer Notwendigkeit überzeugt haben. Hierbei ist auch die Fähsamkeit der Briten gegenüber der Polizei zu beachten, während in Deutschland Rechtshaberei und Widerstand die Regel bilden. Die doppelte Aufgabe, das englische Volk zur höhern Achtung vor dem Militär und zur Erkenntnis der Notwendigkeit militärischer Disziplin zu erziehen, wird seit Jahren in immer lebhafterer Weise betrieben. Die Mittel dafür sind sehr geschickt gewählt; es gehören dazu die eifrige Förderung der Jugendwehren (in Deutschland spielen die Anaben von selbst Soldaten), die häufigere Veranstaltung von Paraden und andern militärischen Schauspielen, die Ausscheidung der Vereinsmeierei aus den Freiwilligenformationen und ihre Heranbildung zu einer militärisch brauchbaren Miliztruppe usw. Es sind auf allen diesen Gebieten binnen kurzer Zeit schon beachtenswerte Fortschritte gemacht worden, und König Eduard setzt seinen persönlichen Einfluß dafür bei jeder Gelegenheit ein.

Mit besondrer Klugheit hat man dabei zunächst die Förderung der in England immer volkstümlichen Flotte in den Vordergrund geschoben und schon erreicht, daß der für Abrüstung und den Weltfrieden schwärmende Teil der die Regierung beeinflussenden liberalen Partei verstummt ist und sogar schon für die neuen Dreadnoughts stimmt. Aber das ist gar nicht die Hauptsache, das Schwergewicht muß auf die Schaffung einer ausreichenden Landmacht gelegt werden. Die Verbündeten und Freunde Englands haben wiederholt mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß ohne diese die britische Freundschaft wenig Wert hat. Mit Einmütigkeit wendet sich zwar die englische Presse stets gegen dieses Ansinnen, aber den politischen Führern ist es gar nicht so unangenehm, wenn von französischen Blättern behauptet wird, England müsse seine ganze bisherige Weltmachtpolitik aufgeben, wenn es nicht in der Lage sei, achtzehn Divisionen an der Maas aufmarschieren zu lassen. Derartige Anregungen halten die Sache im Flusse, und der deutliche Hinweis auf Deutschland ist den Wehrpflichtfreunden lieber als die Anrührung der indischen Frage, denn die Möglichkeit eines Feldzugs in Indien ist ein Hauptgrund der Abneigung gegen den allgemeinen Wehrdienst. Aber der phantastische Gedanke eines deutschen Überfalls wird mit Eifer genährt; um sein Haus, seine Burg vor barbarischen Feinden zu schützen, nähme der Briten auch die allgemeine Wehrpflicht auf sich. Das im vorigen Jahre mit ungeheuerem Erfolg auf allen englischen Bühnen gegebene Sensationsstück *An Englishman's Home* mag uns albern, unkünstlerisch erscheinen, aber es ist ausgezeichnet für die Wirkung auf den Durchschnittsengländer berechnet und dient ebenso dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht wie die Reden

des populärsten Kriegsmannes, General Roberts. Er bringt seine Anträge dafür im Oberhause ein und findet dort immer geringern Widerstand, im Unterhause hat man bisher klüglich jede Anregung unterlassen, denn sie könnte unter den heutigen Verhältnissen und vielleicht noch auf Jahre hinaus dort zu einem ablehnenden Beschluß führen, dessen Präjudiz man vermeiden will. Aber die Sache ist im Gange und macht rüstige Fortschritte. Als Haupttriebmittel dient die Abneigung gegen Deutschland, die man nicht einschlafen läßt, wenn man auch vom Ministertisch aus allen Ausschreitungen stets die Spitze abknipft. Sie ist Mittel zum Zweck, denn sie ist populär und wirksam, während die eigentlich entscheidenden überseeischen Angelegenheiten keine rechte volkstümliche Wirkung haben und der Erreichung des großen politischen Zieles nur hinderlich sind. Bevor es erreicht ist, werden darum auch alle Reisen, Reden u. dgl., die die angebliche Spannung zwischen Deutschland und England beseitigen sollen, ohne Wirkung bleiben.

-7-



Die Teutoburger Schlacht

Don Otto Kaemmel



on den großen Ereignissen vor fünfzig, hundert, hundertfünfzig, fünfhundert oder gar neunzehnhundert Jahren, auf die wir in diesem merkwürdigen Jubiläumsjahre 1909 zurücksehen, ist das älteste, die Teutoburger Schlacht im September des Jahres 9 n. Chr. (nicht im August), das weitaus wichtigste. Denn sie entschied die Fortexistenz eines selbständigen germanischen Volkes und damit über die Zukunft Europas. Freilich, die uns über sie erhaltenen historischen Berichte sind unvollständig und ungenügend. Der Verfasser des ausführlichsten und anschaulichsten, der Grieche Cassius Dio, lebte erst etwa zweihundert Jahre nach dem Ereignis, im Anfange des dritten Jahrhunderts, war also völlig abhängig von ältern Quellen. Auch Tacitus schrieb mehr als ein Jahrhundert nach der Schlacht und gibt keine eigentliche Beschreibung von ihr. Das Werk des ältern Plinius über die Germanenkriege aber, denen er zeitlich näher stand als jene beiden Historiker (gestorben 79), ist uns verloren. Als mitempfindender Zeitgenosse schrieb nur Vellejus Paterculus (unter Tiberius), aber er bietet mehr eine höchst interessante und packende Charakteristik der Lage und der maßgebenden Persönlichkeiten, allerdings aus lebendiger Kenntnis heraus, als eine zusammenhängende Darstellung der Vorgänge.

So erklärt es sich, daß nicht einmal über den Schauplatz des Ereignisses eine wirkliche Klarheit und Sicherheit besteht. Nur so viel steht fest, daß es

sich in dem Dreieck zwischen Minden, Osnabrück und Paderborn abgespielt hat. Aber über das Nähere stehen einander drei Ansichten gegenüber. Denn der Name des Teutoburger Waldes (*Teutoburgiensis saltus* nur bei Tacitus) ist erst im achtzehnten Jahrhundert auf den Osnig übertragen worden, beruht nicht auf alter Überlieferung, beweist also nichts. Trotzdem suchen die ältern Ansichten das Schlachtfeld eben an diesem Gebirgszuge, bald nördlicher, bald südlicher, Th. Mommsen dagegen, gestützt auf allerdings sehr auffällige Münzfunde in der Nähe von Barenau an der Nordseite des Wiehengebirges, die er für den Nachlaß eines hier vernichteten römischen Heeres erklärt, eben in dieser Gegend. Dagegen hat sich neuerdings Hans Delbrück wieder für die Umgebung der Grotenburg, in der das Arminidentmal Wandels seit 1875 steht, ausgesprochen; sie, die uralte „Zufluchtsburg“ eines umwohnenden Germanenstammes, wohl der Cherusker, identifiziert er mit der „Teutoburg“, das ist Volksburg, und die letzte Katastrophe vollzieht sich nach ihm in und an der Waldschlucht zu ihren Füßen, die hier den Gebirgszug durchseht, der Dörenschlucht; er glaubt sogar zwischen dem Osnig und der Weser die einzelnen Terrainabschnitte, die Cassius Dio angibt, noch heute nachweisen zu können. In der Tat hat diese Auffassung innerlich sehr viel für sich. Wenn Varus von seinem Sommerlager an der Weser etwa bei Rehme südlich von Minden aus aufbrach, um einen nicht genannten aufständischen Stamm zu züchtigen, so brauchte er diese Richtung nicht von Anfang an einzuschlagen; sobald er aber erkannte — und das muß sehr bald nach dem Ausmarsche geschehen sein —, daß er in eine Falle gegangen sei, dann mußte er den Versuch machen, auf dem kürzesten Wege nach dem nächsten römischen Etappenort durchzubrechen, das heißt nach dem Kastell Aliso an den Lippequellen (Elfen bei Paderborn), wohin sich ja auch die römischen Flüchtlinge aus der Niederlage durchgeschlagen haben, und bis wohin die Verbindung mit dem Rheine, nach dem großen Standlager *Castra vetera* (auf dem Vorstenberge bei Xanten) offen war. Bis Aliso gab es natürlich noch keine römische Militärstraße, aber die Gegend war ebenso wenig pfadlos, sondern von alten getretenen und vielbetretenen Wegen durchzogen, die für den Marsch einer großen Armee (höchstens 20000 Mann) mit starkem Troß freilich erst gangbar gemacht werden mußten, also nur eine langsame Bewegung gestatteten. Mehr als zwanzig Kilometer täglich ist die römische Kolonne, die doch wenigstens fünf Stunden Länge hatte, ganz gewiß nicht vorgerückt. Ob jemals über das Schlachtfeld widerspruchsfolle Klarheit geschaffen werden kann, hängt von zufälligen Funden, namentlich von Münz- und Gräberfunden ab, denn von den beiden römischen Lagern der drei Schlachttage, die doch nur Feldbefestigungen waren, kann nach beinahe zwei Jahrtausenden kaum mehr etwas übrig sein, und die Waffen waren für die Germanen die begehrtesten Beutestücke, die sie wenn möglich mit fort-schleppten.

Wie dem aber auch sei, über das Ergebnis der Schlacht kann kein Zweifel sein. Das hat schon Tacitus, so schwer es ihm geworden sein mag, unumwunden ausgesprochen, wenn er in seinem berühmten Nachruf auf Armin ihn *haud dubio liberator Germaniae*, den Befreier Germaniens nennt. Versetzen wir uns in den großen historischen Zusammenhang. Als Erbe Cäsars hatte Augustus zunächst den Rhein, die Donau und den Euphrat als Grenzen des Weltreichs festgehalten oder festgestellt, denn er war grundsätzlich nichts weniger als ein Eroberer. Gegenüber den Germanen ging er darüber hinaus, aber nur, weil am Rheine ihre fortwährenden Einfälle, an der Donau die große Machtbildung des Markomannenreichs in Böhmen und Mähren ihn dazu zwangen; er führte angriffsweise auch hier nur eine Grenzverteidigung, etwa wie die Engländer an der Nordwestgrenze Indiens, und er führte sie nach einer wahrhaft großartigen strategisch-politischen Konzeption. Es galt vom Rheine und der Nordseeküste her die untere Elbe als Grenze zu gewinnen, von der Donau her das Herzland Mitteleuropas, Böhmen, zu unterwerfen. Dann wäre das freie Germanien auf das Flachland im Osten der Elbe, sein ältestes Gebiet, beschränkt gewesen. Und das alles sollte geleistet werden mit den Mitteln einer nur mangelhaften Raumbeherrschung, in einem wilden, wenig bekannten, von Sümpfen und Urwäldern bedeckten, nur strichweise dünn besiedelten Lande, durch das nur wenige Handelswege führten, dessen Anbau sich auf wilde Feldgraswirtschaft beschränkte, römischen Armeen von mehreren Zehntausenden den Unterhalt nicht gewährte, sie also zwang, ihre Verpflegung auf Nachschübe aus ihren Magazinen mit endlosen Etappenlinien zu stützen. Es war eine Kriegsführung, die man sich bei allen Unterschieden etwa nach unsern jüngsten Erfahrungen in Südafrika vergegenwärtigen mag, doch ohne die moderne Verkehrstechnik. Und doch wurde das Ziel zur Hälfte erreicht. Seit 12 v. Chr. unterwarfen die beiden Stiefbrüder Drusus und Tiberius, einander im Kommando ablösend, wirklich in einer Reihe von Feldzügen das nordwestliche Deutschland bis zur Elbe.

Es handelte sich dabei nicht nur um die Herstellung einer losen Oberherrschaft; die Provinzialisierung dieses weiten Gebiets vielmehr wurde geplant und auch in Angriff genommen. Nur dann hatte die Errichtung einer „Provinz Germanien“ einen Sinn, wenn sich dieser Name ursprünglich nicht nur, wie später, auf den verhältnismäßig schmalen Landstreifen am linken Rheinufer, sondern auf das ganze Land zwischen Rhein und Elbe bezog; nur dann versteht man auch die Begründung eines Augustusaltars, der *ara Ubiorum* im spätern Köln (nach dem Beispiele des Heiligtums in Lyon, des sakralen Mittelpunkts der gallischen Provinzen), zu dessen Priesterschaft auch rechtsrheinische Germanen, wie Segests Sohn Sigismund, herangezogen wurden, und ganz wie das eines römischen Statthalters in befriedeter Provinz war das Verfahren des Varus, besonders in der Rechtspfegung, das so große Erbitterung unter

den Germanen hervorrief. Edle Jünglinge, wie Arminius und sein Bruder Flavius, traten in römische Dienste, erhielten, wie Armin, das Bürgerrecht und die Ritterwürde und einen römischen Namen, denn Arminius hat bekanntlich mit dem deutschen Namen Hermann, der früher Herimann lautete und im damaligen Germanisch Chariomannus heißen würde, gar nichts zu tun. Überall gab es auch eine römische Partei, die wahrscheinlich ganz ehrlich die römische Herrschaft für nützlich hielt. Nur eins unterblieb, die Errichtung römischer Standlager im Osten des Rheins. Die Militärgrenze blieb der Rhein, nur einzelne feste Plätze wie Aliso wurden ins Innere vorgeschoben, und nur einmal hat Tiberius mit seinen Legionen im Innern Winterquartiere genommen, sonst blieb es bei Sommerlagern. Denn standen die Legionen weiter vom Rheine entfernt, etwa an der Weser oder gar an der Elbe, dann waren sie schwerlich imstande, noch Gallien genügend zu überwachen; eine Vermehrung der Legionen aber vermied Augustus aus innerpolitischen Gründen, weil er die hohen Kosten scheute, und er die römische Bürgerschaft, aus der allein sich die Legionen ergänzten, da sie die herrschende Stellung im Reiche gegenüber den Provinzialen behaupten sollte, nicht mehr als unbedingt nötig in Anspruch nehmen wollte. Diese Unterlassungssünde, wenn es eine war, hat den Römern wahrscheinlich Germanien gekostet, denn hätten sie Standlager an der Weser oder an der Elbe gehabt, so wäre eine erfolgreiche Empörung kaum möglich gewesen.

Jedenfalls aber glaubten sie ihrer Herrschaft so sicher zu sein, daß sie im Jahre 6 n. Chr. den entscheidenden Stoß gegen die südliche Machtbildung der Germanen, gegen das Markomannenreich Marobods, unternahmen. Von Westen und Süden, vom Rhein und der Donau, von Mainz und Carnuntum (bei Petronell) her drangen ihre Kolonnen gegen Böhmen vor, und schon standen sie einander so nahe, daß jede der beiden Heeresabteilungen nur noch fünf Tagesmärsche brauchte, um sich mit der andern zur Entscheidungsschlacht zu vereinigen, da rief die Kunde vom Aufstande der Pannonier (zwischen Drau und Save) den Tiberius zurück. Nach drei schweren Jahren hatte er ihn bezwungen, doch in den Jubel darüber schmetterte in Rom im September 9 die Schreckensnachricht von der Teutoburger Schlacht, vom Untergange des Varus und seiner drei Legionen.

Diese erste große Tat der Germanen war zugleich die Tat des ersten großen Germanen, des ersten zugleich, der uns menschlich verständlich und sympathisch ist durch sein Wesen und sein tragisches Geschick, wie sie uns selbst aus den Schilderungen der Römer entgegenleuchten, die doch in ihm ihren Todfeind und einen Verräter sehen mußten, denn verraten und getäuscht hat er sie. Wie er, im Widerspruch mit seiner eignen Vergangenheit und einem Teile seiner Landsleute, auf den Gedanken der Erhebung gegen die Fremdherrschaft kam, wie es ihm gelang, die nordwestdeutschen Stämme dafür zu gewinnen und den allzu vertrauensfertigen Varus trotz aller Warnungen zu

täuschen und in die Falle zu locken, das alles ist im einzelnen nicht nachzuweisen. Genug, es gelang, und gegen die Römer führte er offenbar nicht etwa Haufen von Freiwilligen, sondern das Aufgebot der verbündeten Stämme in den Hundertschaften ihrer freien Männer, die in diesen engen verwandtschaftlichen und nachbarschaftlichen Verbänden den Legionen furchtbare Gegner waren, zumal auf ihrem heimischen Boden.

Die Schlacht entschied die Vernichtung der römischen Herrschaft über das nordwestdeutsche Binnenland rechts vom Rheine, während die Nordseeküste noch einige Jahrzehnte lang römisch blieb. Im ersten Schrecken fürchtete man in Rom sogar einen Angriff auf den Rhein und Gallien, und vielleicht hat Armin einen solchen auch beabsichtigt. Wenn er den Kopf des Varus an Marbod sandte, so sollte das wohl nicht nur ein Beweis seines Sieges sein, sondern auch eine Aufforderung zum Angriff auf die Donaulinie. Aber Marbod blieb auch jetzt untätig; zu einem Zusammenwirken mit dem Cheruskerbunde kam es jetzt so wenig wie früher. Andererseits machte Augustus keinen Versuch zur Wiedereroberung der verlorenen Provinz Germanien, und sein Nachfolger Tiberius (14 bis 37) ließ zwar 14 bis 16 mehrere große Feldzüge seines Neffen und Adoptivsohnes Germanicus zu; aber als die römische Waffenehre wiederhergestellt schien, ohne daß die Germanen unterworfen worden wären, da berief er ihn ab und stellte die verlustvollen Unternehmungen ein. Zum erstenmal gab Rom eine gewonnene Provinz wieder auf, wich vor den Barbaren zurück; das erst vollendete die welthistorische Wendung. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Weltreich, wenn es seine ungeheuern Machtmittel mit allem Ernste an die Unterwerfung der Germanen hätte setzen wollen, sie durchzuführen vermocht hätte; hat es doch noch hundert Jahre später die kriegerischen Dacier unterworfen. Wenn es den Germanen gegenüber darauf verzichtete, so muß den römischen Staatsmännern der Preis des Kampfes nicht wert erschienen sein, und in der Tat haben sie das für sie Notwendigste, die Ruhe vor germanischen Angriffen, wie Tiberius voraussah, mit andern Mitteln noch auf fast zwei Jahrhunderte erreicht. Mit Marbods Sturze löste sich das Markomannenreich auf, und mit der Ermordung des großen Befreiers Armin durch seine eignen Geschlechtsgenossen auch der Cheruskerbund. Sein Andenken aber lebte noch lange fort im Heldenliebe seines Volkes und vielleicht noch in der Sage vom starken Siegfried, der jung und siegreich wie er vom Speere des grimmen Hagen fällt.





Die Interessen Deutschlands in der Türkei im Vergleich mit denen Frankreichs und Englands

Skizze von Dr. J. Eoytved

2

Anleihen



Über die Beteiligung deutschen Kapitals in türkischen Wertpapieren ist folgendes auszuführen. Vorauszusetzen ist, daß die konsolidierte Schuld der Türkei in folgende vier Kategorien eingeteilt werden kann:

A. Die dem Muharremdekret vom 8./20. Dezember 1881 unterstellten Anleihen, zu deren Tilgung der „Verwaltung der öffentlichen Schuld“ (Dette publique) folgende Einkünfte „verpfändet“ sind:

1. Salzmonopol; 2. Tabakmonopol; 3. Spirituosensteuer; 4. Fischereisteuer (in einigen Bezirken); 5. Seidenzehnt (in einigen Bezirken); 6. Stempelsteuer; 7. Tribut von Bulgarien, der bis zu seiner Festsetzung von den Signatarmächten des Berliner Vertrages durch einen jährlichen Abzug von 100 000 Ltq. vom Tabakzehnten ersetzt ist; 8. Überschuß der Einnahmen von Cypern, die durch Wechsel auf das Zollamt ersetzt sind, solange sie nicht der türkischen Regierung zur Verfügung stehen; 9. Ostrumelische Schuld; 10. Tombakeinnahmen bis zur Höhe von 50 000 Ltq.; 11. Überschuß aus den Zolleinnahmen im Fall einer Revision der Handelsverträge; 12. Überschuß aus der noch einzuführenden allgemeinen Gewerbesteuer; 13. Schuldbanteil Serbiens, Montenegros, Bulgariens und Griechenlands gemäß den Bestimmungen des Berliner Vertrages.*)

Diese Anleihen umfassen:

1. die 1890 konvertierten Prioritätsobligationen,
2. die 1905 konvertiert-unifizierten Anleihen von 1858 bis 1873,
3. die Türkenlose.

B. Anleihen, deren Dienst durch die „Verwaltung der öffentlichen Schuld“ versehen wird:

1. 4prozentige Osmaniye 1890;
2. 5prozentige 1896;

*) Anmerkung zu 9 und 12. Bei der Anerkennung der Unabhängigkeit Bulgariens seitens der Türkei am 19. April 1909 ist die Schuld Bulgariens gegenüber der Türkei auf 125 000 000 Fr. festgesetzt worden.

3. 1903 in 4prozentige konvertierte 5prozentige Fiskereianleihe von 1888;
4. 4prozentige Bagdad 1903;
5. 4prozentige Tebdschifat-i-asferije 1905;
6. 4prozentige 1901 bis 1905.

C. Anleihen, die durch den Tribut von Ägypten oder Cypern garantiert sind:

1. 4prozentige garantiert 1855;
2. 1891 in 4prozentige konvertierte Anleihe „Verteidigung Loan“ von 1877;
3. 1894 in $3\frac{1}{2}$ prozentige konvertierte Anleihen von 1854 (5prozentige) und 1871 ($4\frac{1}{2}$ prozentige).

D. Anleihen, deren Dienst vom ottomanischen Finanzministerium versehen wird:

1. 4prozentige Tombakanleihe 1893;
2. 4prozentige Eisenbahn- oder 40-Millionenanleihe 1894;
3. 1902 in 4prozentige konvertierte 5prozentige Zollanleihe von 1896.

Stand der unter A bis D bezeichneten fünfzehn Anleihen
am 1./14. März 1906

Anleihen	Umlaufendes Kapital	Jährliche Tilgung		
		Zinsen Btg.	Amortisierung Btg.	Zusammen Btg.
A				
1. Konvert.-unifiz. Anleihe . . .	32321 564	1 292 862	164 013	1 456 875
2. Türkenlofe	13 061 900	—	270 000	270 000
3. Priorität, 4prozentige . . .	6 786 164	271 446	159 054	430 500
B				
1. Dömanije, 4prozentige . . .	3 895 100	155 804	94 171	249 975
2. 5prozentige 1896	3 093 420	154 671	25 329	180 000
3. Fiskerei, 4prozentige	2 598 376	103 935	14 865	118 800
4. Bagdad, 4prozentige	2 371 000	94 840	2 280	97 120
5. Tebdschifat, 4prozentige . . .	2 625 000	105 000	13 800	118 800
6. 4prozentige, 1901—1905 . . .	5 306 664	212 266	26 534	238 800
C				
1. 4prozentige, garantiert 1855	4 196 720	167 869	—	167 869
2. Verteidigung Loan, 4prozent.	6 389 812	257 135	51 551	308 686
3. 3 1/2 prozentige, Tribut 1894	8 542 752	300 788	61 386	362 174
D				
1. Tombak, 4prozentige	832 260	33 290	16 710	50 000
2. 4prozentige, 1894	1 666 324	66 653	9 907	76 560
3. Zoll, 4prozentige	8 453 192	338 127	51 871	390 000
15 Anleihen	102 140 248	3 554 686	961 478	4 516 159

Hiervon sind deutsche Anleihen:

	Jährl. Tilgung	
	Ltg.	Ltg.
1. B 3 Fischereianleihe 1903	2598376	118800
2. B 4 Bagdadanleihe 1903	2371000	97120
zusammen:	4969376	215920

Französische Anleihen:

1. B 1 Osmanije 1890	3895100	249975
2. B 2 5prozentige 1896	3093420	180000
3. B 6 4prozentige 1901—1905	5306664	238800
4. C 1 4prozentige garantiert 1855 (zu 50 Prozent französisch)	2098360	83934
5. C 2 (Konv.) Verteidigung Loan 1894 (zu 25 Prozent franz.)	1597453	77171
6. C 3 (Konv.) 3½, prozentige 1894 (zu 25 Prozent französisch)	2135688	90543
7. D 1 Lombardanleihe 1893	832260	50000
8. D 3 (Konvertierte) Zollanleihe 1902	8453192	390000
zusammen:	27412137	1360423

Englische Anleihen:

1. C 1 4prozentige garantierte 1855 (zu 50 Prozent englisch)	2098360	83934
2. C 2 (Konv.) Verteidigung Loan 1884 (zu 75 Prozent englisch)	4792359	231515
3. C 3 (Konv.) 3½, prozentige 1894 (zu 75 Prozent englisch)	6407064	271631
zusammen:	13297783	587080

Dazu kommen die Anteile an der dem Muharrendefret unterstellten öffentlichen Schuld. An dieser war nach der letzten, im Jahre 1898 vorgenommenen Statistik Deutschland mit 12,13 Prozent, Frankreich mit 44,88 Prozent, Belgien mit 17,54 Prozent und England mit 10,89 Prozent beteiligt. Nach neuen Mitteilungen soll der Anteil Deutschlands nur 8 Prozent und der Frankreichs 70 Prozent betragen.

Im Anschluß hieran ist noch anzuführen, daß bei der im Jahre 1884 gegründeten Aktiengesellschaft Société de la régie conitéressée des tabacs de l'Empire Ottoman, die das ausschließliche Recht hat, den in der Türkei erzeugten und für den Inlandbedarf bestimmten Tabak zu kaufen und zu verkaufen, der Anteil an dem 40000000 Franken betragenden Kapital in Deutschland 30 Prozent (12000000), in Frankreich 60 Prozent (24000000) ist.

Bei Zusammenfassung des Vorhergehenden ergibt sich folgendes Bild:

	Deutschland		Frankreich		England	
	Franken		Franken		Franken	
	Kapital	Jahresrente	Kapital	Jahresrente	Kapital	Jahresrente
Kapitalanlagen .	900000000	45000000	2250000000	100000000	750000000	35000000
Handel (Einfuhr nach d. Türkei)	95000000		72000000		184000000	
Ausfuhr . . .	55000000		112000000		131000000	
Handelsbilanz .	+ 40000000		— 40000000		+ 52000000	
Grenzböten III 1909					65	

Ansiedlungsversuche

Die ersten größern deutschen Ansiedlungsversuche in der Türkei gingen von ungefähr fünfzig protestantischen Familien aus, die im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nach Südrußland ausgewandert waren und sich infolge eines Ukases, durch den ihnen die beim Eintritt zugesicherten Vorrechte wieder entzogen werden sollten, veranlaßt sahen, im Jahre 1842 das russische Gebiet zu verlassen und in der Walachei eine neue Heimat zu suchen. Hier schreckte sie die schlechte Behandlung der Regierung ab. Es zogen infolgedessen viele von ihnen in die fruchtbaren Täler Bulgariens, und die noch in der Walachei zurückgebliebenen Deutschen folgten bald nach. Da erließ die türkische Regierung, wahrscheinlich auf Veranlassung Rußlands, das eine Kolonisierung der Türkei durch Deutsche nicht gern sah, einen Befehl, die sämtlichen Ansiedler auf das andre Donauufer zurückzubringen. Diese mußten zum Teil in der Walachei, zum Teil in Rußland, von wo sie geflüchtet waren, Leibeigene Fremder werden. Zu derselben Zeit wanderten mehrere süddeutsche Familien nach Amasia aus und gründeten dort eine blühende Kolonie, die aber nach fünfzigjährigem Bestehn verfallen ist.

Nachdem auch die in Georgien lebenden deutschen Sektierer vergeblich in den vierziger Jahren Palästina zu kolonisieren versucht hatten, begann im Jahre 1868 die bedeutungsvolle Auswanderung der Tempeler aus Württemberg unter Leitung des tatkräftigen Idealisten G. D. Hardegg und des Gelehrten Chr. Hoffmann, Bruder des Hofpredigers und Generalsuperintendenten W. Hoffmann in Berlin. Ihr Zweck war ein religiöser. Sie wollten im Heiligen Lande an der Aufrichtung des Reichs Gottes auf Erden (Tempel), wie solches von den Propheten geweissagt worden ist, arbeiten.

Diese Bewegung des Tempels hat sich im Anfang der vierziger Jahre in Württemberg erhoben, als die Bundestagsverwaltung schwer auf Deutschland lastete, und die nationalen wie sozialen Bestrebungen niedergehalten wurden. Die Unzufriedenheit, die im Volke herrschte, wurde durch die rationalistischen Bestrebungen der Kirche, die sich besonders in Württemberg unter dem Einfluß der kritischen Schule von Tübingen und der Schriften von D. Fr. Strauß geltend gemacht haben, noch gesteigert.

Gegen diese religiösen und sozialen Mißstände ist Chr. Hoffmann, aus der württembergischen Stadt Leonberg, zuerst mit Schrift und Wort, später als Vertreter der Pietisten im Parlament zu Frankfurt aufgetreten. Als er vergebens im politischen Betriebe den Kampfe gegen die Verhältnisse aufgenommen hatte, führten ihn seine Forschungen in der Bibel, in der er die Wege zur Heilung der Zerrüttung Deutschlands zu finden glaubte, zu der Überzeugung, daß „die Heilung der Völkerkrankheit“ in dem Bau eines Tempels, das heißt in der Bildung einer neuen, unabhängig von den bestehenden Kirchen auf christlicher Grundlage organisierten Gesellschaft, ähnlich der ersten Christengemeinde, beruhe.

So sehr nun die durch diese Lehre hervorgerufne Bewegung unter dem württembergischen Pietismus Anklang gefunden hat, so würde sie in der Bildung einer neuen religiösen Gemeinschaft innerhalb Württembergs ihren Abschluß gefunden haben, hätte Hoffmann in Hardegg nicht den energischen Mann gefunden, der notwendig war, die hohen Ideen praktisch zu verwirklichen.

Der erste Versuch zu einer Einleitung der Übersiedlung nach dem Heiligen Lande war die Einreichung eines Bittgesuchs des Ausschusses der Gesinnungsgenossen für die Sammlung des Volkes Gottes beim Bundestag. Vergebens hatten sie sich an diese Vertretung Deutschlands mit der Bitte gewandt, während des Krimkriegs bei der hohen Pforte die Erlaubnis einer Ansiedlung Deutscher in Palästina zu erwirken. In dieser Zeit konnten sie sich nur auf ihren Gott und ihre eigne Kraft verlassen.

So gründeten sie im Anfang der fünfziger Jahre, um der Bewegung des Tempels einen festen Stützpunkt zu geben, eine Ansiedlung auf dem Kirchenthall bei Marbach. Verschiedne Familien kauften sich dort an, um unter der Leitung von G. D. Hardegg und Chr. Hoffmann ihre sozialen Grundsätze in einfacher Lebensweise als Ackerbautreibende und Handwerker zu verwirklichen und die spätere Ansiedlung in Palästina vorzubereiten.

Nachdem die Gemeinde so viel Mittel gesammelt hatte, um Hoffmann und Hardegg zur Erforschung des Heiligen Landes auszusenden, wurde auf Grund der Ergebnisse der Forschungsreisen die Übersiedlung von Jahr zu Jahr erfolgreicher betrieben. Zur Überwindung der entgegenstehenden Hindernisse galt es vor allem an der Organisation und der innern Kräftigung der Gemeinde zu arbeiten. Wesentlich hat zu ihrer Selbständigkeit ihr Austritt aus der Landeskirche im Jahre 1861 beigetragen, der durch die Verschiedenheit ihrer Auffassung von den Sakramenten und dem Dogma der Dreieinigkeit herbeigeführt worden ist.

Erst nach schweren Prüfungen und hoffnungsvollem Ausharren konnten die Tempeler im Jahre 1868 die Kolonisationsarbeiten beginnen.

Sie haben diese Zeit für die Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem für günstig gehalten, da die Ereignisse der letzten Jahre, in denen Deutschland verschiedentlich von blutigen Kriegen heimgesucht worden war, nach ihrer Auslegung der Apokalypse, auf die Gründung des antichristlichen Weltreichs hindeuten, gegen das der Tempelbau auf Zion errichtet werden soll.

Sie beschloßen einmütig am 25. März 1868 in einer Ältestenversammlung, daß Hoffmann als der geistliche und Hardegg als der weltliche Vorsteher, dem die Kolonisationsarbeit übertragen wurde, nach Palästina ziehen sollten, um größere Vorbereitungen für die Errichtung des Tempelbaues zu treffen.

Einige Monate später verließen die beiden Vorsteher mit ihren Familien auf immer ihre Heimat, um glaubensvoll dem Heiligen Lande zuzusteuern. Am Vorabend des Reformationstages landeten vor vierzig Jahren die Vorsteher des Tempels in Haifa. Hier wurde unter Hardeggs Leitung die erste

Ansiedlung gegründet, da sich diese Stadt durch die Gesundheit ihres Klimas wie ihrer natürlichen Häfen vor andern Städten auszeichnet. Bald hat sich ihnen eine Gelegenheit zur Erweiterung der Kolonie geboten. In Jaffa konnten die Tempelvorsteher von einer amerikanischen Kolonie, die sich aufgelöst hatte, unter günstigen Bedingungen Land und Häuser käuflich erwerben. Von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl der Gemeinde, sodaß wir heute fünfzehnhundert Templer zählen. *) Neben den Ansiedlungen in Haifa und Jaffa wurde eine dritte Kolonie unter großen Schwierigkeiten und Opfern an Menschen und Geld in Sarona gegründet. Zehn Jahre nach ihrer Landung konnten die Templer ihren Einzug in die Heilige Stadt halten.

Leider hat sich im Jahre 1871 eine Spaltung innerhalb der Tempelgemeinden vollzogen, die nicht sowohl in Meinungsverschiedenheiten über die Weiterführung der Kolonisation als auch vorherrschend in religiösen Gegensätzen ihren Ursprung hat und mit dem Austritt Hardeggs aus dem Tempel, dem sich eine größere Anzahl von Familien angeschlossen hat, im Jahre 1874 endete. Von da ab hatte sich Hoffmann an die Spitze der Zentralleitung des Tempels in Jerusalem gestellt. Die Templer haben mit unermüdlichem Fleiß in unerschütterlichem Glaubensmut ihre Kolonien zu einer blühenden deutschen Ansiedlung gemacht. Sie treiben vorzugsweise Landwirtschaft und Weinbau, nebenbei auch Handwerk.

Der Grundbesitz der Angehörigen der Tempelgesellschaft wurde im Jahre 1898 auf ungefähr 4 Millionen Mark geschätzt. Sie unterhält in Jerusalem ein Tempelstift und einen Tempelsaal (fünf Gebäude für Gemeinde-, Bet- und Schulzwecke), in Jaffa ein Schul- und Krankenhaus und in Sarona sowie in Haifa ein Gemeinde- und Schulhaus.

Zur Förderung der deutschen Ansiedlung in Palästina hat sich im Jahre 1899 in Stuttgart eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht und einem Stammkapital von 320 000 Mark gebildet. Dieses Unternehmen will das Ausdehnungsbedürfnis der deutschen Ansiedler in Palästina befriedigen und den Ansiedlern das zum Ankauf von Land oder auch zu sonstigen wirtschaftlichen Unternehmungen notwendige Geld als Darlehn verschaffen. Mit ihrer Unterstützung sind die drei deutschen Dörfer: Hamidiye-Wilhelma bei Sarona sowie Um el Amed und Bet Lahm bei Haifa gegründet worden.

Kultureinrichtungen

Die durch den Handelsvertrag mit der Türkei angeknüpften Beziehungen Deutschlands regten allmählich auch die kirchlichen deutschen Kreise an, ihrerseits im Heiligen Lande, wo durch zwei Jahrhunderte die Blüte der deutschen Ritterschaft ihr Leben für die Aufrechterhaltung der christlichen Macht geopfert

*) Die Gesamtzahl der in der Türkei wohnenden Reichsdeutschen wird auf rund 4500 geschätzt.

hatte, Taten der Nächstenliebe durch Gründungen von Kirchen, Schulen und Wohltätigkeitsanstalten zu erfüllen. Die andern Nationen hatten schon seit Jahrhunderten die Interessen ihrer Kirchen im Heiligen Lande befördert und dadurch ihre Sprache verbreitet, die Sympathien der orientalischen Christen erworben und einen geeigneten Einmischungsvorwand in die orientalischen Angelegenheiten geschaffen.

Unter den deutschen Bundesfürsten war es zuerst König Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen, der deutsche kirchliche Interessen im Orient verfolgte. Er wünschte in Jerusalem neben den Vertretungen der andern Kirchen ein protestantisches Bistum zu schaffen. Zu diesem Zwecke machte Friedrich Wilhelm der Vierte im Jahre 1841 eine Stiftung von 100 000 Talern. Da der König den Gedanken der Einheitlichkeit der protestantischen Kirche in der Heiligen Stadt der römischen Kirche gegenüber zum Ausdruck bringen wollte, wurde das Bistum gemeinschaftlich mit den Engländern errichtet, jedoch fand der Gedanke nicht das nötige Verständnis und das notwendige Entgegenkommen, weshalb die Trennung im Jahre 1886 erfolgte. Durch Allerhöchste Order vom Jahre 1889 wurde dann die Dotation, die damals 430 000 Mark betrug, mit dem Jerusalemer Kollektenfonds von 22 000 Mark und den in den Jahren 1869 und 1888 gesammelten Kirchenkollektenfonds in Höhe von 530 000 Mark zu der evangelischen „Jerusalemstiftung“ vereinigt, deren Verwaltung und Leitung zurzeit einem dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten unterstellten Kuratorium übertragen worden ist. Die Stiftung erhält die bestehenden und schafft neue evangelisch-kirchliche Einrichtungen und Anstalten in Jerusalem. Aus ihren Mitteln ist auf dem Muristan in Jerusalem die evangelische Erlöserkirche erbaut worden, die am Reformationsfest des Jahres 1898 in Gegenwart des Deutschen Kaisers eingeweiht wurde. Nach der Gründung des preußisch-anglikanischen Bistums in Jerusalem nahm im Jahre 1850 der Johanniterorden seine Tätigkeit im Heiligen Lande auf und gründete zur Pflege und Beschützung der Pilger ein Hospiz in Jerusalem und in Beirut ein Hospital. Ein Jahr später begannen die Kaiserswerther Diakonissenschwestern ihre segensreiche Wirksamkeit. Der Rheinisch-Westfälische Diakonissenverein hat seitdem in Jerusalem ein Mädchenwaisenhaus und Hospital, in Beirut und Smyrna ein Waisenhaus und eine Mädchenschule und in Konstantinopel ein Hospital errichtet. Als die deutsche Missionsarbeit im Heiligen Lande eine wachsende Liebe gefunden hatte, trat im Jahre 1853 auf Anregung des Hosppredigers Dr. Strauß unter dem Vorsitz des Hosppredigers und Generalsuperintendenten W. Hoffmann in Berlin der „Jerusalemverein“ ins Leben, der jetzt noch durch seine großen Opfer die deutsch-evangelischen Gemeinden in Beirut, Alexandrien, Kairo, Jaffa und Haifa unterstützt und neue Anstalten begründet. Ihm gehören die deutsche evangelische Kirche nebst Pfarrhaus und Schule in Jaffa, ferner Kirche, Gemeindefschule, Pfarr- und Waisenhaus in Bethlehem sowie die evangelischen Schulen in Haifa, Bet-Sohur, Hebron und Bet-Dschala.

Im Jahre 1860 fing der Waisenvater F. L. Schneller seine segensreiche Tätigkeit in Jerusalem an und gründete das Syrische Waisenhaus, worin viele Araber eine tüchtige Ausbildung erhielten. Als weitere evangelische Anstalt ist auch das im Jahre 1866 in Jerusalem gegründete Aussätzigenasyl der evangelischen Brüdergemeinde zu Berthelsdorf zu erwähnen.

Das katholische Deutschland war in der Betätigung einer Mission in dem Heiligen Lande zurückgeblieben. Erst im Jahre 1885 gründete sich der Palästinaverein der Katholiken Deutschlands, der sich 1895 mit dem Verein zum Heiligen Grabe zu dem „Deutschen Verein zum Heiligen Land“ verschmolz, mit dem Ziele, geeignete Einrichtungen zur Wahrnehmung der kirchlichen und sozialen Interessen der deutschen Katholiken im Heiligen Lande zu schaffen und den katholischen Glauben auszubreiten. Zur Erfüllung seiner Aufgaben hat er das von den Lazaristen geleitete alte und neue Hospiz und eine Mädchenschule mit Kapelle und kleinem Krankenhaus in Jerusalem gegründet, ferner ein ländliches Anwesen (Sanatorium) in Rubbeibe (dem biblischen Emmaus) bei Jerusalem und ein Besitztum in Tabgha am See Genesareth für Wirtschaftszwecke und in Haifa ein Krankenhaus erworben. Diesem Verein ist auch der vom Sultan dem Deutschen Kaiser überlassene Platz Dormition zum Bau einer Kirche und eines Klosters übergeben worden, das von Benediktinern von Beuron geleitet wird. Ferner unterstützt der Verein das Kloster der St. Josephs-schwester in Nazareth, die Mission in Gaza und die deutschen Barmherzigen in Haifa und Jerusalem, wo sie ein Greisenasyl gegründet haben.

Auch die deutschen Israeliten sind nicht zurückgeblieben, um in ihrem alten Heimatland Wohltätigkeitsanstalten für die Ihrigen zu gründen. In Jerusalem steht ein deutsches israelitisches Hospital Bikur Cholim seit 1860 und ein neues israelitisches Krankenhaus Schare Sedek, außerdem ein Waisenhaus und ein Lehrerseminar. Besonders tätig ist der „Hilfsverein der deutschen Juden“ in Frankfurt a. M.

Um die deutschen in der Türkei liegenden geistlichen und weltlichen Wohltätigkeits- und Unterrichtsanstalten sämtlich aufzuzählen, seien noch erwähnt die Realschule und höhere Mädchenschule in Pera, die höhere deutsche Schule in Jerusalem, die deutschen Schulen in Sebikule, Karagatsch, Haidar Pascha und Eskischehir, das Pfarrhaus und die am 24. Mai d. J. eingeweihte Kirche der evangelischen Gemeinde in Smyrna und die dortige Knabenschule, das Gemeindehaus der deutsch-evangelischen Gemeinde in Salonik, die im Bau begriffene Kaiserin Auguste Viktoria-Stiftung (Sanatorium) auf dem Ölberg und das Evangelische Institut für Altertumsforschung in Jerusalem. Zu diesen Einrichtungen kommen noch die von der deutschen Orientmission seit einigen Jahren in Marrasch, Mezereh, Charput, Urfa und Hadschin unterhaltenen armenischen Waisenhäuser und Kliniken. Neuerdings hat auch die Görresgesellschaft ein katholisches Institut für Altertumsforschung in Jerusalem errichtet.

Frankreich zählt bei weitem mehr Kirchen, Schulen und Wohltätigkeitsanstalten, während England ungefähr ebensoviele wie Deutschland hat. Was die Verbreitung der Sprachen der genannten drei Länder betrifft, so wird deutsch und englisch in der Türkei verhältnismäßig wenig, französisch hingegen von fast allen Gebildeten gesprochen. Die französische Sprache ist bei der Regierung nach der türkischen offiziell zugelassen und bei sämtlichen Finanz- und Industrieanstalten und Gesellschaften als Dienstsprache üblich.

Bei Zusammenfassung des Vorhergehenden dürfen wir sagen, daß sich Deutschland, wenn es auch spät in den Wettbewerb mit Frankreich und England eingetreten ist, einen achtungsgebietenden Platz in der Türkei errungen hat. Das deutsche Volk und die deutsche Regierung haben in gleicher Weise diesen Erfolg herbeigeführt. In Zukunft ist Deutschland durch die schnelle Volkszunahme — vor vierzig Jahren zählte es 40, heute über 60 Millionen, und in der Mitte dieses Jahrhunderts wird es nach menschlicher Voraussicht schon 100 Millionen Menschen zählen — zu immer ernsterm Wettbewerb mit den andern Weltmächten gezwungen. Für die jährliche Zunahme von 800 000 bis 900 000 Deutschen muß es Brot verschaffen, das deutscher Boden ihnen nicht mehr geben kann. Zu diesem Zweck muß Deutschland die wenigen günstigen Absatzgebiete auf der Erde, zu denen die Türkei gehört, möglichst zu erhalten und zu erweitern suchen. Mit der fortschreitenden Erschließung und mit dem unter der neuen Ära zu erwartenden wirtschaftlichen Aufschwung des Osmanenreichs eröffnet sich ihm dort ein immer größeres Feld der Betätigung. Die bisherigen Städte und Orte der Türkei werden immer kaufkräftiger werden, und neue Ansiedlungen werden sich in den fruchtbaren Gebieten Anatoliens und Mesopotamiens bilden, die durch die große Bagdadbahn und die Kanäle der „Zweistrome“ neu belebt und zur einstigen Blüte wiedererweckt werden. Die wichtigsten Bedürfnisse Deutschlands: neue Absatzgebiete und neue Rohproduktquellen werden entstehen. Die Voraussetzung hierzu ist die friedliche Entwicklung und die politische Erstarkung der Türkei. Infolgedessen hat Deutschland seine politischen Kräfte nach dieser Richtung einzusetzen. Die Türkei andererseits bedarf bei ihrem Regenerationsprozeß der politischen Hilfe des mächtigen Deutschen Reichs. Sie kann sie um so unbesorgter annehmen, als die realen Interessen Deutschlands und der Türkei zusammengehen und bei der geographischen Lage beider Staaten nicht zu befürchten ist, daß territoriale Aspirationen die Freundschaft trüben könnten.





Kunstwart-Arbeit



Die Grenzboten haben von jeher die Bestrebungen der von Ferdinand Avenarius begründeten und geleiteten Zeitschrift *Der Kunstwart* und der daraus hervorgegangnen Unternehmungen mit aufrichtiger Sympathie verfolgt, weil sie in den Kunstwartmitarbeitern tapfere und erfolgreiche Bundesgenossen im Kampfe gegen alles Unge-
sunde und Manierierte in Kunst, Schrifttum und Musik, gegen aufdringliche Reklame, kritiklosen Personenkultus, gegen Ausländerei, Sensationschwandel und Banausentum sehen, und weil sie wissen, daß auch ihre eignen Leser zu der großen „Partei der Unparteiischen“ gehören, die sich weder im politischen noch im ästhetischen Leben mit Tagesschlagworten einsangen und auf den Wortlaut eines starren Dogmas verpflichten lassen.

Das Erscheinen eines schmucken Büchleins mit dem Titel „Kunstwart-Arbeit. Eine Übersicht zum praktischen Gebrauch über die von Ferdinand Avenarius begründeten und geleiteten Unternehmungen, mit 516 kleinen Illustrationen“ (Georg D. W. Callwey, München) bietet uns nun willkommenen Anlaß, unsre Leser wieder einmal auf den großartigen publizistischen Organismus hinzuweisen, zu dem sich der im Herbst 1887 als eine „Rundschau über alle Gebiete des Schönen“ ins Leben gerufne Kunstwart im Laufe von nun beinahe zweiundzwanzig Jahren entwickelt hat. Ist es schon erfreulich, über eine planmäßig und mit zäher Ausdauer verrichtete Arbeit zu berichten, mit der sich ein Einzelner oder eine Gruppe von Gleichgesinnten dem Widerstand der trägen Welt zum Trotz um die Verbreitung echter Kultur bemüht haben, so ist es doppelt erfreulich, wenn man, wie in diesem Falle, auf der andern Seite auch eine beträchtliche Summe von Erfolgen buchen darf.

Auch der Kunstwart, der sich heute eine „Halbmonatsschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten“ nennt, hat „klein angefangen“ und hat sich während des ersten Jahrzehnts seines Bestehens mit sehr wenigen Lesern behelfen müssen, weil er seiner Zeit vorauseilte und Ansichten vertrat, die damals vielfach noch wie Kezerei klangen, die aber heute Gemeingut der Westen unsers Volkes sind. Man darf der Redaktion das Lob zollen, daß sie ihrem Programm immer treu geblieben ist, und daß sie niemals um geschäftlicher Vorteile willen einer Moderichtung Zugeständnisse gemacht hat. Der Lohn ist nicht ausgeblieben: langsam aber beständig mehrte sich die Zahl der Abonnenten, und vom

Oktober 1897 an konnte der Kunstwart in erweiterter Form als „Halbmonatsschau über Dichtung, Theater, Musik, bildende und angewandte Kunst“ erscheinen. Einen weitem Fortschritt brachte das Jahr 1899, wo die Redaktion damit begann, den Heften Bilder und Noten beizulegen. Im folgenden Jahre stellte ein Freund des Blattes dem Herausgeber zur Unterstützung seiner segensreichen Arbeit ein größeres Kapital als sogenannte „Kunstwart-Stiftung“ zur Verfügung, und nun erst konnte Avenarius seine großartigen und wohlbedachten Pläne in vollem Umfange verwirklichen. Er gründete sogleich die „Kunstwart-Unternehmungen“ und bald darauf den „Dürerbund“, dessen später noch gedacht werden soll.

Die Bedeutung der Kunstwart-Unternehmungen liegt vor allem darin, daß sie aus dem Geiste des Kunstwarts hervorgegangen sind und in diesem Geiste geleitet werden. Was die Zeitschrift theoretisch verfißt, wird hier in die Praxis umgesetzt: die Kulturschätze, die dort gleichsam aus dem Plunder der Vergangenheit und der Gegenwart gerettet und ihrem wahren Wesen und Werte nach gewürdigt werden, werden hier, wiederum ohne Rücksicht auf den rein geschäftlichen Erfolg, zunächst den Kunstwartlesern, dann aber auch einem weitem Kreise zugänglich gemacht. Beginnen wir mit den Kunstwartbildern! Von ihnen erschienen im Jahre 1906 zuerst sechs unter der sehr glücklich gewählten Bezeichnung „Meisterbilder fürs deutsche Haus“, und zwar drei Blätter von Dürer (Hieronymus im Gehäus; Ritter, Tod und Teufel; Melancholie), eins von Rembrandt (Hundertguldenblatt) und zwei von Rethel (Tod als Freund; Tod als Bürger). Schon die Auswahl dieser ersten Blätter, denen inzwischen noch etwa zweihundert gefolgt sind, läßt erkennen, was Avenarius mit dieser Unternehmung bezweckt: er will Kunstwerke von unbestrittenem ästhetischem Wert und einem gerade das deutsche Gemüt ansprechenden poetischen Gehalt wieder zu dem machen, was sie für Tausende und Abertausende nicht waren, zu einer Quelle des Genusses und der Erhebung. Deshalb sind die Bilder, die in vorzüglicher Reproduktion zu dem gewiß wohlfeilen Preise von 25 Pfennigen für das Blatt einschließlich des Umschlages mit erläuterndem Begleitertext geboten werden, auch weniger als Wandschmuck gedacht, sondern hauptsächlich als Inhalt für „Bildereien“, also Sammlungen, die sich jeder nach seinem Geschmack und seinen Neigungen zusammenstellen kann, wobei ihm die „Meisterbilder-Vergleichsmappen“, Ratsschlüsse zum Genießen der Kunstwart-Meisterbilder von Franz Dieberich, gute Dienste leisten. Die darin aufgestellte Liste von 130 Vergleichsgruppen (Vom starken Leben, Charakter, seelische Bewegung, Erdenischdial, menschliche Gestalt, das Übernatürliche, Hausraum, Naturstimmung usw.) gibt dem Benutzer eine Anleitung, von wie vielerlei verschiedenen Standpunkten er das reiche Material betrachten und wie er damit den Inhalt der Bilder bis in seine letzten Tiefen ausschöpfen kann. Die Fortschritte der graphischen Technik während der beiden letzten Jahrzehnte haben Avenarius bei seinen Bestrebungen auf das glücklichste unterstützt, sodaß er sich keineswegs auf die Wiedergabe von

Nabierungen und Holzschnitten zu beschränken brauchte, sondern bald auch zur Reproduktion berühmter Gemälde übergehen konnte.

Den „Meisterbildern“ schließen sich die „Vorzugsdrucke“ an, auserlesene Blätter sehr verschiednen Formats zum Preise von 1 bis 8 Mark, die je nach der Eigenart der Originale in Photogravüre, Lichtdruck, Autotypie, Strichätzung, Holzschnitt, Farbendruck oder farbigem Steindruck hergestellt sind und sich sowohl für die Wand wie für die Mappe eignen. Auch hier sind in der Hauptsache Werke deutscher und niederländischer Meister wie Cornelius, Dürer, Graff, Hofmann, Holbein, Lenbach, Liebermann, Rembrandt, Rethel, Ludwig Richter, Ripenhofen, Ruissdael, Samberger, Schwind, Siedt, Stieler, Terborch, Thoma, Vermeer, Welti und Winter, aber auch Italiener und Franzosen wie Bellini, Courbet, Giorgione, Millet, Tizian und Lionardo da Vinci vertreten.

Dem Bedürfnis fortgeschrittenerer Kunstfreunde, die besten Schöpfungen je eines der großen Meister in einer Mappe vereinigt zu besitzen, tragen die „Künstler-Mappen“ Rechnung, als deren erste die Böcklin-Mappe mit sechs Holzschnittreproduktionen Böcklinscher Bilder zum Preise von 1½ Mark im Jahre 1901 erschien. Ihr folgten die Dürer-Mappe (15 Blätter zu 3 Mark), die Grünwald-Mappe (erweiterte Ausgabe zu 3 Mark, in Vorzugsdrucken 6 Mark), die Holbein-Mappe (zurzeit vergriffen), die Liebermann-Mappe (19 Vollbilder, Selbstporträt und 27 Illustrationen im Text zu 10 Mark), die Meunier-Mappe (14 Blätter zu 6 Mark), die Millet-Mappe (12 Blätter zu 5 Mark), die Philippi-Mappe (7 Blätter zu 4 Mark), zwei Rembrandt-Mappen (jede mit 14 Blättern zu 3 Mark, Vorzugsausgaben zu 5 Mark), vier Richter-Mappen jede mit 6 Blättern zu 1½ Mark, eine Samberger-Mappe (14 Blätter zu 4 Mark), vier Schwind-Mappen (jede mit 7 Blättern zu 1½ Mark), Schwind's Aschenbrödel (2 Mark), schöne Melusine (2 Mark), sieben Raben (1½ Mark), eine Spitzweg-Mappe (8 Blätter und Textillustrationen zu 2½ Mark), eine Steinhäusen-Mappe (10 Blätter zu 4 Mark), Steinhäusens Bergpredigt (5 Blätter zu 1½ Mark), eine Uhde-Mappe (40 Bilder zu 10 Mark), eine Welti-Mappe (6 Tafeln mit 20 Bildern zu 6 Mark, Liebhaberausgabe 20 Mark), Prellers d. Ä. Norbische Landschaften (9 Blätter zu 4 Mark), Odysseelandschaften (15 Blätter zu 3 Mark, Vorzugsausgabe 10 Mark), Prellers d. J. Bilder zur Ilias (12 Bilder zu 2½ Mark), Rethels Totentanz (1½ Mark). Man sieht, daß hier auch den Minderbemittelten die Gelegenheit geboten wird, sich eine kleine Privatgalerie zuzulegen, worin Künstler sehr verschiedner Richtung mit ihren allerbesten Schöpfungen vertreten sind. Eine gewiß vielen willkommene Ergänzung zu diesen Werken einer strengern Kunst sind die graziösen Schattenrisse Konewlas zum Osterspaziergang (50 Pfennige), zum Sommernachts Traum (2 Mark) und sein drittes Hauptwerk „Falstaff und seine Gefellen“ (2 Mark), wozu noch die zunächst für die Jugend bestimmten „Schattenbilder“ (1 Mark) und „Kinder und Tiere“ (1 Mark) kommen. Ebenfalls zunächst an die Jugend wenden sich Heinrichs Silhouettenwerk „Ein Schattenspiel, des Kindes vier Jahreszeiten“ (5½ Mark)

und eine von Avenarius veranstaltete Neuauflage von Speckters gestieftem Rater (5 Mark, kleine Volksausgabe 50 Pfennige) und natürlich auch die Serie der Konfirmationscheine, der nun auch Weihnachtsgedenkblätter folgen sollen.

Im Vergleich mit der gewaltigen Verbreitung, die die Bilderpublikationen des Kunstwarts gefunden haben, treten die Erzeugnisse seines verhältnismäßig jüngern Buchverlags vorläufig noch zurück, aber auch hier finden wir schon vielversprechende Anfänge, die zu der Hoffnung berechtigen, daß der Geist, der alle diese Unternehmungen beseelt, in nicht zu ferner Zeit einen ähnlich tiefgreifenden Einfluß auf den literarischen Geschmack und damit auch auf die literarische Produktion gewinnen werde. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß das Hausbuch deutscher Lyrik, das Avenarius nach rein künstlerischen Prinzipien zusammengestellt hat, seit dem Jahre 1902 schon die 8. Auflage (51. bis 60. Tausend) erleben durfte, wozu freilich der wohlfeile Preis von 3 $\frac{1}{2}$ Mark nicht wenig beigetragen haben mag. Dem 1907 zuerst erschienenen, mit Bildern nach Böcklin, Eissarz, Jank, Klinger, Schwind, Thoma, Welti und Zumbusch geschmückten — nicht im althergebrachten Sinne illustrierten — Balladenbuch (ebenfalls 3 $\frac{1}{2}$ Mark) scheint ein ähnlicher Erfolg beschieden zu sein. Von andern Büchern seien noch das zweibändige Rätselwerk (1. Band: Die Sammlung, kart. 1 $\frac{1}{2}$ Mark, 2. Band: Zur Biologie des Rätsels, 4 Mark, geb. 5 Mark) von Arthur Bonus, desselben Autors Isländerbuch (1. und 2. Band: Sammlung altgermanischer Bauern- und Kriegsgeschichten, 3. Band: Einführung zum Isländerbuch, jeder Band 4 Mark, geb. 5 Mark) und die von Karl Fischer besorgte Ehrenausgabe der sämtlichen Werke Eduard Mörikes (6 Bände zu je 3 Mark, in Pergament geb. 5 $\frac{1}{2}$ Mark) hervorgehoben. Der unermüdlche Praktiker der Ästhetik, der in den Grenzboten schon wiederholt nach Gebühr gewürdigte Paul Schulze-Naumburg, ist mit seinen verdienstvollen „Kulturarbeiten“ vertreten, von denen bis jetzt fünf Bände vorliegen (1. Band: Hausbau, 3. Aufl. Mit 118 Abb. 3 $\frac{1}{2}$ Mark, geb. 4 $\frac{1}{2}$ Mark, 2. Band: Gärten. 2. Aufl. Mit 171 Abb. 4 Mark, geb. 5 Mark, hierzu: Ergänzende Bilder, 100 Abb. 3 Mark, geb. 4 Mark, 3. Band: Dörfer und Kolonien. Mit 177 Abb. 4 Mark, geb. 5 Mark, 4. Band: Städtebau. Mit 288 Abb. 5 $\frac{1}{2}$ Mark, geb. 6 $\frac{1}{2}$ Mark, 5. Band: Kleinbürgerhäuser. Mit 130 Abb. 3 $\frac{1}{2}$ Mark, geb. 4 $\frac{1}{2}$ Mark). Wenn diese Bücher auch natürlich zunächst für alle die bestimmt sind, die als Grundbesitzer, Bauherren und Architekten ihren Einfluß auf die Gestaltung des Landschafts- und Städtebildes geltend zu machen vermögen, so werden sie doch auch in den Kreisen derer begeisterte Zustimmung finden, die das Überhandnehmen der Barbarei, des Prokentums, der Materialverfälschung und der Mächtlichkeit in unserm ganzen häuslichen und öffentlichen Leben mit banger Sorge erfüllt.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier auch noch der letzten der Kunstwartunternehmungen, der von Richard Batka herausgegebenen „Kunstwart-Noten“, eingehender gedenken. Die Sammlung „Hausmusik“ umfaßt schon 200 Nummern von Sing- und Spielmusik, die „Bunte Bühne“, die besonders

das Fröhliche berücksichtigt, sieben Folgen von Tonstücken der bedeutendsten Komponisten.

Man darf es als einen untrüglichen Beweis für die lebendige Wirksamkeit der vom Kunstwart und seinen Unternehmungen ausgehenden Ideen betrachten, daß sich innerhalb der Gemeinde seiner Freunde und Förderer schon zwei große Verbände gebildet haben, deren Zweck die Übertragung dieser Ideen in die Praxis ist. Der von Schulze-Naumburg gegründete Bund „Heimatschutz“ und der von Avenarius ins Leben gerufene „Dürerbund“, zu dem heute schon etwa 150 Verbände und Vereine mit mehr als 200 000 Mitgliedern gehören, betätigen sich zwar in verschiedener Weise, arbeiten jedoch miteinander im Kartell und verfolgen dasselbe Ziel: die Förderung einer gesunden bodenwüchsigen Kultur und, da sie Männer aller politischen und konfessionellen Richtungen zu gemeinsamer Arbeit vereinigen, damit zugleich die Lösung einer der wichtigsten nationalen Aufgaben. So haben der Idealismus und die Energie eines einzigen Mannes eine Bewegung angebahnt, die man vielleicht am besten als einen Befreiungskrieg oder eine nationale Erhebung gegen die unser Volk bedrückenden Dämonen der Noheit, Gedankenlosigkeit, Mode und Konvention bezeichnen kann, und deren Wirkung von dauerndem Einfluß auf unser gesamtes Kulturleben sein wird.

Julius A. Haarhaus



Meine Jugend und die Religion

Von Ludwig Germersheim

(Schluß)

9. Heilung



In den letzten Lebensmonaten meiner Mutter las ich Hadländers Soldatengeschichten. Ich suchte sie in alten, zerrissenen Ausgaben zusammen und kaufte mir um ein paar Mark, die ich für mich von dem Ertrag des Nachhilfeunterrichts während der Ferien auf die Seite getan hatte, ein neues, rauh, aber nicht stimmungslos illustriertes Bändchen mit dem Titel „Feuerwerker Wortmann“. Auch meine Mutter freute sich noch daran. Dann ging ihr Leben in Schmerzen und Operationen rasch zu Ende. Wenn ich, meist lange nach der Polizeistunde, müde von dem Privatunterricht, den ich jüngern Kameraden erteilte, heimgelehrt war, präparierte ich Livius, machte Mathematikaufgaben und lateinische und griechische Stilübungen und prägte mir die Beweise für das Dasein Gottes ein, indem ich die Hände auf die Ohren presste, bis die Ohrmuscheln schmerzten. Denn mein Vater und meine Mutter lagen in demselben Raum, mein Vater gelähmt, in schweren Sorgen und meine Mutter wimmernd vor Schmerzen. In mir kochte die Wut über das Übermaß von Leiden, womit ich meine Eltern und mich beladen fühlte, und fluchend und mit den Zähnen knirschend lernte ich, was uns der Religionslehrer als Beweise für das Dasein Gottes diktiert hatte.

In das Leben meiner Mutter fiel noch ein Lichtstrahl, sie sah noch ihren ältesten Sohn als Fahnenjunker im Fußartillerieregiment der Heimat. Die Offizierslaufbahn in einem ungewöhnlich schlichten Regiment war die einzige, die sich meinem Bruder nach seiner Begabung eröffnet hatte. Offiziere wuchsen bisweilen aus viel tieferer Armut als die beiden Boggenpuhl bei Fontane. Zu Weihnachten kam er noch als Kanonier, zu Ostern dann als Fähnrich, mit zitternder Freude von der sterbenden Mutter begrüßt, auch uns andern eine Erquickung. In der letzten Minute der großen Ferien erlöste sie der Tod in einem Schlummer, der ihre Wangen so rot und ihre Züge so heiter machte, wie sie seit Jahren nicht mehr gewesen waren.

Jahrelang hatte mir immer vor dem Verlust unsrer Raze gebangt. Daß ich einen von den Menschen verlieren sollte, an denen ich mit ganzer Seele hing, ohne es mir oder gar ihnen einzugestehn, der Gedanke war mir, als ich mit den Schatten der Vergangenheit rang, nie gekommen. Dieser erste schwere Verlust nahm mir die Fassung. Mein ganzer tränenfeindlicher Knabentrost, mit dem ich mich bis dahin durch alle Leiden geschlagen hatte, brach zusammen. Damals habe ich zum erstenmal vor andern aus Schmerz geweint. Ich fühlte, daß man sich darüber wunderte. Mein Vater, meine Schwester und mein jüngerer Bruder beteten für die liebe Tote jeden Abend die eintönigen mir im Ausdruck verhaßten Seelengebete der katholischen Kirche. Ich war, wenn sie beteten, meist draußen am Grabe, um der Toten näher zu sein. Wenn ich zu Hause war, ging ich, soweit es die Wohnung erlaubte, von den Betern weg, um möglichst wenig von dem Beten zu hören.

Ich konnte nicht daran glauben, daß die Tote der Qual des Fegfeuers ausgesetzt sei. Der Schmerz und die Wut, die ich in Jahren unter den furchtbaren Eindrücken der grausamen Justiz vergangner Zeiten empfunden hatte, wachten doppelt auf, wenn ich an die Möglichkeit dachte, daß meine Mutter, die in ihrem armen Leben niemand etwas zuleide getan und solange sie nicht selbst hungerte, jede bittende Hand, die sie erreichen konnte, gefüllt hatte, nun für Sünden und Versäumnisse, die ich nicht als solche anerkannte, grausam gestraft werden sollte. Der Priester hatte sie allerdings nicht mehr bei Bewußtsein erreicht, ich freute mich darüber, weil ich wußte, wie priestersehn sie war, und doch war die Lehre von der Sünde- und Lösegewalt der Kirche, die seit Jahren immer an mein Ohr klang, in mir mächtig genug, mich mit banger Sorge um ihr Seelenheil zu erfüllen. Sie war nie in die Kirche gegangen, mich hatte sie in meiner Volksschulzeit manchmal in die Kirche geschickt wie von einer plötzlichen Angst ergriffen, sie konnte in der Sorge um mich etwas versäumen. Kein Mensch war freier von Konfessionshaß als sie, nie habe ich einen Menschen gütiger über arme gebrückte Juden urteilen hören als sie, aber der Glaube, den die Kirche forderte, fehlte ihr, und mich ergriff oft eine furchtbare Angst, ich überhöre ihre leise Bitte um Hilfe aus der Qual des Jenseits. Dann wäre ich froh gewesen, wenn ich ihr einen vollkommenen Ablass hätte zuwenden können. Aber dieser Ablass hatte eine gütige Beichte zur Voraussetzung. Und eine gütige Beichte erschien mir, der auf sich das Sakrilleg des unwürdigen Empfangs der Sakramente lasten fühlte, immer unerschwinglicher. Die Angst um das Seelenheil meiner Mutter verging wieder, wenn ich in ihr Leben schaute, aber wenn einer der Religionslehrer — wir hatten mehrere — in den letzten Gymnasialjahren uns einen Begriff von den Qualen der armen Seelen zu geben suchte, indem er uns erzählte, wie ein Tropfen Schweiß von der Hand eines Mannes, der im Fegfeuer litt, einem Zweifler unerträglich Schmerzen bereite, dann wachte sie wieder auf. Aber ich fand trotz allem Ringen nicht die

Kraft, mir durch den würdigen Empfang der Sakramente ein Gnadenkapital für meine Mutter zu verschaffen. Ich vermochte nicht die Zweifel zu bannen, die sich gegen die katholische Lehre in mir erhoben. Ich konnte nicht an die Rachsucht und Grausamkeit Gottes glauben, aber ich fühlte ihn auch nicht als Wohltäter und konnte ihn nicht lieben. So blieb mir die vollkommene Reue unerreichbar, mit ihr die Möglichkeit, gültig zu beichten und im Stande der heiligmachenden Gnade der Seele meiner Mutter den Nachlaß der zeitlichen Sündenstrafen zuzuwenden. Ich empfand die Worte, die man nach der Beichte sprach: Diese Sünden sind mir leid und reuen mich vom Grunde meines Herzens, weil ich Gott, das höchste, beste Gut, das ich nun über alles liebe, beleidigt habe, immer als Lüge, mochte ich mich auch noch so sehr bemühen, mir ein Gefühl der Liebe zu Gott und des Schmerzes über mein Unrecht zu suggerieren. Nie habe ich irgend ein Unrecht deswegen bereuen können, weil ich damit Gott beleidigt hatte. Neuschmerz empfand ich zum erstenmal, als mir zum Bewußtsein kam, wie ein pensionierter, offenbar armer Militär gelitten haben mußte, dem ich einmal nach dem Beispiel meiner Spielgenossen ein Spottwort nachgerufen hatte, und dann viel später, als ich meinen Hund in seinen jungen Jahren zu hart gestraft hatte, weil ich sein Bellen unter den Schlägen törichterweise für Widerseßlichkeit hielt. Ich gab mich darein, von der heiligmachenden Gnade ausgeschlossen zu sein, fand auch immer wieder in dem Gedanken, wie gut meine Mutter war, und daß Gott nicht weniger gut und nachsichtig sein könne, Ruhe, aber ich sah alle Menschen, die mir nah standen, sorgenvoll darauf an, ob sie wohl auch im Stande der Gnade seien. Ich suchte es ihnen vom Gesicht abzulesen und war fröhlich oder traurig, je nach dem Bescheid, den ich da zu finden glaubte.

Nah stand mir außer meinen Angehörigen alles, was dem Heer angehörte. Und so forschte ich auf meinem täglichen Gange zum Grabe meiner Mutter, der mich an dem Exerzierplatze und an der Kaserne einer detachierten Feldbatterie vorüberführte, ängstlich in den Zügen der jungen Männer, die da langsamen Schritt übten oder über das Pferd voltigierten oder — was immer ein festlicher Anblick für mich war, den ich mit freudig pochendem Herzen begrüßte — sich um die dunkelbraunen Rohre auf den blauen Lafetten und um die Prozen tummelten, ob sie auch im Stande der Gnade seien. Manchmal schien mir ein Unteroffizier zu heftig, manchmal der kleine Leutnant — er ist jetzt Brigadefeldwebel — zu ungeduldig zu sein. Dann aber schien mir wieder von allen Gesichtern so viel Trostfroh entgegen, daß ich dachte: die müssen mit ihrem Gott besser stehen als ich. Und so ging ich, je nachdem dieser oder jener Eindruck überwog, getröstet oder traurig zum Grabe meiner Mutter.

Hier wurde ich immer ruhig. Das war der Erdenfleck, der mir vor allen lagte. Ich pflegte ihn, ich stützte und schmückte das Kreuzlein, hinter dem ich beim Begräbnis hergegangen war, drei Jahre lang, bis ich mit einem Stipendium des germanistischen Seminars das morsche Holzkreuz durch ein eisernes ersetzen konnte. Ich pflanzte Veilchen und Pensteeen auf das Grab, weiße Geranten und dunkelblaue Fuchssien. Ich suchte mir die Blumen auf dem Blumenmarkt zusammen. Die Pensteeen mußten lichtblau sein, ich freute mich dieser Blumen noch mehr, als ich hörte, daß sie den Namen Kaiser Wilhelms trugen, und meinte, sie müßten nun der lieben Toten besonders angenehm sein. Ich konnte mir diese Ausgaben erlauben, die ärgste Not war vorüber, mein jüngerer Bruder und ich verdienten reichlich Geld durch Privatunterricht. Da es sich mit meiner Würde als Primaner und Instruktor nicht vereinbaren ließ, daß ich ein Gießkännchen auf den Friedhof trug, suchte ich mir draußen halbzerbrochne Blumentöpfe und holte in ihnen Wasser

für die Blumen, indem ich die Öffnung im Boden mit einer Fingerspitze zuhielt. Mein jüngerer Bruder und ein Vetter halfen mir manchmal Wasser tragen, und eifrig wandelten wir Choephoren mit den Scherben zwischen dem entlegnen Brunnen und dem Grabe hin und her. So wurde mir der Friedhof traulich, und das Grab der Mutter war mein Grund und Boden, in dessen Pflege ich gesünder und stärker wurde und der Natur wieder näher kam, der mich meine Krankheit und meine Menschenfurcht entfremdet hatten.

Eine Traueresche breitete von einem alten Nachbargrabe freundlich ihre Zweige über das Grab meiner Mutter. In den Zweigen dieses Baumes herrschte im Winter buntes Leben. Hier sammelten sich meine Kostgänger, vom Baunkönig bis zum Raben alles, was im Bereich meines kleinen so teuer erkaufen Lebens hungerte und fror. Ich wunderte mich, wie bunt unsre Vögel sind. Es hatte sich allerdings die Zeit hindurch, als ich der Natur ganz entfremdet war, immer eine Erinnerung an bunte Vögel, die ich irgend einmal in meiner Kindheit im Freien gesehen hatte, in mir erhalten. Nun wurde diese Erinnerung bestätigt. Ich gewann Reichthümer wieder, die ich in meinen ersten Lebensjahren befaßt und dann verloren hatte. Wie bunt der Buchfink war, wie märchenhaft bunt die Blaumeise, und der Distelfink! Meine kleinen Gäste wurden vertraut mit mir. Sie fraßen mir aus der Hand. Eine kleine Sumpfschneise war am leichtesten, sie umkrallte fest meinen Finger und biß andre weg, die durch sie ermutigt auch herankamen. Ein Fink traute sich nur auf meine Fußspitze. Ich nannte die lieben Gäste, als ich sie alle mit Hilfe einer kleinen Naturgeschichte bestimmt hatte, mit den indianischen Namen, die ich aus Longfellow's Sang von Hiawatha kannte: Kahgahgee, Owaissa, Opechee. Denn Nordamerika und sein Urvolk hatten ihre Macht über mich noch nicht verloren.

Von meinem kleinen, ersten Garten ging ich dann an die Arbeit ums Brot. Oft kam ich erst spät von der letzten Privatstunde heim, und in den letzten Gymnasialjahren mußte ich fast täglich weit über Mitternacht hinaus arbeiten. Ich sah daher nicht gerade jugendfrisch aus, obwohl ich mich frischer und glücklicher fühlte als seit langer Zeit. Mein Aussehen erregte das Mißtrauen einzelner Lehrer, und ich fühlte mich auch durch das Bewußtsein gedrückt, daß ich fast täglich die Polizeistunde überschritt. Ich arbeitete daher mit verdoppeltem Eifer, damit ich mir keine Blöße gab.

Die Religionsstunde gab mir noch weniger als früher, aber sie belud mich auch nicht mehr. Eichendorff, Lenau, Schöffel und Schubert gaben mir Gebete. Eichendorff's Verse

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.

Das Herz mir im Leibe entbrennte,
Da hab ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

und Lenau's wehmütiges Lied von der Maiennacht machten mir das Herz weit, wenn ich sie spät in der Nacht nach der Arbeit an meinem Feiertage mit brennenden Augen las. Im Frieden des Gärtchens, das mir meine tote Mutter schenkte, wachten, wenn kein Schritt mehr zwischen den Gräbern klang, Schöffels Verse in mir auf:

Schweigsam treibt mein morscher Einbaum;
Klar und ruhig wogt der See;
Purpurwarne Abendshatten
Färben der Gebirge Schnee.

Eines Eilands Klosterhallen
Dämmern aus der Flut empor;
Klingerglocken hör' ich schallen
Und der Schwestern frommen Chor:

Sempiterni fons amoris,
 Consolatrix tristium,
 Pia mater salvatoris,
 Ave, virgo virginum!

Summend, singend, sanft verklingend,
 Süß ersterbend kommt der Ton;
 Lust und Welle führen schwimmend
 Seinen letzten Hauch davon.

Und der Hand entsinkt das Ruder;
 Im Gebet erschweigt das Herz,
 Und mir ist, als trügen Engel
 Eine Seele himmelwärts.

Schuberts wundervolle Weise, nicht Heines Gedicht, „Am Meer“ klang durch mein erstes Hochschulejahr. Das Trompeterkorps des Feldartillerieregiments hatte ich das Lied einmal blasen hören. Ich trug nun das Lied ohne Worte als ein Kleinod meiner Seele mit mir.

So war ich reich: ich hatte Heilige, eine heilige Stätte, Gebete, Menschen, die ich liebte. Nun fand ich die Kraft, mich der Schuld zu entledigen, von der ich mich fast meine ganze Schulzeit hindurch gedrückt fühlte. An einem Morgen in meinem zweiten Semester bekannte ich nicht aus Furcht vor Gott, sondern aus Erbitterung über die Schwäche, von der ich mich jahrelang hatte fesseln lassen, einem Augustinerpater, den ich als einsichtigen Seelsorger hatte rühmen hören, wie oft ich das Sakrament des Altars infolge ungiltiger Beichte empfangen hatte. Der Priester war nicht entsetzt, wie ich erwartet hatte, er ließ meine Reue, obwohl sie nicht übernatürlichen Beweggründen entsprang, gelten und gab mir die Absolution. Die letzte, denn seitdem habe ich nicht mehr gebüßet.

Den Glauben konnte er mir nicht geben. Den habe ich auch jetzt noch nicht gewonnen. Ich hatte auf der Hochschule und später, all die Jahre her nicht einmal die Sonntage zum Philosophieren frei.

Mein Gräberbesitz hat sich gemehrt. Aber Gott ist mir immer noch so fremd und fern wie damals, als er in den Klängen der Signale zu mir sprach. Ich ahne ihn, ich suche ihn, es verletzt mich, wenn man ihn verneint, und ich freue mich der Aposteltapferkeit Carl Zentschs, Johannes Müllers und Friedrich Naumanns.

* * *

Die Heimat am Main tilgte die Schuld, in der sie bei mir stand, bis zum letzten Rest. Sie nahm auch die letzten Schatten des Grauens, womit sie mich in meiner Kindheit krank gemacht hatte, aus meiner Seele.

In meinem ersten Semester begegnete mir jeden Abend im Glacis vor dem Friedhof ein armes altes Weib mit rotentzündeten Augen, auf dem tiefgebückten Rücken eine Last Reisig, das sie vermutlich in den Anlagen als Wintervorrat sammelte. Sie setzte die Last oft ab und stand auf ihren Stod gestützt, auch dann noch tief gebückt, aufatmend da. Sie sah aus wie eine Märchenhexe, aber sie hatte kein Knusperhäuschen. Ich war zu schüchtern, ihr meine Hilfe beim Tragen anzubieten, obwohl es mich drängte, dies zu tun. Aber ich sah sie mir wenigstens, als ich ihr mehrmals begegnet war, ein Herz, ihr ohne ein Wort ein kleines Geldstück zu geben. Das tat ich nun, so oft ich ihr begegnete, im Vorbeigehen, hastig, errötend, und sie rief mir ihren Dank nach. Fern im Westen ragte über dem Doppelbach der Kaserne meiner Batterie die blaue Silhouette der Feste Marienberg in den Abendhimmel. Aber das düstre Rot, das hinter den Türmen der Feste glühte, gerade dort, wo der Felsenbruch liegen mußte, schreckte mich nicht mehr.

Es zog mich nach dem Orte, der so lange als Hexengolgatha meine Seele geschnitten hatte. An einem Sommertage machte ich mich mit meinem Better, der

geduldig mit mir meine Wege ging, und dem ich dafür seine Schulbürde tragen half, auf, den Hegenbruch zu suchen. Ich sagte meinem Begleiter nichts von diesem Ziel und ließ mir nur, als ich in der Höhe hinter der Feste den Hegenbruch zu erkennen glaubte, die Richtigkeit meiner Vermutung bestätigen.

Da war die von Asche und Tränen gedüngte Stätte von Gras und Rosenranken grün und bunt von Blumen. Kartäusernelken und hie und da, unter den Weißlingen und Bläulingen fast verschwindend, einer der kleinen Falter, die der Volksmund Blutströpfchen nennt, waren mit ihrer Blutfarbe außer dem Namen des Orts die einzigen Wegweiser, die die Phantasie von diesem bunt überblühten, von weißen und blauen, rotbraunen und dunkelbraunsamtnen Faltern übergaukelten, von leuchtenden Wolken überwanderten lichten Erdenfleck in die düstre, flammen- und blutrote Zeit des Hegenwahns führten. Diese Wegweiser schreckten niemand, auch mich nicht mehr. Sie wurden wohl nur von wenigen gelesen.

Längst war hier die letzte Träne in der Blut verzischt und die letzte tötende Blut erloschen. Nur die belebende der Sonne machte die wilden Rosenhecken duften, die die Höhe unten säumten. Oben lag, von einem Blitzableiter, einer Ringmauer und einem Posten geschützt, finster und doch heimlich ein Pulvermagazin. Hautboisten und Trommler belebten die helle Stätte nicht, sie selbst sang in der heißen Sonne ihr Bienenlied. Es war dieselbe trauliche Weise, die mir einst Sinnen aus gesungen hatte.



Der rote Hahn

Von Palle Rosenfranz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

Elftes Kapitel. Ein Besuch



ine gedrückte Stimmung lag heute über dem Mittagstisch auf Deichhof. Jnger begriff nicht, was die Eltern hatten, aber es kam ja manchmal vor, daß Mutter auf Vater schalt, und in der Regel hatte Mutter ja recht. Jnger saß nur still und mischte sich nie hinein.

Ehe sie mit dem Essen fertig waren, trat Signe ein und meldete einen fremden Herrn. Assessor Richter, sagte sie, er sei mit dem Rade gekommen und wollte den Herrn Gutsbesitzer gern begrüßen.

Hilmer erhob sich schnell und ging zu ihm hinaus. Emilie zuckte zusammen. Was sollte das bedeuten? Der Brandassessor hier? Sie wurde ganz bleich. Jnger merkte nichts. Sie ballte die Hände und dachte an das, was sie zu Seydewitz gesagt hatte.

Frau Hilmer sagte sich. Jnger, sagte sie, gehe in die Küche hinaus und sage, es soll Kaffee zubereitet werden für den Herrn Assessor — stelle etwas Kuchen heraus ...

Gib ihm Wasser und Brot, sagte Jnger kurz. Das hat er so vielen andern gegeben, der Büttel.

Pst, pst! sagte die Mutter — und Jnger ging mit sehr festen Schritten. Sie haßte den Assessor.

Aber drinnen im Kontor saß Richter und unterhielt sich sehr nett mit Hilmer. Er entschuldigte die Verhaftung von Hans Jepsen nach besten Kräften und sprach lang und breit über den Brand im Myrehaufe. Es war seine Gewohnheit, sich freundlich und vorsichtig seinem Ziele zu nähern.

Hilmer war von der Rücksichtnahme des einflussreichen Mannes ganz angenehm berührt. Er fand es doch verteuft nett von dem Assessor, sich zu ihm hinauszubemühen, um sich bei ihm zu entschuldigen. Er hatte gar nicht gedacht, daß das bei solchen Leuten Sitte war. Er schloß seine Erwiderung ganz freundlich: Lassen wir die Sache ruhn. Ich glaube nicht, daß Sie im Recht sind, aber die Obrigkeit muß selbstverständlich eingreifen. Zu guter Letzt sind wir andern es ja, denen eine tüchtige und wachsame Obrigkeit zugute kommt.

Ja, nicht wahr. Das Ganze ist eine praktische Frage. Sehen Sie mich zum Beispiel an. Das politisch-soziale Ziel dieser Kommission ist, die umschlagreifenden Brandstiftungen zu verhindern, die den Zweck haben, die Versicherungsgesellschaften zu betrügen. Ich habe Stapel von Gesuchen zu Hause von Gesellschaften und Privatleuten. Sie betteln geradezu darum, mich in die Gegend zu bekommen. Ich kann nicht allen helfen — aber hier war es notwendig, hier herrschte ja direkt eine Epidemie.

Hilmer wurde vertraulich: Natürlich, natürlich. Bürgermeister Hansen ist mein Freund, mein aufrichtiger Freund. Ich will ihn nicht mit einem Worte etwa herabsetzen. Aber es fehlt ihm an der festen Hand.

Der Assessor zuckte die Achseln. Mit der festen Hand ist es nun so eine Sache. Sie müssen nicht all den Unsinn glauben, der über mich in den Zeitungen steht. Nein, sehen Sie, ich bin eine Maschine, eine gesellschaftsbeschützende Maschine. Deshalb sitze ich hier mit meinen Protokollen und Spürhunden, umgeben von einem Duzend Arrestanten. Ich bin ein Uhrwerk, das aufgezogen ist, und ich ticke, während ich gehe. Die Gesellschaft hat es geschmiert und in Gang gesetzt. Im übrigen habe ich dieselben Gefühle, Neigungen usw. wie andre Menschen.

Hilmer freute sich über ihn. Ich begreife Sie sehr wohl, Herr Assessor. Es ist mir lieb, daß Sie gekommen sind. Ich hätte Sie nicht aufgesucht, das konnte ich nicht, mit Rücksicht auf den Bürgermeister, aber da Sie nun gekommen sind, so kann ich es ebensogut zuerst wie zuletzt sagen: Ich muß wegen des Brandes hier im Herbst Klarheit haben. Kennen Sie die Sache?

Der Assessor fing an, sich zu interessieren. Ach, ich — ich habe einen Blick hineingeworfen, sagte er leichthin.

Hilmer fuhr fort: Der Herr Bürgermeister meinte, es wäre das beste, sie abzuschließen — mit Rücksicht auf mich, und ich war ihm dankbar dafür. Aber jetzt — einen eigentlichen Verlust habe ich ja nicht gehabt.

Der Assessor fiel ihm ins Wort: Nein, eigentlich haben Sie wohl ganz schön daran verdient. Die Gebäude waren ja schlecht, die Scheunen feucht, und die Konjunkturen harmonisierten damit.

Das paßte Hilmer nicht. Ich habe keinen Pfennig an dem Brande verdient, sagte er. Wahrhaftig! Meine Besingung zerstört, der Betrieb gelähmt, Ausgaben für Neubauten. Wer da sagt, daß ich verdient habe — der lügt.

Der Assessor lächelte gutmütig: Ja — dann haben sich der Herr Bürgermeister und der Herr Assessor Jensen getrrt. Die Herren verstehen ja auch nichts von der Landwirtschaft. Aber lassen Sie mich ehrlich sein. Ihre Interessen und die meinen laufen hier parallel. Auch ich wünsche, daß der Brand aufgeklärt wird. Belämen wir die Sache auf Deichhof in Ordnung, dann würde sicherlich Zug in die Arbeit kommen, und das tut sehr not.

Hilmer war ein wenig mißtrauisch. Ihre Methode, Herr Assessor, ist ja — entschuldigen Sie mich, nicht so recht populär. Aber ich darf vielleicht hoffen, daß Sie Vertrauen zu mir haben werden.

Der Assessor verneigte sich. Aber natürlich, sonst säße ich nicht hier.

Hilmer sprach vertraulich: Ich hatte die Absicht, mich in dieser Sache an den Bürgermeister zu wenden. Ich habe meine Gründe dafür. Aber da Sie sie nun kennen, so — er erhob sich — so fassen Sie zu. Lieber heute als morgen.

Der Assessor sprang ebenfalls auf. Das freut mich, daß wir so schnell einig geworden sind.

Hilmer faßte wieder Verdacht: Wollen Sie damit sagen, daß das der eigentliche Zweck Ihres Besuches hier draußen war?

Der Assessor bereute seine Übereilung, dann sagte er beruhigend: Ehrlich gestanden, ja. Sie sind ein vernünftiger Mann, Gutsbesitzer Hilmer, und soweit ich sehe, verstehen wir einander.

Noch war Hilmer nicht ganz beruhigt. Ich würde doch Wert darauf legen, zu erfahren, welcher äußere Anlaß Sie gerade heute hier herausgeführt hat.

Einfache Höflichkeit, erwiderte der Assessor. Ich wünschte diese Sache nicht mit einer Vorladung einzuleiten. Außerdem, es sind einzelne Formalitäten zu regeln. Diese Sache gehört nicht zu meinen ausdrücklich festgesetzten Aufträgen. In Rücksicht auf den Herrn Bürgermeister muß ich vorher verhandeln.

Hilmer war beruhigt. Ich danke Ihnen für Ihre Rücksichtnahme. Aber da Sie die Sache kennen: haben Sie sich schon irgendeine Meinung darüber gebildet?

Der Assessor unterbrach ihn: Ich vermelde es stets, mir vorher Ansichten zu bilden. Aber ich hätte wohl Lust, mit Ole Madsen zu sprechen.

Ole aus Ryggejød? fragte Hilmer erstaunt.

Ja den, der den Brand entdeckte, sagte der Assessor.

Ole ist ein Mann, der bei mir viel Vertrauen genießt. Er trinkt, er ist vielleicht auch ein bißchen wunderlich. Aber Ole ist ein Tausendkünstler, ein wirkliches Genie, kann ich dem Herrn Assessor versichern.

Der Assessor lachte wieder. Verstehen Sie mich nicht falsch; ich bezichtige Ole Madsen gar nicht, ich wünsche nur mit Ihrer Erlaubnis mit ihm zu sprechen. Es ist ein merkwürdiges Bild, das die Akten dieses Mannes ergeben. Ich hätte Lust, ihn hier zu sehen, außergerichtlich.

Hilmer lachte. Für Ole stehe ich ein.

Der Assessor nahm Platz.

Um so besser. Würden Sie die Güte haben, ihn heraufzurufen und unserm Gespräch beizuwohnen und ihn und mich zu korrigieren?

Mit Vergnügen, sagte Hilmer und ging zum Fenster. Die verdamnte Gardine, die hier aufgehängt ist. Das ist eine Idee von meiner Frau, sie kann die Brandstätte nicht sehen. Ist das nicht komisch?

Der Assessor blickte Hilmer scharf nach, der stand und hantierte an der Gardine.

Also die Hausfrau konnte die Brandstätte nicht sehen. Sieh einer an! Und der Assessor nickte vor sich hin.

Ihre Frau Gemahlin ist vielleicht etwas nervös, fragte er dann freundlich.

Ja — sie ist ein wenig nervös geworden nach dem Brande, antwortete Hilmer vom Fenster aus.

Der Assessor merkte sich diese Worte.

Hilmer rief aus dem Fenster:

D—l—e—, D—l—e—, komm hinauf ins Kontor. Er kommt schon, sagte er und ging zum Tisch zurück, an dem der Assessor saß.

Jnger trat aus der Wohnstube ein. Mutter läßt fragen, ob wir den Kaffee bringen dürfen? fragte sie.

Nein, Kind, warte einen Augenblick, sagte Hilmer. Ich werde es sagen, wenn wir ihn haben wollen. Meine Tochter, fügte er vorstellend hinzu. Der Assessor verneigte sich, und Jnger ging schnell hinaus. Sie fand, er sähe ecklig aus.

In diesem Augenblicke trat Ole Madsen ein.

Der Herr Assessor möchte gern ein bißchen mit dir reden, Ole, sagte Hilmer.

Ole verneigte sich. Es ist mir eine große Ehre. Ich hoffe, daß sich der Herr Assessor nicht meinethwegen herausbemüht haben.

Hilmer fuhr fort: Siehst du, Ole, der Herr Assessor möchte gern wissen ...

Der Assessor unterbrach ihn: Danke, Sie gestatten vielleicht, daß ich ... na, das ist also der Tausendkünstler Ole Madsen.

Ole verneigte sich wieder: Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren — ja ...

Kennen Sie Hans Jepsen? fragte der Assessor. Er konnte nicht direkt darauf losgehn.

Ja, sagte Ole.

Der Assessor fuhr fort: Waren Sie es nicht, der den Brand im Mørehause zuerst entdeckte?

Ole schüttelte den Kopf: Nein, ich bin in meinem Leben nur bei einem Brande dabei gewesen, und das war der Brand auf Deichhof im Spätherbst.

Hilmer mischte sich ins Gespräch. Ja, Ole kam herauf und meldete ihn — wir saßen bei Tisch. Wir waren eben zu Tisch gegangen ...

Ole verbesserte: Ja, das heißt die gnädige Frau und das Fräulein, der Herr Gutsbesitzer waren oben in seinem Zimmer.

Da irrst du dich, Ole, sagte Hilmer.

Aber Ole blieb bei dem, was er gesagt hatte.

Nein, ganz bestimmt, Herr Gutsbesitzer. Der Herr Gutsbesitzer waren oben, um sich die Hände zu waschen.

Hilmer warf einen Blick auf den Assessor, dann sagte er ein wenig ärgerlich: Was ist das nun für ein Unsinn! Ich saß doch bei Tisch, als Ole eintrat.

Ole schüttelte wieder den Kopf: Das stimmt nicht.

Hilmer wollte unterbrechen, aber der Assessor schnitt ihm das Wort ab: Wollen wir Ole nicht reden lassen, Herr Hilmer? Sie können ja nachher immer noch berichtigen, was Ihnen nicht mit den Thatsachen übereinzustimmen scheint. Ich will vor allen Dingen die Wahrhaftigkeit des Mannes prüfen, fügte er gedämpft zu Hilmer hinzu.

Also der Herr Gutsbesitzer kam von oben herab?

Ole fuhr fort: Ja, und das Fräulein sagte, der Herr Gutsbesitzer wäre oben gewesen, sich die Hände zu waschen, weil er in der Scheune schmutzig geworden sei.

Jetzt wurde Hilmer wütend: Ole irrt sich, es war meine Tochter, die oben aus ihrem Zimmer kam.

Ole ließ nicht nach: Ja, der Herr Assessor können ja Fräulein Jnger fragen.

Der Assessor nickte: Ja, das ist keine schlechte Idee, Ole.

Hilmer griff die Idee auf: Ich werde gleich ...

Aber der Affessor hielt ihn auf: Ach nein — darf Ole nicht? Bitten Sie das Fräulein, einen Augenblick hereinzukommen.

Und Ole ging, um die beiden Damen zu holen.

Hilmer war gar nicht wohl zumute. Die Sache ärgerte ihn, er dachte an die Gerüchte und an das Gespräch mit Emilie.

Der Affessor wollte ihn sicher machen. Jetzt sollte das Verhör beginnen.

Besten Herr Gutsbesitzer, Sie sind völlig im Irrtum. Ich will nur die Gelegenheit benutzen, Ihnen zu sagen, daß ich wünsche, der Mann soll frei von der Leber wegreden. Ich habe ihn gar nicht in Verdacht, aber ich will wissen, in wie hohem Grade man sich auf seine Auffassungsgabe und sein Gedächtnis verlassen kann. Sie dürfen wirklich nicht nervös sein. Ich habe keinen Augenblick ...

In diesem Moment kam Ole herein mit Emilie und Inger.

Der Affessor ging ihnen lächelnd entgegen. Er verneigte sich vor der Hausfrau und stellte sich selbst vor: Wir versuchen Ole Madsens Gedächtnis aufzufrischen. Es handelt sich um den Brand hier im Herbst. Emilie griff nach einem Stuhl, der Affessor verfolgte sie mit den Augen. Wir brauchen Sie, Fräulein Hilmer. Besinnen Sie sich noch auf den Tag, an dem es hier draußen brannte und Ole hinaufkam und den Brand meldete? Da kam Ihr Herr Vater aus seinem Zimmer, wo er sich die Hände gewaschen hatte?

Ja, das weiß ich noch ganz gut, sagte Inger; sie verstand kein Wort von der ganzen Geschichte.

Der Affessor wandte sich zu Hilmer und sagte freundlich: Aber dann hat Ole ja doch recht.

Hilmer geriet ins Stottern: Nein, Inger, du kamst doch herab.

Ich? sagte Inger mit allen Zeichen des Staunens.

Hilmer wurde nervös: Ja, das mußt du doch noch wissen.

Der Affessor lächelte: Die Meinungen darüber sind wohl geteilt. Können Sie uns hier zur Klarheit helfen, gnädige Frau?

Ich kann mich nicht darauf besinnen, sagte Emilie kurz mit leicht bebender Stimme.

Der Affessor fuhr freundlich fort: Besinnen Sie sich ein wenig. Die Sache ist ja an sich ganz gleichgiltig; aber es ist merkwürdig, wie schwer es manchmal sein kann, in solche Dinge Klarheit zu bringen. Man sollte meinen, es sei unmöglich, darüber verschiedner Meinung zu sein, und offen gestanden, gnädige Frau, schließen Sie sich Ihrem Mann an, so will ich geneigt sein, zu glauben, daß Ole sich getrrt hat; sonst stehn ja zwei Zeugen etnem gegenüber.

Ich glaube, Ole irrt sich, sagte Emilie. Jetzt wurde sie mutiger.

Der Affessor lächelte und wandte sich zu Ole: Dann müssen Sie nachgeben, Ole.

Hilmer nahm wieder das Wort: Es ist bloß komisch von Inger. Ich komme so oft vom Felde nach Hause und setze mich ohne weitere Toilette zu Tisch — das ist vielleicht nicht *comme il faut* — aber wir sind ja einfache Landleute, und ich kam, wie gesagt, vom Felde nach Hause ...

Ole unterbrach ihn: Da begegnete ich übrigens dem Herrn Gutsbesitzer im nördlichen Scheunentor, ein paar Minuten, bevor der Brand ausbrach.

Wie kannst du nur so etwas sagen, Ole, sagte Hilmer zornig.

Der Affessor lächelte wieder: Täuscht Sie Ihr Gedächtnis nicht, Ole Madsen? Ole ist jedenfalls kein Gedächtniskünstler, sagte er zu Hilmer gewandt.

Ich glaube doch, daß Ole recht hat, fiel Inger ein.

Die Mutter unterbrach sie scharf: Darüber kannst du doch keine Ansicht haben, Kind.

Der Assessor wandte sich zu Jnger: Sieh an, sieh an — Sie halten es ständlg mit Ole, Fräulein. Und Sie, gnädige Frau?

Emilie sprach schnell: Das Kind sagt, was es glaubt. Ich dagegen glaube nicht, daß sie etwas darüber wissen kann, denn ich selbst kann mich auf nichts besinnen. Wenn mein Mann sagt, daß er vom Felde kam, dann kam er vom Felde.

Emilie, sagte Hilmer etwas scharf, du irrst dich. Ich bitte dich nur zu sagen, was du weißt. Du tußt mir keinen Gefallen, wenn du mir nach dem Munde redest. Ich wünsche nicht, daß der Herr Assessor glauben soll, meine Frau und ich —

Der Assessor unterbrach ihn freundlich: Sie mißverstanden das Ganze, Herr Gutsbesitzer.

Haben Sie etwas dagegen, Herr Assessor, daß ich nach der Wirtschaft sehe? fragte Emilie schwach.

Der Assessor verneigte sich. Aber bitte, gnädige Frau! Ich habe Sie gar nicht gebeten zu sprechen. Es handelte sich durchaus nicht um ein Verhör, und es wäre mir äußerst unangenehm, wenn Sie den Eindruck bekommen haben sollten, gnädige Frau.

Ich verstehe sehr wohl, sagte Emilie. Jnger, komm jetzt. Und die Damen verließen den Raum.

Hilmer ging nervös im Zimmer auf und ab, während sich der Assessor ruhig an Ole wandte.

Sprachen Sie mit dem Herrn Gutsbesitzer? fragte er.

Ole schüttelte den Kopf. Nein, der Gutsbesitzer ging so eilig vorbei. Er wollte wohl hinauf und sich vor dem Mittagessen waschen.

Nun konnte Hilmer sich nicht mehr halten: Das ist Blödsinn, Ole. Ole ist zuweilen nicht ganz klar im Oberstübchen. Ich habe ihn dieselbe Geschichte dem Bürgermeister erzählen hören, aber ich sagte auch damals: Das stimmt nicht.

Ole wurde eigensinnig: Doch, es wird schon stimmen. Und was den hier — er deutete auf den Kopf — anlangt, so brauchen der Herr Gutsbesitzer keine Angst zu haben, der ist für mich gut genug.

Von alledem steht nichts in den Protokollen, sagte der Assessor zu Hilmer gewandt.

Hilmer antwortete nervös: Nein, ich hat den Herrn Bürgermeister darum, es nicht einzuschreiben.

Es hätte doch dastehn müssen. Man soll keine Aussage weglassen. Und Ole bleibt ja dabei.

Der Assessor wurde ordentlich guter Laune.

Ole verstand ihn nicht. Was gibts? fragte er.

Der Assessor lächelte. Ich meine, Sie können sich besinnen, daß Sie Herrn Hilmer im Scheunentor trafen?

Ole nickte zufrieden: Ja, und das sogar ganz bestimmt. Er kam aus der südlchen Scheune und bog in den Torweg ein, als ich von draußen kam.

Hilmer verlor die Geduld: Bist du heute betrunken, Ole?

Nein, Herr Gutsbesitzer, heute bin ich nüchtern wie ein Nichts.

Der Assessor fuhr, zu ihm gewandt, fort: Haben Sie jemals geglaubt, Ole, daß das Feuer angelegt war?

Ole nickte heftig: Jasses, gewiß doch, das habe ich ja immer geglaubt.

Warum haben Sie es denn nicht bei den Verhören gesagt, Ole? fragte der Assessor.

Der Herr Bürgermeister wollte nicht auf mich hören. Er sagte, ich wäre verrückt.

Hilmer mischte sich ins Gespräch: Das ist Ole auch, und wenn ich es nicht besser wüßte, so würde ich glauben, Ole wollte mich beschuldigen, meinen eignen Hof angestrichen zu haben.

Ole wurde ganz entsezt: Jasses, nein, das weiß doch der Herr Gutsbesitzer ganz gut, wenn ich das glaube, dann würde ich doch allen möglichen Schwindel aushecken, um den Herrn aus der Patsche zu ziehen.

Hilmer wandte sich zum Assessor: Da können Sie selbst sehen, Herr Assessor, wie wertvoll Ole als Zeuge ist.

Der Assessor lachte und sagte freundlich zu Ole: Sie können gehn, Ole Madsen.

Das ließ sich Ole Madsen nicht zweimal sagen.

Jetzt war Hilmer an der Reihe. Der Assessor wandte sich zu ihm und sagte lächelnd: Das ist verflucht schlecht abgelaufen, Herr Gutsbesitzer.

Hilmer war nicht wohl zumute. Was bedeutete alles dies hier? Er sagte etwas mürrisch: Sie sollten sich nicht darum kümmern, Herr Assessor, was er sagt. Er ist ein bißchen verrückt — stark verfallen.

Der Assessor zuckte die Achseln: Aber trotzdem genießt der Mann Ihr volles Vertrauen. Kann er das Feuer angelegt haben?

Hilmer geriet in Eifer. Kein Gedanke! Der Bürgermeister glaubt es auch, aber er kam gemeinsam mit dem Viehjuden zur Stelle, als es schon brannte. Er kam von zu Hause, von Ryggefjed, zwanzig Minuten Weg von hier.

Der Assessor unterbrach ihn: Da, sagte er übrigens, er traf Sie im Torweg. Ist das nicht wahr? Begegneten Sie ihm im Tor?

Nein, soviel ich weiß, sagte Hilmer unsicher.

Der Assessor blickte Hilmer an: Was soll das nun heißen, nein, soviel Sie wissen — entweder Sie haben ihn getroffen, und dann wissen Sie es, oder Sie haben ihn nicht getroffen, und dann wissen Sie auch das.

Ich kann mich nicht entsinnen, sagte Hilmer hilflos. Jetzt begriff er erst, daß die Dinge nicht zum besten standen.

Der Assessor hatte sich erhoben. Er sprach fester als zuvor, weniger freundlich: Hören Sie nun, Herr Hilmer. Das gefällt mir nicht. Sie meinen vielleicht, dieses ganze Gespräch wäre zufällig. Das kommt daher, daß Sie mich nicht kennen. Nicht ein Wort ist zufällig. Alles, was hier gesagt worden ist, habe ich schon früher gehört, klaisch, wenn Sie wollen, auch amtsmäßiges Wissen. Ich habe mit eignen Augen zu sehen gewünscht, und das habe ich jetzt getan. In jedem Punkte stehn Sie in einem falschen Licht. Oles Aussage, die Äußerungen Ihrer Tochter, Ihre sehr bedeutungsvollen Worte zu Ihrer Gattin und jetzt Ihre eignen Worte zu mir. Nun können Sie sich meiner Seel nicht mehr auf die Er-eignisse befinden, die sich im buchstäblichsten Sinne des Wortes Ihrem Gedächtnis eingebrannt haben müssen.

Man kann nicht jede Kleinigkeit im Kopf behalten, unterbrach ihn Hilmer.

Der Assessor fuhr fort: Auf diese Dinge sollen Sie sich hier, meiner Seel, befinden können, und können Sie es nicht, dann ist es eben Ihr Schade. Der Assessor war in einen scharfen Verhörton übergegangen.

Hilmer fuhr auf: Verzeihung, Herr Assessor, Sie vergessen doch wohl, daß dieses Gespräch in meinem Zimmer geführt wird.

Der Assessor nahm sich zusammen: Nein, Herr Gutsbesitzer, das vergesse ich gerade nicht, und deshalb nimmt das Gespräch einen andern Ausgang, als es sonst genommen hätte. Ich bin als Gast hierher gekommen, Sie haben mich als Gast aufgenommen, und in dem Punkt bin ich altmodisch. Ich respektiere die Gastfreundschaft. Also schreibe ich hier ab. Ich möchte Sie vielleicht nur noch einmal fragen, ob Sie bei Ihrem Wunsche beharren, daß ich die Brandsache noch einmal aufnehme.

Hilmer sammelte sich. Ich bin Ihnen dankbar für Ihre Frage, und ich werde Ihnen antworten. Ich wünsche jetzt mehr als jemals, daß die Sache aufgenommen wird. Aber ich wünsche nicht, daß Sie sie aufnehmen.

Der Assessor blickte ihn scharf an. Und wenn ich es wünsche?

Dann will ich all den zweifellosen Einfluß, den ich nicht allein an diesem Ort, sondern auch an höherer Stelle habe, anwenden, um dies zu verhindern.

Ich will mir nicht erlauben, Ihre Aufrichtigkeit zu bezweifeln, sagte der Assessor, aber ich will Ihnen etwas sagen: Sie unterschätzen mich, und Sie erweisen Ihrer Sache keinen Dienst.

Hilmer wurde wütend: Ich habe von dieser einen Konferenz genug gehabt. Ich wünsche keine weiteren. Sie haben Ihre Flagge nicht gleich offen gehißt, und das genügt mir.

Der Assessor sammelte sich: Das ist also eine Herausforderung.

Fassen Sie es auf, wie Sie wollen, sagte Hilmer kurz.

Der Assessor verneigte sich. Sie haben vielleicht die Güte, mich Ihrer Familie zu empfehlen.

In diesem Augenblick trat Inger ein. Mutter fragt, ob Signe den Kaffee bringen soll.

Der Assessor verbeugte sich wieder: Nicht für mich.

Und ohne ein weiteres Wort verließ er das Zimmer.

Inger wurde ganz verdußt. Warum ist er gegangen? fragte sie hilflos und sah Richter nach, der die Tür hart hinter sich zuschlug.

Hilmer saß sich an den Kopf. Du hast heute deinem Vater mehr Verdruß bereitet, als du ahnst, mein Kind. O Gott, o Gott, das hatte ich doch nicht verdient.

Emilie stand auf der Schwelle des Wohnzimmers, bleich und unruhig.

Inger, sagte Hilmer, sage Sie, daß er anspannt. Ich muß sofort zum Bürgermeister hinein. Er glaubt, daß ich selbst meinen Hof abgebrannt habe. Er glaubt — Gott im Himmel steh uns allen bei!

Emilie schwankte, und ehe Inger dazukam, sank sie gegen den Tisch um und glitt zu Boden.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 5. September 1909

(Die Ergebnisse des Reichshaushalts für 1908. Ein Nachwort zum Rathorizentage.)

Vor wenigen Tagen ist im Reichsanzeiger der Rechnungsabluß der Reichshauptkasse für das Jahr 1908 veröffentlicht worden. Diese Mitteilung der Ergebnisse der Reichsfinanzwirtschaft im verfloßenen Rechnungsjahr spricht eine sehr deutliche Sprache. Die Angaben über die Bewirtschaftung der einzelnen Verwaltungsefforts beweisen, daß überall das Bestreben, Ersparnisse zu machen, sehr entschieden hervorgetreten ist. Aber die Einnahmen des Reichs sind so sehr hinter den Voranschlägen zurückgeblieben, daß der Abluß doch zuletzt ein Defizit von rund 122 Millionen Mark aufweist. Da nun noch die andern Rückstände aus frühern Jahren hinzukommen und alle diese Fehlbeträge durch eine Anleihe gedeckt werden sollen, so wird man sich jetzt unter nicht besonders günstigen Umständen auf eine Reichsanleihe gefaßt machen müssen, deren Höhe hinter der Summe von 300 Millionen nicht weit zurückbleiben wird.

Wenn es noch eines besondern Beweises für die Dringlichkeit der Reichsfinanzreform bedürfte, so wäre er hiermit gegeben. Vor allem ergibt sich daraus, wie schwer die Notwendigkeit, die Reform wenigstens nach der einen Seite hin — der Beschaffung neuer Einnahmequellen — zum Abluß zu bringen, auf den verbündeten Regierungen lastete. So schwer, daß sie allerdings im entscheidenden Augenblick nicht zögern konnten, die andre Forderung, die im Interesse der Neuordnung der Reichsfinanzen geboten war, fallen zu lassen, nämlich die organisierte Seite der Sache, die dem Reiche gestattet hätte, seine Einnahmen und Ausgaben den eignen Bedürfnissen entsprechend zu regeln, ohne in die Finanzwirtschaft der Einzelstaaten störend oder gar zerrüttend eingreifen zu müssen. Die verbündeten Regierungen folgten also einem Gebot der Not, als sie unter allen Umständen wenigstens darauf bestanden, daß dem Reiche neue Einnahmen in einer bestimmten Höhe bewilligt wurden. Und dabei mußten sie sich durchaus an das Erreichbare halten. Erwägt man alle diese Umstände recht, so wird man bei der Kritik der zur Sanierung der Reichsfinanzen vor zwei Monaten beschlossenen Maßregeln vernünftigerweise jeden Tadel ausschalten müssen, der sich nur auf die Höhe der bewilligten neuen Steuern bezieht. Es läßt sich darüber streiten, ob Mehreinnahmen in der gleichen Höhe nicht auf zweckmäßigere Art zu beschaffen gewesen wären. Aber die gegenwärtige Finanzlage zeigt, daß man gezwungen war, die Lösung zu nehmen, die sich bot, und daß man vor allen Dingen nicht warten konnte, bis die Möglichkeit, etwas Besseres zu erhalten, gefunden war. Das Ergebnis wäre ja doch auch dann in dem Punkte dasselbe gewesen, daß die Höhe der neuen Steuern zu beweglichen Klagen geführt hätte. Die Opfer sind nun einmal nicht zu umgehen; sie mußten gebracht werden. Deshalb muß auch vor der klaren Erkenntnis dieser Tatsache jedes Parteibestreben haltmachen, soweit es nicht den Staat selbst und seine Grundlagen verneinen will.

Die veröffentlichten Ergebnisse unserer Finanzwirtschaft für 1908 sind aber auch in andrer Beziehung für die Beurteilung der Lage wichtig. Zunächst sei auf die Einnahmungen hingewiesen, die die wirklichen Einnahmen aus verschiedenen Quellen gegenüber den Voranschlägen gebracht haben. Freilich sind aus andern Einnahmequellen Mehreinträge zu verzeichnen. Aber die Bälle sind um 121 Millionen gegen den Voranschlag zurückgeblieben. Das ist ungefähr der Gesamtbetrag

des Defizits. Während sich also die übrigen Schwankungen ungefähr ausgleichen, liegt hier ein gewaltiger Ausfall vor. Nun darf man sich freilich nicht zu vor-
 schnellen Folgerungen dadurch verleiten lassen. Der Ertrag der Zölle wird natürlich
 immer von der weltwirtschaftlichen Konjunktur abhängig sein und ist infolgedessen
 stärkeren Schwankungen unterworfen, die sich schwer voraussehen lassen, und für
 deren zum Teil recht komplizierte Ursachen selten eine allgemein anerkannte und
 allseitig überzeugende Deutung möglich sein wird. Immerhin wird man an der
 Tatsache nicht vorbeigehen können, daß die Zölle in der verfassungsmäßigen Organi-
 sation unsers Reichsfinanzwesens im Laufe der geschichtlichen Entwicklung eine
 solche Bedeutung erlangt haben, daß ein unerwarteter Minderertrag auf diesem
 Gebiete besonders störend empfunden werden muß. Nun wird es ja vielleicht möglich
 sein, die Verbrauchssteuern, die ja doch immer das Rückgrat unsrer Reichseinnahmen
 bleiben müssen, so zu gestalten, daß wir an ihnen in ihrer Gesamtheit so bedeutende
 Fehlschläge nicht erleben. Ist es doch schon jetzt gelungen, den Gesamtertrag dieser
 Reichssteuern in der Höhe zu erhalten, wie es der Summe der in den Voranschlag
 eingestellten Beträge ungefähr entspricht. Und das, obwohl unter diesen Steuern
 manche sind, die nach ihrer bisherigen Gestaltung überhaupt schon nicht allzuviel
 erwarten ließen. Wir erinnern nur an die unzumutbar eingerichtete Fahrten-
 steuer, die auch im Jahre 1908 fünf Millionen weniger gebracht hat, als erhofft
 wurde. Wie man aber später auch einzelnes in diesem Steuerapparat verbessern
 möge, jedenfalls wird man über kurz oder lang doch daran denken müssen, die
 dem Reich zufließenden indirekten Steuern durch eine selbständige Einnahmequelle
 zu verstärken, die eine zuverlässigere Ergänzung bildet als die Zölle, und deren
 Ertrag mehr von der Verteilung des Besitzes als von wechselnden Konjunkturen
 und Bedürfnissen abhängt. Es ist falsch, unliebsame Ausfälle in den Steuer-
 erträgen in allen Fällen allein auf das steuerpolitische Ungekönn der Gesetzgeber
 zurückzuführen; Differenzen zwischen den wirklichen Einnahmen und den Vor-
 anschlägen werden auch dem gewiegtesten Finanzmann im Reichshaushalt passieren.
 Aber gerade deshalb dürfen wir nicht die Augen verschließen gegen die Wahrschei-
 nlichkeit, daß der Stand unsrer Reichsfinanzen uns in nicht zu ferner Zeit zwingen
 wird, zu dem Grundgedanken der Bülow-Syboldschen Finanzreform zurückzukehren,
 indem wir der stärkeren Anspannung der indirekten Steuerleistung ein Gegengewicht
 geben in der Einführung einer Besitzsteuer in geeigneter Form auch für das Reich.
 Denn solange Bevölkerung und Wohlstand im Deutschen Reich steigt, wird uns
 keine noch so große Sparsamkeit vor einem weiteren Steigen des Ausgabebedarfs
 im Reichshaushalt schützen können. Je mehr dann aber das System der indirekten
 Steuern ausgebaut wird, desto schwerer muß die Schätzung des Ertrages werden,
 mit desto größeren Schwankungen ist zu rechnen. Nicht der wachsende Steuerdruck
 — das ist dummes Zeug! —, wohl aber diese Schwankungen und ihre Rück-
 wirkungen auf die Finanzen der Einzelstaaten werden mehr und mehr dazu
 zwingen, den eignen Einnahmen des Reichs einen bessern Rückhalt zu geben in
 einer ergiebigen Steuerquelle, deren Ertrag sich besser dem wirklichen Stande des
 Volksvermögens anpaßt als die Abgaben, die den Konsum oder einzelne Vermögens-
 anlagen belasten.

Von dieser Einsicht, deren Sieg wir im Interesse einer gerechten und zweck-
 mäßigen Entwicklung unsrer Steuerpolitik wünschen möchten, und die in ihrer
 praktischen Anwendung ebenso mit konservativen Grundsätzen vereinbar ist, wie sie
 den liberalen Wünschen entgegenkommt, kann es nur ablenken, wenn durch eine
 Agitation, die nur Parteizwecken dienen kann, dem Verständnis für die Notwendig-
 keit und den wahren Umfang der zu übernehmenden Lasten entgegengearbeitet wird.
 Es ist eigentlich selbstverständlich, daß die allgemeine, künstlich gemachte Verwirrung
 der Begriffe über die wahren Wirkungen der neuen Steuern und Steuererhöhungen

ein Haupthindernis werden muß für das Sammeln von Erfahrungen, die auf diesem Gebiete im Interesse der Gerechtigkeit von großem Werte sind. Es wäre nicht uninteressant, die Fehlerkette zu verfolgen, die aus den Übertreibungen der Klagen über die Steuerlast entsteht. Die berechnigte und sogar vom Gesetzgeber beabsichtigte Abwälzung der Steuern auf den Konsumenten wird vom Produzenten benutzt, um einen größern Vorteil herauszuschlagen, als durch die Steuererhöhung bedingt ist. Dem Konsumenten wird aus Parteilichkeit weißgemacht, daß sei die notwendige Folge der neuen Steuern. Aus den falschen Vorstellungen über das wirkliche Maß der Lasten und aus den falschen Maßregeln zu ihrer Vermeidung — zum Beispiel Anhäufung von Vorräten in überflüssigem Umfang, Einschränkung des Konsums über das notwendige Maß hinaus — entstehen unerwartete Verschiebungen in Angebot und Nachfrage, die nun erst alle die Übel nach sich ziehen, die bei ruhiger Übernahme der notwendigen unbedeutenden Mehrbelastung und bei verständiger Abwehr unberechtigter Zwischengewinne wohl zu vermeiden gewesen wären. Und insobessen treffen auch wieder die Berechnungen der Reichsfinanzverwaltung nicht ein, und es müssen neue Steuerexperimente gemacht werden. Das würde alles vermieden werden, wenn das Finanzwesen des Reichs endlich einmal auf so feste Grundlagen gestellt werden könnte, daß der Reichsschatzsekretär einmal die Wunschulrute, mit der er fortwährend nach einzelnen kleinen Einnahmequellen suchen muß, in die Ecke stellen könnte. Denn alle die soeben geschilderten Übelstände regulieren sich von selber, wenn die Einrichtungen, die sie hervorgerufen haben, Zeit haben, sich einzuleben. Darum geht das allgemeine Interesse dahin, dieses Einleben zu beschleunigen, und das geschieht am besten durch verständige, ruhige und kühle Prüfung der zu übernehmenden Lasten, Abwehr unberechtigter Ausnutzung der Situation, vor allem aber Vermeidung von Übertreibungen, die nicht wirtschaftspolitische, sondern wahlpolitische Zwecke verfolgen.

Wir haben schon vor acht Tagen des Breslauer Katholikentages gedacht, der inzwischen den erwarteten Verlauf genommen hat. Wir wiederholen, daß wir durchaus nicht blind sind gegen die Bedeutung, die diese Veranstaltung für das religiös-kirchliche Leben der deutschen Katholiken hat. Es ist selbstverständlich dafür gesorgt, daß diese Bedeutung gerade genug zum Ausdruck kommt, um nicht nur die Teilnahme der kirchlichen Organe selbst, sondern auch die Beteiligung hervorragender Persönlichkeiten katholischen Bekenntnisses aus verschiedenen Parteilagern zu ermöglichen. Um nur ein Beispiel zu nennen, so hat dem Breslauer Katholikentag auch der Fürst Hagfeld, Herzog von Trachenberg, der einstige Oberpräsident von Schlesien, beigewohnt, obwohl er im Reichstage der Fraktion der Reichspartei angehört und von Zentrumsneigungen weit entfernt ist. Aber bei aller Würdigung dieser religiösen Bedeutung des Katholikentages kann sich ein unbefangener Beobachter doch nicht der Feststellung entziehen, daß auch die Breslauer Generalversammlung wieder die Erfahrung bestätigt hat, daß die Politik davon nicht ferngehalten werden kann. Und diese Politik erscheint — daran ist kein Zweifel — im Gewande des Zentrums; so ist es ja auch immer gewesen. Die Versicherung, daß der Katholikentag keine Politik treibe, gänzlich unpolitisch sei — diese Versicherung haben wir diesmal sogar öfter und nachdrücklicher als sonst gehört; eine etwas weniger beflissene Betonung des unpolitischen Charakters hätte vielleicht den außenstehenden Beobachter nicht so sehr gereizt, nach dem Grunde der Versicherung zu fragen. Wir wollen aber gern glauben, daß es für einen großen Teil der Versammlung wirklich ein Bedürfnis war, das zu hören, und daß sie es ehrlich so meinten und wollten. Es ist aber immer sehr schwer, in einer gleichgestimmten, von derselben religiösen und sittlichen Weltanschauung beseelten Versammlung, die sich über alle möglichen, sie gemeinsam bewegenden Fragen unterhält, zu bestimmen, wo die Politik anfängt und wo sie aufhört. Man hat

tatsächlich politische Fragen berührt und sogar ausgiebig behandelt, und die darüber sprachen, waren Zentrumsleute. Es ist auch viel bemerkt worden, daß die polnischen Katholiken aufgefordert worden waren, als eine besondere Körperschaft in der Generalversammlung zu erscheinen und in ihrer Muttersprache zu reden. Dem Gebrauch der polnischen Sprache hat die Behörde in durchaus einwandfreier Auslegung der Bestimmungen des Vereinsgesetzes verhindert. Wir wollen nicht zu sehr mit dem Kardinal Ropp rechten, daß er es für nötig hielt, sein Bedauern darüber auszusprechen; denn wir verstehen durchaus nicht die eigentümlichen Schwierigkeiten der Stellung dieses durchaus loyalen Kirchenfürsten. Aber wir meinen, wenn auf einer Generalversammlung deutscher Katholiken für die in jener Gegend und den angrenzenden Landesteilen wohnenden Polen preußischer Staatsangehörigkeit überhaupt das Bedürfnis der Teilnahme bestand, so konnten sie sich sehr wohl der deutschen Sprache bedienen, die sie tatsächlich alle beherrschen. Die verhältnismäßig wenigen Ausnahmen wären ja ohnehin nicht nach Breslau gekommen. Die Zumutung, Neben in einer Sprache anhören zu müssen, von denen der bei weitem größte Teil der Versammlung auch nicht ein Atom verstand, wäre an die Teilnehmer des Katholikentages auch nie gestellt worden, wenn es sich eben nicht darum gehandelt hätte, einem politischen Bedürfnis des Zentrums zu entsprechen. Durch die demonstrative Anerkennung der Gleichberechtigung der Sprachen bei einer Gelegenheit, wo es an sich ganz überflüssig und sogar störend war, sollte die Auffassung des Zentrums gegenüber der preußischen Polenpolitik indirekt bekundet werden. Und den politischen Motiven konnte hier ganz unauffällig ein religiöses Mäntelchen umgehängt werden. So ist denn auch dieser Katholikentag wieder nebenbei ein Parteitag des Zentrums geworden.

Aus dem Wirtschaftsleben

6. September 1909

(Noch einmal die Stempelsteuergesetze — Zweimonatsbilanzen — Postfachverkehr und internationaler Postgiroverkehr — Vom internationalen Geldmarkt.)

Der Fachmann muß sich wundern über den Mut der Handelspresse, mit dem diese in letzter Zeit wiederholt nach dem Gesetzgeber gerufen hat, so z. B. zur Regelung des Revisionswesens. Nach den wenig erfreulichen Erfahrungen, die mit der Bank-, Börsen- und Steuergesetzgebung gemacht worden sind, müssen wir selbst bei so wichtigen Fragen, wie es die gesetzliche Regelung des Depositenwesens und auch die des Revisionswesens sind, heute zur größten Vorsicht mahnen. Vergeht doch kaum ein Tag, an dem nicht neue Lücken der Stempelsteuergesetzgebung ausgegraben werden. Ganz abgesehen von den wirtschaftlichen Folgen der Mängel, die vielleicht gar nicht so weittragend sind, ist es im höchsten Grade zu bedauern, daß weiten Kreisen Gelegenheit gegeben worden ist, nun schon wochenlang darüber nachzusinnen, ob nicht die mangelhafte Redaktion der Gesetze neue Wege offen läßt, die eine Umgehung der Gesetze, eine Steuerhinterziehung, ermöglichen.

Es ist eine alte Tatsache, so pflegt ein bekannter Rechtsgelehrter seinen Hörern wieder und wieder zu klagen, daß wir Deutschen keine glückliche Hand in der Formulierung von Rechtsnormen haben, aber bei der neuen Steuergesetzgebung haben wir diese Schwäche doch gar zu sehr offen gelegt. So ist der Stempel auf eine gewisse Art von Wertpapieren, der erhöht werden sollte, versehentlich ermäßigt worden! Eine auffällige Folge ist es auch, daß sich die Vereinigung Berliner Banken und Bankiers veranlaßt gesehen hat, um die Lücken der Gesetze zuzustopfen, fehlende Rechtsätze zu „beschließen“, ohne auch nur die Ausführungsbestimmungen abzuwarten. Die Plakanzweisungen sind einerseits durch das Wechselstempelsteuergesetz vom Wechselstempel befreit, andererseits durch das Reichsstempelgesetz dem Schenkstempel nicht unterworfen, da sie keineswegs ohne weiteres als Bankquittungen gelten

können. Es ist somit ein Mittel zur Umgehung des Scheckstempels gegeben, wenn ihm auch gegenüber dem Scheck verschiedene Mängel anhaften. Diese für die Banken ungemütliche Situation glaubte die Vereinigung Berliner Banken und Bankiers durch den einstimmigen Beschluß beseitigen zu müssen, „daß in Zukunft grundsätzlich nur solche Anweisungen honoriert werden sollen, die mit einer ordnungsmäßigen Quittung präsentiert werden“, da die Quittung, die sich die Berliner Banken von dem Überbringer einer Anweisung auf dieser ausstellen lassen, aller Voraussicht nach dem Stempel für Bankquittungen unterliegen würde.

Diese neue Art der Rechtsbildung ist ebenso interessant wie die Tatsache, daß man heute gewisse Stempelsteuern als für das materielle Wohl unsers Volkes notwendig bezeichnet, die noch vor Jahresfrist von denselben Stellen aus als dem materiellen Wohle der Gesamtheit schädlich bezeichnet wurden.

Zum drittenmal veröffentlichten die Berliner Großbanken und einige Provinzbanken die sogenannten Zweimonatsbilanzen, deren wichtigste wir in der folgenden Übersicht (S. 535) ziffernmäßig wiedergeben.

Die Bilanzen zeigen die auffällige Erscheinung, daß sich trotz der wirtschaftlichen Depression die Liquidität der Banken noch nicht gebessert hat, ein Zeichen dafür, daß die Banken zur Zeit der Hochkonjunktur ihre Mittel über ein gesundes Maß hinaus festgelegt haben. Wie aber sollen die Banken den Anforderungen der nächsten Hochkonjunktur gewachsen sein, wenn schon jetzt ihre Liquidität zu wünschen übrig läßt? Die Situation beweist von neuem, daß die Banken eben doch (entgegen der Ansicht eines hervorragenden Bankletters, im Bankarchiv vom 1. Januar 1909) für die Verwendung des Kredits, den sie gewähren, verantwortlich sind und nicht nur für die Sicherung ihrer Kredite.

Andererseits lassen die Bilanzen erkennen, daß das vereinbarte gemeinsame Schema doch noch starke Abweichungen unter den Ausweisposten der verschiedenen Banken zuläßt. Deshalb ist eine erhebliche Erweiterung des Schemas unerläßlich, und wir geben im folgenden das von dem Sachverständigen bei der Bankenquete Georg Bernhardt entworfene Normalschema für die Zwischenbilanzen wieder, nachdem wir seinen Entwurf einer Jahresbilanz bereits im zweiten Quartal der Grenzboten auf Seite 650 abgedruckt haben.

Aktiva:

Bestand an Gold und Banknoten.

Guthaben bei deutschen Notenbanken.

Sorten, Coupons, gelöste Papiere und kurzfristige Schapanweisungen.

Inländische Wechsel:

1. vierwöchige,

2. längere.

Ausländische Wechsel.

Reports und Vorstüsse.

Guthaben auf Konto nostro:

1. in Deutschland,

2. im Ausland.

Guthaben in laufender Rechnung:

1. im Inland,

2. im Ausland.

Davon durch bürsengängige Wertpapiere gedeckt.

Bürgschaftsdebitoren.

Kommanditen und dauernde Beteiligungen.

Eigene Wertpapiere:

1. Münbellsichere inländische Wertpapiere,
2. sonstige bei der Reichsbank beleihbare Wertpapiere,
3. sonstige inländische Wertpapiere,
4. ausländische, bei der Reichsbank oder einer großen westeuropäischen Notenbank beleihbare Wertpapiere,
5. sonstige ausländische Wertpapiere.

Konfortialeinzahlungen auf:

1. inländische Wertpapiere,
2. ausländische Wertpapiere,
3. sonstige Geschäfte.

Immobilien.**Passiva:****Aktienkapital.****Reserven.****Schulden:**

1. an Banken und Bankiers,
dabon an ausländische;
2. sonstige Schulden,
dabon ohne Kündigungsfrist,
" an ausländische Gläubiger,
" " inländische Gläubiger.

Akzepte.**Arealakzepte und Warenakzepte.**

An noch nicht verfallenen mit unserm Giro versehenen Wechseln befanden sich im Umlauf.

In dieser Übersicht, die ein vorzügliches Bild von dem Status der Banken geben würde, ist besonders die Trennung der Guthaben und Schulden in inländische und ausländische sehr zu beklagen, da auf diese Weise in Verbindung mit der gesonderten Angabe der Auslandswechsel ein weiteres, einigermaßen zuverlässiges Mittel geschaffen wird, um den Stand der Zahlungsbilanz zu schätzen.

Würden sich die Banken außerdem entschließen können, diese erweiterten Übersichten statt aller zwei Monate jeden Monat zu veröffentlichen, so wäre damit die Bilanzklarheit und -wahrheit um ein bedeutendes gefördert. Freiwillig dürften sich die Banken allerdings weder zu dem einen noch zu dem andern entschließen.

Die Entwicklung des deutschen Postscheckverkehrs hat sich so glänzend gestaltet, wie man es erwarten durfte. Im Zeitraum von nur sieben Monaten hat die Zahl der Kontoinhaber bereits die stattliche Höhe von 30407 erreicht, während in Österreich nach sechsundzwanzigjähriger Entwicklung erst 90500 Konten vorhanden sind. Der Gesamtumsatz betrug in Deutschland bis zum 30. Juli etwa 4,4 Milliarden Mark gegen etwa 12 Milliarden in Österreich; die Gesamtguthaben der Kontoinhaber beliefen sich am 1. August auf 50592167 Mark. Trotz dieser hohen Ziffern besagen zahlreiche Klagen aus dem Kreise der Kontoinhaber, daß die von Anfang an nichts weniger als großzügige Handhabung des Scheckverkehrs einer viel schnelleren Entwicklung hinderlich ist. Die Strafgebühr von sieben Pfennigen in allen Fällen, wo die Zahl der Buchungen auf einem Konto 600 übersteigt, sowie die mangelhafte Verbindung zwischen dem Postscheckkonto und dem Reichsbankgirokonto sind einer weiteren Entwicklung des Verkehrs in hohem Maße hinderlich. Der Einwand der Postverwaltung, daß später in beiden Fällen Erleichterungen eintreten sollen, daß man aber zunächst die Entwicklung abwarten und

	Deutsche Bank			Dresdner Bank			Diskonto-Ges.			Darlehnsbank			Schaffhauf.			Com. u. Dist.			National-Bank			Mittelb. Gr.			Allg. Deutsche Credit-Anstalt		
	30. April	30. Juni	30. April	30. Juni	30. April	30. Juni	30. April	30. Juni	30. April	30. Juni	30. April	30. Juni	30. April	30. Juni	30. April	30. Juni	30. April	30. Juni	30. April	30. Juni	30. April	30. Juni	30. April	30. Juni			
Aktiva																											
Kasse, fremde Geldsorten und Coupons	114,82	85,77	23,95	42,20			30,44	34,91		50,25	32,97		11,83	14,16		13,01	11,13		5,85	9,22		6,24	8,11		7,60	11,74	
Wechsel u. deutsche Schecks annehmungen	646,83	572,84	259,96	221,50	194,78	169,50	194,78	169,50	159,04	130,05		67,45	68,54		80,77	76,78		49,83	51,38		29,38	26,59		81,14	70,54		
Guthaben bei Banken u. Banquiers	71,31	78,15	31,76	32,76	67,23	46,27			29,61	24,04		12,42	11,29		20,20	19,00		14,06	8,11		2,98	2,86		8,74	8,92		
Reporten und Lombards	234,97	281,10	117,88	139,22	74,58	81,90			91,53	104,12		29,53	34,45		44,95	49,88		63,60	73,30		21,99	19,80		7,06	7,03		
Vorschüsse auf Waren u. Warenverkäufungen . .	43,68	34,25	40,65	35,98	79,24	63,38			11,68	10,28		—	—		13,98	17,63		—	—		1,43	1,38		18,53	18,11		
Eigene Wertpapiere . . .	36,02	51,31	57,22	54,45	33,42	23,78			47,04	51,55		42,71	43,01		31,21	31,82		24,55	26,51		5,13	5,89		21,34	27,34		
Konfiskationsbeteiligungen .	24,19	23,05	41,72	36,30	63,16	48,47			46,05	44,93		28,33	24,09		13,66	13,90		32,73	31,88		7,85	8,17		8,30	9,04		
Dauernde Beteiligung b. andern Bankinstituten und Bankfirmen	65,40	63,96	31,49	31,28	100,48	101,46			33,61	31,57		24,27	24,22		10,09	10,09		—	—		2,43	2,46		16,76	16,75		
Debitoren in laufender Rechnung	651,19	616,32	449,42	457,32	270,85	320,79			257,98	277,00		313,44	291,67		152,76	153,84		139,94	146,06		100,07	99,95		187,58	195,64		
Passiva																											
Kapital	200,00	200,00	180,00	180,00	170,00	170,00			154,00	154,00		145,00	145,00		85,00	85,00		80,00	80,00		54,00	54,00		90,00	90,00		
Reserven	103,70	103,70	51,50	51,50	57,59	57,59			30,25	30,25		34,15	34,15		12,80	12,80		13,22	13,22		7,68	7,68		37,85	37,85		
Debitoren in laufender Rechnung	872,83	817,06	408,52	409,98	278,53	256,51			356,95	344,47		207,19	190,60		141,47	141,27		151,34	168,07		56,44	57,24		93,69	112,27		
Depositen	479,78	471,49	212,63	222,47	230,82	233,26			95,05	86,97		74,64	73,33		74,05	80,39		34,10	33,70		17,42	16,83		93,72	79,72		
Werte und Schecks . . .	249,04	224,19	223,49	209,74	179,76	179,89			98,14	99,02		82,21	82,44		70,00	70,40		52,77	52,39		45,36	42,88		58,15	53,81		
Abz.-Verpflichtungen . .	84,14	92,07	35,80	34,73	37,26	38,30			16,14	17,96		50,44	51,68		16,83	16,76		11,23	11,24		4,69	5,21		3,46	3,26		
Sonstige Passiven	15,15	21,25	4,55	5,73	4,06	3,51			0,34	0,59		3,16	3,83		8,92	6,50		3,77	4,19		2,51	3,19		6,07	12,57		

beobachten müsse, kann nicht gelten, da wir Gelegenheit hatten, die Entwicklung des gleichen Geschäftszweiges im Nachbarlande seit vielen Jahren zu beobachten; es wäre deshalb dringend wünschenswert, daß die Postverwaltung die erwähnten Mängel möglichst umgehend beseitigt.

Ferner wäre dringend zu wünschen, daß die deutschen Postverwaltungen nunmehr, nachdem der deutsche Postfachverkehr eine so günstige Entwicklung genommen hat, der Einrichtung des internationalen Postgiroverkehrs mit Österreich und der Schweiz nähertreten. Wir hoffen, daß man hierbei weniger zaghaft vorgehen wird als bei der Einrichtung des deutschen Postfachverkehrs. Auch hier steht die Erfahrung der österreichischen Postsparkasse zur Verfügung, sodaß einer großzügig-kaufmännischen Einrichtung gleich von Beginn an nichts im Wege liegt.

Vom internationalen Geldmarkt ist eine wichtige Neuierung zu berichten. Die Bank von Frankreich will dazu übergehen, ständig ein Devisenportefeuille zu halten, während sie bisher nur in Krisenzeiten Wechsel auf England in größeren Beträgen erworben hat. Man hat die Neuierung in Verbindung gebracht mit den Klagen des Gouverneurs der Bank über die Schattenseiten des großen Geldvorrats von zurzeit etwa 3700 Millionen Franken, den er als eine kostspielige Last bezeichnete. Von offiziellen französischen Kreisen ist dagegen erklärt worden, daß nur nationalwirtschaftliche Gründe maßgebend seien. Die Bank wolle lediglich ihrer Kundenschaft entgegenkommen, indem sie ihr durch den Ankauf von Devisen die Verfügung über die Auslandsguthaben erleichtere. In dieser Formulierung klingen die Gründe wenig wahrscheinlich. Wenn die Bank dauernd am internationalen Geldmarkt als Geldgeber auftreten will, so liegt die Vermutung nahe, daß auch sie, ähnlich wie andre europäische Zentralnotenbanken, den neuen Geschäftszweig aufnimmt, um ihrer Diskont- und Goldpolitik eine weitere wirksame Stütze zu schaffen. Für die Reichsbank ist die Maßnahme der französischen Kollegin insofern von Bedeutung, als ein neuer Konkurrent beim Wettstreit um den recht knappen Vorrat an guten internationalen Warenwechseln auftritt. Ferner wird ihre seit Anfang dieses Jahres großzügig ausgebauten Devisenpolitik insofern erschwert, als die Wirksamkeit der Devisenverkäufe bei hohen Kursen auf Frankreich durch entsprechende Gegenmaßnahmen der Bank von Frankreich abgeschwächt werden kann, falls diese Bank, wie man annimmt, einen großen Vorrat von Markwechseln halten wird. Der neue Geschäftszweig der Bank von Frankreich muß für die Reichsbank der Ansporn sein, ihr Devisengeschäft immer weiter so großzügig wie möglich auszugestalten.

Die Hamburger Nachrichten und nach ihnen die Kreuzzeitung halten uns eine Vorlesung über politischen Takt. Das Hamburger Blatt, das bekanntlich die Feße gegen England gewerbsmäßig betreibt, spricht von einem „Grenzboten“-Artikel, der „die Gefühle der Feindschaft und der Gefäßigkeit gegen Deutschland . . . mit erneuter Stärke aufleben“ lassen würde.

Das Blatt macht aus einer Mücke einen Elefanten. Zunächst gibt es gar keinen „Grenzboten“-Artikel, in dem die ange deuteten Dinge stehn. Dagegen hat der bekannte Marktschreier Georg Wislicenus unter dem Eindruck des erhebenden Anblicks, den Zeppekins Riesenvogel auf uns alle am 29. August ausgeübt hat, seine persönliche Stimmung in 37 Zeilen gefaßt. — Wie Wislicenus über England denkt, wissen die Engländer längst; insollgedessen bedarf es auch nicht der Grenzboten, um sie davon in Kenntnis zu setzen. Die Taktlosigkeit beginnt erst damit, daß eine im Kleindruck erschienene kurze Miszelle als „Grenzboten-Artikel“ breitgetreten wird unter Fortlassung des Autornamens.

G. Kleinow

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten. Verlag von F. v. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquardt in Leipzig



Zentrum und Katholizismus

Don einem Katholiken



Als sich die Konservativen bei der Reichsfinanzreformfrage mit dem Zentrum verbündeten, und diese Haltung ihnen in dem weitaus größten Teile des deutschen Volkes zum schweren Vorwurf gemacht wurde, konnte man es wieder einmal erleben, wie der an sich mit den konfessionellen Fragen in gar keinem Zusammenhang stehende Vorgang Veranlassung wurde nicht zu einer Polemik gegen die Zentrumsparthei, was durchaus berechtigt gewesen wäre, sondern auch zu einer großen Anzahl von Ausfällen gegen Katholizismus und Papsttum.

Für jeden national denkenden und empfindenden Katholiken war dies eine betrübende Erscheinung. Betrübend in doppeltem Sinne. Zeigte sie ihm doch, in wie hohem Maße bei seinen deutschen Stammesgenossen noch vielfach Abneigung und Vorurteil gegen alles Katholische herrschen. Es ist natürlich, daß sich der Katholik hierdurch verletzt fühlen muß. Er trägt ja das gute Bewußtsein in sich, genau so gut deutsch gesinnt zu sein wie alle andern. Sodann aber stimmt ihn diese Erscheinung auch traurig vom allgemein nationalen Standpunkt aus. Denn Vorgänge wie die angedeuteten zeigen, wie weit wir noch von einem gesunden konfessionellen Frieden entfernt sind. Dieser Frieden aber ist für uns bei der in Deutschland einmal vorhandenen Mischung der Konfessionen eine Lebensbedingung.

Sowenig Deutschland Aussicht hat, jemals wieder katholisiert zu werden, und sowenig sich der moderne Staat, wie es manche Eiferer möchten, in das mittelalterliche Verhältnis einer Abhängigkeit des Staatslebens von kirchlichen Ansprüchen zurückschrauben läßt, ebensowenig ist auf der andern Seite zu leugnen, daß die Katholiken im Deutschen Reich eine Größe bilden, mit der unbedingt gerechnet werden muß. Es ist eine Utopie, zu glauben, es würde sich in absehbarer Zeit hierin etwas ändern. Die

Statistik, die das verhältnismäßig stärkere Wachstum der katholischen Bevölkerung gegenüber der protestantischen feststellt, ebenso wie der gewaltige Aufschwung, den alle katholischen Veranstaltungen, wie Katholikentage, Eucharistische Kongresse, Volksverein für das katholische Deutschland usw. genommen haben, beweisen das Gegenteil. Sie alle zeigen, daß der katholische Volksteil Deutschlands Leben und Kraft in sich hat, und daß er durchaus nicht gesonnen ist, sich sein Hausrecht nehmen zu lassen.

Es heißt deshalb nicht praktische Politik treiben, wenn man seine Kräfte im Kampf um Papsttum und Luthertum und um die größere oder geringere innere Berechtigung des Standpunkts der einen oder andern Konfession verbraucht, statt sie geeint in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Es ist vaterländisch wohl erstrebenswert, die Anhänger der beiden Konfessionen zur Arbeit miteinander zu verbinden, aber nicht sie gegeneinander zu heizen. Dies Ziel sollte in unsrer ganzen politischen Tätigkeit nie aus dem Auge gelassen werden.

Setzt man sich die Frage vor, warum dies nicht geschieht, warum im Gegenteil, besonders in den letzten Jahrzehnten, der konfessionelle Zwist so unerfreulich überhandgenommen hat, fragt man sich als Katholik von dem Standpunkt aus, daß jeder zuerst vor seiner Tür zu lehren habe, inwieweit hier die katholische Seite die Schuld trifft, so müssen wir zugeben: Das Verhalten der Zentrumsparlei im Zusammenhange mit dem Umstande, daß wir Katholiken nicht schärfer dagegen ankämpften, haben viel, wenn nicht das meiste zu dieser unerquicklichen Sachlage beigetragen. Das Zentrum hat zeitweise bei den Nichtkatholiken Haß und Vorurteil geradezu großgezogen.

Für uns Katholiken war es ein Verhängnis, daß mit der Errichtung des Deutschen Reiches zugleich der Kulturkampf einsetzte. Die Frage nach der Schuld an seinem Entstehen und seiner scharfen Zuspitzung soll hier nicht von neuem aufgerollt werden. Sein Ergebnis war jedenfalls die Trennung des katholischen Volkes von der Regierung durch eine tiefe Kluft. In jener Zeit haben sowohl die partikularistischen als auch die Bestrebungen der dem neuen Deutschen Reiche wegen seiner protestantischen Spitze mißtrauenden katholischen Elemente Oberwasser bekommen. Durch sie ist es schließlich dahin gekommen, daß in der katholischen Partei, im Zentrum, alles Reichsfeindliche Unterkunft gefunden hat. Wieviel Böses diese Elemente hier angerichtet hatten, das zeigte sich in ganzer Deutlichkeit aber erst, als der eigentliche Kulturkampf durch das Einlenken des Staates sein Ende gefunden hatte. Da erst wurde erkannt, wie schwer es halten würde, den dem einheitlichen Reichsgedanken in der Kampfzeit zugefügten Schaden wieder wett zu machen. Nun erst trat in der Haltung der Zentrumsparlei, die sich als die politische Vertretung des deutschen Katholizismus betrachtet und es zum größten Teil auch tatsächlich ist, die Einwirkung aller im Schatten des Kulturkampfes hochgekommenen

Elemente in die Erscheinung. Da wurde es aber auch klar, wieviel das Zentrum an vaterländischer und monarchischer Gesinnung in diesem Kampf eingebüßt oder doch zu erwerben versäumt hatte. Das Zentrum hatte sich einer parteipolitischen Machtpolitik ergeben, einer Politik, die alle vaterländisch Gesinnten auch unter den Katholiken herausfordern und über kurz oder lang zu einem scharfen Konflikt führen mußte, wie wir ihn schließlich im Jahre 1906 erlebt haben. Der deutsche Katholizismus hat durch die Haltung des Zentrums an moralischem Ansehen und Wertschätzung seiner vaterländischen Zuverlässigkeit bei den nichtkatholischen Mitbürgern unendlich viel eingebüßt, viel mehr als die etwa erreichten äußern Erfolge und die gesteigerte innere Festigung ausmachen könnten. Er wird auch nicht eher wieder in die ihm gebührende Stellung im politischen Leben einrücken, als bis er mit diesen Kulturkampfstimmungsresten aufgeräumt hat und sich freudig, vertrauensvoll und rückhaltlos am nationalen Leben des Volkes beteiligt. Dies herbeizuführen muß in erster Linie die Aufgabe aller Katholiken sein, die es mit ihrem Vaterlande und ihrer Kirche gut meinen. Der Anfang einer Einwirkung in dieser Richtung ist gemacht. Die Tätigkeit der sogenannten nationalen Katholiken in den westlichen Provinzen und in Schlesien sowie der Vereine deutscher Katholiken im Osten hat einen unleugbaren Einfluß auf die vaterländische Erziehung der Katholiken gewonnen. Einen weiteren Fortschritt sehen wir in dem Zusammenwirken von Katholiken und Evangelischen in der „Deutschen Vereinigung“ und in den christlichen Gewerkschaften.

Für die Zukunft gilt nun die Frage: Wird es den katholisch-vaterländischen Bestrebungen gelingen, das Zentrum zu einer wirklich staatserkhaltenden Partei des sozialen Ausgleichs umzugestalten, mit andern Worten, wird es ihnen gelingen, das Zentrum zu dem zu machen, was es schon jetzt zu sein vorgibt, oder sind sie befähigt, das Zentrum zu zersprengen, es aufzulösen und die Anomalie einer konfessionellen Partei überhaupt zu beseitigen? Eine dritte Frage wäre endlich die, ob eine Sprengung des Zentrums überhaupt als eine erwünschte Lösung für die Katholiken zu betrachten wäre.

Die erste Frage ist wohl nach allen Erfahrungen, die man bisher mit dem Zentrum gemacht hat, und auf Grund des Rufes, den diese Partei genießt, zu verneinen. Alle bisher angestellten Versuche, dem Zentrum eine ehrliche, nationale Richtung zu geben, sind, auch wo sie von leitenden Persönlichkeiten innerhalb der Partei ausgingen, gescheitert. Eine jahrzehntelange geschichtliche Entwicklung läßt sich eben nicht abstreifen, und eine Partei, die im Kampfe gegen das Reich groß und stark geworden ist, läßt sich nicht so einfach zu einer reichserhaltenden umformen. Wenn solches aber der Partei dennoch aus sich heraus gelänge, die Außenwelt würde es heute nicht mehr für bare Münze nehmen! Das Vertrauen in die gut-nationale Gesinnung des Zentrums ist erschüttert, und unter seiner Flagge

kann man im nationalen Sinne nicht mehr segeln. Im übrigen zeigen auch die neusten Vorgänge innerhalb der Zentrumsparlei, wie zum Beispiel der durch die Kölner Osterdienstagskonferenz entstandne Streit mit allen seinen Begleitererscheinungen, daß man durchaus nicht gesonnen ist, die alten Bahnen zu verlassen, sondern daß im Gegenteil alle, die mit solchem Beginnen auch nur kokettieren, sofort die Macht der Intransigenten zu spüren bekommen. Die ganze Bitter-Roerensche Aktion ist doch nur ein Austrumpfen der intransigenten Strömung innerhalb der katholischen Klerus- und Laienwelt gegen jede, wenn auch nur scheinbare Annäherung an alles Nichtkatholische. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Betonung des interkonfessionellen Charakters des Zentrums seitens eines Teiles der Parteipresse nur eine scheinbare Annäherung an Andersgläubige ist, die nur taktischen Rücksichten entspringt. Die ganze Richtung denkt gar nicht an ein wirkliches Aufgeben des katholischen Charakters der Partei. Ebenso weiß jeder, daß die Leiter des „Volksvereins für das katholische Deutschland“ auf streng katholischem Standpunkt stehn. Den Elementen um Roeren und Bitter und den hinter ihnen stehenden eigentlichen Drahtziehern aus dem niedern katholischen Klerus aber ist schon dies kleine Maß einer selbständigen Laintätigkeit verdächtig! Sie befürchten von ihr eine Verwässerung des katholischen Charakters der Partei, befürchten von ihr Schaden für die Kirche. Am bezeichnendsten aber ist es für die ganze Richtung, daß sie eine engere Fühlung mit dem Episkopat verlangt, weil der Verein eine gewaltige Entwicklung genommen und großen Einfluß auf das katholische Volksleben gewonnen habe. Sie fürchtet entschieden, daß der Verein einmal die gleichen Wege gehn könnte wie die von ihr bekämpften christlichen Gewerkschaften, daß er flügge werden und sich der scharfen, bis ins einzelne gehenden geistlichen Führung entziehen könnte. Das aber will sie keiner machtvollen Organisation, bei der Katholiken beteiligt sind, gestatten.

Es ist keine Frage, daß man die Hoffnung aufgeben muß, eine politische Partei in eine nationale umzuwandeln, solange solche Elemente in ihr zu Worte kommen. Daneben muß festgestellt werden, daß es die Parteileitung bisher nicht gewagt hat, gegen diese Elemente energisch Front zu machen und es auf eine scharfe Auseinandersetzung ankommen zu lassen. Sie hat sich vielmehr durchaus hinhaltend benommen. Ihre schwächliche Erklärung, sie würde sich über den Charakter der Partei im Herbst endgiltig auslassen, sagt gar nichts. Die Auslassung wird voraussichtlich nicht mehr geben als die Äußerung des Abgeordneten Schäbler, der eine Klärung der Frage überhaupt nicht für notwendig hält. Weitere Gründe gegen die Möglichkeit einer Erziehung des Zentrums in nationalem Sinne liegen in der Schwierigkeit, aus dem Zentrum die Konnivenz gegen die polnischen Bestrebungen und das Liebhäugeln mit der Sozialdemokratie zu verbannen. Beides sind so eingefressene Übel, daß ihre Beseitigung innerhalb der Partei un-

möglich erscheint, selbst wenn es gelänge, dem eigentlichen Baktieren mit den beiden Reichsfeinden Einhalt zu tun. Wenn hiernach eine Umbildung der Zentrumspartei unmöglich erscheint, und der Weg zu einer von vaterländischem Geiste getragenen politischen Wirksamkeit der Katholiken nur außerhalb der Zentrumspartei und letzten Endes durch ihre Auflösung gefunden werden kann, so möchten wir doch die Tätigkeit nationaler Elemente, wie sie ja tatsächlich glücklicherweise noch in der Partei vorhanden sind, freilich ohne zur vollen Wirksamkeit gelangen zu können, keineswegs missen. Sie können auch in der gegenwärtigen Lage erzieherisch wirken, können manches Gute leisten und eine Wendung zum Bessern vorbereiten. Doch wir können dem Optimismus nicht beitreten, als wenn dieser Weg allein genüge, um zum Ziele zu gelangen.

Die Zerstörung der Zentrumspartei ist ein schwieriges, anscheinend allzu schwieriges Ziel. Die Partei erscheint so mächtig, so fest gegründet und gut organisiert, daß man geneigt sein möchte, denen Recht zu geben, die sie mit einer gewissen absichtlichen Anspielung auf den „Felsen Petri“ als den rocher de bronze bezeichnen, an dem alle Angriffe der Gegner zerbrechen würden. Es muß auch zugegeben werden, daß die bisher dem Zentrum gegenüber erreichten äußern Erfolge der Antizentrums-katholiken noch nicht sehr bedeutend waren. Dennoch machen sich in diesem gewaltigen Gefüge manche Risse und Brüche bemerkbar, und es zeigt sich, daß die Tätigkeit der „nationalen“ Katholiken doch nicht ganz nutzlos geblieben ist. Wir sehen innerhalb der Partei mehr und mehr die Geister sich scheiden. Gerade solche Erscheinungen wie die Roeren-Bittersche Bewegung und alles, was mit ihr zusammenhängt, oder wie das Zusammengehn mit Sozialdemokraten und Polen, öffnen manchem Zentrumswähler die Augen. Unter diesen Wählern befinden sich ja so viele, die von Herzen patriotisch gesinnt sind und ihre Stimme dem Zentrum nur geben, weil sie einerseits glauben, das Schicksal der katholischen Religion sei in Deutschland ohne ein mächtiges Zentrum gefährdet, und andererseits weil sie noch in dem Wahne leben, diese Stimmabgabe sei mit ihrem monarchischen und patriotischen Gewissen zu vereinigen. Dabei aber sind sie durchaus nicht gesonnen, sich die Freiheit ihrer politischen Tätigkeit durch die Forderung blinder Unterordnung unter kirchenpolitische Wünsche beschneiden zu lassen. Nimmt man diesen Leuten die Besorgnis um das Los eines vom Zentrum nicht mehr beschützten Katholizismus, mehren sich ferner solche Erscheinungen, in denen sie eine Bedrohung ihrer politischen Freiheit des Handelns sehen müssen, oder die ihnen das Zentrum im Gegensatz zu staatsverhaltenden Grundsätzen zeigen, so wird auch für sie in hoffentlich nicht zu ferner Zeit der Augenblick kommen, wo sie es nicht mehr über sich bringen werden, noch weiter „mitzumachen“. Einen solchen Augenblick hat es für so manchen alten Zentrumsman im Dezember 1906 gegeben. Andererseits hat die Haltung der Partei in der Reichsfinanzreformfrage viele Wähler von der Zentrumslinken bekanntlich

arg enttäuscht. Sie läßt ja auch an Grundlosigkeit, an Widerspruch gegen alles, was die Partei gerade bei den links gerichteten Wählern an Hoffnungen erweckt hatte, nichts zu wünschen übrig. Die Quittung hierauf hat das Zentrum schon bei der Reichstagsersatzwahl im Kreise Neustadt-Landau erhalten, bei der es fast zwanzig Prozent seiner bisherigen Stimmen an die Sozialdemokratie verlor und sich bei der Stichwahl die sozialdemokratischen Tendenzen der dortigen Zentrumswähler noch klarer offenbarten. Das Zentrum kämpft jetzt mit Hochdruck durch „aufklärende“ Vorträge über die Reichsfinanzreform, um weiteres Unheil im gleichen Sinne zu verhüten. Ob mit viel endgiltigem Erfolg? Wir möchten es bezweifeln. Das Schlimmste hierbei ist nur, daß die durch die wechselnde, erst anziehende, dann abstoßende Politik der Zentrumspartei vor den Kopf gestoßenen Wähler zunächst für die bürgerlichen Parteien überhaupt verloren sind.

Überblickt man die Gesamtlage, so darf man wohl sagen, daß die auf eine Beseitigung des Zentrums und eine nationale Betätigung der Katholiken hini zielende Arbeit keinesfalls aussichtslos ist. Immerhin bleibt noch ein gut Stück Arbeit zu leisten, sowohl innerhalb wie außerhalb des Zentrums. Soll diese Arbeit aber von Erfolg gekrönt werden, so genügt es nicht, daß sich ihr nur die Katholiken unterziehen; sie müssen auch von den nichtkatholischen Mitbürgern gefördert werden. Freilich ist dies in einer andern Weise gemeint, als es landläufig aufgefaßt zu werden pflegt. Nicht das Mitmachen des Kampfes ist hier Stütze, sondern die Beseitigung der Kampfvorwände für das Zentrum. Nichts ist mehr geeignet, den Antizentrumskatholiken die Lust zum Kampf zu nehmen und ihre Erfolge in Frage zu stellen, als Ausbrüche einer gehässigen Gesinnung gegen den Katholizismus als solchen. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß zu der immerhin erfolgreichen Abwehr des gegnerischen Angriffs, die dem Zentrum im Jahre 1907 gelang und ihm Gelegenheit gab, übertreibend von einem Siege zu sprechen, am meisten das Hinüberspielen des Kampfes auf das religiöse Gebiet und die hierbei zutage tretenden Gehässigkeiten gegen den Katholizismus beigetragen haben. Dies gab dem Zentrum das beste Mittel an die Hand, eine große Zahl schwankender Gemüter bei der Fahne zu halten. Angesichts der Gehässigkeiten konnte es den Glauben als bedroht hinstellen und hatte Material zur Verfügung, um die eine solche Bedrohung leugnenden „Nationalkatholiken“ bloßzustellen. Die letzte Frage endlich, was an Stelle des Zentrums zu treten habe, ob eine anders geartete katholische Partei oder Verteilung der alten Zentrumsleute auf die bestehenden oder auf neu zu bildende rein politische Fraktionen, und was hiervon für uns Katholiken am wünschenswertesten wäre, kann man zurzeit füglich noch offen lassen. Man soll das Fell des Löwen nicht teilen, ehe er erlegt ist. Nur so viel möchten wir erwähnen, daß auch ihre Lösung von dem Verhalten unsrer nichtkatholischen Mitbürger abhängen wird. Prinzipiell ist die Bildung einer konfessionellen Partei jedenfalls vom Übel.

Sie ist unlogisch und hat eine große Reihe von Nachteilen für Staat und Kirche im Gefolge. Dennoch kann sie sich unter Umständen von selbst aufdrängen, kann sich als vorübergehende Erscheinung durch die *force majeure*, die jede um ihre Existenz besorgte Minorität zusammenreibt, mit einer gewissen Notwendigkeit ergeben, von niemand gewünscht und in jedem Falle ein Übel, aber für die Betroffenen unter Umständen das kleinere. Hoffen wir, daß eine von allen Seiten besonnen geführte Entwicklung unsrer deutschen Verhältnisse es nie wieder zu einer solchen Bildung, auch nicht vorübergehend, kommen läßt. Die mit dem Centrum gemachten Erfahrungen müssen uns zur steten Warnung dienen.



Die Amerikaner auf Hawai

Von Dr. Ernst Schulze in Hamburg-Großborstel



ie Wachsamkeit der amerikanischen Behörden auf Hawai ist einer japanischen Verschwörung auf die Spur gekommen, die mit einem Streik von 8000 japanischen Zuckerarbeitern in Verbindung steht. Eine (dem Wortlaut der Gesetze zwar zuwiderlaufende) Haus-suchung hat genügendes Material ergeben, um den Verdacht der amerikanischen Behörden zu rechtfertigen, und obwohl einige der verhafteten Japaner lebhaft protestieren, wird ihnen nun der Prozeß gemacht werden.

Daß es einmal zu ähnlichen Dingen kommen würde, war vorauszu sehen. Denn es ist den Japanern von jeher ein Dorn im Auge gewesen, daß sich die Vereinigten Staaten in den Besitz Hawai's gesetzt haben. Als 1897 seine Annexion vorbereitet, und als sie 1898 formell vollzogen wurde, vermochten die Vereinigten Staaten keinen andern Grund dafür anzugeben als den, daß eben sein Besitz für sie wertvoll sei. Für Japan aber würde ganz dasselbe gegolten haben. Hawai stellt gerade so gut einen Vorposten Japans dar wie einen solchen Amerikas: seine Entfernung von Japan beträgt etwa 3000, die von San Francisco etwa 2000 Seemeilen. So protestierte denn die japanische Regierung energisch. Sie erklärte, fortfahren zu wollen, diplomatisch Krieg dagegen zu führen; möglicherweise würde sie auch noch weitere Mittel ergreifen, um die Amerikaner an der Annexion zu hindern. Denn es sei Japan unmöglich, teilnahmslos mit anzusehen, wie die Selbständigkeit Hawai's erlösche, und ruhig die Folgen dieses Erlöschens hinzunehmen.

Wenn nun auch dieser Drohung keinerlei Taten gefolgt sind, so hat doch Hawai immer ein klein wenig die Bedeutung eines Pulverfasses für Nordamerika behalten. Die Zahl der dort lebenden Japaner übersteigt die der

Amerikaner, ja der weißen Bevölkerung insgesamt sehr bedeutend. Im Jahre 1900 zum Beispiel betrug die über achtzehn Jahre alte männliche Bevölkerung 85136, unter denen 43753 Japaner, außerdem noch 19661 Chinesen waren. Die Gesamtbevölkerung machte 154001 Köpfe aus, unter denen nur 66890 Weiße waren. Doch hat man, um dieses Ergebnis zu erlangen, die eingebornen Hawaianer und die Mischlinge aus hawaiischem und weißem Blut (insgesamt 37656 Köpfe) mitgezählt. Zur kaukasischen Rasse gehörten tatsächlich nur 28819 Köpfe, denen 87111 Japaner und 25767 Chinesen gegenüberstanden.

Hawai ist eben durch die Eigenart seiner Entwicklung ganz und gar zum Plantagenlande geworden und wird es voraussichtlich auch noch mindestens für Jahrzehnte bleiben. Wie in den Südstaaten der Union während der ganzen Zeit der Sklaverei die Baumwolle „König“ war, so ist auf Hawai seit Jahrzehnten der Zucker „König“. Unter der Ausfuhr des Jahres 1905/06 zum Beispiel, die insgesamt 26850463 Dollars umfaßte, war allein für 23840803 Dollars Zucker. Nicht immer ist dies seit der Entdeckung der Inselgruppe durch Weiße so gewesen. Zuerst waren es ganz andre Erwerbszweige, die hier im Vordergrund standen. Aber die unsinnige Verschwendung, die das nordamerikanische Wirtschaftsleben auch sonst kennzeichnet, hat jene ursprünglichen Produktionszweige so gut wie völlig erschöpft.

Nachdem Cook 1778 die Inselgruppe entdeckt und ihr, zu Ehren des damaligen Ersten Lords der englischen Admiralität, den Namen „Sandwichinseln“ gegeben hatte, dauerte es nicht lange, bis sich die ersten Weißen dort niederließen. Zu allererst war die Inselgruppe allerdings schon 1542 von den Spaniern entdeckt worden. Damals aber hatte die Entdeckung keine weiteren Folgen nach sich gezogen, ja sie war ganz in Vergessenheit geraten. Nun aber blieben die Augen der Welt darauf gerichtet, zumal da Cook bei seinem zweiten Besuche dort im Jahre 1779 von den Eingebornen ermordet worden war. Die ersten Weißen, die dauernde Beziehungen zu Hawai anknüpften, waren amerikanische Pelzhändler, die 1786 auf dem Wege nach China dort anlegten. Für die Segelschiffe jener Zeit war es eine weite und gefährliche Reise. Wer sich aber überhaupt damals von Nordamerika nach China wagte, dem boten die Inseln einen Ruhepunkt mitten in der unendlichen Wasserrüste des Stillen Ozeans. Als der Nachfolger Cooks, Vancouver, 1792 Hawai besuchte, fand er dort schon Amerikaner vor.

Außer den Pelzhändlern waren es bald auch Holzhändler. Diese ließen sich dauernd in Hawai nieder, weil sie hier Ummengen von Sandelholz vorfanden, das in China sehr gesucht war, und das sie deshalb in großen Mengen nach dort ausführten. So waren die Amerikaner bald die einflußreichsten Ausländer auf der Inselgruppe. Sie betrachteten Hawai als ihr ganz besonderes Revier. Indessen ging der Tierreichtum, der den Pelzhändlern ein einträgliches Geschäft ermöglichte, selbst im Westen Nordamerikas infolge des

unvernünftigen Abschießens der Tiere sehr bald auf die Reige. Ebenso ging es mit dem Sandelholz auf den hawaiischen Inseln; man hatte für die Wiederaufforstung nichts getan — und so war es eines schönen Tages so gut wie zu Ende. Die Amerikaner widmeten sich nunmehr dem Walfischfang, für den sich Hawaii als Ausrüstungs- und Anlegeplatz als sehr wichtig erwies. So hielten sich zum Beispiel im Jahre 1822 im Hafen von Honolulu zu derselben Zeit 24 Walfischfahrer auf. Im Jahre 1845 liefen sogar 497 Walfischfahrer, die insgesamt 14905 Matrosen an Bord hatten, die Inseln an. Dreiviertel dieser Schiffe führten die Flagge der Vereinigten Staaten. Infolgedessen waren die Beziehungen der eingebornen Regierung — die Inseln waren im Jahre 1791 unter Kamehameha dem Ersten zu einem einheitlichen Königreiche verschmolzen worden — zu der nordamerikanischen Union besonders reger. Schon 1826 wurde der erste Vertrag zwischen Hawaii und den Vereinigten Staaten geschlossen.

Auch die Kultureinflüsse Amerikas machten sich im Guten wie im Bösen geltend. Wie die meisten Naturvölker, vertrugen auch die Eingebornen Hawaiis die Verführung mit den Weißen nicht, sondern nahmen an Zahl reißend ab. Amerikanische protestantische Missionare hatten sich seit 1820 auf den Inseln niedergelassen. Sie bekehrten den König, die wichtigsten Häuptlinge und den größten Teil der Bevölkerung zu ihrem Glauben und übten auch im übrigen großen Einfluß aus. Später kamen auch katholische Missionare aus Frankreich, die nun ihrerseits Proselyten machten. Wie überall in der Welt, so standen die Missionare auch in Hawaii zu den Kaufleuten in mehr oder weniger gespanntem Verhältnis.

Unter amerikanischem Einfluß wurde die erste Verfassung auf Hawaii im Jahre 1840 proklamiert. Im Jahre 1887 folgte eine weitere, liberale, und danach die Verfassungskämpfe, die schließlich den Amerikanern den erwünschten Anlaß zur Einmischung boten. Zuvor sei jedoch erwähnt, daß die Regierungen beider Länder wiederholt Verträge miteinander schlossen. So trat ein Gegenseitigkeitsvertrag, der tatsächlich den Freihandel mit den Vereinigten Staaten bedeutete, 1876 in Kraft. Die Regierung der Vereinigten Staaten schenkte Hawaii die größte Aufmerksamkeit. Im Jahre 1842, also zu einer Zeit, wo Kalifornien noch nicht einmal zu der Union gehörte, und als der Oregonstreit mit Großbritannien noch nicht erledigt war, erklärte Präsident Tyler in einer Botschaft an den Kongreß, die amerikanische Regierung könne niemals die Besetzung der Inseln durch eine fremde Macht gestatten. Dafür verspreche die Union, Hawaii ihrerseits zu schützen. Brachen dort Unruhen aus, wie zum Beispiel in den Jahren 1874 und 1889, so wurden Truppen von den amerikanischen Kriegsschiffen gelandet, um die Gesandtschaft in Honolulu zu schützen.

Der Handel der Vereinigten Staaten mit Hawaii wuchs während dieser Jahrzehnte beständig. Namentlich als sich die Union Kalifornien einverleibt hatte, begann zwischen dem aufblühenden San Francisco und den ostasiatischen

Ländern, insbesondere China, ein wachsender Handelsverkehr, der natürlich fast regelmäßig über Hawaii ging und dessen Wert als Anlegestelle wie auch als Stützpunkt für militärische Zwecke deutlich in die Augen springen ließ. Allerdings erlitt diese Entwicklung während des amerikanischen Bürgerkrieges 1861 bis 1865 und in den drei Jahrzehnten danach einen empfindlichen Rückschlag. Die in den Nordstaaten der Union beheimateten Schiffe fürchteten während des Krieges die Raperschiffe der Konföderierten. Auch der Übergang von hölzernen zu stählernen Schiffen, den die Schifffahrt damals vollzog, konnte von Amerika, dessen Eisen- und Stahlindustrie noch fast gar nicht entwickelt war, nur unvollkommen mitgemacht werden, sodaß die Tonnenzahl fremder Völker schneller wuchs als die amerikanische. Und endlich hörte auch der Walfischfang in den Gewässern um Hawaii so gut wie völlig auf, weil man die Walfische in derselben unvernünftigen Weise vernichtet hatte wie die Pelztiere des nordamerikanischen Westens, und weil zu Beleuchtungszwecken das Petroleum dem bis dahin benutzten Walfischöl den Rang ablief.

Immerhin bedeutete der Zollvertrag des Jahres 1876 einen wesentlichen Fortschritt für den Handel Hawaiis mit den Vereinigten Staaten, denn nun wurde durch den freien Zutritt zu den amerikanischen Märkten der Zuckerbau für die Pflanzler auf Hawaii sehr einträglich. Große Landflächen wurden nun zu Zuckerplantagen benutzt, unternehmende Amerikaner siedelten sich zu diesem Zwecke in Hawaii an, und die Ausfuhr von Zucker über San Francisco nahm lebhaften Aufschwung.

Unter den Amerikanern von Hawaii waren gar manche, die eine baldige Union der Inselgruppe durch die Vereinigten Staaten befürworteten. Man konnte der Regierung der Inseln jedoch eigentlich keinen Vorwurf machen, der dies gerechtfertigt hätte. Sie war für gute Ratschläge stets empfänglich, zeigte sich den Amerikanern gegenüber freundlich und zuvorkommend und wurde in der Regel auch mit den kleinen Unruhen, die dann und wann ausbrachen, ganz gut fertig. Es bestand jedoch nun einmal bei den Amerikanern die Absicht, auf den Inseln das Sternenbanner zu hissen, und so konnte der eingebornen Regierung all ihr Wohlverhalten nichts nützen. Die Amerikaner pflegen in solchen Fällen bekanntlich eine kleine Revolution zu arrangieren, worin sie einige Übung haben. Man braucht nicht einmal an das Revolutionschen zu denken, durch das sie die Republik Panama von Columbia abtrennen ließen. Vielmehr finden wir schon ziemlich früh in ihrer Geschichte denselben Brauch, sich ein fremdes Land untertan zu machen. Es sei nur an die Geschichte der Eroberung von Texas erinnert, das von Mexiko durch einen von Nordamerikanern veranlaßten Aufstand losgerissen, dann kurze Zeit als Republik verwaltet wurde, um sich so bald als möglich den Vereinigten Staaten angliedern zu lassen. In Hawaii ging man nun ähnlich vor. Man zwang im Januar 1893 die Königin Liliuokalani abzudanken und setzte eine provisorische Regierung ein, der im Juli 1894 die Proklamierung einer Republik folgte. Schon in der

Verfassung dieser Republik befand sich ein Absatz, der ausdrücklich die „politische oder kommerzielle Union mit den Vereinigten Staaten“ guthieß.

Die Annexion scheiterte jedoch damals an dem Widerstande des Präsidenten Cleveland. Durch seinen Vorgänger war der Annexionsvertrag dem Senat in Washington vorgelegt worden. Cleveland zog ihn jedoch sofort nach dem Antritt seiner zweiten Präsidentschaft (im Jahre 1893) zurück. Weite Kreise Nordamerikas mochten damals eben eine Gebietsverweiterung nicht gutheißen. Wenigstens entsprach eine überseeische Gebietsverweiterung den Überlieferungen der Vereinigten Staaten nicht. Hatte doch zum Beispiel 1867 der Senat einen Antrag verworfen, der die Annexion der dänischen Insel Sankt Thomas bezweckte, und drei Jahre später einen andern Antrag, durch den San Domingo annektiert werden sollte. So erklärten sich denn auch jetzt die an Zahl damals noch beträchtlichen Antiimperialisten gegen eine Annexion Hawaiis. Die Entthronung der Königin Liliuokalani sei durch eine Revolution zustande gekommen, die von einigen wenigen Ausländern angezettelt worden sei; ohne die Landung amerikanischer Truppen, wenn diese auch unter dem Vorwande des Schutzes für die Gesandtschaft geschehen sei, hätte die Revolution nicht gelingen können, und wenn die Amerikaner auf den Inseln auch nur einen kleinen Teil der Bevölkerung bildeten, so sei ihr Einfluß doch schon lange überwiegend.

Aber die Amerikaner auf Hawai und ihre imperialistischen Freunde in der Heimat gaben ihre Sache nicht verloren. Sie setzten einen zweiten Annexionsvertrag auf, der von dem Senat der Republik Hawai am 16. Juni 1897 ratifiziert wurde. Und nun stellte sich auch die Regierung der Vereinigten Staaten auf ihre Seite, zumal da es der Krieg mit Spanien ungemein wünschenswert erscheinen ließ, im Stillen Ozean eine Basis für die Operationen der Kriegsflotte zu haben. Am 4. Mai 1898 brachte Francis G. Newlands von Nevada in Washington den förmlichen Antrag auf Annexion Hawaiis ein. Am 15. Juni wurde im Repräsentantenhause der Gegenantrag gestellt, die Vereinigten Staaten sollten die Unabhängigkeit Hawaiis garantieren und sich gegen die Annexion der Inseln durch irgendeine fremde Macht erklären. Aber dieser Gegenantrag wurde mit 96 gegen 204 Stimmen abgelehnt, und endlich der Annexionsantrag selbst mit 209 gegen 91 Stimmen angenommen. Im Senat fand er am 6. Juli 42 Stimmen gegen 21 Gegenstimmen. Am 7. Juli 1898 unterzeichnete Präsident Mac Kinley die Annexion, die damit vollzogen war. Als die Flotte des Admirals Dewey auf dem Wege nach Ostasien war, hatte Hawai schon nicht mehr den geringsten Versuch gemacht, seine Neutralität aufrechtzuerhalten, hatte vielmehr der Verpflegung der amerikanischen Flotte keinerlei Schwierigkeiten bereitet.

Die Aufregung, von der das amerikanische Volk in dem Kriege gegen Spanien ergriffen worden war, hatte wesentlich dazu beigetragen, die Stimmung für die Annexion Hawaiis so günstig zu gestalten. Dennoch hatte die Regierung,

die die Annexion der Inselgruppe wünschte, vorgezogen, um ganz sicher zu gehen, die Genehmigung der Annexion nur durch ein Gesetz vollziehen zu lassen, das die beiden Häuser des Kongresses nur mit einfacher Stimmenmehrheit anzunehmen brauchen, während bei dem eigentlich dafür vorgeschriebnen Wege des Abschlusses eines förmlichen Vertrages, wie er zum Beispiel bei der Annexion von Texas eingeschlagen wurde (wobei der Antrag zweimal im Kongreß durchfiel, bevor er, nach der dritten Einbringung, angenommen wurde), eine Zweidrittelmehrheit notwendig war, die man, wenigstens im Senat, nicht erlangen zu können fürchtete, und die ja auch, wie das Ergebnis seiner Abstimmung (42 zu 21) zeigte, nur eben gerade erreicht worden wäre.

Nachdem die Annexion erfolgt und Japan damit von neuem um eine Hoffnung betrogen worden war, suchte man die Inselgruppe ganz unter amerikanischen Einfluß zu stellen. Im Jahre 1900 wurde sie zum Territorium erklärt. Der Statthalter und die richterlichen Beamten werden von der Bundesregierung in Washington ernannt. In der gesetzgebenden Körperschaft, die in der üblichen Weise durch Wahlen gebildet wird, haben die Eingebornen häufig die Mehrheit. Denn den Japanern und Chinesen, die, wie wir schon erwähnt haben, die Mehrzahl der Bevölkerung bilden — auf jeden Weißen kommen etwa anderthalb Eingeborne, ein Chinese und drei Japaner —, hat man das Stimmrecht ausdrücklich verweigert. Natürlich stehen die Eingebornen Hawaiis, auch die dortigen Mischlinge, an politischer Bildung hinter den Amerikanern und den übrigen Weißen (vielleicht die Portugiesen ausgenommen) stark zurück. Es kommt daher vor, daß das Parlament Beschlüsse faßt, deren Ausführung nicht im Interesse des Landes liegen würde. Dann macht die Regierung in Washington von ihrem Vetorechte Gebrauch. Dies ist schon recht häufig geschehen. Amerikanische Politiker meinen, daß Hawaii in bezug auf politische Bildung unter den Territorien der Union an der letzten Stelle stehe; alle andern Territorien würden wohl früher imstande sein, die Fähigkeit der Selbstverwaltung zu erringen, damit also Anspruch darauf zu erwerben, den Antrag auf Zulassung als Staat zu stellen, während dies bei Hawaii nicht zu hoffen sei. Ob diese Ansicht zutrifft, muß doch wohl zweifelhaft erscheinen. Denn die politische Bildung steht bei den Eingebornen Porto Ricos und der Philippinen kaum auf einer höhern Stufe als unter den Eingebornen auf Hawaii. Nimmt man sich die Mühe, diese auch politisch zu erziehen, so werden sie auch hierin die Gelehrigkeit zeigen, die sie sonst schon oft bewiesen haben.

Allerdings werden sie es auch in dieser Beziehung mit den Japanern nicht aufnehmen können, wie ihnen diese auch als Arbeiter unbedingt überlegen sind. Doch haben die Amerikaner ja verhindert, daß die Japaner direkten Einfluß auf die innere Verwaltung Hawaiis gewinnen können, indem sie — wie dies auch für das Inselgebiet der Vereinigten Staaten gilt — ihre Zulassung als Bürger rundweg verweigert haben. Selbstverständlich konnte dies nicht damit begründet werden, daß die Japaner auf einer niedrigeren Kulturstufe

stünden als die Eingebornen. Die Amerikaner handeln hier eben wiederum nur nach dem nackten Grundsatz: Macht geht vor moralischem Recht. Und wenn sie sich auf Hawaii halten wollen, so müssen sie wohl danach handeln. Denn sobald die Japaner das Stimmrecht erhielten, würde zu befürchten sein, daß das Parlament einen Antrag annähme, die Inseln mit Japan zu vereinigen oder wenigstens Japan in kommerzieller Beziehung besondere Vorrechte einzuräumen, die den Amerikanern nicht passen würden. In Japan allerdings hofft man in gewissen Kreisen noch immer, daß es einmal dahin kommen werde.

Die Zuckerplantagenbesitzer auf Hawaii haben den Japanern gegenüber im Laufe der Zeit ihre Stellung mehrfach gewechselt. Als die Einwandlung chinesischer Kulis großen Umfang annahm, da wünschte man die übeln Folgen, die dies mit sich führen konnte, dadurch aufzuheben oder wenigstens zu mildern, daß man japanische Einwanderer heranzog. Nach wenig Jahren aber kam man zu der Ansicht, daß die Chinesen doch vorzuziehen seien. Und so hat, noch verstärkt durch die Annexion Hawaiis, infolge deren das Chinesenausschlußgesetz der Union auch auf die Sandwichinseln Anwendung finden mußte, die Haltung gegenüber der chinesischen und japanischen Einwandlung mehrfach hin und her geschwankt. In den letzten Jahren sind fast ausschließlich Japaner nach Hawaii gekommen. Sie sind den Zuckerplantagenbesitzern weit weniger angenehm als Chinesen, obwohl sie zäher und kräftiger sind als diese. Aber sie zeigen ebenfalls die bei den Chinesen oft beobachtete Eigenschaft, daß sie sich, sobald sie Ersparnisse gemacht haben, als Ladenbesitzer in dem nächsten kleinen Städtchen niederlassen. Außerdem wacht die japanische Regierung aufmerksam über den Rechten und der Wohlfahrt der Japaner in Hawaii, viel aufmerksamer als die chinesische Regierung über ihren Landeskindern; der Bai Wu Pu hat sich gegenüber der Union bis vor kurzem zu energischem Auftreten nie aufzuschwingen gewagt.

Der Handel Hawaiis mit den Vereinigten Staaten ist seit der Angliederung nicht so stark gewachsen, wie man meinen könnte. Denn schon der Handelsvertrag des Jahres 1876 hatte einen lebhaften Aufschwung gebracht: 1876 betrug die Gesamteinfuhr erst 1811770 Dollars, die Gesamtausfuhr 2241041 Dollars, 1899 dagegen betrug die Gesamteinfuhr 19059606 Dollars, die Gesamtausfuhr 22628742 Dollars. Von dieser gingen nicht weniger als 99,51 Prozent in die Vereinigten Staaten. Im Jahre 1906 betrug die Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten 26850463 Dollars (nur 4 Millionen Dollars mehr), die Einfuhr von dort 11771155 Dollars. Insgesamt macht dies einen Handelsverkehr von 38½ Millionen Dollars, das heißt von 115 Millionen Mark jährlich aus. Die Vereinigten Staaten werden deshalb schon aus kommerziellen Gründen Hawaii mit aller Kraft festhalten.

Noch wichtiger müssen dafür aber militärische Gründe erscheinen. Schon 1884, zu einer Zeit, wo man an die Erwerbung überseeischer Kolonien noch kaum dachte, pachteten die Vereinigten Staaten auf Hawaii den Pearl Harbour,

um ihn als Marinestation zu benutzen. Und wenn sie auch wenig Gebrauch von diesem Rechte machten, so war ihnen doch die Sicherheit von unschätzbarem Wert, mitten im Stillen Ozean, etwa auf halbem Wege zwischen Amerika und Ostasien, einen Hafen zu besitzen, den sie zur Kohleneinnahme und zur Wiederinstandsetzung ihrer Schiffe benutzen konnten. Damals dachte man in den Vereinigten Staaten nicht entfernt an die Möglichkeit eines Krieges mit Japan. Dagegen war man nicht sicher, ob man nicht eines schönen Tages mit England in einen Seekrieg verwickelt würde. Für diesen Fall hielt man es für die Hauptaufgabe der amerikanischen Flotte, den britischen Handel zu lähmen. Um dies im Stillen Ozean und in Ostasien erfolgreich tun zu können, war eine Flottenstation innerhalb des Ozeans selbst unbedingt notwendig. Deshalb drangen amerikanische Marineoffiziere darauf, dort eine Operationsbasis anzulegen, und dafür paßte Hawaii vortrefflich.

Heute ist die Bedeutung Hawaiis als Operationsbasis für die Flotte der Union natürlich noch weit größer. Auch ist der Hafen von Honolulu wesentlich stärker befestigt als noch vor wenig Jahren. Präsident Roosevelt hat in seiner Botschaft an den Kongreß vom Dezember 1905 ausdrücklich gefordert: „Unmittelbare Maßnahmen müßten getroffen werden, um die Hawaiiinselgruppe zu befestigen. Hier liegt der wichtigste Punkt, uns im Stillen Ozean zu befestigen, um die Interessen unsers Landes zu schützen. Man kann die Wichtigkeit dieser Maßregel kaum überschätzen.“ Daraufhin wurden damals 250 000 Dollars für den Beginn der Befestigungsarbeiten in Honolulu bewilligt, und seither sind, wenn ich nicht irre, weitere größere Summen nachbewilligt worden.

Tatsächlich ist ja Hawaii der wichtigste strategische Punkt im Stillen Ozean. Dieser ist sonst in seiner Mitte von größern Inselgruppen ganz frei. Bei der gewaltigen Entfernung der Küsten, die ihn im Osten und im Westen begrenzen, müssen die meisten Schiffe, die eine solche Reise zurücklegen, in Hawaii anlegen. Infolgedessen berühren sämtliche Schifffahrtslinien, die von Nordamerika (sei dies nun von San Francisco oder von Seattle oder von Vancouver aus) nach Australien und Neuseeland gehen, Hawaii. Ebenso legen dort alle Schiffe an, die von San Francisco nach den Philippinen, nach Japan und China fahren. Das Kabel, das die Vereinigten Staaten nach den Philippinen gelegt haben, berührt Hawaii. Und wenn nun erst der Panamakanal beendet sein wird, so wird die Inselgruppe der natürliche Ruhepunkt aller Schiffe sein, die von dort her ihren Kurs nach Ostasien nehmen. Die amerikanische Flottenstation auf Hawaii wird zudem den gesamten amerikanischen Schifffahrtsverkehr im östlichen Teile des Stillen Ozeans decken. Nach Eröffnung des Panamakanals wird dieser bedeutend anschwellen, da dann mit Sicherheit zu erwarten ist, daß regelmäßige Dampferlinien von San Francisco durch den Panamakanal über New=Orleans nach Newyork und andern Häfen des Ostens laufen werden.

Die Machtstellung der amerikanischen Flotte kann also Hawaii nicht entbehren. Die Amerikaner werden sich die Inselgruppe auf keinen Fall nehmen

lassen. Aber sie werden sich, nachdem jetzt dort die japanische Verschwörung ausgebrochen ist, wohl die Frage vorlegen, ob es genügt, militärische Vorsichtsmaßregeln zu treffen und die weitere japanische Einwanderung zu verbieten, oder ob sie nicht noch andre Maßnahmen ergreifen müssen, um sich vor unliebsamen Überraschungen zu schützen. Allerdings werden sie, falls sie sich zu einer Beschränkung der Kopfzahl der Japaner entschließen sollten, die größere politische Sicherheit mit einer Einbuße der wirtschaftlichen Entwicklung erkaufen müssen. Denn die Zuckerplantagen brauchen ein großes Arbeiterheer. Die eingebornen Arbeiter reichen dafür bei weitem nicht aus. Andererseits hat sich die Einfuhr europäischer Arbeiter, soweit sie sich überhaupt für Plantagenarbeiten gewinnen lassen, als ungemein kostspielig erwiesen, sodaß also eigentlich nur die Heranziehung ostasiatischer Arbeiter übrig bleibt. Es wird nicht leicht sein, einen Ausweg aus dieser Zwicdmühle zu finden.



Eine Rechtsphilosophie

Von Carl Jentsch

1



ie Grenzboten sind seit beinahe zwanzig Jahren in der Lage, Symptome zu verzeichnen, die beweisen, daß der Materialismus, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Denkerwelt die Herrschaft antreten zu wollen schien, auf der ganzen Linie im Zurückweichen begriffen ist, wenn er auch in breiten Volksschichten gerade jetzt erst wuchert, wie ja auch jede Kleidermode der Vornehmen ehedem vom Volke immer erst nachgeahmt zu werden pflegte, wenn jene sie schon mit einer andern vertauscht hatten (heute verlaufen Nachahmung und Wechsel so rasch, daß man den Zeitabstand kaum noch wahrnimmt). Das Recht, meint vielleicht mancher, müßte vor Angriffen des Materialismus sicher sein, da es, nur mit menschlichen Handlungen sich befassend, keine Angriffspunkte darbiete. Aber der Materialismus besteht ja gerade darin, daß die menschlichen Handlungen auf Vorgänge der materiellen Welt zurückgeführt werden, und darum ist es erfreulich, daß die neueste Rechtsphilosophie nicht den Darwinismus, sondern die Lehre Hegels zur Grundlage wählt. (Lehrbuch der Rechtsphilosophie von Josef Kohler, o. ö. Professor an der Universität, Geh. Justizrat und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften. Berlin und Leipzig, Dr. Walther Nothschild, 1909.) Kohler definiert: „Das Recht ist die Norm des Verhaltens, die sich infolge des innerlichen Triebes nach vernünftiger Lebensgestaltung von der Gesamtheit aus dem Einzelnen aufdrängt. Es scheidet sich von Sitte, Brauch, Religion aus, sobald man dazu

kommt, Zwangsnormen von solchen Geboten zu trennen, die nur die gesellschaftliche Annehmlichkeit, nicht die Möglichkeit des unbeanstandeten Verbleibens in der Gesellschaft bedingen.“ Diese Definition sieht ein wenig materialistisch aus, weil die Sittlichkeit nicht erwähnt wird, sondern nur die Sitte, die sehr unsittlich sein kann, und weil nur von gesellschaftlichen Annehmlichkeiten die Rede ist, nicht von der inneren Befriedigung, die aus dem sittlichen Verhalten entspringt. Die Rechtsphilosophie, heißt es in der Einleitung, habe „zu erkunden, was dem menschlichen Dasein zugrunde liegt, und welches der tiefere Sinn des menschlichen Wirkens ist“. Außerlich stellt sich dieses dar als „Kulturwirken. Die Aufgabe der Menschheit ist Schöpfung und Fortbildung der Kultur und die Erlangung bleibender Kulturwerte, wodurch eine neue Gestaltungsfülle entsteht, die der göttlichen Schöpfung als ein zweites Geschaffenes entgegentritt.“ Die tiefere Bedeutung dieses Kulturschaffens darzulegen, sei Sache der Metaphysik. Da Kohler nicht sagt, was ihm diese ergibt, mag seine Darstellung mit der Bemerkung ergänzt werden, daß dieses Schaffen die Bestimmung hat, das menschliche Geistesleben zu entfalten und zu bereichern. Alle äußerlichen Kulturgüter wären tot und wertlos, wenn nicht ihr Schaffen eine Tätigkeit, ihr Dasein eine Bereicherung und Beglückung der Menschenseele wäre, und von bleibenden Kulturwerten kann nur unter der Voraussetzung gesprochen werden, daß die Menschenseele selber bleibt. Nur so viel will Kohler der „Weltphilosophie“ entnehmen, daß die Kultur in beständiger Entwicklung begriffen ist, die Kultur fortschreiten, die Menschheit die vorhandenen Kulturgüter wahren und immer wieder neue erzeugen soll. In dieser Kulturentwicklung nun habe auch das Recht seine Stelle, „denn eine menschliche Kultur ist nur denkbar, wenn in der Menschheit eine Ordnung herrscht, die jedem seine Stellung gibt und ihm seine Aufgabe zuweist, und die dafür sorgt, daß der vorhandne Gütervorrat gesichert und die Schöpfung neuer Güter gefördert wird“. Weil sich die Kulturzustände ändern, muß sich ihre Ordnung mit ändern; diese hat sich jenen in jedem Augenblicke anzupassen. „Es gibt darum kein ewiges Recht.“ Das Recht aber, „wie es in der Kultur sein soll, ist nicht immer gleich dem vorhandenen Recht, denn vielfach wird von den maßgebenden Personen oder Behörden das richtige nicht erkannt, und teilweise bleiben die Kulturerfordernisse unberücksichtigt, teilweise bedient man sich nicht der richtigen Mittel, um diesen Erfordernissen zu genügen. In solchem Falle sind zwei Bestrebungen berechtigt: einmal die Bestrebung dahin, daß das Recht und die Gesetzgebung entsprechend geändert wird, und zweitens die Bestrebung, dem Rechte eine Auslegung zu geben, die es möglichst mit den Kulturerfordernissen in Einklang setzt.“ Sollte die Anpassung an diese die einzige Art von Änderung sein, die dem Recht obliegt? Kommt es nicht auch vor, daß das Recht von seinen eignen Grundsätzen abweicht — vielleicht unter dem Beifall einer ganzen Volksmehrheit —, und daß daraus die Pflicht entspringt, das positive Recht wieder in Einklang zu bringen mit dem idealen Recht? Aber freilich: unveränderliche

Rechtsgrundsätze scheint Kohler nicht anzuerkennen. Er schreibt: „Bis vor hundert Jahren sprach man von einem Naturrecht und glaubte, daß es ein festes, ewiges Recht gäbe, das für alle Zeiten passend sei und nur eben vielfach noch nicht richtig erkannt werde. Diese Anschauung hängt zusammen mit der weiteren Meinung, als ob die durch Gott ins Leben gesetzte Menschenkultur ein für allemal abgeschlossen wäre, sodaß höchstens noch unbedeutende Änderungen nötig seien; demgemäß sollte das Recht so gestaltet sein, wie es den Geboten der Gottheit entspricht. Weltlich gesagt: man nahm an, die Welt habe das große Ziel der Kultur schon erreicht, und wie diese Kultur nur eine und sofort eine vollkommene sei, so sei auch das ihr entsprechende Recht.“ Hier scheinen mir zwei Dinge miteinander vermischt zu werden: die äußere Kultur und die sittliche Verfassung der Seele. Selbst ein orthodoxer Christ, der die Erzählung vom Paradies und vom Sündenfall nicht als Allegorie, sondern als Geschichte auffaßt, behauptet doch wohl nur, der Lehre seiner Kirche gemäß, daß Adam und Eva heilig und gerecht, nicht aber, daß sie Meister aller Künste und Wissenschaften und virtuose Techniker gewesen seien. Auch der orthodoxe Christ also, der an unwandelbare sittliche und Rechtsgrundsätze glaubt, und der glaubt, daß Adam und Eva, soweit davon in ihren unaussprechlich einfachen Verhältnissen die Rede sein konnte, danach gehandelt haben, selbst ein solcher Orthodoxer muß, solange er bei gesunden Sinnen ist, den Kulturfortschritt anerkennen; berichtet doch die Bibel selbst über Stadien dieses Fortschritts: erste Bekleidung, Erfindung der Viehzucht, des Ackerbaus, der Metallbearbeitung, der Musikinstrumente. Ob es Naturrechtslehrer gegeben hat, die gemeint haben, die Kultur sei von Anfang an vollendet gewesen, weiß ich nicht; solche Meinung wäre natürlich schlechthin unvernünftig. Unveränderlich können nur die geistigen und körperlichen Anlagen sein, die den Menschen zur Kulturtätigkeit befähigen, sowie die sittlichen und Rechtsgrundsätze, die ihn befähigen, nicht allein seine äußere Tätigkeit und den Verkehr mit seinen Mitmenschen, sondern auch seine Seele zu ordnen. Was sich nach Zeiten, Orten, Umständen und Kulturzuständen ändert, das ist, wie ich oft gesagt habe, die Anwendung der Grundsätze, diese selbst aber bleiben so unveränderlich wie die Mutterliebe, die sich abwechselnd im Nähren, Waschen, Lehren, Mahnen, Küssen und Prüiteln äußert. Genau so unveränderlich wie die Mutterliebe, die Wurzel aller Sittlichkeit, ist das *Sum cuique*, die Wurzel alles Rechts, mag auch das *Sum* das einmal aus einer Geldsumme, das andermal aus einem Acker, einem Patent, einer Beförderung, einer Rezension oder einer Tracht Prüitel bestehen. Dagegen könnte freilich vom modernen Biologen eingemantelt werden, daß auch schon die nicht rein tierische Mutterliebe und das *Sum cuique* Produkte der Kulturentwicklung seien. Indes ich meine, wo es sich nicht um Naturwissenschaft, sondern um die Regelung des Verhaltens der Menschen zueinander handelt, dürfen wir die Gemütsverfassung des *Pithecanthropus erectus* dahingestellt sein lassen: die Menschen, die wir

kennen, befunden auch auf den niedrigsten Kulturstufen sittliche und Rechtsgefühle; diese dürfen wir demnach als unter allen Umständen vorhanden und im Wesen unveränderlich, wenn auch unendlicher Modifizierung und Verfeinerung fähig ansehen, und diese wird nun allerdings durch den Kulturfortschritt bewirkt, aber nicht bloß im guten, sondern auch im schlimmen Sinne, so daß die vom Kulturfortschritt bewirkte Modifikation der sittlichen Anlage nicht einfach Fortschritt, sondern Schwingen um einen normalen Gleichgewichtszustand mit stetig wachsender Amplitude ist; was übrigens auch von der intellektuellen Anlage gilt; denn der primitive Mensch vermag sich weder zu der Weisheit und den technischen Leistungen noch zu den Verrücktheiten des modernen Menschen emporzuschwingen. Dasselbe Schauspiel zeigt uns die fortschreitende Differenzierung der Vermögen und der Glücksgefühle. Darin allerdings hat die scholastische Philosophie gefehlt, daß sie die Bedeutung des Kulturfortschritts nicht erkannt und noch weniger als etwas sehr Wichtiges hervorgehoben hat. Indes dieser Fehler war verzeihlich. Wir Heutigen sehen den Kulturfortschritt, weil der stürmische Fortschritt der Technik in unsrer Zeit das Äußere der Welt vor unsern Augen, nicht bloß im Zeitraum eines Menschenalters, sondern in Zeiträumen von zehn, von fünf Jahren verändert, so daß der Denker geradezu gezwungen wird, zu fragen, was diese gewaltigen Ummwälzungen für das Wohl, für das Seelenleben, für die Bestimmung des Menschen bedeuten. Bis zum Jahre 1800 ungefähr, noch mehr vor der allgemeinen Anwendung des Buchdrucks und des Schießpulvers, bewegte sich die Kultur so langsam vorwärts, daß die meisten Menschen eine auffällige Veränderung der Außenwelt und der Lebensweise nicht bemerkten und den Kulturzustand für etwas Beharrendes hielten, das immer so gewesen sei und immer so bleiben werde. Sie richteten darum ihr Augenmerk nur auf den Fortschritt, den auf ihrer gegenwärtigen, für unveränderlich angesehenen Kulturstufe die einzelne Seele in der Erkenntnis und Sittlichkeit zu machen befähigt und verpflichtet sei.

Der Grundgedanke des Naturrechts geht nach Kohler auf Aristoteles zurück, der auf richtiger Fährte gewesen sei. „Er nahm an, daß, wenn das Recht auch ständiger Änderung fähig sei, es doch ein einheitliches Machtbestreben, eine innere Gewalt in sich trage, die uns zum Heile zu lenken sucht.“ Da das Kohler „richtige Fährte“ nennt, scheint er doch etwas Ursprüngliches und Unveränderliches im sittlichen und Rechtsleben anzuerkennen und nur die doktrinären Auswüchse des Naturrechts wie die rousseauischen zu verwerfen. Daß alles positive Recht geworden und veränderlich ist, ja fortwährend geändert werden muß, versteht sich von selbst. Die scholastischen Schüler des Aristoteles dann hätten nur teilweise richtige Lösungen finden können, weil sie, an der unbedingten Geltung der Bibel und der Glaubenssätze haftend, den Kulturfortschritt nicht unbefangen betrachten konnten. Sie konnten zum Beispiel die verschiedenen Religionen und Sittenlehren nicht als Produkte verschiedener Kulturstufen (und Rassen), demnach als relativ berechnigte Äußerungen

des Menschengesistes verstehen. „Nur sofern die verschiedenen Kulturen etwas Gemeinschaftliches an sich tragen, werden gleichheitliche Sätze angemessen sein, und wenn man sich einem Kulturideal zu nähern sucht, so kann man auch bestimmte Sätze als die diesem Kulturideal entsprechenden Leitsätze aufstellen; allein stets muß man bedacht sein [so!], daß das Kulturideal immer nur relativ ist und eine andre Kultur immer ein ganz anderes Idealbild vorstellen wird. Niemals könnte ein Recht im Banne der Islamkultur dasselbe sein wie das Recht der christlichen oder der buddhistischen Welt. Die Scholastiker waren nun genötigt, gewisse Sätze der christlich-kanonischen Kultur als absolute Sätze aufzustellen, und wenn sie über die Stränge schlugen, so hatten sie den Kirchenbann zu gewärtigen.“ Die Verschiedenheit nicht bloß der Kulturideale, sondern auch der sittlichen Ideale innerhalb eines und desselben, namentlich unsers reichen europäischen Kulturkreises, betone ich selbst bei jeder Gelegenheit; ebenso, daß bei weitem nicht alles, was die katholische oder irgendeine andre Kirche als absolute Norm verkündigt, als solche anerkannt werden darf. Dennoch hatten die Scholastiker nicht schon darin unrecht, daß sie überhaupt absolute Normen anerkannten und das christliche Ideal für normativ hielten. Das leuchtet besonders bei einem Blick auf den von Kohler erwähnten Islam ein. Gerade dessen Ehegesetzgebung entspricht durchaus der Denkungs- und Empfindungsweise der Völker, die ihn angenommen haben, und es steht fest, daß, wie alle Kenner des Orients versichern, die Türken und Araber, die vom Islam zur europäischen Zivilisation — zum Christentum kann man nicht gut sagen, richtiger wäre Parisertum — abfallen, dadurch in keinem Stücke besser werden, auch in ihrem Geschlechtsleben nicht, sondern vielmehr schlechter. Trotzdem: wer von uns wird nicht das europäisch-christliche Eheleben höher werten als das türkische? Daß gerade das mohammedanische Familienleben, das die Frauen von der Geistesbildung, von der vollen geistigen Lebensgemeinschaft mit dem Manne und vom öffentlichen Leben ausschließt, hierdurch diesen Völkern den Aufstieg zur höchsten Kultur unmöglich macht, das wird doch wohl allgemein anerkannt, und Kohler selbst sagt es an einer spätern Stelle. Man erinnere sich nur daran, was die Frauen des sächsischen Kaiserhauses für die Verbreitung der Bildung in Deutschland geleistet haben, während manche von den Männern nicht einmal lesen und schreiben konnten; so Otto der Große, der erst nach dem Tode seiner ersten Gemahlin lesen lernte. Man wird also zwar die Verschiedenheit der Kultur- und Rechtsideale anerkennen müssen, auch daß sich nicht jedes für alle eignet, aber man wird auf die Wertung dieser Ideale nicht verzichten, sondern behaupten dürfen, daß das christliche (nicht irgendein konfessionelles) das höchste ist. Man wird zugeben müssen, daß viele Völker ihrer Natur nach außerstande sind, dieses Ideal zu verwirklichen, und daß man besser daran tut, sie bei ihrer Volksreligion zu lassen, statt sie zu einem Scheinchristentum zu bekehren, aber man wird beffenungeachtet das christliche Ideal als normativ anerkennen und das Leben

der nichtchristlichen Völker, auch wenn sie im Heidentum oder im Islam verharren, dem christlichen einigermaßen anzunähern bestrebt sein, wie denn zum Beispiel die Engländer in Indien die Witwenverbrennung abgeschafft und das Untwesen der Kinderehen eingeschränkt haben.

Kohler erkennt übrigens an, daß „in der Zurückhaltung der Scholastiker mitunter die tiefsten Gedanken verborgen sind, die nur nicht recht zutage treten können“, und er lobt besonders die Dominikaner Albertus Magnus und Thomas von Aquin, die den drohenden weltlichen und geistlichen Absolutismus abzuwehren suchten. Sie „nahmen an, daß das Recht aus ewigen Grundsätzen bestehe, von denen nur nach gewissen Richtungen hin Ausnahmen gestattet seien; welche, das war allerdings Gegenstand vieler Ungewißheit. In Gegensatz dazu stellten sich die Franziskaner, und vor allen der große Voluntarist, der erst neuerdings in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung erkannte Vorgänger Schopenhauers, Duns Scotus. Er war der Willensapostel, der in die Tiefe des Willensvorgangs Blicke getan hat, die allen frühern verborgen waren; er hat bereits erkannt, daß der Wille nicht ein bloßer Diener der Intelligenz ist, sondern eher ihr Herr, und so ist ihm, wie Schopenhauer, Gott mehr Wille als Intelligenz, und das Recht gilt ihm nicht, weil es vernünftig ist, sondern weil Gott es will. Jetzt waren die Schleusen geöffnet, und die Kurialisten konnten die Allmacht des Papstes ins Ungemessene steigern.“ Denn wenn Gott für sittlich gut oder für erlaubt erklären kann, was er will, warum nicht auch sein Statthalter auf Erden? „So hat Duns Scotus die Bahn gebrochen, und weithin verbreitete sich der Skeptizismus gegen das vernünftige Naturrecht [besser wohl: gegen das Vernunft- oder Naturrecht]. Mehr als je wurde die Relativität des Rechts anerkannt. Duns Scotus ging sogar so weit, daß er selbst zeitweise die Polygamie anerkennen mochte, wenn große Männerverluste den Bestand der menschlichen Gesellschaft in Gefahr brächten.“ Hier weist also Kohler selbst auf die Gefahren hin, die von dem Glauben an die Alleinherrschaft der Entwicklung und von der Leugnung jeder absoluten Norm drohen. Der Alleinherrschaft des heraklitischen Flusses aller Dinge verdankt die Menschheit die Sophistik, die im Mittelalter Nominalismus hieß (die Gattungsbegriffe willkürliche und zufällige, nicht notwendige Zusammenfassungen ähnlicher Dinge), und die Darwin, ohne es zu wissen und zu wollen, auf dem Umwege über die Biologie aufs neue in die Psychologie und Ethik eingeführt hat: daß es keine sittlichen Normen gebe, gehört ja zum Credo „der Moderne“. Die Frage, die Kohler erwähnt, ohne sie zu beantworten, ob Gott das Gute gebiete, weil es gut ist, oder ob es gut sei, weil es Gott gebietet, darf man gar nicht aufwerfen. Wir kennen keine andre Welt und darum auch keine andre Vernunft als die aus Gott hervorgegangne, müssen Gott als den Urquell der Vernunft ansehen, in dem Intelligenz und Wille eins sind, der Wille vernünftig und gut ist, sodaß Sein und Gutsein, Wollen und Guteswollen nicht voneinander geschieden werden, nicht voneinander getrennt gedacht werden

können. Die Spaltung des einen vernünftigen Urwillens in eine dumme, blinde, unethische Triebkraft und eine ohnmächtige Intelligenz, wie sie Schopenhauer und Hartmann vorgenommen haben, erscheint mir als eine Ungeheuerlichkeit.

Hugo Grotius, erfahren wir dann weiter, habe, an die Scholastiker anknüpfend, den Intellektualismus und die unbeugsame Starrheit des Naturrechts in einer Weise vertreten, wie sie weder von Albertus Magnus noch von Thomas gelehrt worden sei. „Jetzt war das Naturrecht nicht mehr das beugsame [so!] Recht, das sich bildungsfördernd der jeweiligen Kultur anschließt, es war nicht mehr die belebende Kraft, die alles durchbringt: bei ihm und seinen Nachfolgern ward es eine starre Masse, die wie ein Alp über dem Leben schwebte und den Atem des Fortschritts erstickte; und nun gar die Rechtsphilosophie von Wolff, die die friderizianische Zeit beherrschte, gehört zum Gedankenarmsten, Trostlosesten und Philisterhaftesten, was im ganzen Bereich der Menschheitsgeschichte zu entdecken ist. Anfangs mochte es allerdings Bedeutung haben, in dem Naturrecht eine Schutzwehr gegen Willkürherrschaft zu finden, allein diese Bedeutung verlor es bald, mindestens in Deutschland und Frankreich, und statt dessen wurde es zum Stedenpferd des wohlwollenden Absolutismus, der sich die Durchführung des Naturrechts angelegen sein ließ, indem er dem Volke den Fuß auf den Nacken setzte und es zwingen wollte, brav, rechtlich und glücklich zu werden.“ Weniger unterrichteten Lesern würde Rohler einen Dienst erwiesen haben, wenn er dargelegt hätte, wie das Naturrecht mit dem Absolutismus zusammenhängt. Indem sich die Staatsmänner geradefo wie vor ihnen die Hierarchen nicht damit begnügten, wenige Grundsätze für absolut zu erklären, sondern ein ausgeführtes politisches und Rechtssystem für natürlich und vernünftig erklärten, weil es ihrer Vernunft und Natur entsprach, hielten sie sich für berechtigt, die Untertanen in diese Schablone hineinzuzwingen, und ganz dasselbe taten ihre Nachfolger, die Jakobiner und die Liberalen des Kontinents, während die Engländer ohne alle Philosophie ihren Staat wachsen ließen, wie er konnte und wollte, und dem jeweiligen gewordenen Rechts- und Kulturzustande das formelle Recht durch systemloses Flickern am bestehenden Recht anpaßten, also die natürliche Entwicklung walten ließen, ohne sie weder zu hemmen noch es mit gewaltfamer Beschleunigung und Lenkung zu versuchen. Im neunzehnten Jahrhundert, urteilt Rohler, habe sich die Rechtsphilosophie ungünstig entwickelt. „Auf ein Wunderwerk wie die Hegelsche Rechtsphilosophie folgten dilettantische Plattheiten wie Iherings Zweck im Recht.“ Den berühmten Rechtslehrer gegen eine so wegwerfende Behandlung zu verteidigen, ist nicht meine Sache. Auch bin ich, als Nichtjurist, nicht in der Lage, anzugeben, welche neueren Erscheinungen der juristischen Literatur gemeint sind, wenn es weiter heißt: „Das ist nunmehr anders geworden. An die Stelle des Kleinwefens trat die vergleichende Rechtswissenschaft, die alle Einzelheiten zu einem weltumspannenden

Ganzen vereinte. Die Rechtsphilosophie ist im Anschluß an Hegel als Neuhegelianismus wiedererstanden, der unter Abstoßung des Veralteten und in Anlehnung an die universale Rechtsforschung die Entwicklungslehre von neuem in das Recht einführte. Einer der ersten aber, der die vergleichende Rechtswissenschaft in ihrer Bedeutung erkannte, nicht ein Jurist, aber ein Philosoph, wie ihn seit Hegel die Welt nicht gesehen, war — Nießsche.“ Später wird Nießschen als Mitbegründer der neuen Rechtsphilosophie noch Adolf Rastan an die Seite gestellt.

Nur als ein Teil der Weltphilosophie könne die Rechtsphilosophie Haltbares leisten, weil die Bedeutung des Menschen nur richtig erfasst werde, wenn man ihn als einen Teil der Welt und als einen Hebel des Weltprozesses erkenne, und weil die Entwicklung nur aus dem Weltganzen begriffen werden könne. Vor allem müsse darum festgestellt werden, ob unsrer Vorstellung von der Welt eine wirklich vorhandne Welt entspricht. Kohler bejaht natürlich die Frage, weil ja von einem Einwirken auf die Außenwelt, wie sie das Recht voraussetzt, nicht die Rede sein könnte, wenn eine solche Außenwelt nicht vorhanden, wenn sie ein bloßes Phänomen, ein Schatten oder Schemen, ein Produkt unsrer Einbildung wäre. Er wendet sich darum sehr entschieden gegen Kant, der die Welt zu einem solchen verflüchtigt habe. Seine Polemik gegen Kant kann hier nicht ausführlich kritisiert werden; doch mögen ein paar Bemerkungen den Weg zu einem Ausgleich andeuten. Es ist wahr, daß Kant die Grenzen der menschlichen Erkenntnis zu eng zieht. Ganz richtig schreibt Kohler, das Metaphysische sei keineswegs etwas von unserm Wesen so verschiednes, daß wir es mit unserm Urteil nicht erreichen könnten. „Ist das Metaphysische unsrer Anschauung nicht zugänglich, so ist es doch zugänglich unserm Denken.“ Operierten wir doch mit dem unsern Sinnen unzugänglichen Unendlichen sogar in der Mathematik. Daß die Kategorien nur so weit Geltung haben, wie unsre Sinne reichen, sei nur für die der Quantität, dagegen nicht für die der Modalität wahr. Trotzdem hat sich Kant mit seinem Versuch einer Abgrenzung ein großes Verdienst erworben. Gewiß vermögen wir auf das „Überzeitliche und Unräumliche“, wie Kohler das Metaphysische nennt, zu schließen, aber nur, soweit unsre innere, seelische Erfahrung reicht, die außer acht gelassen zu haben Kants Fehler ist. Wir dürfen und müssen schließen, daß die Vernunft und Güte, die wir in uns finden, von unserm Urheber stammen müsse, und wenn wir in unserm Lebenslaufe wunderbare, uns und andern zum Heile gereichende Zügungen bemerken, so dürfen und müssen wir es für wahrscheinlich halten, daß dieser Urheber auch unsern Lebensgang leitet. Aber wir können über diesen Urheber und über die Art und Weise, wie er die Welt geschaffen hat, wie er in ihr eins aus dem andern hervorgehn, wie er das Körperliche und das Geistige aufeinander wirken läßt, nichts Genaueres aussagen. Gegen die im Schließen auf das Über sinnliche gebotne Vorsicht und Selbstbeschränkung wird nun vielfach gesündigt, indem die Theologen das in

seinen Einzelheiten unerkennbare Jenseits mit Phantasiebildern ausfüllen, die sie uns als Dogmen aufzudrängen versuchen, und indem sich die Physiker und die Biologen nicht immer damit begnügen, den unsern Sinnen unzugänglichen Kausalnexus zwischen den Naturerscheinungen durch die Annahme hypothetischer Wesenheiten herzustellen, was erlaubt und für den Fortschritt der Wissenschaft notwendig ist, sondern mitunter auch ihre Hypothesen als Dogmen lehren. Gegen diese beiden Verirrungen hat Kant mit seiner Erkenntnistheorie einen Damm aufgerichtet, der allerdings zu eng gezogen ist. Kohler hat wiederum recht, wenn er die Welt als ein Ganzes auffaßt, von dem der Mensch nur ein Teil ist, und aus dieser Ganzheit, deren Teile doch miteinander harmonieren und füreinander abgestimmt, aneinander angepaßt sein müssen, es erklärt, daß die Gesetze der Mathematik und das Kausalitätsgesetz, die unser Geist anzuerkennen gezwungen ist, durch die Vorgänge der Natur außer uns bestätigt werden. Aber in der Polemik gegen Kants Dualismus tut er diesem ohne Zweifel Unrecht. Er meint nicht den Dualismus von Geist und Körper, sondern den zwischen dem Ich und dem Nichtich, der ganzen außer dem Ich gelegnen Welt. „Nach der Kantschen Erkenntnistheorie steht auf der einen Seite das Subjekt ganz allein im Theateraum, und vor ihm breitet sich als ungeheure Bühne die Welt aus.“ Zwischen beiden gebe es keine Vermittlung; die Fülle der Erscheinungen, alle andern Menschen und den eignen Leib eingeschlossen, seien eben nur Erscheinungen, ein Schauspiel, und was hinter diesem stecke, bleibe uns unerforschbar und unerreichbar, sodaß das einzelne Subjekt keine Beziehung zu ihm habe. Was Kohler hier schildert, das ist der extreme erkenntnistheoretische Idealismus, der sich bis zum Solipsismus verirrt hat und eigentlich doch nur pathologisch zu nehmen ist; Kant selbst hat sich vor solchen extremen Schlußfolgerungen aus seiner Erkenntnistheorie gehütet, wie schon seine Moral beweist, die die Außenwelt und die Nebenmenschen als wirkliche Wesen behandelt.

Unser Autor verwirft also Kant und demnach auch die Lösung: zurück zu Kant, und hält sich an Hegel, der die Weltgeschichte als ein Werden auffasse, bei dem aus jedem Vergehenden ein Neues, Vollkommneres hervorgehe, sodaß Vergangenheit und Zukunft auf das Schönste miteinander verknüpft erscheinen und die Folge der Veränderungen der Welt als ein planvoll geordneter Kulturfortschritt begriffen werden kann, als eine Entwicklung, in der sich die ewige Vernunft allmählich verwirklicht; und das Recht hat nun die Aufgabe, dieser Verwirklichung behilflich zu sein. Doch bekennt sich Kohler nicht zum unveränderten Hegel, sondern zu einem korrigierten Neuhegeltum. Der Lauf der Welt sei nicht durchaus logisch, wie Hegel annehme, sondern fördere beständig auch Unlogisches zutage, und die Entwicklung verlaufe nicht im strengen Dreitakt von These, Antithese und Synthese, sondern in krausen Windungen. (Es ist wohl überhaupt verfehlt, von Logik, statt von Vernunft, im Weltgeschehen zu sprechen.)

In der folgenden Beschreibung der Kulturentwicklung wird zunächst das Unlogische (Irrationalen) gedacht, das zu überwinden eine der Aufgaben der Entwicklung sei, und wie sich das Recht daran beteilige. Örtliche und zeitliche Entfernung werden als solche alogische Elemente genannt. Die erste wird durch die Verkehrstechnik, die zweite durch Einbeziehung zukünftiger Güter in den gegenwärtigen Gebrauch, durch Zins und Diskont, überwunden, der ebenfalls alogische Zufall durch Versicherungsanstalten. Unlogisch wird das Recht selbst dadurch, daß es unmöglich allen seinen Unterschieden in den Bedürfnissen, die der Kulturfortschritt erzeugt, genau entsprechen, vielmehr gewisse Verhältnisse nur in Pausch und Bogen regeln kann. „Darum muß die Kultur hier gleichsam in ihr eignes Fleisch schneiden und auf die Verwirklichung gewisser Erfordernisse verzichten, um das Menschenmögliche zu erreichen. Auch hier gilt der Satz, daß die Kunst des Lebens darin besteht, das kleinste Übel zu wählen.“ So, um von Kohlers Beispielen eins anzuführen, muß angenommen werden, daß es beim Kauf und Verkauf auf dem Markt und im Laden immer rechtsschaffen zugehe, obwohl das durchaus nicht immer der Fall ist. Zwischen das Logische und das Unlogische läßt Kohler als verbindendes die Kausalität treten und macht unter anderm den Unterschied von Ursache und Bedingung klar: diese habe es nur mit Sein oder Nichtsein zu tun (etwas, ohne das ein andres nicht da sein kann, heißt seine Bedingung), „die Verursachung dagegen mit der Art und Weise des Erfolges“. Die Ansicht, daß es keine Verursachung gebe, kein propter hoc, sondern nur ein post hoc, wird zurückgewiesen. (Ohne den Glauben an die Verursachung könnte es ja überhaupt kein Recht, zunächst kein Strafrecht geben; wenn der Mörder den Tod des Ermordeten nicht verursacht hat, so hat er ihn auch nicht verschuldet.)

Die Entwicklung der Kultur und damit auch des Rechts wird vom Seelenleben der Gesamtheit, von der Volksseele und der Volksstimmung beeinflusst. So vom religiösen Fanatismus, „der zur Unterschätzung der Erdengüter verleitet und einen Kongregationismus, eine Vereinsbildung auf der Grundlage völliger Ablösung von allen irdischen Bestrebungen hervorruft“. Auf Zeiten von starkem Ichsinn sodann (der Verfasser verdeutscht Egoismus und Altruismus mit Ichsinn und Fremdsinn) folge oft ein Rückschlag in der Art, daß man sich ganz und gar dem Wohle andrer widme, für dieses Wohl Vereine über Vereine gründe und die Bedürftigen nicht allein unterstütze sondern verhätschle. Es gebe sentimentale Zeiten, in denen der Mensch nur seinen Empfindungen lebe, und rationalistische, in denen man das historisch Gewordne und jede Autorität geringschätze und nur das für vernünftig oder verständig Erachtete bestehen lassen wolle, eine Richtung, die zwar zeitweise notwendig sei, die aber doch mehr zerstöre als aufbaue, weil Kulturschöpfung nur durch Fortentwicklung des Gewordenen und Bestehenden möglich sei. Alle solche Zustände machen nun teils das Einschreiten der Justiz und Gesetzgebung notwendig, zum Beispiel gegen Anhäufung des Besitzes in der Toten Hand, teils ziehen sie die Rechtspflege

selbst in ihren Bann, wie dies in den Zeiten barbarischer Justiz und namentlich bei den Hexenprozessen der Fall gewesen ist. Im allgemeinen werden für solche Verirrungen in erster Linie oder gar ausschließlich die Theologen verantwortlich gemacht; es freut mich, einmal bei einem Juristen zu lesen: von solchen pathologischen Zuständen sei auch das Recht tief ergriffen worden; „denn gerade die Juristen sind, wie die Träger des menschlichen Fortschritts [sind sie das wirklich?] so auch die Rädeleführer menschlicher Verirrungen und Torheiten gewesen. Bei Hexenprozessen, bei der Folter, bei Revolution und Reaktion haben die Juristen und das Recht von jeher eine Hauptrolle gespielt, und das Banner des Rechts ist es gewesen, das die Menschheit zu wahnwitzigen Orgien und zu den grausamsten Zerkleinerungen geleitet hat.“ Weiter wird der Einfluß der konservativen Gemütsart erörtert und die Unentbehrlichkeit hemmender und erhaltender Kräfte ebenso anerkannt wie ihre Neigung, die Grenzen des Vernünftigen und Nützlichen zu überschreiten, und es werden die Gründe dargelegt, weshalb das religiöse Leben konservativer zu sein pflegt als das profane. Werde alter Brauch und Glauben verlassen, so behalte das Volk von ihm gewöhnlich noch gewisse Symbole übrig. (Bei dieser Gelegenheit mag bemerkt werden, daß mir der evangelische Kalender immer wunderbarlich vorkommt. Die Evangelischen haben keine Messe mehr, benennen aber trotzdem die Sonntage vor und nach Ostern mit dem Anfangsworte des Mesintroitius: *Invocavit*, *Reminiszere* usw., *Quasimodogeniti* usw. Die Katholiken haben die Messe noch, und alle ihre Geistlichen sprechen den Mesintroitius, ihr Kalender aber nennt diese Sonntage: erster, zweiter usw. Fastensonntag, erster, zweiter usw. Sonntag nach Ostern.) In dem Abschnitt über die seelischen Triebfedern der Kulturentwicklung wird sehr verständig gesagt: „Die Meinung, daß die menschliche Kultur nur von dem menschlichen Triebe nach Nahrung und Geschlechtsleben beherrscht gewesen wäre [durch Hunger und durch Liebe hält sich auch nach Schiller das Weltgetriebe], gehört zu den ungeheuern Täuschungen [Selbsttäuschungen oder Irrtümern!] des frühern Dilettantismus, der eigentlich auch schon vor fünfzig Jahren nicht mehr berechtigt war, da man schon damals das Völkerleben viel besser hätte kennen sollen, wenn man sich nur die Mühe gegeben hätte, es zu erforschen.“ Selbstverständlich begründen die genannten beiden Triebe und die mannigfachen Veranstaltungen zu ihrer Befriedigung eine Menge Rechtsverhältnisse und veranlassen viele Rechtsgeschäfte. Aber zur Kultur- und Rechtschaffung wirken mit fortschreitender Kultur in stetig wachsendem Umfang die höhern und feinern, die rein seelischen Triebfedern mit: Herrschaftsstreben, Nachsucht, die anfangs die Gerechtigkeit ersetzt, Grausamkeit, soziale Gefühle, intellektuelle und ästhetische Bedürfnisse, die sämtlich allerlei mit Hilfe des Rechts zu ordnende Verhältnisse, Bestrebungen, Handlungen und Einrichtungen hervorrufen.

In dem Abschnitt „Art der Entwicklung“ wird das Wechselspiel von Individualismus und Sozialismus abgehandelt. Der Kulturfortschritt fordere „eine starke einzelpersönliche Entwicklung unter höchster Ausbildung aller mensch-

lichen Geisteskräfte, auf der andern Seite aber auch ein [be]ständiges Zusammenhalten, damit die Menschheit nicht in Einzelwesen auseinanderfällt, damit nicht unter lauter einzelpersönlichem Streben die Gesamtheit ihren Halt verliert, was das Schlimmste wäre: denn nur durch das ständige aufopferungsvolle oder mindestens erfolgreiche Zusammenwirken der Einzelnen kann etwas Großes und Ganzes erreicht werden.“ Es handelt sich nicht bloß um das Große sondern schon um das allergeringste: daß der Mensch außerhalb des menschlichen Gesellschaftsverbandes gar nicht einmal Mensch sein kann, sondern Tier bleibt. Individuum und Gesellschaft stehn in einem polaren Gegensatz zueinander in der Art, daß keins ohne das andre denkbar ist, Daseinsmöglichkeit hat, daß sie ewig einander bekämpfen, voneinander loszukommen suchen, aber nicht voneinander loskönnen. Zur Heroworship bekennt sich Kohler nicht. „Wenn man behauptet hat, daß es immer nur einzelne Personen seien, die die Ereignisse gestalteten, so ist dies bedeutend übertrieben. Wichtig ist, daß in sehr vielen Fällen gewaltige Geister die Kultur fortgeschoben haben, oft unter dem ungeheuern Widerstande der andern, aber das war [ihnen] nur möglich, indem sie ihre Gedanken in eine größere oder geringere [kleinere] Gemeinschaft hineintrugen und diese für ihre Bestrebungen zu elektrifizieren vermochten. Daraus geht von selber hervor, daß die Weltgeschichte mit Gesamtheiten beginnen mußte (Kollektivismus), dies auch schon deswegen, weil gerade in frühern Zeiten die Feinde des Menschen so groß [so zahlreich und stark] waren, daß nur durch einen starken Zusammenhalt die Gefahren beseitigt werden konnten.“ Gemeinschaftsbildend wirkte besonders das Schul- und Vertragsrecht, das die Einzelnen und ihre Interessen so vielfach verknüpfte. Die Religion wirkte in der Urgesellschaft zunächst dadurch mit, daß sämtliche Genossen eines Geschlechts als von einem Geiste befeelt gedacht werden, dessen eigentliche Wohnstätte das heilige Tier des Stammes (das Totem) ist. An die Stelle des Tieres seien dann später Phantasiewesen als Götter getreten. Als unentbehrliches Hilfsmittel der Kulturentwicklung wird der Güterbesitz, das Vermögen abgehandelt, das allen Gebieten des geistigen Lebens dient. Allerdings sei es nicht für alle unbedingt erforderlich, denn die Philosophie der Hindu und die wissenschaftliche Tätigkeit der mittelalterlichen Mönche habe gerade die Abkehr vom Erwerbsleben zur Voraussetzung gehabt; aber beide Lebensweisen seien wiederum doch nur dadurch möglich geworden, daß eine Güter schaffende und erwerbende Bevölkerung vorhanden war, die den Philosophen, den Mönchen, den Lebensunterhalt gewährte. Erst der Ackerbau und die Kapitalbildung erlösen den Menschen von der Herrschaft des Zufalls und bieten die Grundlage dar für eine ununterbrochne und planmäßige Kulturtätigkeit. Daß die Rechtsordnung den Zweck habe, die Kulturtätigkeit zu regeln und die Kulturgüter zu sichern, ist schon bemerkt worden, wird aber in einem besondern Kapitel noch weiter ausgeführt. Das Recht regelt vor allem den Verkehr, der dafür sorgt oder wenigstens dafür sorgen soll, daß jedes Kulturgut an die Stelle gelange, wo es am notwendigsten gebraucht wird

und den größten Nutzen schafft. Jeder im Verkehr tätige wirke „fremdsinnig“, für die allgemeine Wohlfahrt; natürlich nicht aus Nächstenliebe. Ohne den kräftig spornenden „Zehsinn“ würden die „fremdsinnigen“ edeln Absichten nicht stark genug sein, den Verkehr im Gange zu erhalten. In dem Kapitel „Rechtsordnung und Friedensordnung“ wird gezeigt, warum die Selbsthilfe aufhören und die öffentliche Gewalt die Aufgabe übernehmen mußte, den Einzelnen ihr Recht zu verschaffen und dadurch den Frieden zu erhalten.



Goethe und Pestalozzi

Von Otto Eduard Schmidt



aß sich Goethe, je älter er wurde, um so eifriger mit dem Problem der Erziehung des Menschen beschäftigte, ist bekannt. Sein „Wilhelm Meister“ ist ja in der Hauptsache ein pädagogischer Roman; auch hat sich Goethe schon in seinen ersten Weimarer Jahren wegen seines Schüglings Fritz v. Stein, später vermöge der Fürsorge für seinen eignen Sohn und für die beiden natürlichen Söhne Karl Augusts (von der Frau v. Heygendorf) praktisch mit Erziehungsfragen beschäftigen müssen. Wie weit er in seinen pädagogischen Anschauungen selbständig ist, und wie weit er von den Vertretern der pädagogischen Systeme seiner Zeit, z. B. von Pestalozzi abhängig ist, das ist eine noch ungelöste Frage. Deshalb hat es der Weimarer Seminardirektor Karl Muthesius unternommen, den weitverbreiteten Stoff unter Benutzung aller der durch das Goethearchiv erschloßnen Quellen durchzuarbeiten und hat uns seine Ergebnisse in einem klar und überzeugend geschriebnen, schön und vornehm ausgestatteten Buche *Goethe und Pestalozzi* (Leipzig, Dürschs Buchhandlung) vorgelegt.

Das Buch vermittelt uns zunächst ein Bild von Pestalozzi, das dem landläufigen nicht in allen Punkten entspricht: bei aller Anerkennung des edeln Strebens, das den Schweizer Volksfreund beseelte, treten auch die Mängel seines Wesens und Wirkens sehr hervor, namentlich das Unvermögen, das, was er als richtig erkannt hatte und eigentlich wollte, danach auch in die Tat umzusetzen. Es liegt eine gewisse Tragik in Pestalozzis Geschick, insofern er eigentlich auf eine Erziehung der Armen und Mittellosen zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft und zu glücklichen Menschen hinaus wollte, statt dessen aber selbst und noch mehr durch seine Anhänger eine allgemeine, für alle gleich gedachte Menschenbildung proklamierte und schließlich in Zerten eine ausgeprochne Standeserziehung betrieb. Denn sein dortiges Institut war eine Anstalt für solche, die einen hohen Pensionspreis zahlen konnten. „Man sieht hier Europa im kleinen. Von mehr als 250 Menschen, die zur Anstalt gehören,

sind nur die wenigern Eingeborne. Russen, Franzosen, Deutsche, Holländer, Spanier sitzen am Tisch des Schweizers und lernen an seiner Seite.“

Pestalozzi hat schon in das 1780 vollendete Volksbuch „Lienhard und Gertrud“ Goethes Lied:

Der du von dem Himmel bist,
Kummer (sic!), Leid und Schmerzen füllest

verwoben. Die um dieselbe Zeit verfaßte „Abendstunde eines Einsiedlers“ apostrophiert schon Goethe als den reichsten der Fürsten im Gebiete des Geistes, der leider von seiner Kraft noch nicht den rechten Gebrauch mache, und in einer gleichzeitigen Briefstelle sagt er noch deutlicher: „Die Kraft seines dem Jahrhundert zugeschnittnen Genies wirkt mit Fürsten- und Herrschergewalt wie Voltaire in seiner Zeit. . . . Wäre Vatersinn, Vateropfer Geistes Richtung des Mannes im Gebrauch seiner Kräfte, er wäre Prophet und Mann Gottes fürs Volk, jetzt Irrlicht zwischen Engel und Satan und mir insoweit niederer Verfänger der Unschuld.“ Wir wissen nicht, ob dem Dichter des „Werther“ diese Zeilen je vor das Auge kamen: jedenfalls taten sie dem Manne, dem die Wildschäden der Bauern am Ettersberge und das Elend der Apoldaer Strumpfwirker große Sorge bereiteten, bitter Unrecht. Erst 1797, als ihm Goethes:

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut

ein Hauptthema wird zu seinem Buche: „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts“, hat sich Pestalozzi innerlich völlig mit Goethe ausgesöhnt. Seitdem versucht er bei verschiedenen Anlässen, den Weimarer Dichter für seine pädagogischen und literarischen Unternehmungen zu interessieren. Er hätte sich dabei auf die persönliche Bekanntschaft mit Goethe berufen können. Denn wenn auch der Besuch Pestalozzis, den er Goethe im Jahre 1775 in Frankfurt abgestattet haben soll, ins Reich der Fabel gehört, ebenso wie die angebliche Reise Pestalozzis nach Sachsen im Jahre 1786, so ist doch aus einer Äußerung Goethes zu Theodor Schacht aus dem Jahre 1810 klar, daß er Pestalozzi persönlich gekannt hat; vielleicht hatte ihn dieser 1792 in Weimar besucht. Trotzdem schreibt Pestalozzi am 16. Februar 1803 aus Burgdorf an Goethe wie an einen Fremden: „Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit.“ Es kann also kein intimerer Verkehr zwischen den beiden Männern stattgefunden haben. Es ist, als ob Goethe schon aus der Ferne oder gleich bei der ersten persönlichen Berührung die starke Wesensverschiedenheit empfunden hätte, die ihn von dem Schweizer trennte. Deshalb fand auch Pestalozzis in dem oben angeführten Brief ausgesprochene Bitte, Goethe solle den Pränumerationsplan auf die Elementarmittel der neuen Unterrichtsmethode begünstigen, nur ein schwaches Echo. Er ließ, anstatt selbst genauer zu prüfen, den Schriftsteller Johann Gottlob Spazier um eine zusammenhängende Reihe von Besprechungen der Schriften Pestalozzis ersuchen, die dann im Frühjahr in der Jenaischen Literaturzeitung abgedruckt wurde. Als aber Eichstädt Goethes eignes Urtheil über die Spazierschen Rezensionen

zu wissen wünschte, schrieb dieser an den Rand: „Meine Beschäftigungen waren diese Zeit von der Pädagogik so fern, daß ich in das Pestalozzische Wesen noch nicht ernstlich habe eingehen können.“

Als sich lebhaftere Erörterungen für und wider Pestalozzi an die Spazierchen Rezensionen anknüpften, besprach dieser auch das Buch des bedeutendsten Schülers Pestalozzis, Johann Friedrich Herbart's: „Pestalozzis Idee eines ABC der Anschauung“, der, nicht wie Pestalozzi das Quadrat, sondern das Dreieck zum Ausgangspunkt der Anschauungsübungen machte. Der Streit, der sich hierbei erhob, widerte Goethe an: „er, der seine ganze Seele der Fülle des Lebens, dem unererschöpflichen Reichtum der Natur an lebendigen und lebensvollen Gestaltungen öffnete, bei dem jeder Nerv mitschwang in dem großen Einklang der Natur, . . mußte in Pestalozzis wie auch in Herbart's formalistischen Anschauungsübungen lebiglich die Ausgeburt einer dem Leben vollständig entfremdeten Schulmeisterpedanterie erblicken.“

Trotzdem sah Goethe dem Streite, an dem sich außer Spazier vor allem Niederer als „Sprecher des Pestalozzischen Instituts“ beteiligte, noch mehrere Monate geduldig zu und erwog gewissenhaft das Pro und Kontra. Dann aber gab er im November sein Urteil in der Form ab, daß er die Hauptstelle aus einem an ihn gelangten Briefe Wilhelm v. Humboldt's in dem zur Jenaischen Literaturzeitung gehörigen Intelligenzblatte (Nr. 134) abdrucken ließ. Diese Erklärung, die auch für unsre Zeit noch wichtig genug ist, lautet: „Mit großem Interesse habe ich die Anzeige der Pestalozzischen Methode gelesen. Nur finde ich den Rezensenten zu nachsichtig. Sagen Sie mir einmal selbst, was aus dem Menschengeschlecht würde, wenn alle Kinder nun dreißig Jahre hintereinander nachbeteten: das Auge liegt unter der Stirn, zweimal zwei ist vier, ein Quadrat hat vier gleiche Seiten und so fort. Ich fürchte sehr, indem man besonders die Schulen der niedern Stände verbessern will, räumt man als Unrat gerade das mit weg, was allein Heil brachte. Auch der Bauer und Bettler hat eine Phantasie und ein andres Gefühl, als das bloße seiner Dürftigkeit und seines kärglichen Genusses, auch in ihm kann und muß etwas Höheres geweckt werden, und bisher wurde es geweckt. Man las in allen Schulen kapitelweise die Bibel. Da war Geschichte, Poesie, Roman, Religion, Moral, alles durcheinander; der Zufall hatte es zusammengefügt, aber die Absicht möchte Mühe haben, es gleich gut zu machen. Aus dieser Quelle schöpfte bis jetzt der gemeine Mann alles, wodurch er mehr als bloßes Lasttier war, und dafür werden ihm alle Systeme der Anschauung keinen Ersatz gewähren. Es ist wirklich ein fürchterlicher Gedanke, dem Menschen die Anschauungen seiner eignen Glieder zuzählen zu wollen, da man genug zu tun hat, Ordnung in dem Chaos von Anschauungen zu stiften, die sich von selbst ausdrängen. Die mathematische Richtung zur Hauptrichtung machen ist gar entsetzlich. Außerst gefällig ist aber der Rezensent, daß er zugibt, daß eines der Pestalozzischen Unterrichtsmittel die Sprache ist. Was hat die Sprache mit dem trocknen Benennen der Gegenstände gemein? Die Sprache würde oder könnte wenigstens

als Behälter alles in der Tat leisten, da sie der Form und Materie nach ein Abdruck der Welt ist. Aber dann mußte man nicht, wie bisher geschehen, bloß Grammatik unter ihr verstehen, und dazu gehörten für die Lehrer selbst Studien, die man jetzt mit Billigkeit nur von wenigen unter ihnen fordern kann.“

Goethe blieb bei dieser Ansicht, auch als sein junger Freund Franz Passow, der seit 1810 mit H. B. Sachmann, dem Lieblingschüler und Biographen Kantz, das Erziehungsinstitut „Konradinum“ in Jena bei Danzig leitete, ihn um seine geistige Unterstützung bat. In Jena war nun allerdings der Pestalozzismus noch mit einer starken Dosis Kantianismus versetzt worden. Sachmann stellte die Schule in einen ausgesprochenen Gegensatz zur Welt. „Die Zwecke der Welt sind sinnliche Naturzwecke, die Zwecke der Schule aber sind höchste Vernunftzwecke. Darum kann die Schule der Welt weder koordiniert noch subordiniert sein, sondern es entspricht einzig ihrer Würde, wenn sie ihr präordiniert gedacht und dementsprechend eingerichtet wird.“ Also befunde der alte pädagogische Satz: Non scholae, sed vitae discimus nur eine sehr schwächliche Philosophie, es müsse heißen: Non vitae, sed scholae discimus. Daß Goethe zu solchen Überspannungen den Kopf schüttelte, nimmt uns nicht wunder; er schreibt an Passow: „Betrachte ich noch dabei die gegenwärtige Zeit und den abgelegnen, obgleich in mancher Rücksicht günstigen Wohnort (Jena), betrachte ich die babylonische Verwirrung, welche durch den Pestalozzischen Erziehungsengang Deutschland ergriffen; ob ich gleich von seinem vorgehabten Turmbau das Beste denken will: so glaube ich Ihrem Unternehmen wenig Glück Weissagen zu können.“

Aber noch einmal hat Goethe den Versuch gemacht, Pestalozzis System objektiv auf sich wirken zu lassen, und zwar auf dem Boden seiner Heimat, in Frankfurt und Wiesbaden. Auf diesem Boden ist ja neuerdings wieder die sogenannte Reformschule erwachsen; er war schon zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ein günstiger Fleck für pädagogische Experimente. In Frankfurt war ein jüdisches Philanthropin entstanden, und sein Leiter, Franz Joseph Molitor, sprach sich in einer Reihe von Abhandlungen über seine Erziehungsgrundsätze aus und übte dabei an Pestalozzis Systemen scharfe Kritik: seine Bergliederungsmethode zerstöre das wahre Leben der Begriffe. Man dürfe nie den Weg der Natur verlassen, und der Mensch sei in jedem Moment seines Daseins ein Ganzes; auch das Kind trage eine ganze Welt in sich. Diese Schriften erhielt Goethe durch Bettina Brentano im Jahre 1808, und als er 1814 im Oktober nach Frankfurt kam, besuchte er Molitor, obwohl dieser unterdes von der Leitung des Philanthropins zurückgetreten war. Vorher war Goethe zur Kur in Wiesbaden, und dort wurde er durch den Oberbergrat Cramer auf die Lehranstalt aufmerksam, die Johann de l'Aspée, ein früherer Maurergefelle, der aber Pestalozzis Kunst in Tüferten erlernt hatte, in dem Kurort errichtet hatte. Goethe besprach sich nicht nur persönlich mit de l'Aspée über Pestalozzis Ideen, las danach nicht nur „Rienhard und Gertrud“, sondern wohnte auch am 9. August mehreren Lehrstunden bei, ebenso am 26. August vormittags und nachmittags je drei Stunden der öffentlichen Prüfung. Auch vom 30. August enthält Goethes Tagebuch die

Notiz: „de l'Aspée, Pestaluzziana.“ Im Mai 1815 finden wir Goethe wieder in Wiesbaden und wieder in enger Berührung mit der Schule des Pestalozzianers. Er fertigt den Schülerinnen auf ihre Bitte ein Glückwunschgedicht zum Namens-tage eines besonders gefeierten Lehrers, und bald darauf notiert er ins Tagebuch: Bei „de l'Aspée“. Aber eines Abends im August zeigte er seine wahre Gesinnung über das „Pestalozzische Wesen“. Auf dem Geisberge hatte er die Tochter Cramers mit ihrer Pestalozzischen Rechenkunst geneckt, und das Mädchen hatte sich dann selbst eine schwierige algebraische Aufgabe gegeben und sie unter vielen altflugen Bemerkungen zu lösen versucht. „Als wir im Dunkel gegen zehn Uhr, so erzählt Boisserée, nach Hause kamen, klagte Goethe seinen Jammer über dies Pestalozzische Wesen. Wie das ganz vortrefflich nach seinem ersten Zweck und Bestimmung gewesen, wo Pestalozzi nur die geringe Volksklasse im Sinne gehabt . . ., aber wie es das Verderblichste von der Welt werde, sobald es aus den ersten Elementen hinausgehe. . . . Und nun gar dazu der Dünkel, den dieses verfluchte Erziehungsweisen erzeuge; da sollte ich nur einmal die Dreistigkeit der kleinen Duben hier in der Schule sehen, die vor keinem Fremden erschrecken, sondern ihn in Schrecken setzen! Da falle aller Respekt, alles weg, was die Menschen untereinander zu Menschen macht. Wo sind da religiöse, wo moralische und philosophische Maximen, die allein schützen könnten?“

Also mit einem Borneserguß wendet sich Goethe, nachdem er noch einmal Pestalozzis System, diesmal in der Praxis, auf sich hatte wirken lassen, von dem Schweizer Pädagogen ab; einen Brief Pestalozzis vom 20. Mai 1817 hat er gar nicht beantwortet.

Und doch beschäftigten ihn die Gedanken über die richtige Erziehung des Menschen unausgesetzt. Denn er schloß den ersten Teil von „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ vorläufig 1821 ab und arbeitete ihn in den folgenden Jahren bis 1829 so aus, daß er mit den Zutaten in der Gesamtausgabe drei Bände füllte. Schon während der Beschäftigung mit „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ hatte Goethe vom individualistischen Bildungsideal der Renaissance und des Neuhumanismus zu dem sozialen des Altruismus überzugehen begonnen. In der „Pädagogischen Provinz“ der „Wanderjahre“ ist aber der ganze reiche Gehalt der spätern erzieherischen Ideen ausgebreitet, das „großartige Bild einer neuen, auf Arbeitsgemeinschaft und Berufsgliederung gegründeten Gesellschaftsorganisation entworfen“.

Goethe schöpft das Bild dieser Erziehungsorganisation allerdings nicht lediglich aus sich selbst und seinen eignen Erfahrungen; wir wissen jetzt, daß ihm in seiner Schilderung das Institut Fellenbergs in Hofwyl bei Bern vorschwebte, in dem schon 1817 der älteste der natürlichen Söhne Karl Augusts, Karl Wolfgang von Heygendorf, untergebracht wurde. Goethe war über das Institut aufs genaueste unterrichtet durch verschiedne Lehrer dieser Schule, mit denen er bekannt geworden war, besonders aber durch den ihm 1818 vom Verfasser übergebenen Bericht des russischen Staatssekretärs Grafen Capo d'Istria, mit dem Goethe in Karlsbad unter einem Dache wohnte. Freilich — Fellenberg war ein Schüler

Pestalozzi, stand auf Pestalozzis Schultern. „Er war der mit einem großartigen Organisationstalent begabte, mit energischer Tatkraft ausgerüstete, zur Welt in einem gesunden Wirklichkeitsverhältnis stehende Ausführer Pestalozzischer Ideen. Was dem unpraktischen, ja träumerisch veranlagten Pestalozzi fehlte, das besaß Fellenberg, er war gewissermaßen die Ergänzung seines Wesens.“ Sogar der Gedanke, die Schüler erst mit ihrer wachsenden Reife in die Evangelien einzuführen und auch dann erst zu einer lebendigen Erfassung des Lebens Jesu anzuleiten, findet sich bei Fellenberg. Goethe hat ihn vertieft und erweitert zu seinen herrlichen Gedanken über die „Religion der Ehrfurchten“. Auf der untersten Stufe lernt der Schüler die heidnischen Religionen kennen, deren höchste die jüdische ist; sie beruht auf der Ehrfurcht vor dem, was über uns ist. Es folgt die philosophische Religion, beruhend auf der Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist; denn der Philosoph zieht alles Höhere zu sich herab, alles Niedere zu sich hinauf. Danach erst lernen die Schüler die christliche Religion kennen, die auf der Ehrfurcht vor dem beruht, was unter uns ist: Armut, Schande, Leiden, Tod. Auf diesen drei Ehrfurchten beruht die oberste, die der Mensch haben kann, die Ehrfurcht vor sich selbst, vor dem Göttlichen im Menschen. Mangel an Respekt, an Ehrfurcht, den er bei den Schülern de l'Aspées fand, war es, was den Dichter hauptsächlich von Pestalozzis Erziehungssystem wegführte. Was Goethe aber selbst in der „Pädagogischen Provinz“ als sein Erziehungsideal aufstellt, beruht trotzdem teilweise auf Anregungen, die Pestalozzi gegeben hatte, leider aber nicht selbst klar darzustellen oder in die Tat umzusetzen vermochte. Goethe war sich dieser halben Abhängigkeit um so weniger bewußt, weil er seine erzieherischen Ideen in bewußtem Gegensatz zu Pestalozzis Person und der Mehrzahl seiner Nachahmer ausgebildet hatte, weil er das sozial-altruistische Bildungsideal, wenn auch nicht zum System gebildet, so doch in dichterischer Kraft und Anschaulichkeit von jeher in seinem warmen Herzen hegte. Es ist ja die wichtigste Idee seiner Faustdichtung. Schon im ersten Teil, am Abend des Ostertags, als Faust darangeht,

Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen,

findet er nach langem Suchen für den Anfang des Johannesevangeliums die Übersetzung:

Im Anfang war die Tat!

Und diesem Wort gefellt sich dann im vierten Akt des zweiten Teils das andre:

Die Tat ist alles, nichts der Ruhm.

Endlich wird Fausts an Irrtum und Sünde so reiches Leben würdig und ver-
söhnend abgeschlossen durch seine Tätigkeit im Sinne des Gemeinwohls:

Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Dabei ist Goethe ein Feind aller Gleichmacherei: jeder Mensch soll nach seinen individuellen Fähigkeiten zur Arbeit für das Gemeinwohl erzogen werden, der eine als Handwerker, der andre als Arbeiter im Reiche des Geistes; er ist ferner ein Feind der romantischen, im Grunde egoistischen und weichlichen Selbstbespiegelung. Als jemand seinem Enkel Walther Jean Pauls manierten und zärtlichen Ausspruch ins Stammbuch geschrieben hatte: „Der Mensch hat dritthalb Minuten: eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er“, da schrieb der Großvater Goethe die männliche Zurechtweisung dahinter:

Ihrer sechzig hat die Stunde,
Über tausend hat der Tag;
Söhnchen, werde dir die Kunde,
Was man alles leisten mag!

Ein menschlicher Ausgleich der beiden Männer, Goethe und Pestalozzi, hat auch gegen das Ende ihres Lebens nicht stattgefunden. Die edelsten Seiten der Persönlichkeit Pestalozzis, seine selbstlose, sich selbstaufopfernde Menschenfreundlichkeit, hat Goethe wegen der andern Seiten des Schweizers, die ihn abstießen, nicht recht entdeckt. Als Pestalozzi 1827, bald vor seinem Tode, ein schweizerisches Waisenhaus besuchte, überreichten ihm die Kinder einen Eichenkranz und sangen dazu das Goethische Lied, das Pestalozzi in „Lienhard und Gertrud“ die Mutter mit den Kindern singen läßt:

Der du von dem Himmel bist.

„Da erstickten, so erzählt uns Pestalozzis Biograph Blochmann, Tränen die Stimme des Greises.“ Er mochte wohl wehmütig daran denken, daß er gerade die Anerkennung seines größten Zeitgenossen nicht hatte erringen können.



Der rote Hahn

Von Palle Rosenfranz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

Zwölftes Kapitel. Ingers Geburtstag



ustesen war berittner Gendarm, und deshalb hatte er ein Einspannerfuhrwerk. Ein älterer martialischer Jägermeister im Gemeinderat hatte wiederholt vorgeschlagen, daß die Gendarmen des Kreises reiten sollten, da sie ja doch beritten wären. Aber dies scheiterte an dem Widerstande der Gerichtsbeamten und des Amtmanns. An und für sich war es ja sehr richtig, aber, wandten die Sachverständigen ein, wie sollten die Polizeibeamten es anstellen, Verbrecher zu transportieren, wenn sie keinen Wagen hätten, auf den sie sie setzen könnten.

Zustesen hätte auch nicht reiten können; kein Pferd würde seine 250 Pfund getragen haben, und wenn er von seinen Patrouillentouren heimkam, war er auch

nicht recht zum Kavalleristen geeignet. Nein, Use, seine braune Stute, paßte viel besser zum Kutschpferd. Es war ein lebenswürdiges Tier, rundlich und wohlgebaut, hatte die vortreffliche Eigenschaft, daß es halb durchging, sobald es aus der Stadt herauskam, und dann kam es bloß darauf an, ob das Zeug halten konnte. Justesen saß mit einem Bügel in jeder Hand und die Füße gegen das Vorderbrett gestemmt. Dann konnte es losgehn. Use raste drauf los bis zum nächsten Wirtshaus. Dort lenkte sie ein, ob sie sollte oder nicht. Sie kannte sie alle und wußte, daß Justesen auch auf seinen Patrouillenfahrten dort zu tun hatte.

Sin und wieder war es peinlich für Justesen, daß Use in die Kneipen ging, besonders wenn er den Bürgermeister fuhr, und das kam oft vor. Der Bürgermeister war kein guter Haushälter, es wurde ihm schwer, mit seinen Einnahmen auszukommen. Deshalb mußte er rechnen, und eines seiner Rechenkunststücke bestand darin, daß er den Gendarmen Kutschieren ließ für fünfzig Öre pro Meile. Das war ein gutes Geschäft, wenn er sich für Dienstreisen zwei bis vier Kronen pro Meile berechnen konnte, und es war billig, wenn er in Gesellschaft sollte und sonst dem Fuhrherrn hätte zehn Kronen für den Wagen geben müssen. Deshalb befahl er sich stets Gott und benutzte Justesen und Use. Das war nicht herrschaftlich, aber es war famos billig, und Justesen mußte froh sein, daß er überhaupt etwas dabei verdiente. Na, die Fahrten figurirten trotzdem stets in seinem Patrouillenbuch als Patrouillentouren, so daß er die Abnutzung des Materials bezahlt bekam.

Also rollte Justesen mit Use in der Süßstraße vor und nach Deichhof hinaus, wo zu Ehren von Klein=Zingers achtzehntem Jahre ein Mittagessen stattfinden sollte. Justesen saß allein auf dem Vorderstiz, während sich der Bürgermeister und Seydewitz, so gut es ging, in den Rückstiz teilten. Es ging, nachdem sie erst ein bißchen zusammengeschüttelt worden waren. Der Bürgermeister war sehr schlechter Laune. Er sprach flüsternd mit Seydewitz, und das Thema war das alte: Richters Entschluß, eine Untersuchung gegen Gutsbesitzer Hilmer zu eröffnen.

Er hatte die Frechheit, mir abzuraten, heute nachmittag nach Deichhof zu fahren. Er sagte, er hätte jetzt so ausgiebiges Material gegen Hilmer, daß er ihn in jedem beliebigen Augenblick verhaften könne, und daß er deshalb den dringenden Wunsch hatte, daß ich heute nicht Hilmers Gast sei. Was sagen Sie — haben Sie schon so etwas gehört? Ich, der ich in den siebzehn Jahren, in denen Klein=Zinger, mein Patschen, Geburtstag gehabt hat, jedes Jahr an diesem Tage auf Deichhof zu Gast gewesen bin! Aber das können Sie glauben, ich habe ihm geantwortet!

Der Herr Bürgermeister sind böse geworden? fragte Seydewitz.

Ja, darauf können Sie sich verlassen, ich wurde zornig. Und Sie wissen, Freundchen, daß ich zornig werden kann. Ich sagte ihm, daß ich jeden Schritt, den ich unternehmen könnte, um ihm und allen andern zu zeigen, daß Hilmer über jeden Verdacht erhaben sei, unternehmen würde. Daß ich seinen Verdacht gegen Hilmer als eine Beleidigung meiner Person betrachten würde, und daß ich jeden Schritt, den er gegen Hilmer richtete, als direkt gegen mich gerichtet ansehen mußte.

Was sagte er dazu? fragte Seydewitz.

Ja, die Kanaille ist ja geschliffen — formell höflich. Er sagte, daß er diese Unstimmigkeit bedaure, aber daß er an seinem Standpunkt festhalten und demgemäß handeln müsse, wie leid es ihm auch täte, daß ich die Sache in dieser Weise betrachtete. Er bat mich dann um Entschuldigung, daß er mir davon abgeraten hätte, hier herauszufahren, die Sache ginge ihn ja nichts an. Dann schob er ab. Ich forderte ihn selbstverständlich nicht zum Bleiben auf, ich kann den Kerl nicht vertragen, er macht mich armen alten Mann beinahe antiministeriell.

Seydewitz schwieg.

Der Wagen rollte über die Straße hin, die trocken und staubig war. Lise lief, was das Zeug halten konnte, und Justesen saß steif und hielt die Zügel mit seinen Herkulesarmen. Und nach einiger Zeit schwenkte der Wagen unter die Bäume des Gartens von Deichhof ein.

Klein-Ingers Geburtstag war das größte Fest des Jahres auf Deichhof, und heute wurde sie an diesem Jubeltage achtzehn Jahre. Sie wurde also mündig unter der Aufsicht eines Kurators. Das hatte eine Bedeutung, weil sie von ihrem Großvater ein kleines Vermögen geerbt hatte, das für sie beim Oberbormundschafstgericht festgelegt worden war. Der alte Gutsbesitzer hatte kein Vertrauen zu seinem Schwiegersohn gehabt. Deshalb war das Fest diesmal mehr offiziell. Hilmer hatte sich wirklich bei dem Brande herausgeholfen. Seine Schulden waren bezahlt, und die Rüben hatten im letzten Jahre einen ungewöhnlich guten Ertrag gegeben. Es sah fast ganz licht aus für ihn, und deshalb war er noch sanguinischer, mehr oben auf als je zuvor.

Es war ein flottcs Fest. Hofjägermeister Bugge mit Frau, Hilmers nächste Gutsnachbarn, waren in einer eleganten Equipage mit vieren vorgespannt und Bläntern auf den Pferden angekommen. Außerdem der Postmeister aus der Stadt mit Frau und zwei Töchtern sowie Ruhme Milke, die stets mit Postmeisters ausfuhr. Der Bürgermeister war als Pate ein selbstverständlicher Gast, und Seydewitz war geladen, um die Versöhnung zu akzentulieren. Der Baron und der Graf hatten aus irgendeinem Grunde abgesagt, und da die Gesellschaft einmal auf Roblesse angelegt war, hatte Hilmer keinen der Kleinbesitzer eingeladen. Sie nachher aufzufordern, wagte er nicht.

Es waren auch Gäste genug da, und das Mittagessen verlief vortrefflich. Es wurden zahlreiche Reden gehalten, die Champagnerpfropfen knallten, und Seydewitz, der das Geburtstagskind zur Tischdame hatte, machte so viel Fortschritte in Klein-Ingers Gunst, daß es den Anschein hatte, als ob sie ihn zu Gnaden aufnähme. Er konnte ja nicht wissen, daß es Hilmer einen harten Kampf gekostet hatte, ehe sich Klein-Inger bewegen ließ, an ihrem Geburtstage den gezielten Kopenhagner zu Tisch zu nehmen.

Nach dem Mittagessen durfte er sogar mit ihr im Garten spazieren gehn. Inger hatte ihre Gründe, sie wollte etwas über Richter wissen. Sie war mißtrauisch geworden. Jetzt wollte sie die Gelegenheit benutzen.

Ich will Bescheid wissen, sagte sie, und weder Vater noch Mutter noch der Bürgermeister wollen mir Bescheid geben. Deshalb sollen Sie es, verstehen Sie, ich will klaren Bescheid haben.

Über was? sagte Seydewitz ein wenig ausweichend.

Über Vater und den Assessor.

Halten Sie das für richtig?

Inger blickte ihn fest an.

Sie sagten neulich, wir müßten eigentlich Freunde sein. Das war also nicht Ihr Ernst.

Seydewitz machte eine Bewegung.

Gut, dann müssen Sie antworten, sagte Inger sehr bestimmt.

Seydewitz war vorsichtig: Ich glaube, Sie sind sehr klug, Fräulein Hilmer, sagte er. Ich weiß, Sie sind es, Sie werden also begreifen, daß halbes Vertrauen schlimmer ist als keines.

Inger unterbrach ihn: Ich verlange kein halbes Vertrauen — ich verlange volles Vertrauen.

Seydewitz glaubte trotzdem schweigen zu müssen. Sie verlangen mehr, als ich geben kann, sagte er.

Jnger blieb zornig stehen. Sie stellen also Ihren Freund über die Rücksicht auf uns — gut. Dann habe ich mich also geirrt. Und sie wandte sich zum Gehen.

Seydewitz folgte ihr. Fräulein Jnger, so dürfen Sie nicht reden. Ich stelle die Rücksicht auf Richter nicht obenan. Ich habe gar keine Rücksicht auf Richter zu nehmen. Aber ich bin es Ihnen — Ihnen allein — schuldig zu schweigen. Sie dürfen nicht darüber sprechen. Darüber können wir beide nicht reden. Ich bin Gast in Ihres Vaters Hause, ich habe kein Wort des Zweifels gegen ihn zu sagen.

Weshalb können Sie dann nicht reden? fragte sie.

Weil ich diese Sache gar nicht mit Ihnen erörtern kann, lautete die Antwort. Ich kann handeln, wenn meine Handlungen am Plage sind. Meine Rede ist überflüssig, wie sie taktlos sein würde.

Jnger blickte ihn mißtrauisch an. Ich begreife Sie nicht. Vater hat gewünscht, daß der Bürgermeister die Brandsache aufnehme — der Bürgermeister hat es gewünscht, und Ihr Freund hat es durchgesetzt, daß er und nicht der Bürgermeister damit beauftragt wurde. Vater, Mutter, der Bürgermeister, alle gehen sie bekümmert und gedrückt herum. Wollen nicht reden, wollen nichts erzählen. Jetzt frage ich Sie, und Sie verweigern mir die Antwort. Sie glauben, ich bin ein Kind. Ich bin kein Kind. Ich bin in den Stuben der armen Leute ein und aus gegangen, seit ich ein kleines Mädchen war. Vater hat es auch schwer gehabt — das wissen Sie sehr wohl. Ich bin freilich jung, aber ich kann kämpfen für die, die ich liebe, und ich will kämpfen. Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich bitte Sie nicht um Ihre Hilfe. Vaters Sache ist gut. Aber das sage ich Ihnen, es ist in diesem Hause kein Platz für Leute, die an Vater zweifeln.

Muß ich wiederholen, was ich vorhin gesagt habe? fragte Seydewitz.

Jnger fuhr fort: Assessor Richter benimmt sich gegen Vater, wie er sich gegen Hans Jepsen und die andern betragen hat. Ihn anzurühren wagt er nicht, aber ihn verletzen, ihm mit Verdacht und Verhör Verdruß bereiten, das will er.

Sie irren sich — Richter tut nur seine Pflicht, sagte Seydewitz.

Jnger wurde eifrig: Es ist also seine Pflicht, Vater zu beleidigen, Mutter und uns alle unglücklich zu machen?

Richter will nur die Wahrheit an den Tag bringen, sagte Seydewitz. Ihr Vater ist schrecklich unvorsichtig gewesen. Richter hat mir erzählt, was am Sonnabend geschehen ist. Alles, was geschehen ist. Und hätten Sie meine Worte gehört, so hätten Sie begriffen, daß ich Ihr Freund bin.

Jnger lächelte ein wenig höhnisch. Sie haben uns also verteidigt. Das war nett. Sie dachten, wir hätten es nötig.

Ich weiß, daß Sie es nötig hatten, und das wissen Sie selbst. Wenn Sie doch das Ganze hier begriffen! Wenn Sie es nur begriffen. Aber Sie verstehn es nicht. Und ich kann es Ihnen nicht erklären. Nein, das kann ich nicht. Sie würden sich nur verletzt fühlen, und helfen können weder Sie noch ich. Sie wollen, ich soll gegen Richter Front machen. Was hätte das für einen Zweck? Nein, den Brandstifter herausfinden, den Täter herausbekommen, das müssen wir alle tun. Und das kann keiner von uns. Begreifen Sie nicht, wie hilflos verzweifelt das Ganze ist?

Jnger lächelte wieder und sagte mit höhnischer Stimme: Ich verstehe, wie wenig ihr Leute von der Polizei zu dem taugt, was ihr sollt.

Seydewitz wurde ärgerlich: Und fassen wir dann zu, wie es Richter will, um jeden Zweifel zu heben, dann werden Sie böse, dann verletzen wir Sie und beleidigen Sie und machen Sie unglücklich.

Glauben Sie denn, daß Richter ein Recht hat, Vater zu kränken? fragte sie.

Glauben Sie, daß er ein Recht hat, jeden andern zu kränken? fragte er.

Sie standen einander gleichsam in Kampfstellung gegenüber. Sie waren jetzt bis auf den Weg hinausgelangt, der nach Myggefjeld führte.

Das geht mich nichts an, sagte Jnger und wandte sich, um nach Hause zu gehn.

Seydewitz folgte. Da sehen Sie selbst. Gesezt nun, daß Richter mit Ihrem Vater verführe wie mit Hans Jepsen.

Jnger wurde ängstlich. Glauben Sie, daß er es will?

Nein, sagte Seydewitz beruhigend — fühlte jedoch, daß er zu weit gegangen war.

Aber Jnger ließ sich nicht narren. Sie lügen. Ich kann es Ihnen ansehen. Wissen Sie, daß er es will? Wissen Sie es, dann sollen Sie es sagen.

Seydewitz schüttelte den Kopf. Ich weiß es nicht. Aber das eine weiß ich, wenn er es wollte, dann könnten weder Sie noch ich noch jemand anders ihn daran hindern.

Jnger blieb stehn: Sie irren sich — ich will und kann es; wie, das ist meine Sache. Es will ja keiner von euch andern. Und nun weiß ich, was ich wissen will. Es ist also Gefahr vorhanden.

Seydewitz war ganz unglücklich darüber, aber er wagte nichts mehr zu sagen.

Gefahr ist immer vorhanden, meinte er. Wir müssen nur die Zeit mit ansehen. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Ihr Vater jedem Unglück trogen können wird, weil seine Sache gut ist. Das weiß ich.

Jnger warf den Kopf zurück. Danke, das ist nicht nötig. Das fehlte bloß noch, daß Sie seine Sache bezweifeln sollten. Nein, was ich verlange, ist, daß Sie, daß der Bürgermeister all das verhindern sollen, was, wie Sie also sagen, über uns schwebt. Nicht einmal der Verdacht darf zu Worte kommen. Verstehn Sie? Das darf ein Mann wie Vater verlangen. Und wir müssen uns um Vater zusammenschließen. Dann ist Richter unser Feind, und sind Sie nicht mit uns, dann sind Sie gegen uns. Dann können Sie kein Freund dieses Hauses sein. Das hätten Sie vielleicht werden können — aber nicht jetzt — niemals.

Seydewitz lächelte. Sie wissen, Richter ist mein Freund, glauben Sie, daß ich meine Freunde so leicht im Stich lasse?

Jnger blickte ihn an: Ich verlange nicht, daß Sie ihn im Stich lassen sollen. Ich verlange, Sie sollen wählen zwischen ihm und uns.

Seydewitz zog sich vorsichtig zurück: Sie haben mich verleitet, mehr zu sagen, als ich wollte. Nun antworte ich nur: Warten Sie und sehen Sie meine Thaten an, und ersparen Sie mir weitere Worte.

Sie schüttelte den Kopf. Ich kann mich nicht auf Sie verlassen. Und selbst wenn ich es könnte, dann können Sie mir so wenig helfen wie die andern. Gut, dann werde ich selbst handeln.

Und schnell ging sie vor ihm in den Garten, wo die Gesellschaft um die Flaggenstange versammelt war.

Der Bürgermeister saß abseits in einer dichtbewachsenen Lindenlaube und sprach mit Hilmer und Emilie.

Gibt es gar nichts Neues? fragte Hilmer, er war müde und verstimmt.

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf.

Sehr wenig. Sie wissen, lieber Freund, ich bin nicht Herr dieser Sache. Ich habe Richter meine Meinung gesagt. Es ist mir höchst unangenehm, mit ihm zu sprechen. Er kümmert sich den Teufel um das, was ich sage, und das Niederträchtige ist, daß er es nicht zu verbergen versucht.

Hilmer fuhr sich nervös mit der Hand durch das Haar. Ich muß also darauf vorbereitet sein, mich zum Verhör einzufinden. Was wünscht er zu wissen?

Hans kann ja gar nichts aussagen, sagte Emilie.

Der Bürgermeister erhob sich. Das Unglück ist, daß Richter den Eindruck erhalten hat, Sie und Ihr Mann wollen allerhand vor ihm verbergen.

Was hat das für einen Zweck? Ich weiß wirklich nicht mehr, ob ich bei Tisch saß, als Sie kam, sagte Hilmer.

Emilie geriet in Eifer: Ich glaube nicht — aber sagen wir es, ja, dann heißt es doch nur: Das ist verdächtig. Es ist schon gut und schön, wenn die Obrigkeit immer schreit, man solle die Wahrheit sagen. Aber dann sollen sie die Wahrheit nicht gegen wehrlose Leute ausnützen.

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf. Das ist fatal. Ich entsinne mich wohl, daß ich mit Willen diesen Punkt übergang. Das war ein Fehler von mir, aber ...

Haben Sie nie geglaubt, daß Hans ... fragte Frau Hilmer vorsichtig.

Der Bürgermeister schlug die Hände zusammen. Aber meine liebe Frau, wie können Sie glauben —!

Emilie wurde rot. Ja, denn ich habe selbst daran gezweifelt. Ja, du mußt nicht böse werden, Hans. Du weißt mich ja nie in deine Sachen ein, es ist vielleicht schrecklich zu sagen, aber ich habe es beinahe geglaubt, deshalb bin ich so unglücklich gewesen. Jetzt, wo die andern dich angreifen wollen, jetzt begreife ich erst, wie schrecklich ich gehandelt habe. Ach ich begriff es schon an dem Tage, als du vom Rechtsanwalt kamst.

Hilmer blickte seine Frau betrübt an. Es sollte mich nicht wundern, Emilie, wenn gerade dieses dein Mißtrauen an dem allen die Schuld trägt. Ach, daß du das einen Augenblick konntest!

Sie schlug den Arm um seinen Hals. Das kam wohl daher, daß ich selbst — ich selbst es vielleicht getan haben könnte. Alle Häfen waren uns ja verschlossen. Der Brand kam wie ein Segen des Himmels. Es kam ja kein Mensch zu schade, und deshalb fand ich nicht, daß das Ganze so schlimm wäre.

Hilmer machte sich aus ihren Armen frei: Daß du so reden kannst, Emilie! Ja gewiß, etwas Gutes hat er gebracht, aber als ich da stand und alle meine Tiere reihenweise liegen sah, tot, verbrannt, stinkend — all das Lebendige, das ich jeden Tag gehegt und gepflegt habe, da weinte ich — weinte, Bürgermeister, wie ein Kind. Hättest du mich in diesem Augenblick gesehen, Emilie, dann hättest du niemals ... Daß du es konntest! Aber das sagst du ja auch nur so.

Ich weiß ja, daß es häßlich, unverzeihlich ist, Hans, aber wie ich sagte, ich glaubte es ja auch nie so richtig. Ich lebe ja außerhalb all dessen hier. Du mußt mir ein wenig zugute halten, oder ... Nein nein, Hans, ich habe es mir selbst gelobt, daß ich nicht mehr mit dir scheitern will, um keinen Preis der Welt. Ich will bei dir stehn und alles mit dir tragen, soweit ich kann.

Der Bürgermeister klopfte ihr auf die Schulter. Gott segne Sie, Emilie, machen Sie sich keine Sorgen. Ich bin ein alter verdienter Beamter, ich setze meine Stellung für diese Sache hier ein. Niemand soll Ihrem Manne ein Haar krümmen. Und seien wir nun fröhlich mit den Fröhlichen.

Draußen unter der Flaggenstange war ein Tisch mit Blumen und Fähnchen gedeckt, dort sollten sich, wie es im Hause üblich war, die Gäste um eine Bowle Eispußsch versammeln und zum zweitenmal das Wohl des Geburtstagskinds ausbringen.

Der Bürgermeister sollte die Rede halten, wie er sie Jahr für Jahr gehalten hatte, und die Gesellschaft war sehr verwundert darüber, daß er nicht kam. Es wurde eine Patrouille nach ihm und den Wirten ausgesandt. Seydewitz traf sie in der Laube und führte sie zur Versammlung.

Er konnte sehn, daß Frau Emilie Tränen in den Augen standen.

Doch die Fremden durften nichts merken, und die Gesellschaft setzte sich um die Punschbowle.

Der Bürgermeister schlug an sein Glas, und dann ergriff er das Wort: Liebe Freunde, denn das sind wir ja alle miteinander — lassen Sie es mich sein, den Ältesten von uns allen, der Zeuge gewesen ist, wie dieses Haus gebaut wurde, der die berbe Arbeit gesehen hat, die Stein auf Stein legte, der den Dank der Freunde für den heutigen Tag darbringt. Ich denke an die Schilderung meines alten Freundes Dickens von Pegottys Heim unter dem umgekehrten Boot. Es war nicht viel mehr als ein umgekehrtes Boot, in das Hans Hilmer seine junge, an die Hauptstadt gewöhnte Gattin führte. Hier draußen an den Deichen und dem eingedämmten Fjorde. Es waren warme Herzen, und deshalb wurde es warm. Dann sandte Gott einen Strahl seiner Sonne. Wißt ihr nicht mehr den Tag, als wir Klein-Inger zum erstenmal sahen? Sie saß auf dem Arme ihres Vaters, klein, blondlockig und lächelnd und streckte mir ihre runden Ärmchen entgegen. Ich weiß noch, wie sie nach meiner goldbetroffenen Mütze langte und sagte: Inger will Doldtrone von alte Mann.

Die Jahre verstrichen, und Inger wuchs heran. Sie wurde, was wir hofften, sie wurde eine Sonne ihres Heims; was das heißt, das versteht der am besten, der sein ganzes Leben ohne so eine kleine strahlende Sonne des Hauses verbracht hat.

Es kamen schwere Jahre, es kamen Kampf und Streit, und Klein-Inger lernte verstehen, sie war es, die der Mutter die Tränen aus den Augen küßte, sie war es, die die Runzeln auf des Vaters Stirn glättete.

Nur Gott weiß, welches Schicksal diesem Hause in Zukunft beschieden ist. Wir wollen nicht an die Wolken denken, die wir, die am meisten Wissenden, am Horizont auftauchen sehen. Wir wollen daran denken, daß Klein-Inger heute achtzehn Lenze alt ist. Ein paar Jahre lange wird sie wohl noch als Sonne in diesem Hause strahlen. Seid dankbar für das Geschenk, das euch wurde — wie wir dankbar sind, Klein-Inger, für das, was du uns, den Freunden dieses Hauses, gewesen bist.

Gott segne dich beim ersten Schritt deines jungen Lebens, mit dem du dem großen Ziel entgegengehst, das außerhalb deiner vier Wände liegt — dem Ziele, das du noch nicht kennst! Dein Wohl, Klein-Inger!

Und dann stießen alle mit ihr an.

Jetzt mußte sie sich bedanken: Dank, ihr alle! Dank, lieber Bürgermeister, dank, liebes Mütterchen, dank! Ihr müßt es einsehen — der, dem ich besonders zu danken wünsche, das ist der Vater, mein teurer, großer, lieber Vater — ja, ich kann nicht sprechen — aber nicht wahr, Vater, du weißt, wie ich es meine, denn alles, was ich auf Erden an Glück kennen gelernt habe, das verdanke ich dir und Mutter! Aber Mutter sagt selbst, daß wir dir am meisten verdanken. Und Mutter hat immer recht. Wir wollen so gut, so gut gegen dich sein, Vater. Und dies Glas sei dir gebracht. Und dann küßte Inger ihren Vater.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 12. September 1909

(Presse und Regierung — ein Kapitel vom Offiziosentum. Wahl in Schneeberg-Stollberg. Der sozialdemokratische Parteitag. Zur auswärtigen Politik.)

Heute müssen wir zunächst auf eine Polemik zurückkommen, die in dem Reichs Spiegel um so weniger übergangen werden kann, als sie Erörterungen berührt, die gerade in der vergangenen Woche eine charakteristische Rolle gespielt haben. Wir gehen davon aus, daß die Deutsche Tageszeitung Betrachtungen darüber anstellt, ob der Leitartikel der Grenzboten in Nr. 36 („Der Weg zum neuen Block“) offiziös sei oder nicht. Wir haben uns über die angebliche Offiziosität des Reichs Spiegels so oft ausgesprochen, daß es eigentlich überflüssig sein könnte, Erklärungen zu wiederholen, die manche Leute anscheinend nicht verstehen wollen, weil sie sonst ein Mittel recht unschöner und überheblicher, aber freilich sehr bequemer Polemik aus der Hand geben müßten. Also kurz und bündig für alle, die dessen etwa zu ihrer Beruhigung bedürfen: der Reichs Spiegel ist nicht offiziös. Die andre Frage, ob der erwähnte Leitartikel offiziös ist, braucht schon deshalb nicht beantwortet zu werden, weil der Artikel selbst die Antwort auf die Frage gibt. Zunächst gibt schon eine Äußerlichkeit jedem Kundigen einen verständlichen Fingerzeig. Wenn eine Zeitschrift einen Artikel mit einer Chiffre zeichnet, die für die Leser der Zeitschrift nicht eine bekannte Abkürzung bedeutet, sondern die Anonymität tatsächlich aufrecht erhält, so kann das nur den Sinn haben, daß die Redaktion den Artikel nicht ohne weiteres als eigne Äußerung, sondern als die Ansicht eines bestimmten Verfassers kennzeichnen will, eine Ansicht, die ihr mittellenswert erscheint und zur Aufklärung sowie zur Unterstützung ihrer eignen Bestrebungen dient, für die aber der Verfasser allein die sachliche Verantwortung trägt. Im übrigen muß sich alles, was der Leser über die Bedeutung eines Artikels wissen muß, aus dem Inhalt selbst ergeben. Und der Inhalt spricht im vorliegenden Falle deutlich genug. Es ist eine Lächerlichkeit, anzunehmen, daß eine Regierungsstelle gerade diese Auseinandersetzungen veranlaßt haben könnte, die aus konservativer Anschauung heraus die Haltung der konservativen Parteiführung so kritisiert, wie es der wirklichen Stimmung und Meinung beachtenswerter Kreise innerhalb der Partei und überdies einer nähern Kenntnis der Tatsachen entspricht.

Daß dergleichen der Deutschen Tageszeitung auf die Nerven gefallen ist, setzt uns natürlich nicht in Erstaunen. Nur wundert es uns, daß die genannte Zeitung nicht besser die Konsequenz ihrer eignen Meinung gezogen hat. Als wir zur Zeit des Kampfes um die Reichsfinanzreform auch im Reichs Spiegel genötigt waren, scharf gegen die konservative Reichstagsfraktion und die Agitation des Bundes der Landwirte Stellung zu nehmen, versicherte das agrarische Blatt seine Leser, man habe sich erkundigt und die bestimmte Auskunft erhalten, der Reichs Spiegel der Grenzboten sei nicht offiziös. Woher nun jetzt auf einmal die starke Beunruhigung, er könnte doch offiziös sein? Sollte da nicht die unbehagliche Erfahrung mitsprechen, daß wir jedenfalls immer sehr gut Bescheid gewußt haben? Es ist nicht gerade sehr geschickt, wenn die Deutsche Tageszeitung ihre Leser auf diese unbehagliche Tatsache ausdrücklich hinweist, indem sie eine besondere Erklärung der Regierung über ihr Verhältnis zu den Grenzboten für zweckmäßig hält, also augenscheinlich die Wirkung unserer Ausführungen höher anschlägt als die ihrer eignen Versicherungen.

Wir erkennen aber gern an, daß die Deutsche Tageszeitung liebenswürdig genug gewesen ist, uns das Material zur Antwort auf ihre Angriffe selbst an die

Hand zu geben. An demselben Tage, als sie schon die Feder spitzte, um uns zu vernichten, hatte kurz vorher in der Kreuzzeitung gestanden, daß die Deutsche Tageszeitung lange Zeit „oft genug als hülowoffiziös gelten konnte“. Darauf antwortete sie verständig und treffend: „Das ist eine sehr mißverständliche und irrige Anwendung des Wortes »offiziös«. Der Ausdruck kann mit Recht nur von Organen gebraucht werden, die sich der Regierung zur Verfügung stellen und halten, wobei der Regierung im allgemeinen die Initiative und die Bestimmung der Haltung des Organs zufällt. . . . Wenn aber eine Zeitung nur über die Absichten und Ansichten des leitenden Staatsmannes besonders gut unterrichtet ist und öfter in die Lage kommt, mit dem leitenden Staatsmann an einem Strange zu ziehen, weil dessen Intentionen den von ihr seit je vertretenen Interessen und Überzeugungen vielfach entsprechen oder entgegenkommen, so hat das mit dem Begriff Offizientums nicht das geringste zu tun.“ Diese durchaus zu unterschreibende Ausführung überhebt uns eigentlich der Notwendigkeit weiterer Erläuterungen. Da aber diese Erörterung nach unserer Meinung über die Bedeutung einer Erwiderung in eigner Sache hinausgeht — wie wir noch zeigen werden —, so möchten wir unsern Lesern auch einige beherzigenswerte Sätze aus einem Leitartikel der Deutschen Tageszeitung nicht vorenthalten — aus einem Artikel, der, soviel wir sehen können, aus der Feder ihres Chefredakteurs stammt und jedenfalls für uns seinen Wert nicht dadurch verlieren kann, daß er auf derselben Seite gedruckt steht wie der Angriff gegen die Grenzboten und diesem unmittelbar vorangeht. Es heißt da:

„Es verrät eine bedauerliche Geringschätzung des Berufes eines Journalisten, wenn man meint, der Staatsmann könne nur auf den Journalisten Einfluß üben, und dieser müsse heilsfroh sein, wenn er zum Gegenstande dieser Einwirkung genommen wird. So haben wir den hohen und vornehmen Beruf eines Journalisten niemals aufgefaßt. — Nur kleine und schwache Geister können darin, daß Vertreter der Regierung und der Presse gelegentlich miteinander in den üblichen Formen der Höflichkeit verkehren, das Kennzeichen des Offizientums erblicken.“ Das ist sehr richtig. Die dazwischen stehenden, hier im Zitat weggelassenen Sätze sprechen von der Pflicht der Presse, in erster Linie die maßgebenden Kreise nach Möglichkeit über die Stimmung des Volkes zu unterrichten und dadurch einen gewissen Einfluß auszuüben. Wir möchten dies nur noch dahin ergänzen, daß nicht immer nur die Regierung zu unterrichten ist. Es muß auch einen Weg geben, die in einer Partei maßgebenden Kreise über Stimmung in weiteren Parteilreisen und unter ihren Wählern aufzuklären. Das wird um so notwendiger sein, als eine verständige und einsichtige Regierung zwar natürlich auch Irrtümern unterworfen ist, aber doch immer das natürliche Bestreben nach Aufklärung des Volkes über ihre Absichten haben muß, während ein Parteilregiment sich ungern vollständig in die Karten sehen läßt und bestimmte Interessen häufig nur auf dem Wege der Verdunklung und Irreführung verteidigen kann.

Allerdings ist die Aufgabe der Presse durch die Feststellung der soeben besprochenen Pflicht nicht ganz vollständig bezeichnet. Sie muß auch das Volk über die Gründe und Absichten der Regierung unterrichten, soweit diese zu erfahren sind. Daß dadurch die Freiheit der Überzeugungen beeinträchtigt werden könnte, ist für einen reifen, urteilsfähigen Menschen einfach eine Lächerlichkeit. Es ist nicht nötig, herrschenden Eindrücken und Stimmungen zuliebe der Regierung Motive und Auffassungen anzubichten, die diese nie gehabt hat. Deshalb halten wir es allerdings auch im Reichspspiegel für unsre Pflicht, die Gründe der Regierung, soweit sie uns bekannt sind, und so gut wir es können, auch da wahrheitsgemäß auszu-einanderzusetzen, wo wir zu andern Ergebnissen kommen. Daß das möglich ist, haben wir öfter bewiesen. Wie man eine solche, auf guter Information beruhende,

der Regierung gegenüber vollkommen loyal und babei auf dem Boden freier Überzeugung bleibende Darstellung nennen will, wäre schließlich gleichgültig, wenn man es überall mit verständigen Menschen und mit gutem Willen zu tun hätte. Aber das alberne Gerede, das die Artikel bestimmter Zeitschriften und Tageszeitungen in vollendeter Gedankenlosigkeit ohne jede Prüfung von Inhalt und Zusammenhang mit dem Ausdruck „offiziös“ belegt, um unbequemen Meinungen den Makel der Unfreiheit anzuhängen, bedeutet eine öffentliche Katastrophe, die für die Entwicklung unserer Presse verhängnisvoll ist. Wir haben es da mit einem Überbleibsel der Vergangenheit zu tun, einer Überlieferung aus der Zeit, als die deutsche Presse noch in den Kinderschuhen steckte und der in politischen Dingen die öffentliche Meinung beherrschende Phylistergeist jedesmal die freie deutsche Mannesseele in Gefahr glaubte, wenn sie einmal zufällig derselben Meinung war wie die Regierung. Jetzt ist das deutsche Volk zwar in seinen gebildeten Schichten längst darüber hinausgewachsen, aber es bewahrt in einem Geheimfach seiner Seele noch einen Rest davon. Der klägliche Brotneid einer untergeordneten Gattung des Journalismus benutzt das als bequemes Mittel im Partei- und Konkurrenzkampf und zeichnet gern das Bild des antichambrierenden, hungrig nach hingeworfenen Informationsbrocken schnappenden Journalisten. Diese Leute begreifen nicht, wie sehr sie mit diesem unwahren Herrbilde ihren eignen Beruf bloßstellen und herunterziehen, ja noch mehr — wie sie seine Entwicklung hemmen. Im innern Parteikampf mag das alles noch hingehn, schlimmer jedoch sind die Wirkungen nach außen hin. Woher nimmt das Ausland die dort herrschende Meinung, daß es keine unabhängige deutsche Presse gebe, und daß der unabhängig denkende Teil des deutschen Volkes im Gegensatz zur Regierung stehe, mindestens ohne jeden innern Zusammenhang mit ihr sei? Diese Meinung stammt nicht aus Tatsachen oder selbständiger Beobachtung, sondern aus der deutschen Presse selbst, in der jede auf wirklich guter Information beruhende Meinung, die mit der Ansicht der Regierung übereinstimmt, als offiziös gekennzeichnet wird. Die ausländische Presse muß ja doch auf den Gedanken kommen, daß in Deutschland jede Einsicht in den wirklichen Zusammenhang der Tatsachen und alles, was über bloße Stimmungsausprägungen auf Grund von oberflächlichen Eindrücken hinausgeht, mit dem Opfer der Unabhängigkeit der Überzeugungen bezahlt werden müsse. Damit wird unendlich viel Schaden gestiftet.

Was die Kritik an dem Verhalten der konservativen Parteileitung und der Reichstagsfraktion anlangt, so haben die Konservativen unter sich Fehden genug durchzukämpfen gehabt, und erst bei Beginn der verflossenen Woche haben sich Kreuzzeitung und Reichsbote darüber auseinandergesetzt; ja auch zwischen der Kreuzzeitung und der Deutschen Tageszeitung sind spitze Bemerkungen und unangenehme Monita ausgetauscht worden. Es ist aber nicht unsre Absicht, hierauf einzugehn. Zunächst wollen wir nur feststellen, daß unsre Befürchtungen wegen der Folgen der hauptsächlich durch die Konservativen herbeigeführten Lage bei der Entscheidung über die Reichsfinanzreform neuerdings Wahrheit zu werden scheinen. Bei der Reichstagsersatzwahl in dem sächsischen Wahlkreise Schneeberg-Stollberg ist auch diesmal wieder der sozialdemokratische Kandidat Sieger geblieben. Die Wahl des an Stelle des verstorbenen Abgeordneten Goldstein aufgestellten „Genossen“ Schöppflein war ja vorauszusehen. Aber während 1907 dem Sozialdemokraten, der 19000 Stimmen erhielt, 14000 für den bürgerlichen Kandidaten gegenüberstanden, war diesmal das Verhältnis 21000:9000. Das bedeutet also in runden Zahlen für den Wahlkreis ein Mehr von 2000 Sozialdemokraten und 3000 Nichtwählern. Die Zunahme der Sozialdemokraten und der Nichtwähler ist als Folge der Sprengung des Blocks von allen denen vorausgesagt worden, die die Bedeutung der Wahlen

von 1907 dahin erkannt hatten, daß sie forderten: die Verständigung der Konservativen und Liberalen in allen wichtigen Lebensfragen der Nation, die Zurückdrängung des Zentrums aus einer ausschlaggebenden Stellung in solchen Fragen — notabene nicht, wie es immer heißt, die politische Ausschaltung des Zentrums überhaupt! —, endlich die Sicherung gegen eine antinationale Mehrheit, die durch das Zusammengehen von Zentrum und Sozialdemokratie drohte. Diese Grundgedanken waren es, die auch die sonst politisch gleichgültigen Elemente in Bewegung gesetzt hatten; es war die Politik, die eine starke nationale Strömung der Gesamtheit ihren Erwählten gewissermaßen als Mandat mitgegeben hatte. Nachdem diese Politik von den Konservativen durchbrochen und gekündigt worden ist, muß notwendig der frühere Zustand wieder eintreten. Die verzagten und enttäuschten Freunde der Staatsordnung ziehen sich wieder zurück, die bloß Unzufriedenen wählen sozialdemokratisch. Daß sich jetzt, nachdem dieser Zustand wiederhergestellt ist, bei den Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Parteien während der Wahlzeit die Schuld an der Uneinigkeit der bürgerlichen Parteien auf beide Seiten verteilt, ist selbstverständlich. Es hat deshalb wenig Wert, wenn sich nachträglich Konservative und Nationalliberale gegenseitig die Schuld an den unerfreulichen Erscheinungen dieser besondern Wahl zuschieben. Es spricht ja die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Nichtwähler in diesem Falle hauptsächlich Konservative waren. Denn der aufgestellte bürgerliche Kandidat war ein Nationalliberaler; die bürgerlichen Wähler, die sich nicht entschließen konnten, ihm ihre Stimme zu geben, werden doch schwerlich im nationalliberalen Lager oder weiter links zu suchen sein, sondern rechts. Dann ist es aber schwer zu verstehen, warum sich die Konservativen über die beschämenden Erscheinungen dieser Wahl beklagen.

Für die Zukunft wird man trotz alledem wünschen müssen, daß bei den bürgerlichen Parteien die Folgen der letzten Zerwürfnisse von dem politischen Pflichtgefühl überwunden werden, das ihnen den Kampf gegen die Sozialdemokratie gemeinsam auferlegt. Vor allem deshalb, weil die sozialdemokratische Agitation nicht die mehr oder weniger unzweckmäßige Lösung des Problems der neuen Steuerlasten angreift, sondern die notwendige Belastung selbst als etwas Unerhörtes hinstellt und dafür die bürgerlichen Parteien in ihrer Gesamtheit verantwortlich macht. In der Erkenntnis der Notwendigkeit dieser Lasten können und müssen sich aber Konservative und Liberale trotz allen Meinungsverschiedenheiten noch heute begegnen, und sie verbauen sich selber den Weg, wenn sie die Grenze ihrer gegenseitigen Auseinandersetzungen im Angesicht des gemeinsamen Feindes übersehen. Bei spätern Wahlen werden sich hoffentlich die Gemüter so weit beruhigt haben, um diese Einsicht wiederzugewinnen.

In Leipzig beginnen jetzt die Verhandlungen des sozialdemokratischen Parteitags. Das Vorspiel läßt wieder heftige Auseinandersetzungen zwischen Revisionisten und der herrschenden Richtung erwarten. Aber augenblicklich liegen die Verhältnisse nicht so, daß die bürgerliche Welt besonders Interesse an diesen Kämpfen nehmen oder etwas neues daraus lernen könnte. Wir werden ja im nächsten Fest Gelegenheit haben, auf den Parteitag zurückzukommen.

Was die auswärtige Politik betrifft, so geben die Ereignisse der letzten Wochen wenig Gelegenheit, besondere Betrachtungen über die Stellung Deutschlands anzustellen. Wir haben uns gefreut über die glänzende und vertrauensvolle Aufnahme, die unserm Kaiser bei den österreichischen Kaisermandövern zuteil geworden ist, und hoffen auch, daß der Verlauf unsrer jetzt beginnenden heimischen Kaisermandöver für die politische Welt ein Merkzeichen unsrer militärischen Tüchtigkeit und Kriegsbereitschaft sein wird, die immer der feste Boden unsrer stets durch die Tat bewiesenen Friedensliebe bleiben muß. Man hat neuerdings wieder den Wert des

Bündnisses mit Österreich-Ungarn bezweifelt, weil England die von uns schon besprochenen Bemühungen zur Wiederherstellung des durch die bosnische Krise gestörten Einvernehmens mit Österreich-Ungarn unternommen hat. Die Gelegenheit wird von manchen Seiten benutzt, um von Wiederaufnahme der englischen „Einkreisungspolitik“ zu sprechen und die alte Nervosität wieder aufleben zu lassen. Wie wir zu dieser Frage stehen, ist eigentlich kaum nötig zu sagen. Wir haben die sogenannte Einkreisungspolitik schon damals für ein Phantom erklärt, als es bei uns beinahe zum guten Ton gehörte, daran zu glauben. Nachdem inzwischen die Ereignisse der Weltpolitik so deutlich die Schwächen der englischen Politik erwiesen haben, die bei uns als besonders schlauer und feiner, gegen uns gerichteter Einkreisungsversuch gedeutet wurde, erscheint es beinahe unverständlich, daß das Bestreben der englischen auswärtigen Politik, die übeln Folgen eines gemachten Fehlers wieder auszugleichen, von deutschen Stimmen benutzt wird, um alte Torheiten aufzuwärmen, die uns nach jeder Richtung nur Nachteil bringen können. Es erleichtert auch England gegenüber unsre Politik nicht. Im englischen Parlament hat es wieder merkwürdige Anfragen wegen der Beziehungen zu Deutschland und wegen der beiderseitigen Flottenrüstungen gegeben. Aber die Antwort des englischen Premierministers gibt uns keine rechten Unterlagen für eine nutzbringende Weitererörterung dieser Frage, und es wäre vielleicht das Beste, wenn die Erörterungen über Deutschland und England überhaupt eine Zeit lang ruhten.

Wehrpflicht und Wahlpflicht. So traurig die Erfahrungen sein mögen, die man mit der Reichsfinanzreform gemacht hat, so haben sie doch das Gute gehabt, daß die Teilnahme an dem Zustandekommen der Reichsfinanzreform wächst, daß der Reichsgedanke stärker wird und weitere Kreise zieht, daß die Mitarbeit am Reichswerte zunimmt. Und wenn die Teilnahme und die Mitarbeit an dem Ausbau des Reiches wachsen, so wachsen auch die Aussichten, eine feste finanzielle Grundlage für das Reich zu bekommen.

Das Verständnis für diese Aufgaben hat man bisher hauptsächlich durch Aufklärung, Belehrung, kurz durch Unterricht zu wecken, zu verbreiten und zu vertiefen gesucht. Man darf aber hierbei nicht vergessen, daß Unterricht ohne Erziehung keinen vollen Erfolg erreichen kann. Darum sollte man das Augenmerk auch auf die Mittel der Erziehung zu richten nicht vergessen. Hier ist es nun wichtig, von vornherein zu betonen, daß nicht der Staat oder die Regierung zur Mitarbeit am Reichswert erzieht, sondern das Volk selbst, daß wir also keinen Polizeistaat, sondern einen Volksstaat haben, worin das ganze Volk jeden einzelnen zur Reichsarbeit erzieht. Von den Mitteln, die dem deutschen Volke hierbei zu Gebote stehen, ist eins schon lange bekannt und uns in Fleisch und Blut übergegangen: die Wehrpflicht. Man sagt zwar allgemeine Wehrpflicht, aber in Wirklichkeit ist die Wehrpflicht nicht allgemein. Einseitig hat man diesen Begriff als Dienst mit der Waffe aufgefaßt und geglaubt, jeden nicht waffenfähigen Mann von dieser Pflicht befreien zu dürfen, ja auch den waffenfähigen, wenn er überzählig ist, ohne daß beide zu einer Ersatzleistung herangezogen würden. Daß dies keine allgemeine Wehrpflicht ist, dürfte einleuchten. Man sollte bedenken, daß sich auch ein nicht waffenfähiger Mann wehren kann, wenn er, wie es früher möglich war, einen Ersatzmann selbst stellt oder stellen hilft. Kurz, es handelt sich um eine Wehrsteuer, die der zahlen muß, der nicht mit der Waffe dem Vaterlande dient. Die Gründe, die Treitschke und seine Anhänger gegen eine solche Steuer vorgebracht haben, sind nicht stichhaltig, weil sie von einer falschen Voraussetzung ausgehen. Wie man den Dienst mit der Waffe als eine Ehre ansehen soll, so soll man auch die Steuer, die Wehrsteuer, als eine Ehre ansehen. Diese Steuer hat also keinen finanziellen Charakter, sondern einen moralischen. Bei

dieser Steuer kommt es also nicht auf den Ertrag an, sondern nur auf den Zweck, bei dem nicht wehrfähigen oder überschüssigen Teil der erwachsenen männlichen Bevölkerung den Reichsgeanken stärken zu helfen. Wenn man in Frankreich, wo man diese Steuer schon hat, daran denkt, sie wieder abzuschaffen, weil sie zu wenig einbringt, so verkennet man eben den Charakter dieser Steuer. Man sollte immer den Standpunkt festhalten, daß das ganze Volk zur Selbstverteidigung verpflichtet ist, daß das Volk jeden jungen Mann zum Dienst mit der Waffe oder zur Steuer heranzieht, um ihn zur Mitarbeit an dem Volksstaate zu erziehen.

Die Notwendigkeit einer solchen erziehenden Steuer ist auch von der Kolonialverwaltung anerkannt worden, indem sie durch die Hüttensteuer die eingeborne Bevölkerung zur Arbeit erzieht und an den Staatsgeanken gewöhnt. So sollte man getrost auch eine Wehrsteuer einrichten. Das Volk hat eben das Wehrrecht, d. h. das Recht, jedem Manne die Wehrpflicht in dieser oder jener Form aufzuerlegen. Ist dieser Gedanke richtig, so liegt es nahe, auch noch ein andres erziehendes Mittel anzuwenden, um den einzelnen Bürger sich in den Volksstaat einleben zu lassen. Dieses Mittel ist die Wahlsteuer. Es ist eigentümlich, daß man meist von einem Wahlrecht spricht, nicht von einer Wahlpflicht. Warum soll man aber nicht, wie man von einer Wehrpflicht spricht, so auch das Wählen zur Pflicht machen? Das Volk legt einem jeden, der im Besitze des Wahlrechts ist, die Wahlpflicht auf und im Falle der Nichterfüllung der Pflicht eine Steuer, deren Höhe sich nach der Einkommensteuer richten wird. Auf den Ertrag kommt es auch bei dieser Steuer nicht an, weil sie erziehenden Charakter hat. Diese Steuer soll den Teil unsers Volkes, der für den Reichsgeanken noch nicht das rechte Verständnis hat und ihm deshalb auch nicht die rechte Teilnahme entgegenbringt, zur Mitarbeit erziehen und wird gewiß eine größere Teilnahme an den Wahlen bewirken. Eine Partei wird freilich mit dieser Steuer nicht zufrieden sein: die sozialdemokratische, da ihre Wähler schon jetzt vollzählig an der Wahlurne erscheinen, während ihr die andern Parteien durch größere Teilnahme an den Wahlen Abbruch tun würden.

Beide Steuern, die Wehr- wie die Wahlsteuer, können nur Reichssteuern sein. Ob jemand und wer von diesen Steuern befreit werden soll, das sind Fragen, deren Beantwortung nicht schwer fallen wird, wenn man nur erst die Richtigkeit dieser Reichssteuern anerkannt hat. Nach meiner Meinung sollte man von der Wehrsteuer nur den armen, kranken, d. h. den nicht erwerbs- und steuerfähigen, von der Wahlsteuer auch den durch Krankheit behinderten Mann befreien. Daß die Wehrsteuer nur so lange erhoben wird, wie die Wehrpflicht dauert, ist selbstverständlich.

Wenn es wahr ist, was Justus Möser sagt, daß der geringste Mann in England das allgemeine Wohl zu seiner privaten Angelegenheit mache, so müssen wir bekennen, daß wir von diesem Ziele noch ziemlich weit entfernt sind, glauben aber, daß wir es erreichen werden, aber nicht durch Belehrung allein, sondern durch Erziehung, als deren wenn auch kleine Mittel man die Wehr- und Wahlsteuer nicht verachten sollte.

Der kleine Meyer. Die siebente, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage von Meyers kleinem Konversationslexikon, die mehr als 130 000 Artikel, 639 Bildertafeln, Karten und Pläne sowie 127 Textbeilagen enthält, ist nun vollendet. Auch von dem eben erschienenen sechsten und letzten Bande läßt sich nur wiederholen: die naturwissenschaftlichen Artikel (zum Beispiel Spektralanalyse, Schutzeinrichtungen der Pflanzen und Tiere, Tiergeographie, Tertär-, Triasformation), die technischen Abhandlungen wie Seismaschine, Telegraphie, Theater (mit Grundriß der Münchner Drehbühne), Torpedos und Seeminen, Tropengebäude, Wasserrad (samt Turbine), das Geographische und Topographische (der Artikel Wien ist mit drei Plänen ausgestattet), das Staatswissenschaftliche wie Weltverkehr genügen vollständig dem Informationsbedürfnis des Laien. Unter den Buntbruden

sind mehrere nicht bloß naturgetreu sondern auch ästhetisch wirkende Kunstwerke, so die Steinkohlenflora, der Tropenwald und der Waldboden (die ihn bedeckenden Pflanzen). Dagegen scheinen mir die Wollenformen nicht einmal naturgetreu ausgefallen zu sein, wenigstens der Cirrus und der Stratus nicht; allenfalls der Cumulus. Die biographischen Skizzen müssen natürlich wegen der Unmasse der zu berücksichtigenden Personen sehr kurz gehalten werden. Eben deswegen ist, wenn die erstrebte und im allgemeinen auch erreichte Objektivität gewahrt werden soll, die äußerste Vorsicht zu beobachten, denn gerade in einer kurzen Skizze kann ein einziges Wort das ganze Bild unwahr machen. Diese Vorsicht scheint nun hier und da außer acht gelassen worden zu sein. Von dem Mainzer Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn wird nichts gesagt als: „trieb französischenfreundliche Politik und zog Leibniz in seinen Dienst“. Nun ist dieser Mann einer der tüchtigsten, wohlmeinendsten und aufgeklärtesten Regenten seiner Zeit gewesen. Darum hätte, wenn das zu bemerken der Raum fehlte, auch die französischenfreundliche Politik wegb bleiben sollen, die damals gar nichts besonderes war bei deutschen Fürsten, heute aber die Vorstellung eines schlechten Charakters erweckt. Noch dazu war seine französischenfreundlichkeit nicht etwa, wie die anderer deutscher Fürsten, die Wirkung eines französischen Solbes, sondern der Erwägung entsprungen, daß bei dem elenden Zustande des Reiches nur noch Frankreich die Christenheit vor den Türken schützen könne. Dazu kam ein Plan, dessen Förderer der von ihm „entdeckte“ junge Leibniz wurde, der mit den versöhnlichen evangelischen Theologen der Universität Helmstedt verkehrte. Der Gallikanismus erregte die Hoffnung auf eine Einschränkung der päpstlichen Gewalt, die eine Wiedervereinigung der Konfessionen und damit das Ende einer Deutschland zerrüttenden und schwächenden Entzweiung möglich zu machen schien. Leibniz preist (schmelzelnd freilich) den Kurfürsten als den Mann, dem Deutschland vornehmlich den Frieden verdanke (er hatte aus allen Kräften den Abschluß des Westfälischen Friedens betrieben und den Protest des Papstes gegen diesen verächtlich behandelt) und dem allein auch die Kirche den Frieden verdanken werde, wenn der Himmel seine Absichten segne. Als dann Ludwigs des Bierzehnten Eroberungsgelüste klar an den Tag traten, wurde Schönborn sein Gegner. Vielleicht ist es die Vändigung des seinem Landesherrn auffälligen Erfurt gewesen, was den Verfasser des Artikels verdroffen hat. In Aktualität leistet Meyer das Menschenmögliche: er führt die Geschichte der Türkei bis zum 13. Februar 1909, die der Vereinigten Staaten bis zur Wahl Tafts. Aber das läßt sich nun einmal nicht ändern, daß bei dem raschen Wandel und der Fülle der einander drängenden Ereignisse, Entdeckungen und Erfindungen unsrer Zeit die ersten Bände eines Konversationslexikons immer schon in vielem veraltet sind, wenn der letzte erscheint. Diesem hier fügt denn auch Meyer Nachträge und Ergänzungen bei, die unter anderem das neueste über den Handel und die Eisenbahnen der afrikanischen Kolonien, über deutsche Angelegenheiten (Reichsfinanzreform, Reichsversicherungsbildung) enthalten und mitteilen, daß die Allgemeine Zeitung seit dem vorigen Jahre als Wochenschrift erscheint. Einen sehr verständigen Vorschlag hat kürzlich ein Rezensent des großen Meyer in der Frankfurter Zeitung gemacht: die Verleger von Konversationslexikons sollen sich nicht so sehr mit Neuauflagen beeilen — wie viel Leute sind denn wohlhabend genug, aller drei Jahre ein neues anschaffen zu können? —, sondern alljährlich einen Ergänzungsband herausgeben; dann reicht das alte auf ein Menschenalter.

C. J.

Eisen und Kohle. Fast zehn Jahre sind es her, daß ich zum erstenmale den Fuß in eine Eisenhütte setzte. Eben war ich aus voller Burgherrlichkeit ins Philisterium eingezogen und durchstreifte fürs erste Deutschland kreuz und quer, um seine Industrien zu studieren. Damals machte ich auch in Aachen Station und wurde

Gast auf „Rote Erde“. In meinem Kelfetagebuch findet sich die Stelle: „... Es ist im Bessmerstahlwerk. Von einer der Galerien blick ich hinunter in den endlosen dunkeln Raum. Unten wimmelt's von beruhten, halbbedeckten Gestalten, die sich an weißglühenden viereckigen Stahlblöcken, die auf dem Boden liegen, zu schaffen machen. Andre, glühende Blöcke hängen mit Ketten an gewaltigen Kranen, die sich bald hierhin, bald dorthin drehen, wie sie der Mann auf der Schallbühne an der Seite gerade lenkt. Dicht vor mir steht helleuchtendes, geschmolzenes Metall aus einem haushohen Zylinder, dem Kupolofen, dem mächtige Flammen entfahren, durch eine Rinne in ein eiförmiges Riesengefäß, die sogenannte Thomasbirne, aus der rote Blut emporbläst. Und dann durchsprüht mit einemmal ein prasselnder Funkenregen das Haus, alles wie ein Blitz erhellend. Eine der mächtigen Birnen bewegt sich; sie dreht sich um ihre Achse, liegt wagerecht, und aus ihrer Öffnung ergießt sich ein helleuchtender, feuriger Bach in einen pfannenartigen Bottich, der darunter gefahren ist. Und dazu ein ohrenzerreißendes Getöse, ein Rasseln von Ketten, das Rollen von Karren, ein Quietschen der Maschinen, das Pusten der Öfen, dazwischen Schreie, Pfeifen- und Glockensignale. Tausende von Eindrücken, die gleichzeitig auf einen einstürmen, und die einen benommen machen. Wohin soll man zuerst blicken? Erst nach und nach gewöhnt man sich an das Bild, ganz allmählich findet man den Faden, der alle Vorgänge eint. Man sieht, wie eins immer ins andre greift, und langsam entschleßt man sich, den Prozessen der Reihe nach zu folgen.“ Seit damals hat mich das Bild in seinem Bann. Sobald der Name „Eisenhütte“ an mein Ohr schlägt, wird es wach, ich sehe wieder Stätten, gewaltig, riesengroß, im Zeichen titanenhaften Schaffens. Und das Ganze wirkt so mächtig, allgewaltig, daß man sich als Nichts fühlt, daß das Gefühl der eignen Persönlichkeit total verblaßt. Als ob man hoch oben im Gebirge in einem weiten Kreise steinig kahler Gipfel steht.

Dieser eigenartige, von einer herben Poesie durchtränkte Eindruck ist es, den ich noch in jedem Buch vermisse, das sich mit der Schilderung des Eisenhüttenwerks befaßt. Und das ist nur natürlich. Selbst bei getreuester Fixierung mit Feder und Kamera muß die Fülle der Prozesse eine Zersplitterung in tausend Einzelbilder zur Folge haben. Und leider, leider geht so dem Zernersehenden das Beste an einem solchen Riesenwerk, die unmittelbare, wuchtige Wirkung des Ganzen, verloren, das, was meines Empfindens für den Laien den eigentlichen Reiz ausmachen dürfte, sich der Lektüre seiner Beschreibung zu unterziehen.

Ich fürchte, daß aus demselben Grunde auch die ganz prächtige Monographie Stillich-Steudels: Eisenhütte (Verlag von H. Voigtländer in Leipzig) das Geschick erleiden wird, einen viel kleinern Leserkreis zu finden, als sie ihrer Abfassung und Ausstattung nach verdient. Hier hat sich der Nationalökonom mit dem Techniker vereint, um — soweit es im Rahmen eines Buches eben möglich ist — etwas vollendetes zu schaffen. Die volkswirtschaftliche Studie Stillichs leitet das Ganze ein. Die sonst bei einer derartigen Einteilung bestehende Gefahr, den Leser durch einen gewöhnlich sehr trocknen ausfallenden Bericht schon im Anfang zu ernüchtern, weiß Stillich mit großem Geschick zu vermeiden. Seine Ausführungen sind bei aller Gründlichkeit von der ersten bis zur letzten Zeile fesselnd. Denn er versteht es, seine Zahlen und Tabellen mit so viel historischem und technischem zu umranken, daß man nicht einen Augenblick ermüdet und ihm willig selbst durch alle Winkel seiner finanztechnischen Ausführungen folgt. Und der Techniker tat das Beste, was er tun konnte. Er ließ dem Photographen die Vorhand, der wahre Meisterwerke schuf, zu denen er seine Beschreibung nur als Kommentar lieferte. An der Hand der ganzseitigen, mustergiltig reproduzierten Bilder führt er den Leser Schritt für Schritt durch Hütte und Walzwerk und läßt ihn nicht nur bei der Aufbereitung des Rohmaterials, sondern auch bei Herstellung der Fertigprodukte, wie Schienen, Eisenbahnräder usw., zuschauen.

Durch die geschickte Vereinigung der drei, des Volkswirtschaftlers, des Technikers und des Photographen, ist es gelungen, auf beschränktem Felde ein immerhin erschöpfendes und dabei interessantes Ganze zustande zu bringen, das in ein würdiges Gewand zu kleiden sich der rührige Verlag nach Kräften angelegen sein ließ.

In gleicher Weise, sowohl was Gliederung, Inhalt und Ausstattung betrifft, ist auch das Kohlenbergwerk behandelt worden. Wieder ist es Stille, der in buntem, interessantem Plauderton die teilweise höchst eigenartigen wirtschaftlichen Verhältnisse im Kohlenbergbau vor einem aufrollt. Und wieder macht sich auf den wenigen Seiten, die ihm zur Verfügung stehen, ernste Gründlichkeit und erschöpfende Ausführlichkeit angenehm bemerkbar. Selbst mit der sozialen Seite des Gegenstandes, mit der Lage der Bergarbeiter, sucht er den Leser vertraut zu machen. Und an die meisterliche Schilderung Stilles schließen sich die prächtigen Bilder Stedels, zu denen diesmal Gerike den Text geliefert hat. Aber auch hier empfinde ich es deutlich, daß selbst in Wort und Bild schlechtweg Vollenbetes noch nicht den eigenartigen Reiz, das beklemmend Fesselnde, das schon die Fahrt nach unten, die stundenlange Wanderung unter Tag in jedem Besucher eines Bergwerks, wenn ihn nicht Gewohnheit abgestumpft hat, wachruft, festzuhalten vermag. Doch schließlich — wie wenigen ist es vergönnt, den besten Anschauungsunterricht unsrer Zeit, das Studium der Industrien an Ort und Stelle zu genießen, und für die vielen, vielen andern sind die Voigtländerschen Bücher sicher ein ausgezeichnetes Ersatz. Wenn sie nur allenthalben die Würdigung und Verbreitung finden möchten, die sie verdienen.

Heinz Bauer

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten. Verlag von F. v. Witz. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Soeben erschien:

DIE POLARWELT UND IHRE NACHBARLÄNDER

Von Dr. Otto Nordenskjöld

Professor der Geographie an der Universität Gothenburg

Mit 77 Abbildungen im Text und 1 farbigem Titelbild
gr. 8. * 1909. * In Leinwand gebunden Mark 8.—.

So bedeutungsvoll die wissenschaftliche Erforschung der Polargebiete ist, und so groß hier gerade in der letzten Zeit unsere Fortschritte sind, bis jetzt fehlt es in der Literatur an einem Werke, das diese polare Natur in ihren charakteristischen Zügen schildert und die Ergebnisse der Forschungs Expeditionen von einem geographischen, zusammenfassenden Gesichtspunkte populär darstellt. Diese Lücke wenigstens teilweise auszufüllen, war die Absicht dieser Arbeit, die aus einer Reihe von populärwissenschaftlichen Vorlesungen an der Universität Gothenburg hervorgegangen ist. Da der Verfasser seit 15 Jahren diese Natur durch Reisen in polaren und subpolaren Regionen studiert und die meisten hier geschilderten Gebiete im Norden und Süden selbst besucht hat, werden in erster Linie solche Fragen behandelt, die für ihn selbst oder für Expeditionen, an denen er teilgenommen hat, Hauptgegenstände für Forschungen waren, aber selbstverständlich in direktem Vergleich mit den Ergebnissen anderer wissenschaftlicher Forschungen und Reisen. Unter solchen Fragen sei zu erwähnen die Landschaften der jetzt oder früher vereisten Gebiete, aber auch ihre Entwicklungsgeschichte, Tiere und Pflanzen, die Bewohner und als die äußerste Bedingung zu allem das Klima. Alles dies will die Arbeit populärwissenschaftlich und dabei sowohl das schon Bekannte zusammenfassen als auch neues und wenig bekanntes oder wenigstens schwer zugängliches Material bringen.

Reichillustrierter Prospekt umsonst und postfrei vom Verlag
B. G. TEUBNER in LEIPZIG und BERLIN



Ein Wort zu den Katholikentagen

Von einem Katholiken*)



ie jährlich stattfindenden Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands können selbstverständlich, je nach dem Gesichtspunkt, unter dem man sie betrachtet, die verschiedensten Beurteilungen auslösen. Ich möchte sie heute nur von zwei Seiten beleuchten und fragen erstens, wie verhalten sie sich zur nationalen Betätigung der Katholiken und zweitens, wie zum konfessionellen Frieden?

Beide Fragen stelle ich in den Vordergrund, weil sie meiner Ansicht nach zurzeit für die Stellung der Katholiken im öffentlichen Leben wohl die wichtigsten sind, und weil ihre richtige Lösung auch großen Einfluß für das Allgemeinwohl Deutschlands haben würde, wodurch sie den meisten Anspruch auf allgemeines Interesse haben. Beide Fragen sind viel bedeutungsvoller als die Doktorfrage, ob und inwieweit die katholischen Generalversammlungen als Zentrumsparteitage angesehen werden können, oder als der Streit über ihren politischen Charakter. Es ist ja klar, daß solange wir in den deutschen Parlamenten eine katholische Partei haben, die Katholikentage immer in inniger Wechselbeziehung zu dieser stehen werden, und daß es nur darauf ankommt, festzustellen, was man unter „politisch“ versteht.

Auch die Besprechung der aufgeworfenen Fragen fußt auf der Überzeugung, daß die Katholikentage eine gewisse politische Bedeutung, d. h. eine Einwirkung auf das öffentliche Leben erstreben und tatsächlich haben, und daß es weniger darauf ankommt, solches festzustellen, als vielmehr zu untersuchen, welcher Art dieser Einfluß ist.

*) Vgl. den Leitartikel in Nr. 38 der Grenzboten.

Die nationale Betätigung der Katholiken ist eine Frage, die offiziell auf den Tagesordnungen der katholischen Generalversammlungen gar nicht vorkommt. Schon dies ist bezeichnend genug. Ja, wenn es sich um rein religiöse oder charitative Veranstaltungen handelte, wie dies etwa die Eucharistischen Kongresse sind oder die Versammlungen geistlicher Kongregationen und Wohltätigkeitsvereine, dann wäre nichts dagegen einzuwenden, daß man sich in der nationalen Betätigung zurückhält. Auf Versammlungen aber, wo über die staatsrechtliche Stellung des Papsttums, über das Verhältnis der katholischen Kirche zum Staat und die Konfessionalität der Volksschule, über die Förderung der katholischen Presse, die Lösung sozialer Fragen und andre, das öffentliche Leben berührende Dinge Reden gehalten und Resolutionen gefaßt werden, da dürften Vorträge über die vaterländischen Pflichten der Katholiken keinesfalls fehlen.

Alle Verhandlungen der Katholikentage insbesondre in den öffentlichen Versammlungen haben den Charakter von Belehrungen der Führer an das gläubig zuhörende Volk. Die Reden dienen einer bestimmten Aufklärungsarbeit, deren Zweck es ist, die Hörer der idealen Lebensauffassung und den idealen Lebenszielen, die der Katholik sich stellen, und die er im öffentlichen Leben vertreten soll, näher zu bringen, für sie Verständnis zu wecken und zu deren Verwirklichung im praktischen Leben anzuspornen. Da fragt man sich doch mit Recht: Spielt denn unter diesen Idealen des katholischen Mannes die Vaterlandsidee keine Rolle? Sind es die vaterländischen Pflichten nicht wert, daß das katholische Volk über sie aufgeklärt, zu ihrer Erfüllung angehalten wird? Genügt es hierzu wirklich, wenn gelegentlich in den Reden auf die gutdeutsche Gesinnung, die die Katholiken hätten, hingewiesen wird, wenn man die übliche Kaiserhuldigungsdepesche absendet und ihre Erwiderung mit einem Hoch begrüßt? Diese Frage sich ernstlich vorlegen, heißt meiner Ansicht nach auch sie mit nein beantworten. Wenn die Katholiken heute in der staatlichen Beamtschaft, in den Körperschaften der Selbstverwaltung, in den führenden Stellungen von Handel und Gewerbe nicht in der Weise vertreten sind, wie es ihnen vermöge ihres Bevölkerungsprozentsatzes zukäme, dann trägt hieran einen großen Teil der Schuld die durch mehr als ein halbes Jahrhundert auf den katholischen Generalversammlungen fortgesetzte Versäumnis der Aufklärung des katholischen Volkes über seine vaterländischen Pflichten. Wenn sich das Zentrum, ganz im Gegensatz zu den auf den Katholikentagen besonders in der letzten Zeit mit solcher Emphase verkündeten Versicherungen von Vaterlandsliebe und Kaisertreue, nicht scheut, mit der Sozialdemokratie zu paktieren, ja wenn in der Stichwahl Zentrumswähler sogar direkt und ohne Gegenleistung den Sozialdemokraten unterstützen, dann drängt sich einem die Frage geradezu auf: Wäre eine solche antinationale Haltung möglich, wenn von jeher in den Generalversammlungen auf die vaterländische Erziehung der katholischen Massen mit einer nur annähernd ebenso großen Regsamkeit und

Kraftentfaltung eingewirkt worden wäre wie auf die rein kirchliche? Und wenn dies geschehen, wäre es dann denkbar, daß wenn Katholiken im öffentlichen Leben sich derartige Handlungen zuschulden kommen lassen, die Katholikentage hierfür auch nicht ein Wort des Tadelns haben, daß sie über solche Dinge so glatt hinweggehn, als wenn gar nichts vorgefallen wäre?

Die katholische Weltanschauung nimmt es für sich in Anspruch — und, wenn man sie richtig auffaßt, mit Recht —, daß sie die festeste Stütze für Thron und Altar sei. Die katholischen Generalversammlungen befassen sich aber nur mit den Pflichten gegen Altar. Leider gehn sie sogar zum Teil noch weiter. Es läßt sich nicht leugnen, daß sich mehrfach Strömungen kundtun, die vielleicht nicht durchweg als absichtlich antinational zu bezeichnen sind, aber jedenfalls klar zeigen, daß das vaterländische Empfinden doch vielfach zu wünschen übrig läßt. Man braucht nur auf das diesjährige Verhalten den Polen gegenüber hinzuweisen. Eine Art Erklärung für diesen Mißstand läßt sich nur darin finden, daß die katholischen Generalversammlungen ursprünglich dem Zwecke dienten, die Rechte der Kirche dem Staate gegenüber zu vertreten, wie dies der Geheime Justizrat Porsch in seiner geschichtlichen Übersicht über die Entwicklung der Katholikentage ja auch ausgeführt hat. Die Kulturkampfzeit trug dann natürlich nicht dazu bei, die Erziehung des katholischen Volkes zu den Pflichten gegen den Staat mit besondrer Liebe zu pflegen. Aber aus diesem allen sollten wir längst herausgewachsen sein. Sind ja doch auch in andrer Beziehung die Aufgaben der Katholikentage weit größer, weit umfassender geworden.

Denen, die den Einwand erheben, die nationalen Fragen gehörten nicht auf die Katholikentage, weil sie rein religiöse Veranstaltungen seien, kann man nur erwidern: Einverstanden, dann aber auch fort mit all den Reden und Resolutionen über Verhältnis von Staat und Kirche zueinander, über konfessionelle Schulen, kurz über alles, was das öffentliche Leben berührt. Fraglos wäre dann aber diesen Tagungen der größte Teil ihrer Bedeutung genommen, ja ihr Lebensnerv zerschnitten.

Sorgen wir lieber für das Gegenteil. Erziehen wir in ihnen das katholische Volk nicht nur zu guten Katholiken, sondern auch zu guten Deutschen, machen wir ihm klar, daß beides zusammengehört, und daß die Liebe und Treue zu Herrscher und Vaterland sowie die Erfüllung der Pflichten gegen den Staat auch einen Teil unsrer religiösen Verpflichtungen ausmachen. Von dieser Rücksicht auf das staatliche Allgemeinwohl muß man auch in der Frage des konfessionellen Friedens ausgehn. Die Notwendigkeit, dahin zu gelangen, daß im Deutschen Reiche Katholiken und Protestanten friedlich nebeneinander leben, ist zu einleuchtend, als daß sie noch einer nähern Begründung bedürfte.

Der Sünden gegen den konfessionellen Frieden gibt es nun mehrerlei. Das Schlimmste ist natürlich die eigentliche konfessionelle Hege. Sie ist auf

den Katholikentagen offiziell verpönt und in letzter Zeit abgelöst durch stets wiederkehrende Friedensversicherungen. Es muß auch zugegeben werden, daß sich die Katholikentage, mit Ausnahme einiger aber auch nicht schlimmer Entgleisungen, die immer vorkommen werden, von ihr frei halten. Jedenfalls können die katholischen Generalversammlungen in diesem Punkte den Vergleich mit den Tagungen des Evangelischen Bundes, die fast nur vom Kampf gegen die Katholiken und das Papsttum getragen sind, statt von auferbauender evangelischer Arbeit, getrost aufnehmen. In den Augen objektiver Beurteiler wird es nie fraglich erscheinen, wo hier die größere Zurückhaltung und Friedensliebe zu suchen ist.

Es kommt aber für die Erzielung des konfessionellen Friedens noch eine zweite Frage in Betracht, das ist die der konfessionellen Absperrung. Der Hauptgrund für die Feindschaft zwischen Katholiken und Protestanten, wo eine solche besteht, liegt in der Regel in einem auf mangelhafter Kenntnis der Gegenpartei beruhenden Vorurteil, das in manchen Teilen unsers Volkes unglaublich tief eingewurzelt ist. Hier kann nur der nähere Verkehr ausgleichend wirken. Es muß daher im Interesse des friedlichen Zusammenlebens von Katholiken und Protestanten verlangt werden, daß sich die Absperrung, wie sie in den konfessionellen Vereinen getrieben wird, auf die beschränkt, deren Tätigkeit füglich nur auf konfessioneller Grundlage einer gedeihlichen Entwicklung entgegengeführt werden können, also im wesentlichen aller rein religiösen Vereinigungen aller, die Ziele der Erziehung verfolgen (hier schon mit gewissen Ausnahmen), aber daß die konfessionelle Spaltung weder in das wirtschaftliche noch in das gesellschaftliche Leben übertragen wird. Wenn man unter diesem Gesichtspunkte die verschiedenen auf den Katholikentagungen tagenden Einzelvereine mustert, so wird man zugeben müssen, daß hier manches ausgemerzt werden könnte. Die Tendenz der Katholikentage geht aber umgekehrt dahin, dieses bunte Allerlei von katholischen Vereinigungen womöglich noch zu vermehren.

Es mag im Interesse der Kirche, der protestantischen wie der katholischen, und der Erhaltung der Glaubensstreue ihrer Mitglieder zu liegen scheinen, daß einer Vermischung der Anhänger beider Konfessionen im Verkehr entgegengetreten wird, tatsächlich ist dies aber nicht der Fall. Vom erwachsenen, reifen Menschen kann man verlangen, daß er eine Glaubensgrundlage hat, die stark genug ist, um nicht von jeder Berührung mit andersgearteten Anschauungen erschüttert zu werden. Sonst ist die betreffende Persönlichkeit für das öffentliche Leben überhaupt untauglich. Für die Katholiken in ihrer Gesamtheit aber und für die katholische Kirche selbst hätte ein Nachgeben an diese Absperrungstendenzen nur zur Folge, daß sie überall noch mehr zur Seite geschoben würden, und sich die Lage der katholischen Kirche in Deutschland verschlechterte. Nur in gemeinsamem Wirken auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ist für die beiden Konfessionen sowohl wie für die Gesamtheit Segen

zu erwarten. Die religiöse Vertiefung des Menschen, die ja das ganze Leben hindurch gepflegt werden muß, gehört in die Kirche und in die rein religiösen Vereine. Wenn hier mit Erfolg gearbeitet wird, wird sich die Frucht im öffentlichen Leben von selbst zeigen.



Die militärische Lage in Marokko



ie Kämpfe der Spanier mit den Marokkanern bilden heute den Gegenstand des lebhaftesten allgemeinen Interesses, und mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt alle Welt die vom Kriegsschauplatz einlaufenden, vielfach verworrenen, lückenhaften und einander widersprechenden Nachrichten. Das letzte bezieht sich namentlich auf die Marokkaner, über deren militärische Einrichtungen bisher nicht viel bekannt war. Es erscheint deshalb besonders interessant, einmal einen Blick auf die Organisation und Kriegsführung werfen zu können, die vom italienischen Generalstabshauptmann Johann Marietti in seinem Werke *Politica ed armi al Marocco* näher beschrieben sind, und dem wir folgendes entnehmen: Die Organisation der Streitkräfte fußt auf der politischen Einteilung. Das marokkanische Sultanat stellt ein Aggregat von Volksstämmen, Tribus, dar, von denen jeder von der Zentralgewalt so unabhängig als möglich zu werden bestrebt ist. So schwach nun auch das politische Band ist, das alle Stämme umfaßt, so stark ist doch das religiöse. Die Tribus unterscheiden sich in solche, die dem Magzen, d. i. der Regierung des Sultans, ganz ergeben sind und wahre Militärkolonien darstellen, deren Mitglieder sich zeit lebens dem Sultan zur Verfügung stellen, ferner in solche, die Steuern zahlen und Soldaten beistellen müssen, ohne die Vorteile zu genießen, und endlich in solche, die vollkommen selbständig sind, und von denen die Abgaben gewaltsam eingetrieben werden müssen. Jene Gebiete, die der Autorität des Magzen direkt unterstellt sind, heißen *Blad el magzen*, die andern *Blad el siba*. Raum ein Fünftel des ganzen Landes gehört zum *Blad el magzen*.

Die von der Tribu *Magzen* stammenden Truppen werden als *Mufaznia* bezeichnet. Alle männlichen Mitglieder sind militärdienstpflichtig, doch dient nur ein Teil, das sind Angehörige bestimmter, mit besondern Privilegien ausgezeichneten Familien, aktiv, während die übrigen Ackerbau treiben und die Reserve bilden. Das Haupt des Tribu ist zugleich Chef des *Mufaznia*. Die taktische Einheit ist die *Reha*, zählt fünfhundert zumeist berittne Mann, wird vom *Raid el Reha* befehligt und zerfällt in fünf *Mia*, jede unter dem Kommando des *Raid el Mia*. Bei jeder *Mia* gibt es mehrere Chargen, *Moktaden* genannt. Jeder Tribu ist gehalten, eine bestimmte Anzahl *Rehas* zu stellen; die Gesamt-

stärke der Mufaznia kann nach Oberst Hübner auf 35 Mehas oder 17 500 Mann geschätzt werden.

Alle Tribus, die nicht den Magzen unterstehen, und jene Tribusmagzen, die keine Soldaten der Mufaznia liefern, bilden das stehende Heer. Jeder Tribu muß eine bestimmte Anzahl Rekruten stellen, dann erst ist der Loskauf gestattet. Die Rekruten dürfen nicht älter als sechzehn Jahre sein, doch werden auch sechzigjährige Männer genommen. Da aber ein großer Teil der Nicht-Magzen-Tribus gar nicht oder bloß zwangsweise gehorcht, so ist die Aushebung natürlich sehr ungleich.

Die Rekruten werden bei der Infanterie, Kavallerie und Fußartillerie eingestellt, dagegen kommt zur Feldartillerie nur Mannschaft der Mufaznia. Jeder Tribu formiert einen Tabor mit der in der Wirklichkeit sehr wechselnden Vollstärke von 500 Mann, der ebenfalls in fünf Mufaznia zerfällt. Mehrere Tabor zusammengenommen heißen eine Mehalla. Der Sultan übernimmt den Oberbefehl über die Truppen, die dann Harka heißen, nur in ernstesten Fällen, so zum Beispiel wenn der heilige Krieg erklärt ist; sonst wird der Kriegsminister damit betraut, der seinerseits wieder einen Kalifen als Kaïd el mehalla designieren kann.

Die Offiziere werden bestimmten Familien entnommen, die Erbrechte genießen, oder von Scherifs, die die Regierung auszeichnen will. Sie leben gemeinsam mit der Mannschaft und sind daher nicht Vorgesetzte im europäischen Sinne, weder vom Standpunkt der Bildung noch des Benehmens. Etwas besser sind die Offiziere der Mufaznia, aber auch nur deshalb, weil sie stets unter Waffen sind.

Die Disziplin ist natürlich auch eigentümlich, doch kommen grobe Ausschreitungen selten vor. Desertionen sind sehr häufig, werden aber nicht bestraft. Der Marokkaner betrachtet den Militärdienst als Geschäft; wird er bezahlt, so gehorcht und dient er; entgegengesetztenfalls aber, wenn er mit seinem Vorgesetzten unzufrieden ist, geht er durch.

Die Mannschaft der Mufaznia trägt den Kaftan, eine Art Hemd, weiß, rot oder blau, mit langen Ärmeln und bis an die Knie reichend, darüber die Barakia, die, über der Brust verschnürt, den Kaftan sichtbar läßt, und darüber endlich den Burnus mit Kapuze. An den Füßen stecken Pantoffeln aus Fell, am Kopf sitzt der Fez. Der Dolch (Kumia) und der Säbel (Sif) werden so wie das Gewehr im Wandelier getragen. Die Mannschaft des stehenden Heeres hat eine ähnliche Uniform wie die französischen Zuaven, das ist: rote Jacke, weite blaue Hosen, gelbe Strümpfe und rotbraune Schnürschuhe, als Kopfbedeckung den Tarbusk der Zuaven. Die Leute haben ferner zwei Patronengürtel aus weißem Leder und ein Bajonett mit Metallscheide; ihre Bewaffnung besteht aus Gewehren aller möglichen Systeme, hauptsächlich aber Henry Martini. Die Festungsartillerie hat gleichfalls Geschütze aller Art und in schlechtem Zustande, dagegen verfügt die Feldartillerie über ungefähr zehn Batterien Krupp

oder Schneider und mehrere Maschinengewehre. Die Bepannungen werden im Bedarfsfalle erst requiriert.

Die Ausbildung ist sehr begrenzt. Im Kriege kennt man nur Massen, bei denen von einer Taktik nicht gesprochen werden kann. Alle Anstrengungen der fremdländischen Instruktoren, eine halbwegs tüchtige Infanterie zu schaffen, blieben erfolglos, da der Marokkaner für den Kampf zu Pferd geboren und zu Fuß nichts wert ist.

In ernstesten Fällen kann die Regierung den Ruaiß einberufen, eine Art Massenaufgebot, entweder für alle Tribus oder bloß für einen Teil. Der Ruaiß des Blad el magzen wird auf 25 000 Mann geschätzt und würde mit dem Ruaiß des Blad el fiba 100 000 Mann übersteigen. Endlich sind noch der Meschuar und der Mesakrim zu erwähnen. Der erste, 500 Mann stark, wird von allen Tribus gestellt und besteht aus Ordonnanzern und Kurieren des Sultans, während der Mesakrim eine Leibwache zu Pferde ist und vom Kriegsminister befehligt wird. Im ganzen können sonach die marokkanischen Streitkräfte wie folgt bemessen werden:

Meschuar und Mesakrim		3 500 Mann
Mulagnia	16 500 bis	18 500 "
Stehendes Heer {	Infanterie und Kavallerie . .	20 000 "
	Artillerie	1 000 " 2 000 "
Ruaiß	25 000 "	100 000 "
zusammen 66 000 bis 144 000 Mann		

Über die Art der Kriegsführung in Marokko schreibt Hauptmann Marietti folgendes: Von den ersten Feldzügen in Algier an wandten die Franzosen in Feindesnähe das Karree als Marschform an. Die Seiten waren von Infanterie oder Kavallerie gebildet, und im Innern befanden sich die Artillerie und der Train. Da diese Formation jedoch bloß in der Ebene zu brauchen ist, die Truppen ermüdet und Richtungsveränderungen erschwert, ferner weil die Marokkaner heute weit besser bewaffnet, ja sogar mit Artillerie ausgerüstet sind, mußte eine andre Taktik eingeschlagen werden. So wurde für die Ebene das gemischte Karree vorgeschrieben. Die Infanterie marschiert in zwei Parallelkolonnen mit einem dem Terrain stellenweise angepaßten Zwischenraum, dazwischen die Artillerie und der Train. Den Anfang und das Ende der Infanteriekolonnen bilden Kavallerie, die so marschiert, daß sie erforderlichenfalls die beiden andern Seiten des Karrees formieren. Kavalleriepatrouillen sichern Front und Flanke des Karrees.

Im Gebirgsterain wird die Marschkolonne angewandt. Die Artillerie und der Train sind in der Mitte der Infanteriekolonne untergebracht, Kavallerieabteilungen werden vorgeschoben, in die Flanken entsandt und bilden die Nachhut, und kleine Infanterieabteilungen sichern unmittelbar die Flanken, indem sie parallel zur Hauptkolonne marschieren. Sobald der Gegner gesichtet

ist, wird aus beiden Formationen in die Gefechtskolonne übergegangen, d. h. der größere Teil der Truppen geht in Masse über und entwickelt sich nach und nach; zurückbleiben die nichtkombattanten Staffeln unter dem Schutze des Restes der Truppen.

Die Notwendigkeit, schnelle und entscheidende Hiebe zu führen, die Raschheit, mit der der zumeist berittne Gegner seine Stellungen wechselte, legten der Infanterie häufig harte Leistungen auf. Märsche von vierzig bis fünfzig Kilometern mit und von sechzig bis siebenzig Kilometern ohne Tornister waren nicht selten und konnten auch nur von Truppen bewältigt werden, die an Terrain und Klima gewöhnt waren.

Die Erfahrung, die die Franzosen mit drei Kompagnien berittner Infanterie in Afrika gemacht haben, lehrte, wie die Bedette berichtet, daß es am besten sei, je zwei Mann immer ein Pferd zuzuweisen, sodaß sich die Leute stündlich im Gehen und Reiten abwechseln. Auch das Gepäck und ein drei- bis viertägiger Proviant sind auf dem Reittier verladen. Auf diese Weise legen die Abteilungen normal fünfzig bis sechzig Kilometer im Tag zurück, können die Leistung aber auch auf achtzig Kilometer steigern.

Die Gebräuche des Gegners zwangen die Infanterie, ihre Gefechtsweise einigermaßen zu ändern. So gewähren die Marokkaner ihren verwundeten Feinden keine Unterkunft, ja im Gegenteil, sie reißen ihnen die Augen aus, enthaupten und plündern sie. Infolgedessen muß immer dafür gesorgt werden, daß die Verwundeten und Toten nicht in Feindeshände fielen. Die Angst hiervor führt zu einer innigen gegenseitigen Unterstützung in Gefahren. Aus diesem Grunde sowie wegen der ständigen Sorge für den Schutz der Flanken nahmen die Gefechte anfänglich einen schleppenden Verlauf. Hierzu kamen noch politische Rücksichten. Man wollte bloß pazifizieren, nicht aber den Gegner vernichten. Eine Schlacht im europäischen Sinne, bei der sich zwei Armeen gegenüberstehen und ineinander verbeißen, war nicht möglich, denn die Marokkaner beschränkten sich bloß darauf, kurz zu attackieren und sich dann rasch wieder zurückzuziehen.

Im ersten Teil des Feldzuges unter General Drude wurden die Kämpfe weit außerhalb der mittlern Entfernungen eröffnet. Es wurden meist Zugsalven abgegeben. In der Regel begann das Feuer auf zwölfhundert bis dreizehnhundert, oft aber selbst auf zweitausend Meter. Es war nun selbstverständlich, daß die Wirkung, noch dazu bei einem so beweglichen Gegner, eine äußerst geringe war. Andererseits kann nicht geleugnet werden, daß der moralische Eindruck des Salvenfeuers gegenüber dem des Einzelfeuers bedeutender war. Auch wurde ein bestimmter Raum derart bestrichen, daß der Gegner nicht näher heranzukommen wagte und sein Feuer wirkungslos wurde. Einer Munitionsverschwendung konnte vorgebeugt werden.

Mit der Übernahme des Befehls über die Operationstruppen durch General d'Amade trat ein völliger Umschwung in der Gefechtsführung ein.

Dieser ging von der Ansicht aus, daß positive Erfolge nur auf dem Wege rücksichtsloser Offensive zu erreichen seien und die Entscheidung auf kurzen Entfernungen gesucht werden müsse. Da es jedoch schwer war, den Gegner frontal anzugeln, so bildete er häufig mehrere Kolonnen, die konvergierend auf den Feind losgingen und ihn in die Mitte zu nehmen trachteten. Angesichts des nicht sehr wirkungsvollen Feuers des Gegners rückte das erste Treffen in dichter Kette vor, der die Reserven auf kurze Entfernung geschlossen folgten. Gegen Kavallerieangriffe formierten die Kompagnien Karrees, kleinere Abteilungen Klumpen. Dank dieser Maßnahmen nahmen die weiteren Operationen einen energischen Verlauf und führten zum gewünschten Erfolg.

Dieselben Gründe, die der Infanterie empfahlen, mit Vorsicht vorzugehen, beschränkten auch die Tätigkeit der Kavallerie in ihrem wichtigsten Zweige, in der Aufklärung. Aber selbst wenn eine solche beabsichtigt gewesen wäre, so wären doch die Resultate wegen der außerordentlichen Beweglichkeit des Gegners sehr dürftig gewesen. Auch die Nahaufklärung litt unter der Furcht, abgeschnitten zu werden und in Feindeshände zu geraten, und so waren Überumpelungen an der Tagesordnung. Die Kavallerie wurde zumeist im unmittelbaren Verbands mit der Infanterie verwandt, um bestimmte Punkte rasch zu besetzen. Abgesehen jedoch davon, daß das Feuer der Kavallerie so gut wie keinen Erfolg erzielte, scheint das Absteigen zum Feuergefecht auch aus Besorgnis nicht gern angewandt worden zu sein, die Pferde zu verlieren und sich von der marokkanischen Reiterei umzingelt zu sehen.

Viele sprachen während des Feldzuges ihr Bedauern darüber aus, daß nach Casablanca nicht mehr Kavallerie entsandt worden war; doch scheint der Vorwurf nicht gerechtfertigt. Abgesehen von den bedeutenden Transportauslagen muß man sich vor Augen halten, daß der Zweck des Feldzuges nicht auf Vernichtung des Gegners hinzielte, sondern auf ein allmähliches Zurückdrängen, um nach und nach den gesicherten Raum zu vergrößern. Dieses konnte aber nur im Wege schrittweisen Vordringens und fester Besetzung wichtiger Punkte erreicht werden, und hierzu war wohl Kavallerie weniger geeignet als Infanterie.

Der Artillerie war, da der Gegner über solche gar nicht oder nur in sehr bescheidenem Maße verfügte, ein äußerst ergiebiges Feld der Tätigkeit eröffnet. Auch Maschinengewehre aller möglichen Systeme fanden auf französischer Seite Verwendung und erzielten nicht nur materielle, sondern auch moralische Erfolge.

Daß es den spanischen Truppen nicht leicht wird, sich des Ansturms ihrer Gegner zu erwehren, haben die bisherigen Kämpfe um Melilla zur Genüge bewiesen. General Marina, der Höchstkommandierende im Gebiet von Melilla, hat deshalb auch in richtiger Erkenntnis der Schwierigkeiten seiner Lage den Entschluß gefaßt, nicht eher zu einem entscheidenden Offensivstoß gegen die Linie Seluan—Kert aufzubrechen, als bis alle Vor-

bereitungen zu einem siegreichen Waffengange vollkommen abgeschlossen sind. Zunächst gehört dazu eine hinreichend starke Truppenmacht. Bei Ausbruch der Unruhen waren nur zwei Infanterieregimenter zu je drei Bataillonen, die die Besatzung von Melilla bildeten, zur Stelle. Nach und nach trafen als erste Verstärkungen die vierte Division aus Granada und die aus sechs Jägerbataillonen bestehende Lagerbrigade von Gibraltar ein. Da General Marina auch diese Ergänzungen noch nicht für ausreichend erachtete, sind noch die erste Division (Madrid) und die Division Sotomayor in Marsch gesetzt worden; sie haben bereits vollzählig ihre Reiseziele erreicht. Im ganzen werden heute vierzigtausend Mann an Ort und Stelle versammelt sein. Außerdem ist noch die gesamte verfügbare Flotte Spaniens an der afrikanischen Küste zusammengezogen. Und zwar das erste Geschwader unter Konteradmiral Morgado mit den Schiffen Carlos V., Princesa de Asturias, Estremadura, Numancia, Pinzen, Osaba und Almirante Lobo sowie das zweite Geschwader unter Konteradmiral Santalo mit dem Marqués de la Victoria, Don Alvaro de Bazan, Doña Maria de Molina, General Concha, Herman Cortes und Ponce de Leon. Aber mit alledem sind die Vorbereitungen noch nicht beendet. Noch gilt es vor allen Dingen die Verpflegung und Fourage für die nicht unbeträchtlichen Truppenmengen und die zahlreichen Pferde und Maultiere dauernd zu sichern, namentlich für den Vorstoß gegen den massiven Gebirgszug des Gurugu, dessen Unwegsamkeit und Dichtigkeit den Babylon Schutz und Verstecke in reichem Maße gewähren. Auch die Vollenendung der Arbeiten zum Durchstich der Landzunge von Mar Chica, der den Kanonenbooten die Einfahrt dorthin ermöglichen soll, soll erst abgewartet werden, um dadurch eine Unterstützung auch auf dem Wasserwege bei dem Vormarsch der Landtruppen zu sichern. Da es sich um das Ausbaggern von sechzigtausend bis siebenzigtausend Kubikmetern handelt, gehn die Arbeiten natürlich nur langsam vonstatten. Zum Abschluß der vorbereitenden Maßnahmen gehört endlich noch die Bereitstellung einer Anzahl von Ausrüstungsgegenständen, besonders von Tropenhelmen, die bei der enormen Hitze unerlässlich sind und aus England erwartet werden. Außerdem fehlt es an Pferden und Maultieren zum Fortschaffen der Verpflegung und Munition sowie als Ersatz für etwa eintretende Verluste bei der Kavallerie und Artillerie. Die Ankäufe dazu sollen in Frankreich vorgenommen werden. Nach alledem ist noch mancherlei zu tun, sodaß die neuesten Nachrichten nicht sehr unwahrscheinlich klingen, General Marina werde nicht vor Ende September an den Beginn der großen Operationen denken können.





Eine Rechtsphilosophie

Von Carl Jentsch

2



Die Abhandlung über Rechtstechnik ist zu fachmännisch gehalten, als daß sich ein Nichtjurist erlauben dürfte, darüber zu berichten. Dagegen ist der „Besondere Teil“, der sich in das Recht der Einzelpersonen und das Gesamtheitsrecht gliedert, allgemein verständlich und für jedermann interessant. Daß darin nicht der Zusammenhang jeder einzelnen Rechtsinstitution mit den von Kohler angenommenen philosophischen Grundideen des Rechts nachgewiesen wird, hat auch Laffon an einer Stelle seiner höchst anerkennenden Rezension des Werkes angedeutet. Rationalistische Naturrechtler glauben, daß der Mensch alles vermöge, was er wolle, daß er namentlich die absolut vernünftige, die vermeintlich natürliche Staats- und Gesellschaftsordnung nicht allein herausfinden, sondern auch verwirklichen könne, und daß es bis jetzt nur darum nicht geschehen sei, weil der Mehrzahl die richtige Einsicht fehle. So hat jüngst wieder einmal der französisierte Russe Novicow in seinem letzten Buche („Das Problem des Elends“) alle gesellschaftlichen Übel aus den irrigen Vorstellungen abgeleitet, die man ganz allgemein in Beziehung auf die Natur, Schaffung und Gewinnung des Reichtums hege. Auch die Sklaverei sei lediglich eine Wirkung dieser Irrtümer und für die Begründung der Kultur durchaus nicht notwendig gewesen. Kohler hält es mit der ziemlich allgemein anerkannten entgegengesetzten Ansicht. Abgesehen von der allertiefsten Kulturstufe, dem Jägerleben, auf der die Sklaverei noch gar nicht möglich war, habe diese sich sofort nach der Erklümmung der Kulturstufe des Ackerbaus als das einfachste und natürlichste Mittel, Helfer in der Arbeit zu gewinnen, dargeboten; sogar Kriege habe man geführt, um sich das unentbehrliche zweibeinige Arbeitvieh zu verschaffen; außerdem hat der Aberglaube Menschenopfer gefordert, zu denen man lieber Sklaven als Freie verwandte. Vor der Ausbildung einer höhern Gewerbeteknik sei die Sklaverei das einzige Mittel gewesen, größere Betriebe mit weitgehender Arbeitsteilung einzurichten und dadurch die Produktion zu beschleunigen und zu vermehren, was dann eben den Fortschritt der Technik anbahnte. Das sei jahrhundertlang nicht anders möglich gewesen als durch massenhafte Aufopferung von Menschenleben und Menschenglück. „Das Opfer an [für] die Kultur ist das heiligste Opfer, das der Einzelne bringen kann, das er aber

auch bringen muß.“ Ein schlechter Trost freilich für die armen Sklaven, die von so erhabnen Dingen wie Kulturfortschritt und Entwicklung keine Ahnung haben; wissen doch in Sklavenstaaten nicht einmal die Herren etwas davon. Der unbeteiligte Zuschauer spricht ohne Entzücken und Enthusiasmus: allerlei Leiden sind eben unvermeidlich, und mit dem vorübergehend notwendig gewesen, im Orient und in Afrika vielleicht heute noch notwendigen häßlichen Institut versöhnt ihn einigermaßen die Erwägung, daß ungebildeten Menschen an Futter und guter Behandlung alles, an Freiheit und Menschenwürde wenig gelegen ist, daß die genannten beiden Bedürfnisse der Sklaven gar nicht selten befriedigt werden, und daß überhaupt ihre Lage meist nicht so schrecklich ist, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt; außerdem: daß der Yankee gar nicht daran denkt, in dem durch einen blutigen Krieg befreiten Nigger die Menschenwürde anzuerkennen und ihn als seinesgleichen zu behandeln, und daß die Zahl der Freien, die teils von der Natur teils von der Grausamkeit und Selbstsucht und dem Unverstande ihrer Mitmenschen Entsetzliches zu leiden haben, nicht kleiner ist als die der Sklaven. Als eine der wichtigsten Wirkungen der allmählichen Überwindung der Sklaverei bezeichnet Kohler die Wertschätzung der Handarbeit, die Anerkennung ihres Adels, zu der sich selbst ein Aristoteles nicht habe emporheben können, der übrigens mit seinem berühmten Ausspruch vom Weberschiffchen den Kern des Problems getroffen habe. Der Adel, wird in dem ihm gewidmeten kurzen Abschnitt gesagt, „hat so lange Daseinsberechtigung, als er dem Fortschritt der Kultur dient. Besteht der Adel, wie in Indien, aus Menschen höherer Stufe, dann ist nicht nur eine bevorzugte Stellung gerechtfertigt, sondern es ist auch ein richtiger Grundsatz, die rasseverschlechternde Mischung möglichst zu vermeiden.“ Der Abschnitt über das Familienrecht wird mit der Bemerkung eingeleitet, daß die Fortpflanzung, und zwar die geeignete Fortpflanzung, natürlich die erste Voraussetzung der Kulturentwicklung sei, eine Wendung, die wiederum die Vorstellung verrät, als sei der Mensch bloß ein Mittel, Kultur zu schaffen, die Kultur aber etwas an sich wertvolles, das vom Menschen getrennt gedacht werden könne und ohne ihn Wert habe. Solchen würden aber nach einer alles Leben vernichtenden Katastrophe die Überreste der objektiven Kultur wie Bücher, Kunstwerke und Maschinen nicht mehr haben, weil ja dann niemand mehr da wäre, der sie bewundern und benützen könnte, und dem sie darum etwas wert wären. Umgekehrt ist die Kultur nur wertvoll als das Mittel, die Menschennatur zu entfalten, und das Wertvolle ist der Mensch, der sich in ihrer Schöpfung und ihrem Genuß betätigt und entfaltet. Aber selbstverständlich ist es wahr, daß es keine Kultur geben könnte, wenn es keine Menschen gäbe, und daß für das Menschengeschlecht seine Selbsterhaltung das wichtigste Interesse, darum auch die Regelung des Familienlebens durchs Recht von der höchsten Wichtigkeit ist. „Die Fortpflanzungstätigkeit der Menschen ist aber, der menschlichen Natur entsprechend, mit einem ungeheuern Aufwande von

seelischen Erregungen, Gefühlen, Bestrebungen, von Freud und Leid verbunden und trägt damit eine Fülle von Idealitäten an sich, die bei den Beziehungen, die sich um die Fortpflanzung herumlagern, zur herrlichsten Entwicklung gelangen können. Jede Behandlung der Fortpflanzungseinrichtungen, die diese Beziehungen nicht hegt und fördert, ist verfehlt und für die Menschheit erniedrigend. Es ist deswegen nichts empörender, als wenn das Naturrecht des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts die Ehe in der Art eines Züchtungsinstituts behandelte.“ Gegenwärtig geschieht das doch noch weit allgemeiner, unter der Führung allerdings nicht der Juristen, sondern der Biologen. Eine Ansicht Rants über den Gegenstand, die ich erst aus der Mitteilung Kohlers kennen lerne, und die sich hier nicht wiedergeben läßt, wird eine noch scheußlichere Höhe genannt. Der heute vorwiegenden Meinung gemäß läßt Kohler das Familienleben mit der Gruppenehe beginnen. Die Polygamie in den Ländern des Islam erklärt er mit allen Vernünftigen für ein Hindernis des Fortschritts, denn es sei „ein Grundschaden der Menschheit, wenn ihr die durchgeistigte Kulturarbeit des Weibes fehlt“. Die absolute Unlöslichkeit der Ehe hält er für eine Übertreibung; daß in Fällen, wo der Zweck der Ehe nicht erreicht wird, vielmehr aus dem Zusammenleben der unglücklich Verheirateten nur Dual und Verderben entspringen, das Band gelöst werden könne, sei ein dringendes Kulturbedürfnis. Das Ehehindernis der Verwandtschaft ist nach ihm eine eingeschränkte Anwendung des vom gesunden Instinkt eingegebenen Grundsatzes der Exogamie, das heißt des bei vielen Naturvölkern herrschenden Gesetzes, nach dem der junge Mann die Gattin nicht aus seinem, sondern aus einem fremden Stamme zu wählen hat. Als vernünftige Gründe des Verbots der Ehe zwischen nahe verwandten Personen führt Kohler an: die Beforgnis vor Entartung; wenigstens sollen die Gebrechen, mit denen eine Familie behaftet ist, nicht durch die Verbindung von Mitgliedern dieser Familie gehäuft und gesteigert werden. „Ein zweiter Grund liegt darin, daß sich verschiedene Familien miteinander verbinden sollen, damit das Gefüge des Staates fest und unverbrüchlich wird und nicht unter Reibungen der Geschlechter notleidet.“ In etwas anderer Fassung hat diesen Grund schon Thomas von Aquin ausgesprochen: Die Liebe soll sich nicht in einen engen Kreis einsperren, sondern von Familie zu Familie, von Stamm zu Stamm hinübergreifen, die Stämme miteinander verschlingen und so die Menschen zu einem Ganzen, zur Menschheit, verknüpfen. „Ein dritter Grund ist ein ethischer. Es soll verhindert werden, daß sich die geschlechtliche Leidenschaft im Schoße der Familie selbst entwickelt.“ Es werden dann die Entwicklung der mütterrechtlichen zur vaterrechtlichen Ehe, die Familienerziehung und das Familienvermögen behandelt. In Beziehung auf die unehelichen Kinder bezeichnet es der Autor als einen Fortschritt des Rechts, daß jetzt wenigstens ihr Erbrecht auf das Vermögen der Mutter anerkannt ist. Wenn sich der Vater nicht ermitteln läßt, demnach ein Erban spruch auf das väterliche Vermögen nicht erhoben

werden kann, sollte nach Kohler die Erziehungspflicht dem Staate auferlegt werden. Es sei eine Ungerechtigkeit gegen das Kind, wenn man ihm den einen Elternteil nehme, und zugleich eine Schädigung des Volkswohls und der Kultur, wenn man so viele Kinder verkümmern lasse. „Die unrichtige Behandlung der unehelichen Kinderschaft, die scheinheilige und kurzfristige Vogelstraußpolitik, die verkennet, welch tüchtiges Kapital geistiger Kraft hier verloren geht, hat lange Zeit unsre gesellschaftlichen Verhältnisse aufs tiefste geschädigt.“ In dem Abschnitt über die künstliche Verwandtschaft wird das Verschwinden der Blutbrüderschaft „aufs höchste bedauert, denn eine derartige Steigerung der Selbstlosigkeit, eine solche Hilfe in allen Lebenslagen muß unter allen Umständen als kulturfördernd erscheinen, wie überhaupt jede Idealität an sich die Kulturkraft eines Volkes erhöht, soweit sie nicht zu sehr mit zerstörenden Elementen gemischt ist.“

Das Kapitel „Recht des Vermögens“ beginnt mit der Definition: „Das Eigentum ist rechtsphilosophisch eine einzelpersönliche Beziehung des Rechtssubjekts zu einem körperlichen Gegenstande und setzt voraus, daß die Körperwelt aufgeteilt ist und nicht etwa dem gemeinsamen Genuß aller dient.“ Die Entstehung des Eigentums wird in der gebräuchlichen Weise dargestellt und das Privateigentum mit den bekannten Gründen gerechtfertigt. Immaterielle Güter dürfen nur zeitweise im Privateigentum belassen werden und müssen dann, um ihre Kulturbestimmung zu erfüllen, Gemeingut werden. Das gilt namentlich von Erfindungen, die sich bewähren. Habe sich aber eine Erfindung nicht bewährt, dann sei der Rückfall an die Gesamtheit erst recht notwendig; „denn unfruchtbare Rechte sind ein nutzloses Hemmnis und eine Quelle für menschliche Mißwirtschaft.“ Was nützt aber der Gesamtheit das Eigentum einer Erfindung, die sich nicht bewährt hat, die ihr also weder eine Kulturförderung noch eine Rente bringt? Für beide, für die Gesamtheit wie für den Erfinder, ist es vollkommen gleichgültig, in welchem Zeitpunkte das Patent auf eine wertlose Erfindung erlischt; seine ewige Fortdauer wäre sinnlos, würde aber keinen Schaden anrichten. Als ein sehr zweckmäßiges Mittel, gewisse Güter der Sondernutzung zu entziehen und dem Gesamtwohl dienstbar zu machen, wird das Tabu der Naturvölker dargestellt. Unter anderm wird noch gezeigt, wie die Veräußerlichkeit des Vermögens die Hauptursache der Vermögensungleichheit sei und der Mißstände, die aus übergroßer Verschiedenheit der Vermögen entspringen, und es werden die Mittel aufgezählt, mit denen man diese Mißstände zu mildern sucht. In diesen Milderungsversuchen offenbare sich das Gesetz der Kulturentwicklung, „daß die Vereinzelung immer wieder zur Vergesamtung, und daß somit die Ungleichheit immer wieder zur Gleichheit strebt.“

Von hohem Wert für die Kulturentwicklung, heißt es in dem Kapitel über das Schuldrecht, seien die Schuldverhältnisse; diese setzten die Einzelwirtschaften in beständige Beziehung zueinander und bewirkten so, daß die

verbundenen Einzelwirtschaften mehr leisteten, als sie in der Vereinzelung leisten könnten (indem sie zum Beispiel das Betriebskapital des Landwirts, des Fabrikanten verstärken). Die Schuldverhältnisse ermöglichen „einen Wechsel in den [Austausch der?] Wirtschaftsgegenständen“ und schützen die Gesellschaft vor der Verknöcherung, „die eintreten würde, wenn die Verteilung der Güter eine ewige und unverbrüchliche wäre“. Und sie stellen durch Zins und Diskont die Zukunft in den Dienst der Gegenwart. „Die Völker, die die Zukunft diskontieren, sind optimistische, zukunftsreudige Völker.“ Den Orientalen erscheint es unerlaubt, zukünftige Werte in den Geschäftsverkehr einzubeziehen, daher die Zinsverbote. Und die Schuldverhältnisse erhöhen das ethische Niveau, indem sich ein festes Schuldbrecht nur bilden kann auf Grund allgemein herrschender Wahrhaftigkeit, Treue, Vertrauenswürdigkeit und des dieser entsprechenden Vertrauens. Nur hätte bei dieser Gelegenheit hervorgehoben werden sollen, daß die ethisierende Wirkung des Schuldenmachens und Darlehens ins Gegenteil umschlägt, wenn von dem Mittel ein allzuhäufiger und unstatthafter Gebrauch gemacht wird. Selbst ein Rechtsphilosoph sollte es nicht unter seiner Würde halten, bei jeder Gelegenheit eine Philippika loszulassen gegen die in Deutschland herrschende unsittliche, unwirtschaftliche, besonders den Handwerker und den Kleinhändler schwer schädigende Pumpwirtschaft, der entgegenzuwirken das Hauptverdienst der Konsumvereine, der Einkaufsgenossenschaften und der Warenhäuser ist. In England und in Nordamerika haben nicht einmal die Ärzte und die Apotheker an Neujahr Rechnungen zu schreiben, weil auch bei ihnen Barzahlung die Regel ist. Die Vertragstreue, wird dann bemerkt, finde ihre Grenzen an der Erlaubtheit des Inhalts des Vertrages; sei dieser unsittlich, so dürfe das gegebne Wort nicht gehalten werden. Bedingung der verpflichtenden Kraft beim Vertrage sei namentlich die Freiheit beider Teile bei seiner Abschließung. Da diese auf der Seite des einzelnen armen Lohnarbeiters gegenüber dem kapitalkräftigen Unternehmer nicht vorhanden ist, so wird an einer spätern Stelle (beim „Dienstverkehr“) die kollektive Vertragsschließung gerechtfertigt. Das Kartell- und Trustwesen wird als ein Mißbrauch des Vertragsrechts charakterisiert. Eine der wichtigsten Umbildungen des ursprünglichen Schuldbrechts besteht darin, daß an die Stelle der Haftung des Schuldners mit Leib und Leben die Verpflichtung tritt: der Gedanke und das Gefühl, daß man gewisse Gebote befolgen müsse, wenn man als ein vollberechtigtes und untadelhaftes Mitglied der Gesellschaft gelten wolle. Es sieht beinahe so aus, als solle die Pflicht aus dem Schuldbrecht abgeleitet werden, dann aber scheint wieder die sittliche Verpflichtung bloß äußerlich an die juristische angeknüpft und jene bei dieser Gelegenheit kurz abgefertigt werden zu sollen. „Die Verpflichtung tritt auch in der Sittenlehre ein [tritt auch im sittlichen Gebiet ein, oder: auch die Sittenlehre hat sich mit der Pflicht zu befassen]. . . . Man hat diese Pflicht vielfach übertrieben, und von niemandem ist sie mehr übertrieben worden als von Kant und seinen Nachfolgern, die in

der Verknüpfung des kategorischen Imperativs mit der von Kant sonst abgelehnten oder wenigstens als unbewiesen bezeichneten Metaphysik das Heil der Menschheit erblickten. In der Tat ist es nicht ein starres Gebot, sondern es ist das Beteiligtsein des Einzelnen an der Gesamtheit, was die Pflicht erzeugt. Und daraus geht hervor: a) Es ist ein höherer Stand [eine höhere Stufe] der Sittlichkeit, wenn der Einzelne das Gebot nicht als Gebot empfindet, sondern mit der Gesamtheit so sehr in der Einigkeit des Denkens und Fühlens steht, daß er auch ohne besondres Gebot die Pflichten des Rechts und der Sittlichkeit erfüllt. b) Um so mehr ist die Ansicht zurückzuweisen, als ob die Sittlichkeit darin bestünde, daß man ein Gebot erfüllt im Widerspruch mit sich selbst und im Kampfe mit seinen eignen Wünschen und Bestrebungen. Richtig ist nur so viel, daß, wenn der Einzelne noch nicht so weit im Alleinheitsgefühl gelangt ist, daß ihm pflichtmäßiges Handeln zur andern Natur wurde, er doch seine Pflichten erfüllen soll und darum nötigenfalls einen Akt der Selbstüberwindung zu vollziehen hat.“ Einverstanden — im allgemeinen! Nur ist ergänzend zu bemerken, daß, wenn eine „schöne Seele“ rein pflanzenhaft aufwüchse und sich auslebte, niemals ein inneres Widerstreben zu überwinden, niemals einen Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft auszusechten hätte, bei ihr von Sittlichkeit kaum gesprochen werden könnte; man würde sich an ihrem Anblick erfreuen wie an dem einer schönen Blume, den Zoll jedoch, der dem bewährten Charakter gebührt, die Hochachtung, ihr kaum bewilligen. Der Grundgedanke Kants, daß nur die im Widerstande gegen die Naturtriebe bewährte Sittlichkeit wirkliche Sittlichkeit sei, muß als richtig anerkannt, bloß die rigoristische Übertreibung zurückgewiesen werden. Die Pflicht zur Wahrhaftigkeit, heißt es dann weiter, gehe nicht so weit, daß man bei einem Kauf- oder sonstigen Vertrage alles sagen müßte, was man über den Gegenstand des Vertrages weiß; „individuelle“ Dinge dürfe man, soweit sie nicht selbst Vertragsgegenstände werden, geheimhalten. Die Kulturentwicklung fordere, daß ein gesunder Scharfsinn walte. Was zum Gelingen einer Spekulation gehört, dürfe man verschweigen. Habe man erfahren, daß der Preis der Ware, die man eben kaufe, an einem andern Orte gestiegen sei, oder wisse man, daß er am Orte des Vertrages bald steigen werde, so brauche man das dem Verkäufer nicht zu sagen. Was die Sorgfalt betrifft, so sei man dazu weniger streng verpflichtet, wenn es sich um ein Schenkungsversprechen oder um einen Vertrag zwischen Mitgliedern derselben Familie handelt. Beim Pfandrecht wird unterschieden zwischen den (heute kaum noch vorkommenden) Fällen, wo das Pfand den Gläubiger befriedigt, und den Fällen, wo es in der Tat bloß Unterpfand der Befriedigung ist und zum Beispiel nur dann, wenn es durch Verkauf in Geld verwandelt wird, den Gläubiger wirklich befriedigt. In den Fällen der ersten Kategorie trägt der Gläubiger die Gefahr: geht das Pfand zugrunde, so hat er von dem Schuldner nichts mehr zu fordern, denn er war ja befriedigt. In den Fällen der andern Art, den heute gewöhnlichen, besteht

nach Vernichtung des Pfandes die Schuld, also auch der Anspruch des Gläubigers, fort. Doch wirke die ältere Auffassung des Pfandes noch in die Gegenwart hinein, zum Beispiel „in dem Grundsatz unseres Konkursrechts, daß wer ein Pfand hat, nicht mehr seine ganze Forderung, sondern nur den Ausfall im Konkurs anmelden darf“.

In dem Kapitel vom Tausch und Kauf werden der Tauschwert und das Geld ungefähr in der Weise, nur natürlich sehr kurz, behandelt, wie ich es zu tun pflege. In der Lehre vom Zins wird anerkannt, daß die Zinsverbote früherer Zeiten aus mehreren Gründen berechtigt gewesen sind. Einmal weil es sich meist nicht um Produktiv- sondern nur um Notkredit handelte, wo also der Zins wirklich Wucher, das heißt ein durch Ausbeutung der Notlage des Nächsten erlangter Gewinn war. Dann weil unverschämt hohe, den Schuldner erdrückende Zinsen gefordert wurden, solange nicht regelmäßiges und allgemeines Zinsnehmen eine Konkurrenz der Kapitalisten erzeugt hatte, die den Zinsfuß auf ein erträgliches Maß herabdrückte. Endlich — ein Umstand, der bisher nicht gehörig beachtet worden ist, den hervorgehoben zu haben also dem Verfasser zu besonderm Verdienste angerechnet werden muß — weil das Zinsverbot den Vermögenden hinderte, sich zur Ruhe zu setzen. Er konnte von seinem Vermögen nur dann leben, wenn er es durch Arbeit nützte: als Grundbesitzer seinen Acker bebauen ließ, als Kapitalist sein Geld in einem Handel, einem Gewerbe anlegte, den oder das er selbst betrieb. Der Zwang, mit dem Kapital Arbeit und Sorge zu verbinden, ist den wenig industriellen Völkern sehr heilsam: er hilft, sie zur Arbeit zu erziehen. In der allgemeinen und stetigen Erwerbsarbeit erwacht dann der Erwerbsinn und steigert sich in dem Maße, daß man nicht mehr bloß so viel erwerben will, als nötig ist, von den Zinsen leben zu können, sondern daß ein jeder, je reicher er wird, desto mehr Reichtümer noch dazu aufhäufen will. Auf dieser Stufe ist dann das Zinsverbot und auch schon die Zinstage, die ebenso wie die Warentage heilsam wirkt, solange die Konkurrenz fehlt, nicht mehr notwendig, vielmehr schädlich. Die allgemein dargebotne Möglichkeit, das Kapital durch Zinsnehmen zu verwerten, hat dann noch die weitere gute Wirkung, daß sie einen raschen und fortwährenden Kapitaltausch in Gang bringt, der das Kapital denen zuführt, die damit am meisten auszurichten vermögen. Zur Ausschaltung eines sehr wirksamen unlogischen oder richtiger irrationalen Elements, des Zufalls, und zur Überwindung des Hindernisses der Zeit, zur Diskontierung zukünftiger Werte dient in unsrer Zeit das so großartig organisierte Versicherungswesen. Eines der wichtigsten Mittel, die Arbeit produktiver zu machen, ist die Vergesellschaftung von Personen, von Kapitalien, namentlich auch in der Weise, daß sich ein Kapitalbesitzer mit einem oder mehreren Arbeit leistenden verbündet. Dabei, bemerkt Kohler, habe die Rechtsordnung besonders dafür zu sorgen, daß die Arbeit gehörig gewertet werde (der Arbeitende also bei der Gewinnverteilung dem Kapitalisten gegenüber nicht zu kurz komme), und daß keine

zu langen Bindungen eingegangen werden, bei auf längere Zeit abgeschlossenen Gesellschaftsverträgen die Möglichkeit der Kündigung dargeboten werde. Von der Schenkung wird gesagt, daß sie bei den Primitiven, die ganz oder halb kommunistisch lebten und noch keinen klaren Begriff vom Privateigentum hatten, durch das Abwechslungsbedürfnis veranlaßt worden seien: der Schenkende erwartete eine Gegengabe und forderte, wenn eine solche nicht gewährt wurde, das Geschenke zurück. Die scheinbare Schenkung war also nur Aufforderung zu einem Tausch. Erst allmählich vergeistigt sich das Geschäft, indem nicht ein materieller Gegenstand, sondern nur ein Dienst, zuletzt nur noch dankbare Gesinnung als Gegengabe erwartet wird. Widerurf kommt auch dann noch vor, hat aber, wie die Schenkung selbst, eine von der ursprünglichen verschiedene Bedeutung, da nicht das Ausbleiben des erwarteten Nutzens, sondern „die unethische Gesinnung des Beschenkten“ der Grund ist. „Das nicht seltne Übermaß im Schenken, das darin besteht, daß der Schenker nicht mehr den Charakter des Eigentums aufrecht erhält und mit seinem Vermögen schaltet, wie wenn es Gemeingut wäre, ist ein atavistischer Rückfall in jene früheren Zeiten, als das Eigengut noch nicht anerkannt war. Es ist dies eine der Arten der Verschwendung und eine ihrer hervorstechendsten Arten. Andre Arten sind Auswüchse einer ins Tolle gesteigerten Persönlichkeitsidee, oder sie beruhen auf Enthaltens- und Opfergedanken, die von hoch ethischer Bedeutung sein können, die aber überall da Anstoß erregen, wo sie andern ethischen Pflichten im Wege stehn.“ Nicht die Gedanken erregen Anstoß, sondern die aus ihnen hervorgehenden Schenkungen, und diese erregen nicht bloß Anstoß, sondern sie sind Unrecht, in der Kirchensprache ausgedrückt Sünde. Sie sind bekanntlich in der katholischen Kirche sehr häufig, wo die „fremdsinnigen“ Motive von „ichsinnigen“ wie Milderung und Verkürzung der im Jenseits zu erwartenden Leiden verstärkt werden. Sie werden nicht so oft durch geistliche Erblichkeit veranlaßt oder verursacht, wie die Kirchenfeinde glauben, aber die Pflicht, Schenkungen und Vermächtnisse, durch die bedürftige Verwandte geschädigt werden, zu widerrufen, nötigenfalls zu verhindern, wird bei weitem nicht allgemein und nicht nachdrücklich genug erfüllt. Am verwerflichsten sind die Meßstiftungen, die weiter nichts sind als Geschenke an oft gar nicht bedürftige Geistliche.

In dem Abschnitt „Ausgleichungspflicht“ wird von der Haftung für Taten von Tieren und Sklaven gehandelt. Die Tiere werden anfänglich für vernünftige Wesen gehalten und als solche für die Schädigungen, die sie dem Menschen zufügen, verantwortlich gemacht und bestraft, manchmal nach Beurteilung in einem förmlichen Prozesse. Da der Eigentümer des verurteilten Tieres dieses nicht gern herausgab, so bildete sich die ja auch für den Geschädigten vorteilhaftere Gewohnheit aus, statt der Bestrafung des Tieres eine von seinem Herrn zu zahlende Entschädigung zu fordern; und da es in vielen Fällen offenbar wurde, daß nicht das Tier, sondern sein Hüter der eigentlich

Schuldige sei, wurde zuletzt dieser allein verantwortlich und haftbar gemacht. Die Vorstellung von einer Schuld des Tieres verlor sich zuletzt ganz, da es „eine Eigenart der Kulturwelt ist, zwischen Mensch und Tier einen dicken Strich zu machen, was früher unerhört gewesen wäre, und was den untern Schichten des Volkes auch jetzt noch nicht recht einleuchten will“. Gewisse obere Schichten aber, die Biologen und manche Psychologen, löschen den dicken Strich wieder aus, und wenn sie sich mit den Radikalsten der neuen kriminalistischen Schule verbünden, die als strenge Deterministen den Schuldbegriff vernichten und den Verbrecher als Geisteskranken behandeln, außerdem auch noch mit den Philozoen und Vegetariern buddhistischer und sonstiger Richtung, so wird man dahin kommen, daß der stöckige Ochse einem Tierirrenhause in Pflege gegeben wird, statt zu Beefsteaks verarbeitet zu werden. Die Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuchs, die von der Haftpflicht des Tierhalters handeln, sind vor drei Jahren verbessert worden. Den Grenzhoten gebührt das Verdienst, durch eine prächtige Schilderung der Unvernunft in der Rechtsprechung, die sich aus der ursprünglichen Fassung ergab, zu dieser Verbesserung kräftig mitgewirkt zu haben. In dem Abschnitt über das Erbrecht und das Testament findet sich kein Gedanke, der besonders hervorgehoben zu werden verdiente.

Das „zweite Buch“ des besondern Teils: „Gesamtheitsrecht“ zerfällt in ein langes und ein kurzes Kapitel. Dieses handelt vom Menschheits- oder Völkerrecht, jenes, „Recht des Staates“, wird in die Hauptstücke: „Vom Staat“ und „Wirksamkeit des Staates“ gegliedert. Ich hebe aus diesem zweiten Buche nur einige wenige Gedanken heraus. Der Verfasser läßt die Staatenbildung mit der Einigung einer Anzahl von Gruppen durch die gemeinschaftliche Verehrung eines Tiergotts (Totems) beginnen. Wir sind doch wohl zu wenig über die Ursprünge der Kultur unterrichtet, um behaupten zu können, daß der bei einigen heutigen Naturvölkern gefundene Totemkult ursprünglich allgemein geherrscht habe. Dagegen darf man mit dem Verfasser als sicher annehmen, daß der Staat ursprünglich Geschlechterstaat, räumlich nicht begrenzt gewesen und erst später Territorialstaat geworden ist. In dem Abschnitt über die Staatstheorien wird Aristoteles gelobt und kommt Plato sehr schlecht weg. Das Anstößige und Wunderliche an dessen Utopie, der er ja das weit nüchternere Buch von den Gesetzen hat folgen lassen, verschwindet, wenn man bedenkt, daß, wie ich (Hellenentum und Christentum S. 106 und 114) hervorgehoben habe, gar nicht die Lehre vom Staat, sondern das Wesen der Gerechtigkeit der eigentliche Gegenstand der Politik ist. Weil dieses Wesen, sagt Plato, für die schwache Erkenntnisraft des Menschen so schwer erkennbar sei wie kleine Buchstaben für ein schwaches Auge, müsse man das Bild der Gerechtigkeit in vergrößertem Maßstabe, in den Einrichtungen des Staates zeichnen, um daran zu erkennen, worin die Gerechtigkeit des einzelnen Menschen bestehe. Dabei komme nichts darauf an, ob ein vollkommen gerechter Staat möglich sei oder nicht, nur das sei wichtig, daß sein Bild richtig gezeichnet

werde. Plato hat nun drei verschiedene Bilder gezeichnet (in der Politie, im Politikos und in den Gesetzen), und darüber schreibt Paul Wendland in den Preussischen Jahrbüchern, das sei ihm nur ein Spiel gewesen: eine Vorübung für künftige praktische Tätigkeit. Nur auf die Grundrichtung der Vorschläge komme es ihm an, nicht auf die Paragraphen der Gesetze. Die Mehrheit der Entwürfe drücke den Gedanken aus, daß die Politik nie ans Ende komme, „weil das Leben uner schöpflich und die Geschichte unendlich ist. Jede Theorie ist Plato nur ein Durchschnittstypus, der die mannigfachen Varietäten der Wirklichkeit gar nicht erschöpfen kann und will.“ Endlich muß man bedenken, daß Plato nicht bloß Philosoph, sondern auch Dichter, vielleicht mehr noch Dichter als Philosoph gewesen ist. In dem Abschnitt „Staatspolitiker“ bietet Rohler drei mögliche Auffassungen von Machiavellis Principo dar. Die darin sich kundgebende Sympathie mit Cesare Borgia lasse sich aus der im Zeitalter Alexanders des Vierten allgemeinen Abstumpfung der sittlichen Empfindung erklären. Sie könne aber auch auf der Überzeugung beruhen, daß die Forderungen der Sittlichkeit unter Umständen hinter andern Forderungen der Kulturentwicklung zurückzutreten hätten. Möglicherweise endlich habe er, wie Spinoza vermutet, nur darum das Bild eines rücksichtslosen und gewissenlosen Gewaltmenschen sorgfältig gezeichnet, um seine Florentiner damit zu schrecken; er habe ihnen sagen wollen: Seht ihr, das wartet eurer, wenn ihr einen Fürsten haben wollt! Das letzte ist bestimmt unrichtig. Machiavelli haßte die demokratische Republik und ihre Parteikämpfe; die Einigung Italiens unter einem kräftigen Alleinherrscher, der die Fremden vertreiben würde, zu empfehlen, war der deutlich ausgesprochne Zweck seines Buches vom Fürsten. Eben deshalb sympathisierte er mit dem Papstsohne, weil dieser den Weg zu dem großen Ziele eingeschlagen zu haben schien. Daß ihn die Schandtaten des ebenso gewissenlosen wie klugen Eroberers nicht störten, erklärt sich aus den ersten beiden Umständen, die Rohler anführt; sie wirkten beide zusammen.

In den Betrachtungen über die Volksvertretung wird behauptet, die Ständevertretung habe keine Zukunft mehr. Das wollen wir abwarten; sind doch unsre politischen Fraktionen ihrem Wesen nach fast nur noch verschleierte Ständevertretungen, wie sich in den Debatten um den Zolltarif und jetzt wiederum in dem Streit um die Finanzreform besonders deutlich gezeigt hat. Das zweite Hauptstück „Wirksamkeit des Staates“ befaßt sich natürlich nur mit der Rechtspflege. Im ersten Abschnitte, „Rechtsgang“, verdient Beachtung, wie über den „Gottesprozeß“, der später dem „rationellen Prozeß“ gewichen ist, geurteilt wird. Man werde ihm nicht gerecht, wenn man darin lauter Lug und Trug sehe oder die dadurch tatsächlich manchmal bewirkte Ermittlung des Schuldigen für rein zufällig halte. Zu Lug und Trug nahm die Priesterschaft erst in den Zeiten des Verfalls ihre Zuflucht, und die Feierlichkeiten eines Ordbals wirkten auf die Seele des Gläubigen so stark, daß er sich durch Erröten, Erblichen oder Zittern als den Schuldigen verrate. Wenn aber auch

oft Unschuldige verurteilt worden sein mögen, so habe es doch zur Sicherung des Gesellschaftsfriedens beigetragen, daß überhaupt ein Urteil erfolgte, die Untat nicht ungegühnt blieb, und der Glaube an die Zuverlässigkeit des Ordsals sei so stark gewesen, daß sich sogar der unschuldig Verurteilte für schuldig hielt und wähnte, er sei durch einen bösen Zauber, ohne es zu wissen, zum Mörder geworden. „Ein solches Opfer des Einzelnen verlangt die Weltgeschichte oft: der eherne Schritt der Entwicklung stampft Tausende zu Boden. Das ist eine furchtbare Erscheinung, die wir im Laufe der Kulturentwicklung möglichst zu mäßigen und zu mildern haben. Aber wir müssen auch hier den Gang des göttlichen Waltens einfach hinnehmen im Bewußtsein, daß auf solche Weise der Fortschritt der Welt sich vollzieht.“ Als ein Ausläufer des Ordsals ist der Eid nichts anderes „als eine Selbstverfluchung in der Erwartung, daß man dadurch den Fluch der Gottheit auf sich zieht, falls man im Unrecht ist“, woraus folgt (was Kohler nicht sagt), daß dort, wo der Glaube an den persönlichen Gott geschwunden ist, der Eid keinen Sinn mehr hat. Als schlimmste Folge des Gottesurteils bezeichnet der Verfasser die Folter. Ihr liege der Gedanke zugrunde: wie im Gottesurteil Feuer, Wasser und Waffen den Schuldlosen nicht verletzen, so wird er auch die Marter der Folter unbeschädigt überstehen. „Als aber diese Idee allmählich zerbrach, blieb die Folter doch noch übrig als Mittel, um irgendeine Aussage zu erzwingen, die man nötig zu haben glaubte.“ Sollte nicht dieser zweite Zweck des greulichen Instituts der erste und einzige gewesen sein? In Deutschland wenigstens ist es, soviel ich weiß, ohne Zusammenhang mit dem Ordsal und zu einer Zeit, wo dieses schon außer Brauch gekommen war, im Gefolge des kirchlichen Inquisitionsprozesses und des römischen Rechts eingeschleppt worden. England hat weder die Inquisition noch das römische Recht angenommen und ist darum auch von der Folter verschont geblieben; gesetzlich war diese niemals erlaubt, wenn sie auch tatsächlich manchmal angewandt worden ist wie in den „blutigen Assisen“ unter Jakob dem Zweiten. In der Darstellung des Strafrechts werden die neuen Theorien entschieden abgelehnt. Wenn die Idee der Gerechtigkeit ausgeschaltet, der Mensch entweder als ein Naturwesen geschildert werde, das seinen Trieben zu folgen gezwungen sei, oder als ein Produkt seiner Umgebung, das für seine Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden könne, so gebe es eben kein Strafrecht mehr. Der neuen Schule solle jedoch nicht jedes Verdienst abgesprochen werden. Sie habe die Aufmerksamkeit auf Dinge gelenkt, die früher zu wenig beachtet worden seien. Es sei richtig, daß man durch Veränderung des Milieus, durch Fürsorgeerziehung, durch Sozialreform viele Ursachen des Verbrechens beseitigen könne, daß es mit der Bestrafung nicht abgetan sei, daß man sowohl auf die Besserung des Verbrechers wie auf den Schutz der Gesellschaft bedacht sein müsse, aber Fürsorge für den sittlich Gefährdeten oder schon Verdoornen und Schutz der Gesellschaft seien etwas anderes als die Strafjustiz, diese dürfe nicht mit jenen beiden vermischt werden.

Die Unvollkommenheit des Völkerrechts wird als ein vorläufig nicht zu beseitigendes Gebrechen der Menschheit anerkannt. Mit dem Gedanken, daß es ein überstaatliches Recht gebe, sei eine höhere Kulturstufe erklommen worden, aber dieses Recht in einem Weltreiche oder einem Weltstaate verwirklichen zu wollen, sei ein utopischer Gedanke; es werde höchstens zu immer umfassenderen Staatenbünden und Bundesstaaten kommen. Daß der moderne Verkehr die Staaten immer inniger miteinander verbinde, sei nicht zu verkennen. Müffe man sich vorläufig auch mit der Humanisierung des Krieges begnügen, die von dem Grundsatz ausgehe, daß Krieg nur gegen den Staat, nicht gegen die Bevölkerung geführt werde, und daß den Gegnern nicht mehr Leiden zugefügt werden dürfen, als der Zweck des Krieges fordert, so stehe doch zu erwarten, daß die Kriege immer feltner werden und vielleicht einmal ganz aufhören werden. Der Hegelsche Satz, daß das Bestehende vernünftig sei, gelte ganz besonders im Völkerrecht, nicht in dem Sinne, daß das Bestehende schlechthin vernünftig und keiner Besserung bedürftig wäre, sondern nur so, daß es trotz seiner Unvollkommenheit Gutes wirke, und daß seine gewaltsame Änderung die Lage der Menschen verschlimmern würde. — Ein Vorzug des Buches ist sein mäßiger Umfang; es kann darum solchen Nichtjuristen empfohlen werden, die sich ohne großen Aufwand von Mühe und Zeit eine Übersicht über das ganze Gebiet der Rechtswissenschaft verschaffen wollen.



Goethe als Freimaurer



In Nr. 40 der Grenzboten (1908) ist über das Wesen der Freimaurerei gesprochen und darauf hingewiesen worden, daß unter dem deutschen Maurertum auch die Vertreter des klassischen Idealismus, insbesondere Herder, Lessing, Goethe, Wieland, Fichte und andre zu nennen sind. Eben ist ein Buch*) erschienen, in dem Goethes persönliche Beziehungen zur Freimaurerei geschildert werden, der er über fünfzig Jahre angehört hat. Die erste Annäherung an die Gesellschaften versuchte der Dichter schon 1764 in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M., wo einige Jahre vorher die Arkadische Gesellschaft Philandria gestiftet worden war, die zu den geheimen Orden gehörte. Man wurde unter symbolischen Handlungen aufgenommen, nachdem unter großer Vorsicht eine gehörige Prüfung durch die Aufseher heimlich vorangegangen war. Goethe bestand diese Prüfung nicht, und

*) Goethe als Freimaurer. Von Gotthold Deile. Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Berlin 1908. Sonderheft der Stunden mit Goethe. 337 S. Preis 4 Mark.

sein Aufnahmegesuch wurde wegen seiner Laster abgelehnt. Die Gesellschaft gestaltete sich dann bald zu einer Loge um, und als sie zehn Jahre später um die Aufnahme des inzwischen bekannt gewordenen Dichters warb, da lehnte er ab.

Als Goethe 1775 nach Weimar übergesiedelt war, trat er bald in nähere Beziehungen zu der Loge Amalia, über die der junge Herzog Karl August die Protektion übernommen hatte, und die damals in Weimar im Mittelpunkt des geistigen und gesellschaftlichen Lebens stand. Im Februar 1780 reichte der Dichter sein Aufnahmegesuch ein, und nach einer Wartezeit von vier Monaten durfte er am Vorabend des Johannisfestes an die westliche Pforte klopfen. Nach einjähriger Tätigkeit als Lehrling wurde er in den Gesellengrad befördert, und schon in dieser Zeit bis 1782 verfaßte er Gedichte maurerischen Inhalts, von denen jedoch keins erhalten geblieben ist. Das bekannteste Logenlied Goethes: *Ergo hibamus* ist erst später in Jena entstanden. In demselben Jahre 1782 trat auch der Herzog selbst dem Freimaurerbunde bei und wurde in Anwesenheit des Herzogs Ernst und des Prinzen August von Gotha-Altenburg in die Loge Amalia aufgenommen. Einen Monat später schon wurden Fürst und Dichter Meister der Loge, aber dieser Umstand hinderte nicht, daß unter den Mitgliedern Spaltungen eintraten, die zur Schließung der Loge führten.

Die Arbeit ruhte sechsundzwanzig Jahre, und endlich 1808 gelang es, die Loge Amalia wieder zur Tätigkeit zu erwecken. Im Salon des Wittumspalais fand die feierliche Wiedereröffnung am 24. Oktober statt, und es begann eine regelmäßige ernste Logenarbeit, an der auch Goethe nach dem Ausweise seines Tagebuches teilnahm. In der Versammlung am 4. April 1809 wurde in Anwesenheit des Dichters der sechsundsiebzigjährige Hofrat Christoph Martin Wieland feierlich eingeführt; zu dessen achtzigstem Geburtstage ließ die Loge dann 1812 eine Denkmünze prägen, und als er im folgenden Jahre starb, hatte Goethe die übliche Gedächtnisrede zu halten. (Abgedruckt im Anhang IV des Deileschen Buches.)

Die Logenbesuche Goethes wurden allmählich immer seltner, aber er nahm doch an jedem bedeutungsvollen Ereignisse, an jedem größern Feste der Loge so lebhaften Anteil, daß ihm die wichtigern Reden, Gesänge und Anordnungen meist zur Prüfung und Billigung vorher übersandt wurden. Die letzte Logenfeier, bei der der Dichter persönlich anwesend war, fiel auf den 5. Dezember 1815, als sein Sohn, der Kammerrat und Kammerjunfer August v. Goethe unter des Vaters Bürgschaft in den Orden aufgenommen wurde. Von da an vermittelte der Sohn den Verkehr mit den Brüdern in Weimar und mit den auswärtigen Logen. So vertrat er ihn beispielsweise in Erfurt, als der Dichter zum dreißigjährigen Stiftungsfeste der dortigen Loge 1816 feierlichst eingeladen worden war.

Die fünfzigste Wiederkehr des Regierungsantritts des Herzogs im September 1825 gab der Loge Amalia Veranlassung zu einer Feier im großen

Rathhaussaale zu Weimar; Goethe wohnte der Festloge zwar nicht bei, verherrlichte das Fest aber durch drei sinnvolle Gesänge, die der Tonkünstler Nepomuk Hummel als Logenbruder in Musik setzte; auch Goethes Jubiläum wurde noch in demselben Jahre auf Veranlassung des Herzogs gefeiert, der damit zugleich die Erinnerung an des Dichters fünfzigjährige Dienstzeit am Weimarischen Hofe verband, obgleich Goethe erst 1776 in den Staatsdienst getreten war. Drei Jahre nach dieser Feierzeit trat für die Loge wieder einmal ein großer Tag ein: es galt das Gedächtnis an den Großherzog Karl August zu feiern, der am 14. Juni 1828 auf der Rückreise von Berlin in Graditz bei Torgau vom Schlage getroffen in den ewigen Osten eingegangen war. Goethe sollte den Nekrolog abfassen, aber der achtzigjährige Dichter lehnte jede Teilnahme ab; er konnte in seinem Schmerze nicht einmal persönlich oder schriftlich der Großherzogin Luise sein Beileid ausdrücken und zog sich nach dem Schlosse Dornburg zurück, um sein schmerzlich bewegtes Innere durch Fleiß und Zerstreuung zu beschwichtigen, wie er selbst schrieb.

Noch einmal kam ein Jubeltag für den Dichter, als die Loge die fünfzigjährige Wiederkehr seines Eintritts in die Freimaurerei im Jahre 1830 feierte. Persönlich hielt er sich von den Veranstaltungen fern und konnte nicht einmal die Deputation empfangen, die ihm eine Urkunde über seine Ernennung zum Ehrenmitgliede der Loge Amalia überbrachte; aber dem Sinne und Geiste nach war er bei den Brüdern in der Loge Amalia. Vier Monate später starb Goethes Sohn August in Rom, und die Trauerloge für ihn wurde am 2. Dezember 1831 abgehalten; der trauernde Vater freilich mußte fernbleiben. Und dann kam noch eine Feier, die ihn als Bruder anging: die Trauerloge zu seinem eignen Tode; sie wurde auf den 9. November 1832 gelegt, und es war den Brüdern ein heiliges Anliegen, das Gedächtnis Goethes, der zweiundfünfzig Jahre lang ihr edelster Stolz und anhänglichster Bruder und Mitarbeiter gewesen war, aufs würdigste zu feiern. Der deputierte Meister Friedrich von Müller hielt eine (im Anhang VIII abgedruckte) Gedächtnisrede, die in Form und Inhalt als gleich vollendet bezeichnet werden kann.

Nach diesem äußern Umriss über Goethes Tätigkeit als Freimaurer kommt der Verfasser — er ist Professor in Erfurt — auf des Dichters Maurertugenden zu sprechen, namentlich auf seine Aufklärungsbestrebungen, auf seinen tätigen Eifer für alles Edle und Hohe, auf die Beständigkeit seiner Freundschaft, auf seine Verschwiegenheit, seinen Wohltätigkeits Sinn und seine Nächstenliebe, um sodann seine freimaurerischen Gefinnungen an den Dichtungen nachzuweisen, die nicht direkt mit der Loge zusammenhängen. In jedem großen Dichter — sagt Deile — steckt eigentlich etwas von Freimaurerei, wenn er auch nie einen Schurz getragen. Dies gilt von Schiller, obwohl er keiner Loge angehört hat: denn sein ganzes Empfinden und Sehnen, Wirken und Schaffen steht mit dem, was die königliche Kunst lehrt, im Einklang; stets ist Schiller für die drei Ideale der Freimaurer eingetreten, für das Wahre, Gute und

Schöne. *) Deshalb durfte der Freimaurer Goethe im Epilog zu Schillers *Goethe* seinem Freunde nachrufen:

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bündigt, das Gemeine.

Mit leichter Mühe lassen sich so in Goethes Werken freimaurerische Gedanken und Sinnsprüche finden; mit seinem Geist ist ein neuer Geist in unser Leben eingetreten, das Gefühl der Menschlichkeit, das lebhafteste Bewußtsein der Menschenwürde. Am frühesten hat der Dichter in der *Iphigenie* den freimaurerischen Grundgedanken der Gleichberechtigung der Menschen und Völker ausgesprochen; auch der *Westöstliche Divan* ist voll von solchen Grundsätzen, sodaß man diese Dichtung geradezu das freimaurerische Glaubensbekenntnis Goethes genannt hat; ebenso deutet Deile die Fabel von Wilhelm Meister im freimaurerischen Sinne.

Selbstverständlich enthalten die Epigramme und Sprüche eine Fülle maurerischer Weisheit, und manche Lieder aus dem Anfang der achtziger Jahre bezeugen den Einfluß, den freimaurerisches Wesen auf des Dichters Gemüt gewonnen hatte. Und nun erst der *Faust*! Theodor Schäfer in Bremen hat nach Deile in einer Logenkorrespondenz dazu bemerkt: Ein solches Freimaurerlehrbuch, eine solche Meisterinstruktion ist auch Goethes *Faust*, den nur der recht verstehen kann, der seiner Natur nach selbst Freimaurer ist: denn gerade die beiden großen Freimaurerideen sind sein Inhalt: vom Fall des Menschen handelt der erste Teil des *Faust* und von seiner Aufrichtung aus dem Falle der zweite Teil, und namentlich dessen Schluß ist so freimaurerisch und meisterhaft, daß er ein unschätzbarer Kommentar zu unsrer Ordenslehre genannt werden kann und eine der großartigsten Antworten, die je ein Genius auf die unzähligen Fragen der gequälten Menschenseele gegeben hat; denn vor unsers Daseins uraltem Rätsel stehn wir noch immer wie Kinder, mögen wir uns auch manchmal einbilden, allmählich älter und verständiger geworden zu sein.

Man braucht nicht Freimaurer zu sein und kann das Deilesche Buch doch mit Gewinn lesen; zum Verständnis Goethes und zu einem tiefern Einblick in das Wesen der Maurerei zu des Dichters Zeit tut es gute Dienste. A. Krieg

*) G. Deile, *Freimaurerlieder als Quellen zu Schillers Lied „An die Freude“*. Wortgetreue Nachdrucke bisher noch unbekannter Quellen mit einer Einleitung über das Verhältnis der Freimaurer zu Schiller. Leipzig, 1907.





Wien und Berlin als Städte gegensätzlicher Ergänzung

Von Karl Dieterich



Schon in unsern frühern Betrachtungen über Leipzig und München mußten gelegentliche Streiflichter oder Schlagschatten auf die junge Riesenstadt an der Spree fallen, die ja immer mehr zu dem Generalnennen zu werden droht, in dem alle die andern Städtebrüche des Reichs restlos aufgehen sollen. Eine vergleichende Charakteristik Berlins an sich ist ja darum kaum möglich, weil es mit seiner eklektischen Kultur eigentlich alle andern in sich schließt, auf ihren Schultern steht, an ihnen emporgestiegen ist und nun, ihnen den Fuß in den Nacken setzend, sagt: so groß bin ich fast, wie ihr alle zusammen nicht seid in Nord und Süd, du Hamburg und Leipzig und München; ihr seid ja nur Provinznester und meiner Fäße Schemel. So etwa spricht Berlin; im stillen aber denkt es, wenn es einmal in sich geht, ganz anders, aber viel richtiger so: was wärst du denn, du täppischer Bär, ohne die alten Kulturmenschen an der Elbe, der Pleiße und der Havel? Sie machen die Musik, und du tanzest danach, sie geben den Ton an, und du setzt ihn in Bewegung und Kraft um; du hast zwar wenig Genie und noch weniger Manieren, aber deine Warenstärke ist auch etwas wert; damit hast du ihnen doch allen den Rang abgetanzt.

Wohl hat auch Berlin sein Verdienst an seiner Machtsstellung, aber sie ist ganz andern Ursprungs als die der alten Hauptstädte West- und Mitteleuropas: während London, Paris, Wien die Zentralsonnen gewesen sind, an denen sich das gesamte Leben ihrer Länder entzündet hat und noch entzündet, tauchte Berlin als eine kleine Nebensonne aus den Nebeln sumpfiger Niederungen empor und mußte so geschickt das Licht der vielen deutschen Kultursonnen aufzufangen, daß sie schließlich selbst als eine Art Zentralsonne dastand und die andern zu überstrahlen begann. Wie es aber mit diesem ihrem Glanze beschaffen ist, kann man erst dann ermessen, wenn man eine der alten Kultursonnen ins Auge faßt, und zwar die, die nach ihr die stärkste Leuchtkraft in der Sphäre deutscher Kultur entfaltet, also Wien. Die Idee, die beiden Hauptstädte, die des alten und des neuen Deutschen Reichs, zu vergleichen, liegt nahe, ja in der Luft, und so sind fast zugleich zwei kundige Beobachter auf die hohe Warte der Literatur gestiegen und haben ihre Wahrnehmungen dem Publikum verkündet, der eine in der ausgesprochenen Form eines Vergleichs (Alfred H. Fried, *Wien — Berlin, Wien und Leipzig*, v. I.), der andre nur mit gelegentlichen Seitenblicken, insofern er seine Beobachtungen in Form von Briefen an eine Berliner Freundin mitteilt (Fr. Servaes, *Wien, Stätten der Kultur*, Bd. 8, Leipzig, Klinkhardt und Biermann, v. I.).

Es sollen hier nun nicht die Gegensätze in dem Charakter beider Städte, wie sie Fried systematisch, Servaes beiläufig hervorheben, noch einmal zusammengefaßt werden, vielmehr habe ich mir eine andre Aufgabe gestellt, nämlich im

Anschluß an die beiden Bücher die Punkte zu beleuchten, in denen Wien und Berlin einander gegensätzlich ergänzen, d. h. es sollen immer zwei entgegengesetzte Eigenschaften zusammengefaßt und an ihnen demonstriert werden, wie beide wohl in Berlin und Wien vorhanden sind, sich aber in bezug auf die Situation, in denen sie auftreten, wechselseitig zueinander verhalten, so daß jede gleiche Eigenschaft in Berlin in einer andern Situation erscheint als in Wien. Durch diese Art der Betrachtung werden die innern Gegensätze unter der äußerlich übereinstimmenden Erscheinung noch stärker aufeinanderstoßen.

Da ist zunächst in beiden Städten eine gleichmäßige Verteilung von Konservatismus und Fortschrittlichkeit festzustellen, die aber in ihrer Anwendung grundverschieden sind: Berlin wird zwar von Fried als die Verförperung des fortschrittlichen Prinzips, Wien als die des beharrenden hingestellt, und das ist, soweit die wirtschaftlich-technische Kultur in Frage kommt, durchaus zutreffend; der Berliner ist, wie der Norddeutsche überhaupt, regsamer, tatkräftiger, unternehmender, von einem fast rücksichtslosen Fortschrittsdrange erfüllt, und das geschäftliche Berlin gewinnt einen immer mehr modern-amerikanischen Anstrich dank seinem starken Aneignungs- und Anpassungstalent. In Berlin entsteht kaum etwas Neues, aber alles Neue setzt sich zuerst dort durch; man will um keinen Preis zurückbleiben, und was Paris, London, Newyork Neues hat, muß man auch haben, womöglich schon übermorgen. Das bißchen historisch gewordne tauscht man gern ein gegen das kosmopolitische: man spielt Weltstadt.

Dagegen ist der Wiener freilich noch „rückständig“; er gewährt dem Neuen nur langsam und widerwillig Einlaß. Das Berliner Warenhaus hat Wien noch nicht erobert, nicht nur, weil ihm die Gesetzgebung, sondern auch weil ihm der konservative und individualistische Sinn des Wiener im Wege steht, der gern dem alten geschäftlichen Kleinbetrieb treu bleibt, seine ehrwürdigen Traditionen nicht preisgibt. Daher der weniger luxuriöse aber solidere Charakter der Wiener Geschäfte, daher auch ihr meist noch sehr altmodisches Aussehen.

Einen stark konservativen Zug zeigt auch das Wiener Straßen- und Verkehrsbild. Der Fiaker und Komfortabel ist noch lange nicht in dem Maße durch das Automobil verdrängt wie in Berlin die Droschke; Stadt- und Untergrundbahn fehlen ganz, denn die Wiener Stadtbahn kann man nicht mit der Berliner vergleichen, wie Fried tut; Berlin ist eine kompakt gebaute, Wien eine weitläufig angelegte Stadt mit weit entlegnen Vororten, und die Stadtbahn hat daher mehr die Bedeutung einer Vorortbahn — ich erinnere mich, einmal für zwanzig Heller eine halbe Stunde gefahren zu sein — den innern Stadtverkehr selbst vermitteln die Omnibusse, den äußern die „Elektrische“, und darin ist der konservative Wiener praktischer als der moderne Berliner; denn wohin es führt, durch eine Hauptverkehrsader eine Straßenbahn zu legen, zeigt ja das Schicksal der Leipziger Straße in Berlin. Solche Stauungen können in der Rärntner- und Rotenturmstraße nicht vorkommen.

Und damit kommen wir zu einem Charakterzuge, der den fortschrittsfreudigen Berliner ebenso konservativ erscheinen läßt wie den konservativen Wiener fortschrittlich. Bleibt man nämlich nicht an der Oberfläche der Erscheinungen haften, sondern sucht in die Tiefe der Dinge einzudringen, so muß man sagen, daß sich der Grundzug Berlins in allem, was Verkehrsorganisation anlangt, kennzeichnen läßt durch den Ausdruck: schwerfällige, komplizierte Korrektheit, der Wiens durch: geschmeidige Elastizität und Bewegungsfreiheit. Das Berliner Verkehrsweisen kann, wenn man von Stadt- und Hochbahn absieht, durchaus nicht als mustergiltig bezeichnet werden. Nicht nur, daß der Wiener Fiaker

und der Wiener Omnibus viel eleganter fahren als die entsprechenden Berliner Verkehrsmittel — auch der Straßenbahnverkehr mit seinem für die Gesamtheit, wenn auch vielleicht nicht für den einzelnen so bequemen Umsteigesystem wickelt sich viel leichter ab als in Berlin mit der immer wachsenden, schon kaum noch zu übersehenden Zahl seiner „Linien“, wobei man genau darauf achten muß, daß man in die richtige „Nummer“ steigt, wenn man an sein Ziel gelangen will. Der Einheimische mag sich wohl noch orientieren, der Fremde ist einfach ratlos diesem Zahlengewirr gegenüber, und die Verkehrsmittel einer Weltstadt sind doch nicht nur für den Einheimischen da. Dasselbe gilt für die kommunale Verwaltungsorganisation Berlins im Gegensatz zu der von Wien. Dieses hat jetzt 21 Bezirke, in die sämtliche Vororte mit eingeschlossen sind; man kann also von einem Groß-Wien sprechen, während ein Groß-Berlin noch im Schoße der Stadtväter liegt. So kommt es, daß man in Berlin nicht recht weiß, ob man in Berlin, Schöneberg, Wilmersdorf usw. ist; denn in Wirklichkeit ist alles eins geworden. Nicht übertrieben sagt daher Preuß, Entwicklung des deutschen Städtewesens I, 379: „Die organisatorische Anarchie Groß-Berlins bietet in dieser Beziehung das Bild einer geradezu unglaublichen Rückständigkeit und gesetzgeberischen Impotenz.“ Die Berliner Stadtverwaltung ist eben durchaus korrekt, aber von keinem weitblickenden Geiste beherrscht und der Apparat den veränderten Verhältnissen nicht mehr gewachsen. Auch ist Herr Kirschner offenbar kein Lueger; dieser hat das Wiener Stadtgebiet von 178 auf 273 Quadratkilometer erweitert, während das Berliner Stadtgebiet ohne Vororte nur 63 $\frac{1}{2}$ Quadratkilometer umfaßt! Das Wiener ist also nächst dem Londoner das größte in Europa. Und das ist gewiß kein Zeichen von übertriebnem Konservatismus.

Auf einem Gebiete aber hat der Berliner gewiß kein Recht, dem Wiener „Rückständigkeit“ vorzuwerfen: auf gemeindepolitischem Gebiet. Der Berliner mag im technisch-industriellen Leben demokratischer, fortschrittlicher sein, in der Entwicklung des bürgerlich-politischen Lebens ist ihm der Wiener weit voraus. Obwohl Wien ebenso gut wie Berlin seine Periode der „dynastischen Konzentration“ erlebt hat, und obwohl sich das Bürgertum der Macht des höfischen Adels ebenso beugen mußte wie in Berlin, so war der Unterschied doch der, daß sich in Wien Adel und Bürger näherten, indem jener sich vor allem hochmütigen Wesen hütete, diese sich der feinern Lebensart des Adels anpaßten, was in Berlin leider nicht geschah. Man sehe das Nähere bei Servaes, S. 15 ff. Infolge dieser sozialen Durchbringung und gegenseitigen Verträglichkeit fehlt es auch in Wien an jenem Geist des Mißtrauens und der Verhegung, was sich in Zeiten politischer Erregung am deutlichsten zeigt. Fried vergleicht den 29. November 1905, wo 300 000 Sozialisten in corpore unbehelligt über den Ring marschierten, mit jenem 21. Januar 1906 in Berlin, wo man aus Furcht vor Demonstrationen sofort die schärfsten Maßregeln des Polizei- und Militärstaates ergriff.

Also Konservatismus, wo er am Plage, und Fortschritt, wo er am Plage ist — das ist das richtige, und dem scheint mir der Wiener näher gekommen zu sein als der Berliner.

Ein zweites Paar gegensätzlich wirkender Eigenschaften sind Individualismus und Sozialismus in ihren Äußerungen im öffentlichen und privaten Leben. Der Wiener ist in seiner persönlichen Lebensführung durchaus individualistisch angelegt, darin ebenso sehr Einzelmensch wie der Berliner Herdenmensch. Der Wiener liebt es, seine Geschäfte zum Einkauf selbst zu wählen, weil er individuell behandelt sein will, der Berliner kauft wie auf Kommando in den Warenhäusern;

der Wiener liebt keinen Einheitsstypus für seine Wohnungseinrichtungen und auch keine feste Verwendung der Wohnräume selbst wie der Berliner, der sich seine Ausstattung möglichst „stilvoll“ vom Tapezierer herrichten läßt; die Einrichtungen des Wiener aus dem Mittelstande sind, wie Fried sagt, mehr erlebt und ererbt als erworben, und die vornehmen und wohlhabenden legen auf die künstlerische Kultur des Wohnhauses und zugleich auf seine zweckvolle Anlage einen höhern Wert als der auch hierin streng vorschriftsmäßig handelnde Berliner, dem individuelle Bedürfnisse fremd sind. Wo dieser individualistisch sein will, schlägt sein Individualismus nur zu leicht in Atomismus um; der Wiener versteht es, Individualist zu bleiben, auch wo er nicht allein ist; der Berliner muß, um es zu werden, sich erst äußerlich von seiner Umgebung abschließen. Den Wiener stört es nicht, daß vier bis sechs Familien auf einem Flur wohnen; der Berliner liebt nur die Zweietagenwohnung und kennt dann seinen Nachbarn kaum. Der Individualismus des Wiener betätigt sich im Innern seiner Wohnung, der des Berliner beschränkt sich auf deren äußere Lage; er ist mehr exklusiv als individualistisch. Der Unterschied zwischen dem Wiener und Berliner Individualismus äußert sich zumal in einer größeren Menge: der Berliner geht in sehenswürdige Restaurants, und wenn sie zum Erdrücken voll sind; man muß doch da gewesen sein; darin ist er ganz Massenmensch. Ist er aber erst darin, so kümmert er sich um niemand mehr; dann erwacht der Einzelmensch in ihm; höchstens daß er jemand anredet, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß „sein“ Tisch reserviert ist. Der Wiener macht's gerade umgekehrt: er will sich nicht tot drücken lassen, um in ein Wirtshaus zu gelangen, aber er will sich darin auch nicht tot langweilen; er will genießen und sich an und mit seiner Umgebung erfreuen; sein Individualismus hat einen stark sozialen Einschlag, wie der des Berliner einen stark antisozialen. Fried erläutert diese gegensätzlichen Züge an der Schilderung eines Baumbütentages in Werder und eines „Heurigen“ nachmittags in Rukdorf (S. 86 ff.), und wenn er auch die Farben etwas stark aufgetragen hat, so sind sie doch nicht gefälscht. Der Wiener will sich ausleben, der Berliner muß sich austoben.

Wie steht es nun mit den Gegensätzen im sozialen Charakter? Man kann hier kurz sagen: der Wiener ist sozial beim Vergnügen, der Berliner bei der Arbeit. Vielleicht nur noch in dem industrialisierten England findet man so viel Anpassungsfähigkeit und rücksichtslose Selbstverleugnung bei der Arbeit des Menschen wie in Berlin, und vielleicht nur noch in dem Lande des dolce far niente so viel Anpassungsfähigkeit beim Genießen wie in Wien. Der Berliner ist als Beamter ganz Pflichtmensch, als Gewerbetreibender ganz Geschäftsmensch, der nie Zeit für Nebendinge noch für Nebenmenschen hat, weil ihn entweder Pflichterfüllung oder Erwerbsinteresse daran hindert. Nur bei der Arbeit geht der Berliner ins Ganze auf, in ihr fühlt er sich in seinem Element. Fried erklärt wohl mit Recht diese Arbeitsfreudigkeit als eine Folge der Kargheit des märkischen Bodens, nicht der militärischen Schulung (S. 75), die den Menschen zur Anspannung aller Kräfte zwang. Umgekehrt hat der Wiener, wenn er auch nicht so schwerfällig ist wie zum Beispiel der Münchner, doch nicht dieses Arbeitsbedürfnis, wie es der Berliner hat. Ihm ist die Arbeit mehr ein notwendiges Übel, kein Lebenselement; hier fehlt es ihm an dem sozialen Eifer, und Überanstrengung liegt ihm fern; er will keine Maschine, er will Mensch sein. Ich erinnere mich noch, welchen drolligen Eindruck es mir machte, als ich eines Nachmittags den Hof des Wiener Hauptpostamts betrat: dort saßen, malerisch zerstreut, auf Kisten, Handwagen

und Treppentufen lauter Postillone und nickten oder rauchten aus langen Pfeifen — ein echtes Siestabild im Zeichen des Verkehrs! Ist dem Wiener schon die häufige Unterbrechung der Arbeit ein Bedürfnis, so zeigt er erst im völligen Nichtstun seine ganzen sozialen Tugenden: das Caféleben, das Kringbummeln, die Praterfeste — das sind die Ideale des Wiener, und in deren Erfüllung nimmt er es ebenso genau wie der Berliner mit der Berufspflicht; hier bewährt er seine ganze bewundernswürdige Anpassungsfähigkeit, seinen harmlosen Humor, seine taktvolle Gemütlichkeit. Ja selbst in der Mode bemerkt man die hohe soziale Kultur des Wiener: die Wiener Damen tragen und kleiden sich äußerst geschmackvoll, aber nie auffallend, wie es die Berlinerinnen gern tun. Diese sehen, wie Fried gut hervorhebt, in der Mode ein Mittel zum Hervorstechen, die Wienerinnen ein Mittel zum Verschwinden in der Masse. „Man soll nicht sich hervorheben, sondern das gesamte Straßenbild. . . . Das Individuum opfert seine Toilette der Gesamtheit, es kleidet nicht sich, sondern die Stadt, wie die Rose, wenn sie sich selbst schmückt, den Garten schmückt.“ (S. 21 f.) Es ist eine Art passiver Sozialismus, dem der Wiener huldigt im Gegensatz zum aktiven des Berliner. Er paßt sich leicht an, aber doch nur mit jenem lässigen Stolz, der etwas Aristokratisches an sich hat. Servaes hat diese aristokratische Schmiegsamkeit des Wiener, diese Scheu einer durch lange Tradition disziplinierten Masse gegen alle gewaltsame Initiative einzelner auf S. 50 f. fein charakterisiert.

Damit kommen wir zu einem dritten Paar von Gegensätzen zwischen Berlin und Wien, den Gegensätzen, die sich in der Ästhetik der Lebensführung äußern. Es sind die Gegensätze zwischen Prachtliebe und Nüchternheit, wie sie sich im Hause und nach außen hin darstellen. Der Berliner, von Haus aus nüchtern und an enge Verhältnisse gewöhnt, sucht seiner Umgebung einen äußerlichen Glanz und „Stil“ zu verleihen, der im Grunde völlig unbürgerlich ist und frostig anmutet. Hochherrschastliche Wohnungen, elegante, mit allem raffinierten Luxus ausgestattete Hotels, Restaurants und Cafés stehn in peinlichem Kontrast zu der Schmutz- und Stillosigkeit der meisten öffentlichen Gebäude aus älterer Zeit; aus dem alten bescheidenen Kleinbürger ist der prozige Weltstadtmensch geworden — nicht etwa Weltbürger, das ist der Berliner noch lange nicht —, der es nicht versteht, mit rein stofflichen Genüssen ein feineres geistiges Genießen zu verbinden: man ißt prozig bei Kempinsky oder gar im „Rheingold“ — was würde Wagner zu dieser Profanierung sagen? —, während die alten, traulichen, von so reichen historischen Erinnerungen durchwürzten schlicht-soliden Weinlokale von Lutter und Wegener, Hausmann u. a. fast leerstehn und nur von einigen Sonderlingen besucht werden. Es ist eine Art ästhetischen Prozettums, das den Berliner in die Bierpaläste, die Freitempel, die Cafémoscheen treibt und das ihn, weit entfernt, ihn ästhetischer zu machen, innerlich nur noch mehr verarmen läßt und ihm immer mehr das raubt, was bei ihm schon nicht sehr stark entwickelt ist: die Gemütskultur. Der Berliner ist eben kein Genußmensch im feinem Sinne wie der Wiener, darum braucht er starke äußerliche, auf die Sinne wirkende Mittel, um in eine Genußstimmung zu kommen: wie er draußen im Walde seinem Wohlbefinden durch schreiende Distanztöne Luft macht, so liebt er in seinen öffentlichen Lokalen starke, blizende, glänzende, blendende Farbewirkungen, an denen er sich berauschen kann, rein stofflich-sinnliche Wirkungen, die ihn aus dem grauen Alltag hinausheben in eine künstliche Zauberwelt, die für ihn zugleich den Begriff des Künstlerischen in sich schließt, und die ach!

doch so unkünstlerisch ist. Wo wäre denn auch die Verkörperung der Kunst in Berlin zu finden? Wo wären Monumentalbauten, wie sie Wien in seinem Rathaus, seiner Universität, seinem Parlament, seinem Burgtheater, seiner Hofoper besitzt (die Kirchen können billigerweise nicht zum Vergleich herangezogen werden), und die wenigen, die künstlerisch wertvoll sind, wie das Schauspielhaus, die Nationalgalerie, das Alte Museum, das Zeughaus, sind entweder verbaut oder ihrer Umgebung nicht harmonisch eingefügt; könnte man alle diese Bauten zwischen Schloß und Brandenburger Tor unterbringen, so wären die „Linden“ zu einer wirklichen Triumphstraße geworden, anstatt zu einer profanen Geschäftsstraße, die sie jetzt sind, und Berlin hätte dem wunderbaren Wiener „Ring“ wenigstens etwas einigermaßen Ebenbürtiges an die Seite stellen können. Aber, wie Fried ganz richtig bemerkt, Berlin hat keine Beduten, und es hat sie nicht, weil seinen Erbauern der große Blick für künstlerische Gruppierung fehlte; so hat man hier etwas hingeseht und da etwas hingeseht, und auf die Wirkung hat man nicht gesehen. So gehn die wirklich schönen Bauten Berlins dem Blick verloren, die weniger schönen machen sich unangenehm breit, und der ästhetische Sinn bleibt bei der großen Menge unentwickelt. Und dasselbe wie von den Monumentalbauten gilt von den Denkmälern, wovon man ja nicht weiter zu reden braucht.

Alles das war in Wien anders; es hatte schon einen großen Horizont, als Berlin noch ein ostelbisches Provinznest war; es war schon ein Athen, als Berlin noch ein Sparta war, die Hauptstadt eines großen Weltreiches, als Berlin noch die Residenz des armen Preußen war. So wurde der Wiener früh an den Anblick öffentlichen Glanzes und öffentlicher Pracht gewöhnt, die seinen Geschmack läuterte und veredelte, ohne daß er aber in seinem konservativen süddeutschen Bürgerfönn das Bedürfnis empfand, sie in seine Sphäre zu verpflanzen. Wenn der „bessere“ Berliner seit den siebziger Jahren in einem möglichst palastähnlichen Gebäude wohnen mußte mit einem weiten, luxuriös ausgestatteten Treppenhaus, blieb der Wiener, der ja keine „Gründerzeit“ erlebte, der alten, einfachen Bürgerweise treu; auch der Wohlhabendere wohnt noch jetzt in den alten schlicht-nüchternen Miethäusern mit den immer offenen Eingängen, den ausgetretenen Steintreppen und dem zu den einzelnen Wohnungen föhrenden Gänge mit den vielen wie in einem Hotel nummerierten Türen; er legt keinen Wert auf elegante, stilvolle Ausstattung noch auf behaglichen Komfort. Die Wiener Wohnung gleicht in Anlage und Ausstattung mehr der französischen, die Berliner mehr der englischen; wie ja auch der Wiener mehr nach außen, der Berliner mehr nach innen gravitiert, d. h. daß dieser seine Vorzüge mehr im Hause, jener mehr außer dem Hause betätigt, was sich auch der ästhetischen Wertschätzung der Wohnräume mitteilt: der Berliner will sich in seinem „Heim“ auch wirklich angeheimelt föhlen, und die von der Kunstindustrie erhobne Forderung des „Schmücke dein Heim“ sucht er in der verschiedensten Weise zu erfüllen. Der Wiener stellt an seine Wohnung nur Zweckmäßigkeitsansprüche, das Ästhetische ist ihm mehr soziale Angelegenheit als private, während es beim Berliner umgekehrt ist; dieser hat deshalb die Nüchternheit draußen, der Wiener drinnen (man lese die Schilderung bei Fried S. 42). Und ist darum die Wohnung des Berlinerers im allgemeinen gemüthlicher, so gilt das von den öffentlichen Lokalen des Wienerers. Sie sind nicht so prunkvoll wie die Berliner, aber einladender, man möchte sagen: wohnlicher. Der Berliner scheut sich förmlich davor, in einem „Wiener Café“ gar zu lange zu verweilen; in Wien richtet man sich im Café fast häuslich

ein wie in Paris; man liest und spielt nicht nur, man schreibt auch Briefe und schließt Geschäfte ab; das Café hat eine soziale Bedeutung.

Faßt man die verschiedenen Paare von Gegensätzen zwischen Wiener und Berliner zusammen, so kann man sagen, den Wiener charakterisiert eine eigentümliche Mischung von Individualismus und Sozialismus, wobei der zuletztgenannte überwiegt; den Berliner dagegen kennzeichnet im Gegenteil eine scharfe Scheidung beider: er ist entweder reiner Ichmenschen oder reiner Massenmenschen; es fehlen ihm die feineren Nuancen und Übergänge, wie auch seine Kultur jünger und deshalb weniger reich abgestuft und weniger tief eingewurzelt ist. Berlins bürgerliche Schicht war zu dünn, um ein bodenständiges, widerstandsfähiges Element zu schaffen, einen festen Kern, an den sich alle fremden Elemente ansetzen konnten. Ist der Wiener als Individuum anpassungsfähiger als der Berliner, so ist er als Gesamtwesen assimilierungskräftiger als dieser: der Tscheche, der Jude, der Ungar, der nach Wien kommt, wird bald Wiener; der Pole und der Jude, der nach Berlin kommt, wird kein Berliner, sondern bleibt Pole oder Jude und assimiliert sich eher den Berliner, als daß dieser ihn sich assimiliert. Der alte gemütliche, etwas spießbürgerliche und hausbackene aber biedere Berliner Bürger, wie er vor 1870 war, ist fast völlig verschwunden, wie ja die alten Berliner Familien immer mehr gegen das zugewanderte Element verschwinden. Und gewiß ist auch der heutige Wiener nicht mehr derselbe wie der Altwiener aus den Tagen Nestroys und Raimunds, aber das Wiener Blut hat sich trotz aller Mischung besser behauptet als das Berliner, weil es über die bindende Kraft einer alten Kultur und einer glücklich gemischten Rasse verfügt. Freilich als Typus einer süddeutschen Stadt kann man Wien ebensowenig betrachten wie Berlin als den einer norddeutschen; in dieser Hinsicht kann man nur Hamburg und München miteinander vergleichen. Berlin und Wien sind internationale Städte, nicht nur in ihrer Kulturstellung, sondern auch ethnographisch: Berlin steht auf slawischem, Wien auf keltischem Boden, und im Laufe seiner Entwicklung hat Berlin ein ebenso starkes französisch-keltisches Element (durch die Réfugiés) wie Wien ein slawisches in sich aufgenommen; es fand also ein Ausgleich statt: dort eine slawische Unterschicht und eine keltische Oberschicht, hier eine keltische Unter- und eine slawische Oberschicht. Dazu als drittes fremdes Ingredienz das jüdische Element, dessen Fehlen für Berlin ebenso undenkbar ist wie für Wien: dort macht seine Zahl zehn, hier dreizehn Prozent der Gesamtheit aus, und es ist nun merkwürdig, daß, wie Servaes (S. 41 f.) hervorhebt, das Wiener Judentum angleich mehr wienerisch geworden ist als das Berliner Judentum berlinisch, und zwar im Typus wie im Wesen. Dasselbe kann man übrigens an den süddeutschen Juden beobachten, offenbar ein Ergebnis der höhern Kulturkraft des städtisch-bürgerlichen Südens gegenüber dem agrarischen Nordosten. In jedem Fall ist die Wiener wie die Berliner Bevölkerung ein Mischprodukt aus den drei großen europäischen Rassen, und nur die Schichtung sowie das Verhältnis der Elemente zur Kultur ist eine andre, deshalb aber auch das Produkt so grundverschieden: während in Berlin das niederdeutsche Element nicht wesentlich über das grundlegende slawische an Kultur emporragte, vielmehr durch dieses herniedergezogen und erst durch das fremde französische Element für eine höhere bürgerliche Kultur gewonnen wurde, baute sich in Wien auf der keltischen Grundlage eine starke einheimisch-deutsche Kultur auf, die durch starke slawische Beimischungen wohl nuanciert, aber nicht paralytiert wurde. In Berlin fehlte

ein solches konstitutives Kulturelement, deshalb blieb es erst lange ungebührlich zurück und schloß dann unter günstigen historisch-politischen Verhältnissen einem Spargel gleich in die Höhe. Wien dagegen besaß in seiner alten Kultur ein Element, das unter ungünstigen politischen Verhältnisse mehr hemmend als fördernd wirkte, und so blieb es lange auf seiner stolzen Höhe stehn, auf die es eine glorreiche Geschichte gehoben hatte, und wenn es sich auch in dem letzten Jahrzehnt wieder stärker gereicht und geregt hat, um mit Berlin zu rivalisieren, so kann das doch nur geschehen im Sinne eines natürlichen Gegengewichts. Berlin blickt nach Westen und hat vom Westen her seine Betriebsamkeit und seinen Fortschritt gelernt; Wien aber blickt nach Osten und hat vom Osten die beharrende, ja leicht retardierende Tendenz in sich aufgenommen, jene Tendenz, die zum Augenblicke spricht: „Verteile dich, du bist so schön!“, vom Westen aber nur die Anmut und den holden Leichtsinn, der das Leben vergoldet. Ein Dichter hat einmal Berlin bezeichnet als den Kopf, Wien als das Herz des deutschen Volkes, und man könnte daran manche Gedanken variierend anknüpfen. Gewiß wäre es Unrecht, dem Berliner Herz und Gemüt abzusprechen, er leidet nur, wie Fried es treffend ausdrückt, an Gemütsprüderie, er kann seine Gefühle besser beherrschen und befeuern, nicht nur wenn es nützt. Ist das ein unverkennbarer Vorzug im Kampfe um die künftige Weltstellung, so ist es doch auch ein Glück, daß es einen festen Pol, ein Gegengewicht gibt gegen den Berliner Amerikanismus. So faßt Servaes die Kulturaufgabe Wiens auf, dem es zufalle, „den ruhigen Stolz einer alten Bornehmheit zu pflegen“ und so das aristokratische Prinzip zu vereinigen mit dem demokratischen, das historische mit dem unhistorischen, das individuelle mit dem sozialen.

Wohl gab es auch für Wien eine Zeit, wo es um jeden Preis eine moderne Weltstadt werden wollte, wo die gemüthlose Häuserpekulation einen steinernen Ring nach dem andern um die Stadt legte und die Natur immer mehr aus ihrem Gebiete hinaustrieb, aber ein instinktives Reaktionsgefühl sowie die lebendig fortwirkende Tradition einer alten Gartenkultur rief dieser Bewegung rechtzeitig ein „Halt“ zu, und es entstand ein Plan, der dem neuen Wien ebenso zur zeitgemäßen Zierde gereichen wird, wie es die zahlreichen Stadtparks und Stadtgärten dem alten gegenüber taten, der Plan nämlich, die Stadt mit einem großen Wald- und Wiesengürtel zu umgeben, der das vordringende steinerne Häusermeer anmutig beleben und durchbrechen soll. Dieser Plan ist darum für Wien so charakteristisch, weil er zeigt, wie man es dort versteht, die alten Traditionen auf die neuen Verhältnisse zu übertragen. Beides in Zusammenhang gebracht und zu einer Reihe reizvoller Kulturbilder gestaltet, zeigt das Büchlein von Arthur Roessler,*) das zum Schluß hier noch erwähnt sei, als ein Versuch, die Wiener geistige Kultur aufzufassen im Spiegelbild seiner gärtnerischen Kultur. Da zeigt sich der dankbare Sinn des Wienerers für die Schönheiten seiner Stadt vereint mit dem für ihre großen Männer und ihre große Vergangenheit: Gestalten wie Stifter, F. v. Saar, Sauter, wie die des Wiener Kongresses und des Niedermeiertums werden hier auf einem mit ebenbürtiger Kunst gezeichneten Hintergrund wieder lebendig, und seltsam wogen Vergangenheit und Gegenwart durcheinander. Aber schon künden sich daraus leise die Linien an, die das Bild der Zukunft bestimmen werden, wie es Roessler in dem Abschnitt über den neuen Wald- und Wiesen-

*) Von Wien und seinen Gärten. Wien, Gräfer, 1908.

gürtel gezeichnet hat, das Bild einer Zukunft, die keine gewaltsame Losreißung von der Vergangenheit bedeutet, sondern eine naturnotwendige Weiterentwicklung aus ihr, die Konservatismus mit Fortschritt harmonisch vereinigt, die der Natur der Bevölkerung ebenso treu bleibt wie der Natur der Landschaft.



Der rote Hahn

Von Palle Rosenfranz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)



Signe stand vor dem Hause, ein wenig verlegen, ein wenig atemlos. Ein Herr möchte mit dem Herrn Gutsbesitzer sprechen.

Hilmer blinnte auf. Fragen Sie, wer es ist. Ich habe doch Besuch und mag mich nicht stören lassen. Sie müssen immer fragen, Signe. Mögen die Leute ihren Namen sagen. Ich hasse dieses Hereinplagen zur Zeit und Unzeit. Außerdem habe ich Ihnen auch wohl schon früher gesagt, daß Sie fragen müssen.

Signe näherte sich dem Gutsbesitzer und sagte ganz leise ein paar Worte.

Hilmer sprang auf. Kriminalkommissar Frederiksen. Gut, gehen Sie. Sagen Sie ihm, ich werde kommen.

Signe ging.

Hilmer wandte sich zum Bürgermeister und sagte ein wenig gezwungen: Kriminalkommissar Frederiksen. Es ist doch merkwürdig, daß er heute hier herauskommt, er muß ja doch wissen, daß ich heute am Geburtstag meiner Tochter Gäste habe.

Der Bürgermeister wurde blutrot: Frederiksen — der Polizeihund, das ist ja verdammt.

Kann ich ihn nicht bitten, morgen wiederkommen? fragte Hilmer. Nun hat das Vieß mir seit acht Tagen das Haus eingelaufen; wenn ich es nicht besser wüßte, würde ich glauben, er und dieser verdamnte Kommissionsrichter wollten mich bezichtigen, Deichhof abgebrannt zu haben.

Der Bürgermeister rüchte nervös auf seinem Platz hin und her: Seydewitz, sagte er.

Seydewitz sprang auf und trat dicht vor den Bürgermeister hin.

Was bedeutet das, Seydewitzchen, sagte dieser leise, glauben Sie, daß die Kanaille etwas vor hat?

Ich fürchte das Schlimmste, sagte Seydewitz in demselben gedämpften Ton. Es wäre vielleicht das Beste, wenn ich hinausginge.

Der Hofjägermeister und der Postmeister saßen und starrten die beiden Obrigkeitspersonen an.

Nein nein, sagte der Bürgermeister. Nein, lieber Hilmer, gehen Sie hinaus und bitten Sie den Kommissar bis morgen zu warten. Das ist doch zu toll, die Leute zu stören, wenn man weiß, daß sie Besuch haben; das kann er nur auf eigne Rechnung getan haben, das würde Richter nie tun.

Hilmer ging.

Der Bürgermeister stand auf und zog Seydewitz aus der Laube hinaus; der Hofsägermeister und der Postmeister starrten den beiden erstaunt nach. Vom Rasen her ertönte das muntere Lachen der Damen.

Der Bürgermeister blieb an der Flaggenstange stehn. Seydewitz, sagte er, glauben Sie...

Seydewitz zuckte die Achseln.

Affessor Richter liebt kräftige Auftritte. Ich glaube es.

In diesem Augenblick tauchte Justesen in der Haselallee auf. Sein großes Gesicht war glührot nach dem Mittagessen beim Verwalter, aber er war augenscheinlich gerade dabei, völlig nüchtern zu werden.

Was ist denn, lieber Justesen? sagte der Bürgermeister heiser und ging auf ihn zu.

Frederiksen hat Order, den Gutsbesitzer zu arretieren, sagte Justesen; er zitterte beinahe vor Bewegung.

Sagten Sie ihm nicht, daß ich hier wäre? stotterte der Bürgermeister.

Das wußte er, es ist so bestimmt. Der Affessor will feststellen, daß er auf die Anwesenheit des Herrn Bürgermeisters keine Rücksicht nimmt. Er hat Frederiksen gesagt, er hätte den Herrn Bürgermeister gewarnt, und nun müßten der Herr Bürgermeister selbst die Folgen tragen.

Ich konnte doch, zum Satan, nicht glauben, daß der Mann so ein Flegel wäre, fuhr es dem Bürgermeister heraus. Er hatte ein blutrotes Gesicht bekommen.

Der Polizeibeamte schüttelte den Kopf.

Da ist nichts zu machen, Herr Bürgermeister. Verdacht ist vorhanden, und wir haben früher schon Leute mit viel weniger Grund festgenommen. Die Stimmung so ringsum in der Gegend ist für die Kommission, und die Bauern meinen, wenn Hans Jepsen und Peter Möller sitzen sollen, dann ist der Gutsbesitzer auch nicht zu schade — versteht sich, das sagen nur die Bauern so.

Ja aber ich — ich, Justesen. Das ist doch ein rasender Skandal, diesen Mann zu arretieren, während ich in seinem Hause zu Gast bin.

Der Polizeibeamte schüttelte wieder den Kopf.

Seydewitz, sagte der Bürgermeister, was zum Teufel sollen wir anfangen?

Der Hofsägermeister und der Postmeister traten aus der Laube heraus.

Man hörte Hilmers Stimme aus dem Gartenzimmer.

Sie können zum Teufel gehen — Sie können Ihren Affessor grüßen und sagen, daß ich mich den Ruckuck um ihn schere. Wenn er etwas von mir will, so mag er selbst kommen. Und wollen Sie denn die Güte haben, sich zu packen, verstehen Sie, oder ich werfe Sie zur Tür hinaus.

Hilmer kam die Treppe hinab mit blutrotem Kopf. Bürgermeister, rief er über den Rasen, wollen Sie glauben, hier kommt dieser Kopenhagener Kriminalbeamte und verlangt, daß ich noch heute Abend mit ihm nach der Stadt fahre, weil es dem Herrn Affessor beliebt, heute ein Verhör anzufangen. Jetzt ist der verdamnte Brand ein halbes Jahr her. Haben sie so lange warten können, darüber Klarheit zu erlangen, dann können sie wohl auch noch bis morgen warten. Ich bin der, der Schaden gestitten hat, und ich habe doch, zum Satan, Anspruch darauf, daß man auf mich Rücksicht nimmt.

Pst, pst. Der Bürgermeister bedeutete ihm zu schweigen.

Was ich sage, kann jeder hören, sagte Hilmar trotzig, kein Mensch wird es wohl riskieren, mich zu bezichtigen!

Aus den Büschen, die den Rodetplatz vom Rasen mit der Flaggenstange trennten, sah plötzlich Klein-Jünger hervor.

Was gibt es, Vater?

Nichts, nichts, sagte der Bürgermeister abweisend.

Jünger trat näher, sie starrte abwechselnd auf den Vater und den Bürgermeister. Oben auf der Veranda stand höflich lächelnd der Kriminalbeamte Frederiksen.

Jünger wandte sich blitzschnell um und verschwand hinter der Fede.

Mutter! rief sie.

Satan auch! fluchte der Bürgermeister. Dann winkte er Frederiksen zu sich heran.

Der Kommissar kam die Treppe hinab, sehr höflich wie immer. Der graue Anebelbart war zu der Gelegenheit gewichsen, und die Sonne spielte in dem goldumränderten Kneifer. Er verneigte sich tief vor dem Bürgermeister.

Der Bürgermeister flüsterte: Frederiksen, Sie müssen nach Hause fahren; das geht hier nicht so. Grüßen Sie Ihren Assessor und sagen Sie, ich stünde für Hilmer ein. Verstehen Sie, verstehen Sie — ich persönlich.

Der Kommissar zuckte die Achseln. Ich habe die ausdrückliche Order, mich von den Wünschen des Herrn Bürgermeisters nicht zurückhalten zu lassen. Der Assessor sagte, er habe mit dem Herrn Bürgermeister über die Sache gesprochen, und der Schritt, den er vornehmen wolle, könne dem Herrn Bürgermeister nicht überraschend kommen.

Der Bürgermeister biß die Zähne zusammen.

Vom Garten her kam nun die Frau Hilmer mit den Damen und ganz voran Jünger, die zu ihrem Vater eilte.

Der Hofsäckermeister lief schleunigst auf seine Gnädige zu, die in einem Abstände stehen geblieben war und die Szene durch ihr Vorgehen betrachtete.

Was gibts, Hilmer? fragte die Hausfrau. Sie stand jetzt neben dem Gutsbesitzer.

Ach, weiter nichts, als die unglaubliche Unverschämtheit des Assessors. Er verlangt, daß ich jetzt für ihn bereit stehe.

Dann wandte sich Hilmer zu Frederiksen: Hören Sie, Herr — wie Sie nun heißen —, Sie müssen den Herrn Assessor grüßen und sagen, daß ich mir das nicht bieten lasse.

Der Bürgermeister trat zu Hilmer: Na na, ruhig, lieber Freund, das ist eine ganz tolle Geschichte, flüsterte er. Sehen Sie, daß Sie die Gäste fortbugsiieren. Das ist eine ganz tolle Geschichte.

Was ist denn? fragte Hilmer, der noch nicht begriff.

Assessor Richter will Sie verhaften lassen.

Was sagen Sie! rief Hilmer außer sich. Mich! Wagt der Kerl Hand an mich zu legen!

Pst, pst! machte der Bürgermeister.

Alle scharten sich um sie — nur der Hofsäckermeister und die Gnädige zogen sich langsam in den Garten zurück. Emilie stand mit offenem Munde und starrte die Herren an.

Um Gottes willen, Bürgermeister, bat Frau Hilmer, Sie müssen es verhindern. Hilmer tut dem Beamten etwas an. Sie sind ja doch unser Polizeimeister, und der andre kann doch nicht über Ihren Kopf weg etwas zu sagen haben.

Jünger hingte sich an den Arm des Bürgermeisters und flüchte: lieber Bürgermeister, sagen Sie ihm, daß er gehen soll.

Seydewitz schwenkte auf dem Absatz herum und ging auf Hilmer zu.

Herr Gutsbesitzer, sagte er, seien Sie nur ruhig, dies ist zu gemein. Der Assessor hat Sie im Verdacht, das hätten wir Ihnen vielleicht schon sagen müssen. Nun wissen Sie es. Aber den coup de main, den er hier geplant hat, der läßt sich nicht ausführen. Wenn die Damen bloß die Güte haben wollten, zu gehen:

Jünger klammerte sich an den Vater, während Frau Hilmer wie gelähmt stand und vor sich hinstarrte. Ich rühre mich nicht von der Stelle, sagte Hilmer fest, und wendet der Herr Gewalt an, dann schlage ich um mich. Ich bin ein freier Mann, und ich dulde nicht, daß jemand in meinem eignen Hofe Hand an mich legt.

Der Kriminalkommissar stand höflich lächelnd, zwirbelte seinen gewichsten Schnurrbart — und schwieg.

Bürgermeister, bat die Hausfrau nochmals, Sie müssen doch meinen Mann hier in seinem eignen Hofe schützen können.

Was ich für Ihren Mann tun kann, liebe Frau Hilmer, das will ich tun. Ich komme mit, ich werde gleich mit dem Assessor reden. Seten Sie nur ruhig, das Ganze ist nicht so schlimm; aber Sie müssen mitkommen, Hilmer, Sie müssen.

Vorläufig hat noch niemand gesagt, daß ich verhaftet bin, sagte Hilmer trotzig. Ich möchte sehen, ob man das wagt.

Der Kriminalkommissar trat einen Schritt vor und sagte sehr höflich, aber bestimmt: Wenn der Herr Gutbesitzer darauf warten, dann erkläre ich Sie hiermit für verhaftet und bitte Sie, mir zu folgen.

Gehen Sie zum Teufel! rief Hilmer und trat einen Schritt zurück, gleichsam um Platz zum Zuschlagen zu haben.

Dort am Gehüß standen der Hofjägermeister und die Gnädige. Ruhme Nitte und die Postmeisterfamilie waren zurückgewichen, sie suchten gleichsam die Nähe der feinen Gäste, um das Geschehene entschuldigen zu können. Frau Hilmer stand noch wie gelähmt, und Jünger warf sich weinend an die Brust des Vaters.

Vater! Vater! rief sie, dann wandte sie sich plötzlich zu Frederiksen. Ich verbiete Ihnen, ihn anzurühren, verstehen Sie, ich verbiete es Ihnen!

Der Bürgermeister war bleich geworden, er wußte nicht, was er sagen sollte. Hilmer, begann er . . .

Gehn Sie, sagte Hilmer außer sich, gehn Sie — der Sie sich meinen Freund nennen, Sie, der Sie königlicher Kreisrichter hier sind und mich nicht einmal gegen diese Höl, diese Lumpen von da drinnen beschützen wollen. Gehn Sie, lassen Sie es mich allein ausmachen, überlassen Sie mir die Verantwortung, die über die Häupter dieser Verbrecher kommt.

Vater! Vater! rief Jünger und warf sich wieder zwischen Hilmer und den Beamten.

Seydewitz lockte das Blut. Er stand dicht neben dem Bürgermeister. Dann packte er dessen Arm.

Sie müssen das verhindern!

Liebes Freundchen, sagte der Alte hilflos, ich kann nicht, ich kann nicht.

Dann gehn Sie, zische Seydewitz zwischen den Zähnen. Dann werde ich es.

Sie? Wie das?

Lassen Sie das meine Sache sein — ich bitte Sie, gehn Sie, gehn Sie zu den Herrschaften hinüber, schaffen Sie sie fort, sie stehen ja da und glozen wie bei einer Theatervorstellung — gehn Sie nur, gehn Sie — ich stehe für das Ganze — aber Sie müssen gehn.

Der Bürgermeister schwankte, dann zog er sich langsam zu der Gruppe an der Haselhede zurück.

Jünger stand noch an den Vater gelehnt.

Seydewitz wandte sich um und winkte Justesen, daß er gehn sollte. Justesen, der sich im Hintergrunde hielt, glitt zum Hofe zurück.

Die Gruppe an der Fede löste sich auf und zog sich zum Vorgarten zurück. Der Bürgermeister ging voran, gleichsam, um die andern mit sich zu ziehen. Seydewitz wandte sich zu dem Kriminalkommissar.

Sie handeln infolge einer Order, Kriminalkommissar Frederiksen, sagte er ruhig, seine Stimme bebte leicht.

Jawohl, Herr Referendar, antwortete Frederiksen mit einem nachsichtigen Nicken.

Darf ich den Haftbefehl sehen? sagte Seydewitz kurz.

Frederiksen trat einen Schritt zurück.

Den Haftbefehl!

Ja, darf ich eine Ausfertigung des Dekrets sehen, worin Gutsbesitzer Hilmers Verhaftung angeordnet wird.

Der Kommissar warf den Naden zurück: Ich habe keine Order.

Was geht das mich an, sagte Seydewitz scharf. Sie kennen wohl als alter Polizeibeamter den Paragraphen 81 unsers Grundgesetzes. Sie wissen wohl, daß keiner in eines Mannes Haus eindringen und Hand an ihn legen darf, ohne den Befehl eines Richters vorzuweisen.

Ich habe eine mündliche Order, sagte Frederiksen etwas friedfertiger, nach der richte ich mich.

Gut, sagte Seydewitz, dann rate ich Ihnen nur, Herr Gutsbesitzer, diesen Mann darauf aufmerksam zu machen, daß Sie ihm nur folgen, wenn er einen formellen Haftbefehl vorlegt. Da er einen solchen nicht hat, so möchte ich Ihnen empfehlen, ihn aufzufordern, daß er den Boden ihres Besizes augenblicklich verläßt. Das Haus ist unverletzbar. Ich nehme die Verantwortung auf mich.

Hilmer blickte Seydewitz verdutzt an.

Der Kriminalkommissar zögerte. Herr Referendar, der Herr Assessor hat ausdrücklich . . .

Gehn Sie zum Teufel; der Herr Assessor hat — Assessor Richter ist ein zu tüchtiger Untersuchungsrichter, als daß er sich auf Ungesetzlichkeiten einlasse. Sie sind es — Sie allein, der seine Pflicht vernachlässigt hat, hier in dieses Haus eingedrungen ist, ohne die Papiere in Ordnung zu haben. Und Sie haben vielleicht die Güte, zu gehn, oder, bei Gott im Himmel, ich lasse Sie von Justesen vor die Tür setzen. Sie haben wohl das Recht, Brandstiftungen zu untersuchen, aber wir haben, schockschwerenot, darüber zu wachen, daß keine Ungesetzlichkeiten geschehen. Haben Sie mich verstanden?

Frederiksen verneigte sich.

Dann sind Sie vielleicht so freundlich und gehn, und zwar sofort.

Der Kriminalkommissar hatte einen roten Kopf wie ein Truthahn. Er sandte dem Referendar ein paar scharfe Blicke hinter seinem Kneifer zu, aber ging. Grünschnabel! zischte er zwischen den Zähnen.

Jnger ließ den Vater los, und mit einem Sage sprang sie auf Seydewitz zu, schlang beide Arme um seinen Hals und küßte ihn mitten auf den Mund. Dann ließ sie ihn los und lief blutrot davon, die Treppe hinan und ins Haus.

Hilmer ergriff Seydewitzens Hand: Dank, junger Mann, Dank, Gott segne Sie dafür.

Frau Hilmer schluchzte.

Aus dem Garten kam der Bürgermeister eilig, außer Atem zurück. Er blieb einen Augenblick stehen und sah sich erstaunt um.

Was ist das — Seydewitz?

Seydewitz schnappte ein wenig nach Luft, wie ein Renner nach einem schnellen Lauf.

Herr Bürgermeister, sagte er dann lächelnd, der Idiot hatte keinen Haftbefehl. Deshalb warf ich ihn hinaus.

Der Bürgermeister riß Mund und Nase auf. Haftbefehl!

Ja, sagte Seydewitz lächelnd. Sie wenden natürlich, derartige Formalitäten selbst nicht einmal an. Aber wie Sie sehen, Herr Bürgermeister, es kann zuweilen gut sein, die Papiere in Ordnung zu haben, und manches von dem, was wir zum Examen lernen, hat praktische Bedeutung.

Dieser junger Freund, sagte der Bürgermeister, das war vortrefflich — es war mehr als das; besser, als ich es getan haben könnte.

Aber was jetzt? sagte Hilmer.

Jetzt fahre ich sofort in die Stadt, sagte der Bürgermeister. Ich telegraphiere an den Amtmann, wenn es sein muß an den Minister; ich verspreche Ihnen, lieber Freund, ich setze mein Amt für die Geschichte hier ein.

Die Gesellschaft versammelte sich allmählich, die Stimmung war gedrückt. Der Hofsägermeister und der Postmeister brachen schnell auf. Der Bürgermeister meinte ebenfalls, es sei das beste, keine Zeit zu verlieren, und Justesen bekam Order, anzuspinnen.

Seydewitz stand auf dem Flur — um seinen Mantel zu suchen. Die Tür ging auf, und Jnger glitt daraus hervor.

Herr Seydewitz, sagte sie blutrot, Sie müssen das von vorhin entschuldigen.

Seydewitz wandte sich zu ihr.

Fräulein Jnger, sagte er — nur unter einer Bedingung. Er trat ein paar Schritte auf sie zu. Daß Sie — es noch einmal tun.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Berlin, 20. September 1909

(Vom sozialdemokratischen Parteitag. Berlin und Tuntenhäusen. Die Reisen des Reichskanzlers. Kaisermandöver.)

In der vergangnen Woche haben die Sozialdemokraten ihren Parteitag abgehalten. Wir haben schon daran erinnert, daß die bürgerlichen Parteien diesen Beratungen mit Aufmerksamkeit zu folgen pflegen, wie es sich ganz natürlich aus der Rolle ergibt, die die Sozialdemokratie in unserm politischen Leben spielt. Außerdem fällt diese Veranstaltung in eine Zeit des Jahres, in der die politische Welt zu solchen Auseinandersetzungen besonders aufgelegt ist. Es ist für die Arbeiter der innern Politik immer noch „tote Saison“, aber desto eifriger rüsten sich die Parteien zu den Kämpfen, die in der neuen parlamentarischen Arbeitsperiode im Winter zu erwarten sind. So ist es denn nicht nur verständlich, sondern auch durchaus richtig, daß die rote Woche in Leipzig der Gegenstand gründlicher Beobachtung gewesen ist. Nur kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob dabei von der bürgerlichen Presse etwas zu viel geschähe. Verzeihlich ist es insofern, als der Durchschnittsgeschmack des modernen Zeitungslesers

nicht leicht zu fesseln ist, und gegenüber der Trockenheit anderer politischer Versammlungs- und Tagungsberichte diese stürmischen Auseinandersetzungen im frischen, fröhlichen Schimpfen mit ihren für Unbeteiligte höchst belustigenden Grobheiten eine angenehme Abwechslung und Bewegung in das sonst so leicht eintönige Bild der pflichtmäßigen Berichterstattung bringen. Diese Schilderungen vertreten für den staatsstreuen, gebildeten Leser, der sich selbst gegen sozialistische Anwandlungen gefestigt weiß, ungefähr die Stelle jenes Gesprächs „von Krieg und Kriegsgeheim“, das einst in vergangenen Zeiten den braven Spießbürger an Sonn- und Feiertagen erfreute. Aber man darf sich doch nicht verhehlen, daß der sachliche Gewinn aus dieser Betrachtung recht gering ist. Die Spannung, mit der hier und da von bürgerlicher Seite eine Spaltung der Partei oder eine Versöhnung der widerstrebenden Richtungen erwartet wird, die Überraschung, die man über Sieg oder Niederlage des Revisionismus zur Schau trägt, erscheint nach den zur Genüge gemachten Erfahrungen nicht recht begründet. Besonders dann nicht, wenn man glaubt, die innern Kämpfe der Sozialdemokraten unter sich könnten irgendeinen Vorteil für die bürgerlichen Parteien in sich schließen. Die Bewegungen innerhalb der sozialdemokratischen Partei geben schwerlich einen Maßstab für die Taktik der bürgerlichen Parteien, und auch die Alleinherrschaft des Revisionismus würde den berühmten Block von Bismarck bis Bebel, wie ihn Naumann träumte, nicht um einen Schritt seiner Verwirklichung näherbringen. Umgekehrt wird die Sache vielleicht eher richtig: es wird bis zu einem gewissen Grade von den Verhältnissen im Lager der bürgerlichen Parteien abhängen, wie die verschiedenen Strömungen innerhalb der Sozialdemokratie einander begegnen, ob die Radikalen rücksichtslos die Fahne des Prinzipis hochhalten und den Revisionismus unterdrücken sollen, oder ob die revolutionäre Phrase zeitweise ihre Ohnmacht erkennen muß, um dem schweigsamern und doch zähen Opportunismus der Revisionisten eine Weile das Feld zu überlassen. So mag man, wenn man die Beobachtung richtig versteht und mit Vorsicht von ihr Gebrauch macht, in den Vorgängen im sozialdemokratischen Parteilager ein Spiegelbild der Lage der bürgerlichen Parteien erkennen.

Wenn man den Versicherungen des Zentralorgans der Sozialdemokratie Glauben schenken wollte, so mußte man vor dem Zusammentritt des Parteitags annehmen, daß es zu einer fürchterlichen Abrechnung mit den Revisionisten kommen werde. Wenn jemand nicht an die völlige Vernichtung des Revisionismus glaubte, so lag es jedenfalls nicht am Vorwärts und nicht an Herrn Kautsky, dessen Uriaßbrief über Eduard Bernstein noch kurz vorher die brüderliche Stimmung der Radikalen gegen den unbequemen Wortführer des Revisionismus so hell beleuchtet hatte. In Wirklichkeit haben sich in Leipzig die Revisionisten entschieden behauptet, sodaß die Mehrzahl der bürgerlichen Blätter sogar von einem Siege dieser Richtung spricht und feststellt, daß sogar Bebel selbst diesmal revisionistische Anwandlungen gehabt habe. Wenigstens merkte man diesmal nichts von dem Versetzergorn, mit dem er einst in Dresden jedes Paktieren mit der bürgerlichen Gesellschaft in Grund und Boden verdammt. Soviel Kraftworte auch in Leipzig fielen, der Radikalismus setzte doch seinen Gegnern nicht den Fuß auf den Nacken; er ließ mit sich reden. Die Lage ist eben ganz anders geworden.

Im einzelnen bot natürlich der Parteitag der Roten viel Interessantes. Er begann mit der Frage der Parteiarbeit an der Jugend. Dabei mußte ein wesentlicher Mangel eingestanden werden. Die Partei ist jetzt so alt, daß das Proletariat schon über einen Nachwuchs verfügen könnte, der ganz und gar in sozialdemokratischen Anschauungen befangen ist. Und doch will die Sache nicht vorwärts. Man hat unter den Genossen keine Leute, die für die Jugend schreiben. „Für die

Jugend schreiben nur Dichter und Frauen, so klagte der Berichterstatter, und die schreiben nicht für uns.“ Er hätte auch sagen können: Für die Jugend zu schreiben, dazu gehört Phantasie und Gemüt, und darüber verfügen wir nicht. Diese jüngste Partei ist eben trotz ihrem Siegeszug unter den Massen eine greisenhafte, nach ihrem innersten Wesen unfruchtbare Erscheinung, darum ist sie keine Partei der Jugend, wenn sie auch durch die künstliche Beherrschung des Willens die Jugend des Proletariats bei sich gefangen hält. Denn die Jugend braucht Hoffnung, keine Verneinung. Aus dem, was über das Thema „Arbeit an der Jugend“ gesagt wurde, können die bürgerlichen Parteien viel lernen.

Jetzt will sich auch die Sozialdemokratie zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs aufschwingen. Bis jetzt ging es nicht, weil man doch die mächtigsten Helfer der Agitation, die sozialdemokratischen Schankwirte, nicht verstimmen durfte. Die Erwägung, daß aus moralischen Gründen das Proletariat aus der Gewalt des Schnapsteufels befreit werden müsse, drang in dieser Partei nicht durch, der der nüchterne, vernünftig für seine Familie lebende Arbeiter ein Greuel ist; man kann nur den unzufriedenen Proletarier gebrauchen, der nicht daheim, sondern im Wirtschaftshaus gezüchtet wird. Moralische Erwägungen würden auch jetzt die Sozialdemokratie nicht veranlassen, ein Bestreben zu unterstützen, das nur zum Heil der Arbeiterklasse dienen könnte. Der Hebel, der diesen vernünftigen Beschluß endlich ans Tageslicht gebracht hat, ist auch diesmal nur der Klassenhaß gewesen. Der Schnapsboykott soll eine Art von Steuerverweigerung darstellen, weil das Schnäpschen des armen Mannes von den Junkern ungebührlich belastet worden ist. Die Auffassung ist nebenbei unendlich naiv. Die Kreise, die dort als „Schnapsjunkler“ verschrien wurden, haben für die Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs schon bisher viel mehr getan, als die Sozialdemokratie jemals tun wird. Bei der heute so mannigfaltigen industriellen Verwertung des Spiritus wird eine Einschränkung des Genusses von Trinkbranntwein — wenn dieser Boykott wirklich durchgeführt werden sollte — gerade die Kreise, die der Sozialdemokratie am meisten verhaßt und nach ihrer Meinung für die Mehrbelastung des Alkohols hauptsächlich verantwortlich sind, am allerwenigsten treffen. Gerade beim Branntwein bleibt übrigens die Hauptbelastung durch die neue Steuererhöhung auf den Schultern der Produzenten haften, und es wird sich wahrscheinlich über kurz oder lang auch ohne Mitwirkung der Sozialdemokratie eine Einschränkung der Branntweinherzeugung vollziehen, weil der Betrieb kleiner Brennereien kaum noch lohnend ist.

Interessant war bei den Leipziger Verhandlungen auch die Erörterung der Haltung der Sozialdemokratie bei der Beratung der Erbschaftsteuer. Die beinahe komisch wirkenden Verlegenheiten, die gerade hierbei aus dem Widerspruch zwischen Parteiprogramm und Taktik erwachsen, gaben diesem Streit ein sehr eigenartiges Gepräge und drängten geradezu auf die Lösung hin, die sich unter diesen Umständen als Triumph des Revisionismus darstellen mußte. Den Knoten dieses Widerspruchs konnte auch Bebel, selbst wenn er an Temperament noch der alte gewesen wäre, nicht mit dem Schwerte seiner leidenschaftlichen Beredsamkeit durchhauen; man konnte nur ein Tuch darüber decken, und das gab der Revisionismus her.

Endlich hat sich die Partei auch in ihrer Art mit einer Finanzreform befaßt; man beriet über die Beschaffung geregelter Einnahmen für die Parteikasse. Gern hätte man eine regelrechte Einkommensteuer eingeführt, wenn man nicht die Steuerhinterziehungen gefürchtet hätte. Der Bourgeoisstaat muß doch auf den Parteiorganismus schon ganz bedenklich abgefärbt haben. Aber die Seelenruhe, mit der über Parteisteuern verhandelt wurde, stand sonderbar ab von der wilden Aufregung, mit der die sehr viel bescheidnern, den Proletarier viel weniger drückenden Forderungen

des Reichs behandelt wurden. Nannte doch einer der Genossen, und noch der zahlsten einer, die Mehrheit des Reichstags, dem er selbst angehört, mit kaltblütiger Gemüthlichkeit eine Räuberbande!

Die Aufmerksamkeit war in dieser Woche so sehr auf den sozialdemokratischen Parteitag gerichtet, daß andre Auseinandersetzungen darüber kaum beachtet wurden. Unter den Berliner Konservativen hat es zu Anfang der letzten Woche Erörterungen über die Haltung der Partei gegeben, wozu eine Versammlung berufen worden war. Es ist eine konservative Vereinigung in der Bildung begriffen, die durch Sammlung der unzufriednen Elemente in der Partei einen Druck auf die von den Agrariern abhängige Parteileitung ausüben will. Die vorzeitige Veröffentlichung eines Aufrufs gab den Anstoß zu der erwähnten Versammlung, wo zwar eine den Ultrakonservativen günstige Resolution gefaßt, ein klares Bild der Verhältnisse innerhalb der Partei jedoch nicht erlangt wurde.

Auch die übliche Herbstparade des Bayerischen Bauernbundes in Tutenhausen ist in dieser Woche — wieder unter Leitung von Dr. Schädler — abgehalten worden. Es ist hierbei auch ein sehr deutliches Wort über das Verhältnis des Zentrums zu den Konservativen gesprochen worden. Der bayerische Zentrumsführer glaubte betonen zu müssen, daß seine Partei keine Verpflichtungen gegenüber den Konservativen übernommen habe. Dieser Versicherung bedurfte es eigentlich kaum, denn das hat auch niemand angenommen. Es tut auch gar nichts zur Sache, höchstens ist es für die Haltung der Konservativen noch gravierender, daß sie dem Zentrum wieder in den Sattel geholfen haben ohne die geringste Garantie, daß das Zentrum künftig dieselben Pläne, denen die Konservativen jetzt durch das Bündnis mit dem Zentrum entgegen wollten, mit andrer Hilfe gegen die Konservativen durchsetzt. Dr. Schädler sprach sich auch über das Verhältnis des Zentrums zum neuen Reichskanzler aus und bemühte sich, das Stimmungsthermometer dem Gefrierpunkt möglichst nahe zu bringen. Er wird seine guten Gründe dazu gehabt haben.

Herr v. Bethmann-Hollweg ist jetzt unterwegs, um die verschiednen politischen Besuche abzustatten, die ihm der Antritt seiner neuen Stellung auferlegt. Er hat sich in der vergangenen Woche zunächst nach München begeben, wo er von dem greisen Prinzregenten und den Mitgliedern der bayerischen Staatsregierung mit Auszeichnung aufgenommen worden ist. Es kann auch kein Zweifel bestehn, daß der Reichskanzler wie sein Vorgänger bestrebt sein wird, die Interessen des Reichs auf dem Wege sorgfältiger und korrekter Beachtung der Rechte der Bundesstaaten wahrzunehmen. Nach dem Besuch in München galt die Reise des Reichskanzlers der Vorstellung am Wiener Hofe und bei der Regierung des uns eng verbündeten Nachbarreichs. Die politische Bedeutung dieses Besuchs bedarf, da die Richtung unsrer Reichspolitik keine Veränderung erfährt, keiner besondern Erläuterung.

Jetzt sind auch unsre großen Kaisermanöver beendet, die diesmal von besondrer Bedeutung waren, weil eine ganz neue Situation — der erste Beginn kriegerischer Operationen bei einer auf der einen Seite noch nicht durchgeführten Mobilmachung — in möglichst kriegsmäßiger Weise durchgeführt wurde. Es war eine besonders scharfe Probe auf die Kriegstüchtigkeit unsers Heeres hinsichtlich der Führung, der Truppenausbildung und der Kriegsmittel. Die Probe ist gut bestanden worden. Und hier wirkten preussische und süddeutsche Truppen aller Kontingente zusammen. Diese Manöver haben denn auch einen vortrefflichen Eindruck im Auslande gemacht. Das bundesfreundliche und vertrauensvolle Verhältnis zwischen der preussischen und der bayerischen Armee ist in ausgezeichnete Weise zur Geltung gekommen. Das sprach sich auch bei dem Besuch des Kaisers in München zur Eröffnung des neuen Gebäudes für die Schatzgalerie aus. Hatte doch auch kurz vorher der ehrwürdige

Brinzregent von Bayern seiner treudeutschen Gesinnung einen neuen Ausdruck gegeben, indem er die Aufstellung der Büste des großen Schlachtendenkers Moltke in der Regensburgur Walhalla anordnete.

Orthodoxie. Unter diesem Titel sagt ein Anonymus, der G. K. C. zeichnet, in seinem netten Büchlein (München, Hyperionverlag Hans von Weber, 1909) mancherlei, was die Grenzboten oft gesagt haben, wie daß die modernsten Philosophien zum Teil närrisch und insgesamt weder praktisch brauchbar noch beglückend sind, und daß im Christentum höchste Vernunft zu finden ist. Aber wenn er uns die ganze moderne Welt als ein Narren- und Zuchthaus verketen will und dem Christentum die römische Kirche unterschiebt, so gehn wir ihm nicht in die geschickt gestellte Falle. Sein Kunstgriff besteht darin, daß in seinem Weltbilde die zwei für das Urteil entscheidenden großen Erscheinungen fehlen: die Gebrechen und Verbrechen der Hierarchie und die ungeheuern technischen Leistungen der modernen Menschheit. Das Idyll des gläubigen Katholiken, das uns gezeigt wird, mag ein beglückender Zustand sein, aber um glücklich leben zu können, muß man doch überhaupt erst leben, und daß heute auf demselben Raume zehnmal soviel Menschen, gleichviel ob Katholiken, Protestanten oder Heiden, leben können als ehemals, verdanken wir den geistigen Anstrengungen der modernen Forscher, und dieses Verdienst überwiegt doch wohl das Mißverdienst der bloß spekulierenden und spintifizierenden Geister, die allerhand Narrheiten aushecken. Wo überhaupt viel gedacht wird, da kann es nicht fehlen, daß auch viel Verkehrtes zum Vorschein kommt. Doch ist strenge Kritik diesem Büchlein gegenüber gar nicht am Plage, denn es ist weder eine gelehrte Untersuchung noch ein planvoller Essay, sondern ein Gewebe witziger Einfälle, in denen berichtet wird, wie der Verfasser bei der Lektüre der modernen Atheisten und Agnostiker den verlorenen Glauben wiedergefunden hat. Es sei ihm ergangen wie einem abenteuernden Engländer, der ausziehe, seine Ideallinseln zu entdecken, und nachdem er sie gefunden hat, allmählich gewahrt wird, daß die neue Insel sein liebes Altengland ist. Und so bekommen wir denn ein recht amüsantes Buch mit viel hübschen Bildern, treffenden Urteilen und scharfsinnigen Bemerkungen. Aber freilich fehlt auch nicht an Schiefem, Ungenauem und geradezu Falschem, denn wer auf geistreiche Antithesen ausgeht, wird selten genau beobachten und das Wahrgenommene objektiv beschreiben. So z. B. ist es nicht richtig, daß die heutigen Revolutionäre nicht zum Ziele kommen können, weil sie kein Ziel haben, weil sie nicht wissen, was sie wollen. Die Sozialisten wie die Anarchisten wissen ziemlich genau, was sie wollen. Aber loszuschlagen, um ihre — freilich utopistischen — Ideale zu verwirklichen, das können sie aus dem einfachen Grunde nicht, weil der feste moderne Staat ein Granit ist, der sich nicht zerbeißen läßt. Von den hübschen Einfällen, die weniger die Kritik herausfordern, wollen wir eine Probe vorlegen. „Dem Narren selbst ist seine Narrheit etwas ganz gewöhnliches, weil sie echt ist. Ein Mensch, der sich für ein Huhn oder für eine Glaskerbe hält, ist für sein eignes Gefühl etwas so gewöhnliches wie ein Huhn oder eine Glaskerbe. Es ist die Homogenität zwischen seinem Geiste und solchen Dingen, die ihn über macht. Nur weil wir die Ironie [richtiger wohl das Späßhafte] seines Wahns erkennen, ist er für uns unterhaltsam; er selbst aber wird gerade deshalb in ein Narrenhaus gesteckt, weil ihm die Ironie seines Wahns entgeht. Kurz, das Sonderbare und Seltsame frappiert nur gewöhnliche [soll heißen normale] Leute. Für Sonderlinge hat das Sonderbare nichts merkwürdiges. Darum haben auch die gewöhnlichen Leute mehr Kurzweil im Leben, während es die Sonderlinge viel zu eintönig finden. Das ist auch ein Grund, weshalb die neuen Romane so schnell vergessen sind, während die alten Märchen fortleben. Im Märchen ist der Held ein Menschenkind wie ein

andres, und nur seine Erlebnisse sind das Überraschende; sie sind für ihn überraschend, weil er gewöhnlich ist. Aber im modernen psychologischen Romane ist der Held ungewöhnlich; darum machen ihm auch die ungeheuerlichsten Abenteuer nicht den entsprechenden Eindruck — und das Buch ist monoton [langweilig]. Ein Drachenkämpfer kann sehr wohl eine Mär abgeben, ein Drache inmitten von Drachen aber nicht. Das Märchen handelt vom Tun eines vernünftigen Menschen inmitten einer tollen Welt. Der Roman von heute erzählt vom Tun eines ausgemachten Narren in einer öden Welt.“

C. J.

Heinrich und Charlotte Stieglitz. Ernest Seillière hat im letzten Bande seiner Geschichte des Imperialismus (zweiter Band der vorjährigen Grenzboten, S. 515) alle seelischen Krankheiten, mit denen ihm Europa seit 150 Jahren behaftet zu sein scheint, in dem Worte Romantizismus zusammengefaßt. Die an dieser Bezeichnung geübte Kritik will ich nicht noch einmal wiederholen und bemerke nur, daß zwar die von dem französischen Autor verurteilten Gemütszustände und Denkwelken sehr leicht krankhaft werden und es oft geworden sind, daß man sie aber nicht ohne weiteres schon an sich und unbedingt verurteilen darf. So z. B. ist es zwar im allgemeinen vom Übel und zu tadeln, wenn der Individualist sein persönliches Gewissen als die höchste Autorität proklamiert im Widerspruch zur öffentlichen Meinung und zur anerkannten Moral. Aber wenn diese immer und überall gegen den Einzelnen Recht hätte, dann müßte man die Begründer des Christentums und der Reformation, müßte man Savonarola, Galilei, Giordano Bruno und alle Opfer der Inquisition verurteilen und jeden Fortschritt ein Verbrechen schelten, denn fast jeder solcher wird von einzelnen gegen den Willen der Mehrheit durchgesetzt, und Kant wäre mit seiner Autonomie zu den Romantikern zu zählen, unter denen er sich einigermaßen lösslich ausnehmen würde. Seillière hat nun zur Erholung von ernstern Arbeitern eine Doppelbiographie herausgegeben, um seine Theorie des Romantizismus an zwei Lebensläufen zu demonstrieren: Une Tragédie d'Amour au temps du Romantisme. Henri et Charlotte Stieglitz. (Avec des documents inédits.) Avec un portrait. (Paris, librairie Plon, 1909.) Auch hier, wie in seinen größern Werken, entfaltet er eine genaue Kenntnis der geistigen Strömungen und Zustände in Deutschland und der deutschen Literatur, die an einem Franzosen nicht genug bewundert und anerkannt werden kann, und in Frankreich, wo diese Tragödie wahrscheinlich ganz unbekannt ist, wird das Buch ohne Zweifel Aufsehen erregen und eifrig gelesen werden. Der Deutsche erinnert sich des Ereignisses vom Gymnasium her, aber die Einzelheiten sind wohl auch bei uns nur wenigen bekannt, weil die Literatur jener Zeit, die Seillière benutzt hat, vergessen ist. Auf mich macht seine Darstellung den Eindruck, daß Charlotte keineswegs als eine überspannte Märkin abgetan zu werden verdient. Sie war eine bedeutende und energische Frau von Intelligenz, liebte ihren Gatten leidenschaftlich, und weil ihr das Leben an seiner Seite unerträglich wurde — seine aus Einbildung entsprungenen Seelenleiden machten ihn zuletzt körperlich krank —, so unternahm sie es, mit einem gewagten Experiment beide zu erlösen. Man darf dieses Experiment der modernen Alceste, wie Seillière sie mit Recht nennt, moralisch verurteilen, aber nicht töricht schelten. Wenn sie, wie manchmal gesagt wird, das in Heinrich gebunden liegende Genie hätte entfesseln wollen, wäre es eine Torheit gewesen. Aber sie hat, wie seinen Charakter, so auch seine Begabung durchschaut und ihm einmal gerade herausgesagt, daß es Sünde sei, sich Aufgaben zu stellen, denen man nicht gewachsen ist. Seinen Charakter hat sie stählen, seine eingebildeten Schmerzen mit einem wirklichen Schmerz vertreiben wollen. Und das ist ihr gelungen. Er hat sich nach ihrem Tode ganz verständlich benommen, hat sogar einen zerfahrenen Menschen, den Mabelaisübersetzer Regis, in Ordnung zu

bringen sich bemüht und ihm seine Selbstmordgedanken mit ganz vernünftigen Gründen ausgerebet. Die Korrespondenz mit Hegels gehört zu den ungebrudten Dokumenten, die dem Autor sein Übersetzer von Oppeln-Bronikowski aus der Königl. Bibliothek zu Berlin verschafft hat. Es sind Stücke aus den Papieren Barnhagens und Hegels (dieser hat auf Zuschriften von Stieglitz wiederholt in Versen geantwortet, muß ihn also sehr hoch geschätzt haben). Darunter findet sich auch ein Brief an Jean Paul. Stieglitz erzählt darin, wie er als einundzwanzigjähriger Jüngling in Dresden an der Eingangspforte zur Gemäldegalerie, voll Ehrfurcht vor dem Großen, das ihn erwartete, die Schwelle nicht zu überschreiten gewagt habe; wie er dann einem frechen Schwarm von Touristen gefolgt sei, die das Heiligtum mit ihrer gemeinen Schaulust und ihrem Geschwätz entweihten. „O Gott, was geschah mir an diesem Orte! Vor diesen großartigen Denkmälern vergangener Jahrhunderte fühlte ich das Leid ungestillten Sehns, die Freude geahnten Ruhmes, den Entschluß zu nie nachlassender Anstrengung, den heißen Durst nach der Selbstbefriedigung durch das Schaffen eines dauernden Werkes, stehenden Zweifel an meinen Kräften, den belebenden Einfluß einer himmlischen Kunst. Allmächtiger, rief ich in inbrünstigem Gebet, bewahre mir diese heilige Blut und laß mich dereinst den Erfolg erreichen, der mein Innerstes aufregt.“ Eine völlig gesunde Jünglingsstimmung, die nur dann gefährlich wird, wenn der nicht zum Höchsten berufene sein Unvermögen nicht einsehen und sich in die Beschränkung auf einen bescheidenen Beruf nicht fügen will. Der Irrtum in Beziehung auf die eigene Begabung ist nicht erst eine Krankheit der Romantiker gewesen, die übrigens alle hoch begabt waren, er kommt in allen Zeiten ziemlich allgemein vor. Fast alle nicht Stumpfsinnigen trauen sich mehr zu, als sie leisten können, wenn auch die meisten ihrem Unwillen über das Ausbleiben des Erfolges nur mit Murren und Schimpfen Luft machen, ohne ihr Schicksal tragisch zu nehmen. Tragische Ausgänge, die kein öffentliches Aufsehen erregen, sind übrigens nicht gar selten, besonders bei mäßigen Dichtertalenten. Solche täuschen sich am leichtesten über ihr Vermögen, weil, wie Goethe sagt, die Sprache für sie dichtet. Die viel gelesenen Rhythmen und Reime werden dem sprachlich Begabten geläufig, so daß er leicht in gereimten Versen sprechen kann, und er bildet sich darum ein, ein großer Dichter zu sein. Wer es ohne hinreichendes Talent mit den bildenden Künsten oder der Musik versucht, dem verkündet sein mißrathenes Werk viel deutlicher, was er vermag und nicht vermag. Was man an Stieglitz allenfalls romantische Krankheit nennen kann, das ist die übermäßige, ja ausschließliche Beschäftigung mit dem werten Selbst; darin ist er allerdings, wie ihn Seillière nennt, ein Abkömmling von Chateaubriands René, Rousseaus Saint Preux und Goethes Werther.

C. J.

Rechts und links der Eisenbahn! Neue Führer auf den Hauptbahnen im Deutschen Reich. Herausgegeben von Professor Paul Langhans. (Gotha, Justus Perthes.) Bei der Beratung des Eisenbahnwesens im preussischen Landtage nimmt man hin und wieder Veranlassung, den Bahnhofsbuchhandel zu besprechen und Wünsche über Hebung und Verbesserung dieses immer umfangreicher werdenden Betriebes zu äußern. Die Verwaltung sagt die Befriedigung der Wünsche in der Regel zu, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß in den letzten Jahren viel Schund aus den Bahnhofsbuchhandlungen verschwunden ist, wenigstens nicht mehr in den offenen Auslagen angepriesen wird. Damit ist schon vieles erreicht worden: auf größern Bahnhöfen wird ein Absatz erreicht, der den mancher andern Buchhandlung weit übertrifft. Das Unternehmen wird wohl ausschließlich von zahlungskräftigen Firmen und Einzelpersonen geleitet und wirft schon deshalb einen beträchtlichen Gewinn ab, weil immer bar bezahlt und auf schnellen Absatz gerechnet wird. Der Buchhandel in dieser Form gibt im übrigen einen gewissen Maßstab

für das Lesebedürfnis der Reisenden, da die Einkäufe vor den Augen der Mitreisenden entfaltet werden, ein aufmerksamer Beobachter also Gelegenheit hat, Studien anzustellen. Was wird gelesen? In erster Linie Zeitungen und immer wieder Zeitungen! Es ist geradezu unerhört, wie sich bei durchlaufenden Wagen zuweilen das Zeitungspapier anhäuft und auf den Sitzplätzen oder am Fußboden liegen bleibt. Wer die Zeitungen auf der Reise nicht entbehren kann, sollte sie doch nach dem Gebrauch an sich nehmen oder wenigstens zusammenfalten und über sich in das Netz legen. Neben den Tagesblättern nehmen die Zeitschriften, insbesondere die Witzblätter einen breiten Raum in der Eisenbahnlektüre ein. Die Jugend, die Lustigen Blätter, der Simplicissimus und andre werden viel und gern gekauft und unterwegs gelesen, bei wettem aber von der Woche überflügelt, die für manche Menschen schon die einzige geistige Nahrung geworden ist. Schließlich finden auch dickere Bücher, leichte Romane, die eben nur zum Zeitvertreib geschrieben worden sind und obenhin gelesen werden, ihren Käufer und vertreiben ihm die Zeit schlecht und recht. Gegen diese Unterhaltung auf der Bahn läßt sich an sich nichts sagen; denn das Abteil ist kein Studierzimmer und keine Lesehalle. Es wird sich unter gewöhnlichen Umständen niemand unterwegs wissenschaftlich beschäftigen wollen, auch wenn er weite Strecken durchfährt und mit der Zeit nichts anzufangen weiß.

Zum Nutzen derer, die an der vorbezeichneten Lektüre keinen Gefallen finden, aber doch als gebildete Menschen einer Unterhaltung bedürfen, hat Professor Paul Langhans in Gotha, der bekannte Herausgeber der Zeitschrift Deutsche Erde, mit Unterstützung kundiger Männer, namentlich Universitäts- und Schulprofessoren vor längern Jahren ein Unternehmen ins Leben gerufen, das bisher nicht genug bekannt geworden ist, aber die weiteste Verbreitung verdient. Es sind schmale rote Hefte mit dem Titel: Rechts und Links der Eisenbahn. Sie enthalten eine allgemeine Übersichtskarte über die natürlichen Landschaften Deutschlands, auf der die beschriebene Eisenbahnstrecke rot bezeichnet ist, so daß man ihren ganzen Lauf mit einem Blicke erkennen kann. Sodann ist dem Hefte noch eine eingehende Karte dieser Strecke als Ausschnitt der Meisterkarte des Deutschen Reiches von Dr. Vogel beigegeben, auf der die sämtlichen Stationen einfach und die für Durchgangszüge doppelt rot unterstrichen sind. Die Bahnlinie läuft in der Mitte des Kartenausschnittes, ist ebenfalls rot gezeichnet, damit sie gegen die einmündenden Nebenlinien hervortritt, und gibt einen genauen Überblick über die Landschaft zu beiden Seiten der Bahn, da sich der Ausschnitt noch etwa je zwanzig Kilometer über das Gelände hinaus erstreckt. Es sind bisher wohl an hiebzig Strecken bearbeitet worden, und zwar jedesmal doppelt als Heft und Gegenheft, also zum Beispiel Berlin — Frankfurt am Main über Gütten, Sangerhausen, Kassel und umgekehrt Frankfurt am Main, Kassel, Gütten, Sangerhausen, Berlin. Die Beschreibung selbst entrollt in unterhaltender, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhender Form ein anschauliches Bild der Gegend, die durchfahren wird; sie erörtert, wie es in der Einleitung heißt, die Ursachen über die Entstehung des Landschaftsbildes aus dem Zusammenwirken von Naturkraft und Menschengestalt. Der Geschichte des Bodens schließt sich die seiner Bewohner an, und was immer die Gegend für Erinnerungen an die Vergangenheit bietet, was sie an bemerkenswerten Werken menschlichen Schaffens aufweist, meldet der Führer im Vorbeifahren dem Reisenden. So gewinnt die Landschaft rechts und links von der Eisenbahn frisches Leben und spricht zum Beschauer von hundert Äußerungen von heute und vergangenen Zeiten. Der Herausgeber betont ausdrücklich, daß seine Sammlung zur Stärkung des Heimatgefühls, zur Pflege der Liebe und der Begeisterung für deutsches Land und Volk beitragen soll. Darin liegt der Kernpunkt des ganzen Unternehmens: es

gibt bis weit in die gebildeten Schichten unsers Volkes: hinauf so viele gleichgiltige Menschen, die ohne Sinn und Blick für die Landschaften unsers schönen Vaterlandes Hunderte von Meilen in die Welt hinausfahren, rast- und ziellos oft oder materiellen Gewinnes halber: ihnen haben die roten Hefte etwas zu erzählen von den heimischen Städten und Fluren, an denen sie achlos vorbeirufen, von den deutschen Bergen und Burgen, von den Sitten und Gebräuchen der Dorfbewohner, die den dahineilenden Bügen nachschauen und von der Unrast des großen Lebens noch nichts wissen.

Wer sich noch ein Verständnis für deutsche Landschaft bewahrt hat, für den ist es ein Vergnügen, an der Hand dieses Führers und der Karten die Strecke zu durchfahren; denn davon abgesehen, daß man jedes Dorf von der Karte abliest, kann man sich schon im voraus ein Bild von der Gegend machen, die demnächst kommen muß. Man kann schon von weitem die Bildungen des Gebirges oder die Flußläufe und die Städte bestimmen, die in den Gesichtskreis der Bahn fallen, und so im Fluge seine Kenntnis erweitern. Alles das ist so unterhaltend, daß man niemals Langeweile empfinden wird, und es war ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, auf diese Weise die Eisenbahnfahrt, die an sich als unangenehme Zugabe und notwendiges Übel betrachtet zu werden pflegt, kürzen zu helfen. Doch leider ist der Erfolg, selbst der buchhändlerische, trotz gewaltiger Aufwendungen für die Kellame bisher nur in mäßigen Grenzen geblieben. Die Hefte sind zum Preise von fünfzig Pfennigen in den Bahnhofsbuchhandlungen zu haben, werden aber selten gekauft. Ich wenigstens habe auch auf längern Strecken noch niemals einen Reisenden mit einem roten Hefte von Langhans gesehen, und daselbe bestätigt Avenarius, der kürzlich im ersten Zulihefte des Kunstwart ebenfalls auf den Nutzen des Unternehmens hingewiesen und gesagt hat, die Hefte müßten Gemeingut aller sein, die sich Gebilde nennen und reisen, wenn es nach dem Verdienste ginge: denn nicht die Orte allein, die wir auffuchen, gehören zu unser Reise; die Strecken, die Landschaften, die zwischen ihnen liegen, gehören ganz gewiß nicht minder dahin.

R. Krieg

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. — Heinrich Spiro, Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Leipzig, V. G. Teubner. Man kann diese Darstellung als eine im allgemeinen tüchtige und selbständige Leistung bezeichnen, zumal wenn man bedenkt, daß es ihr Zweck ist, ein Volksbuch zu werden. Spiro vermeidet einen gelehrten Ton ebenso wie ästhetische Spezialuntersuchungen, sein Stil wirkt im allgemeinen lichtvoll und auch persönlich. Übersichtlich, sogar vortrefflich im einzelnen, ist die Anordnung zu nennen, in der sich Spiro vielfach nicht an die übliche der Literaturgeschichte anschließt. Er beginnt mit Claudius, doch er geht vorher kurz auf die Lyrik, die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland florirte, auf die Dichtungen Gottscheds, Ramlers, Gleims und anderer ein; er charakterisiert Claudius und die Göttinger (Bürger, Hölty, die Grafen Stolberg) und dann eingehend Goethes Lyrik. Ich gebe zu, daß es besonders schwierig ist, ein vielburchdachtes und bearbeitetes Thema nochmals kurz und bedeutsam zu behandeln; doch Spiro hat diese schwierige Aufgabe — die Darstellung der Lyrik und der Bedeutung Goethes — mit Umsicht gelöst. Von Phrasen nicht ganz frei ist das Schiller gewidmete Kapitel. Für Dichter wie Hölderlin scheint Spiro kein richtiges Verständnis zu haben, ein Bild dieser psychologisch interessanten und künstlerisch außerordentlich vornehmen und originellen Persönlichkeit weiß er nicht zu geben. Ähnlich geht es ihm mit Novalis. Die immerhin hochpersönlich gestimmte und in mancher Beziehung reizvolle Lyrik der Gebrüder Schlegel und Ludwig

Dies wird etwas sehr kurz abgetan. Über die Romantiker ist während der letzten Jahrzehnte soviel geschrieben worden; aber ihr hervorragendes Genie — Clemens Brentano, der vielleicht hervorragendste deutsche Lyriker neben Goethe überhaupt — scheint selbst dem Herausgeber dieser anerkanntswerten Geschichte der neuzeitlichen Lyrik nicht recht bekannt zu sein. Über Brentanos höchstpersönliche, großzügige Phantasien wie die Alhambraabchtung, wie die religiösen Gedichte darf man nicht schweigend hinweggehn. Ebenso wenig über Achim von Arnims Balladen und legendäre Dichtungen. Dagegen ist des Verfassers Darlegung der Lyrik der Befreiungskriege und der Schwaben nur anzuerkennen. Bei Arndt hätte er dessen groß- und tiefgestimmte spätere Weltanschauungslyrik hervorheben können. Von den Österreichern hätte Karl Egon Ebert, einer der besten Balladenbichter Österreichs, eine besondere Wertschätzung verdient. Platens Lyrik wirkt doch nicht kalt auf jeden, mir scheint sie vielmehr der künstlerisch einfache, sehr unmittelbar wirkende Ausdruck eines starkbewegten Innenlebens zu sein. Die Darstellung der Lyrik Heines gehört zu den gelungensten Kapiteln, und von hier ab kann man Spieros Ausführungen fast durchweg anerkennen. Ausgezeichnet in diesem Rahmen ist seine Analyse der politischen Lyrik der Herwegh, Bruß, Dingeldey; jeden dieser Dichter charakterisiert er zutreffend. Schwächer sind die Kapitel über Venau, über die Droske, eine tiefere Auffassung von der Lyrik Gottfried Kellers wäre erwünscht. Sehr gut, ja intim wird „Der Tunnel über der Spree“ behandelt — Kopisch ist mehr wert, als Spiero meint —, etwas über Gebühr wird Christ. Friedr. Scherenberg eingeschätzt. Ebenso werden die sogenannten „Münchener Dichter“ sehr eingehend behandelt, die einzelnen Dichter plastisch charakterisiert — Ringg wird von Spiero unterschätzt, Hopps überschätzt. Sehr richtig sind seine Ansichten über die Übergangsdichter Greif, Abenarius, Schoenath-Carolath und andre. Dagegen kann ich seinen Ansichten über die modernen Dichter nur in wenigen Punkten beistimmen. Hier ist alles im Flusse, und ich möchte mich einer Antikritik enthalten. Die betreffenden Dichter werden sich zumelst recht sehr über Spieros Charakteristiken und Einordnungen wundern. Er hat augenscheinlich eine Vorliebe für die ostpreussischen Dichter. Hofmannsthal und Dehmel sind zum Beispiel recht oberflächlich behandelt; starke Talente wie Wilhelm v. Scholz, Morgenstern hätten ganz anders gekennzeichnet werden müssen, und schwächere wie Zweig, Will Wesper und andre bedurften kaum der Erwähnung. Doch, wie gesagt, hier könnte ich hundert Einzelheiten hervorheben, über die ich ganz anders denke; ich will aber lieber auch hier das Bestreben Spieros, objektiv nach Vermögen darzustellen, anerkennen.

Hans Benzmann

Bur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 4. Vierteljahr ihres 68. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 6 Mark. Wir bitten, die Bestellung schnellig zu erneuern.

Unsre Leser machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß die Grenzboten regelmäßig jeden Donnerstag erscheinen. Wenn Unregelmäßigkeiten in der Lieferung, besonders beim Quartalwechsel, vorkommen, so bitten wir dringend, uns dies sofort mitzuteilen, damit wir für Abhilfe sorgen können.

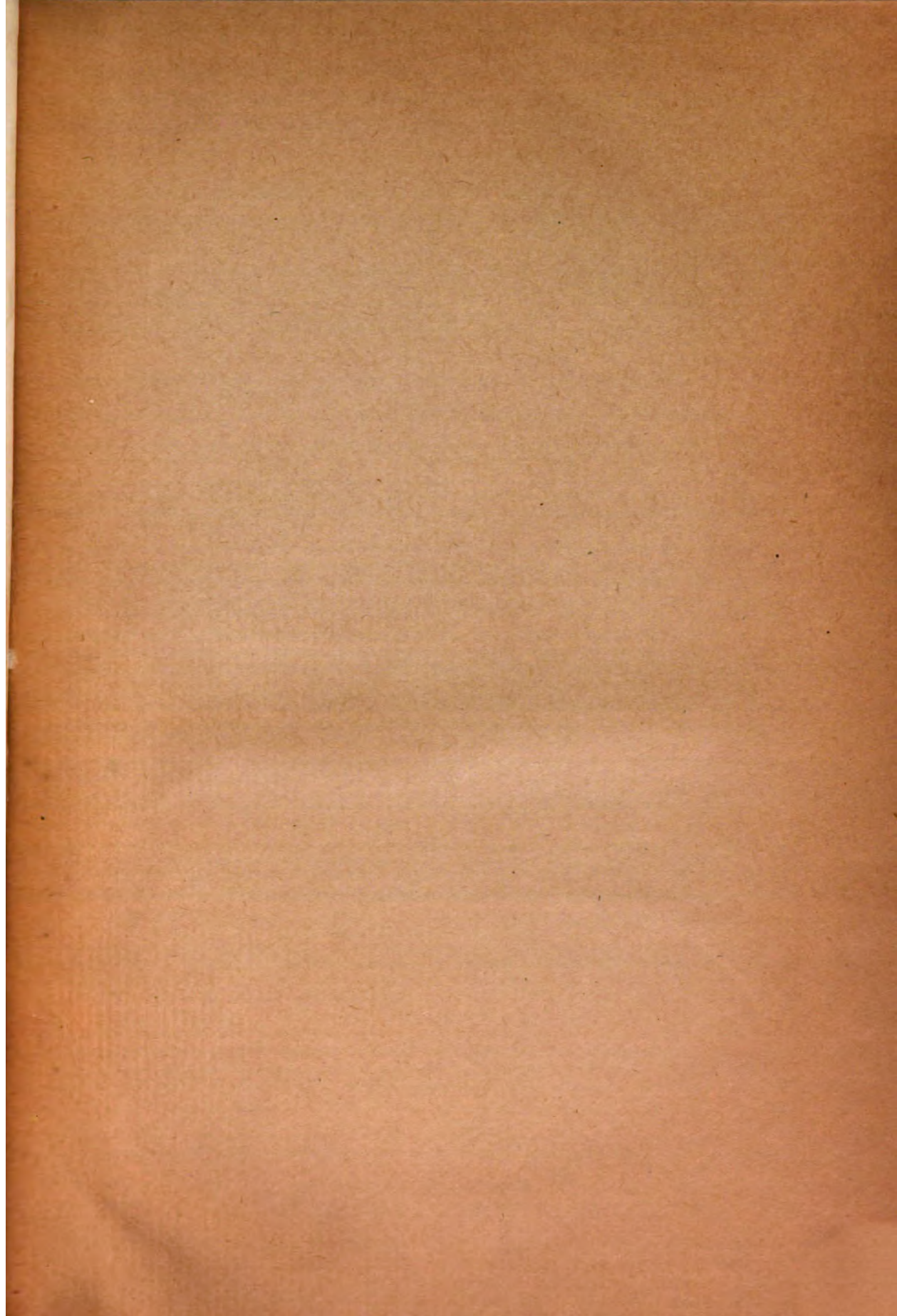
Leipzig, im September 1909

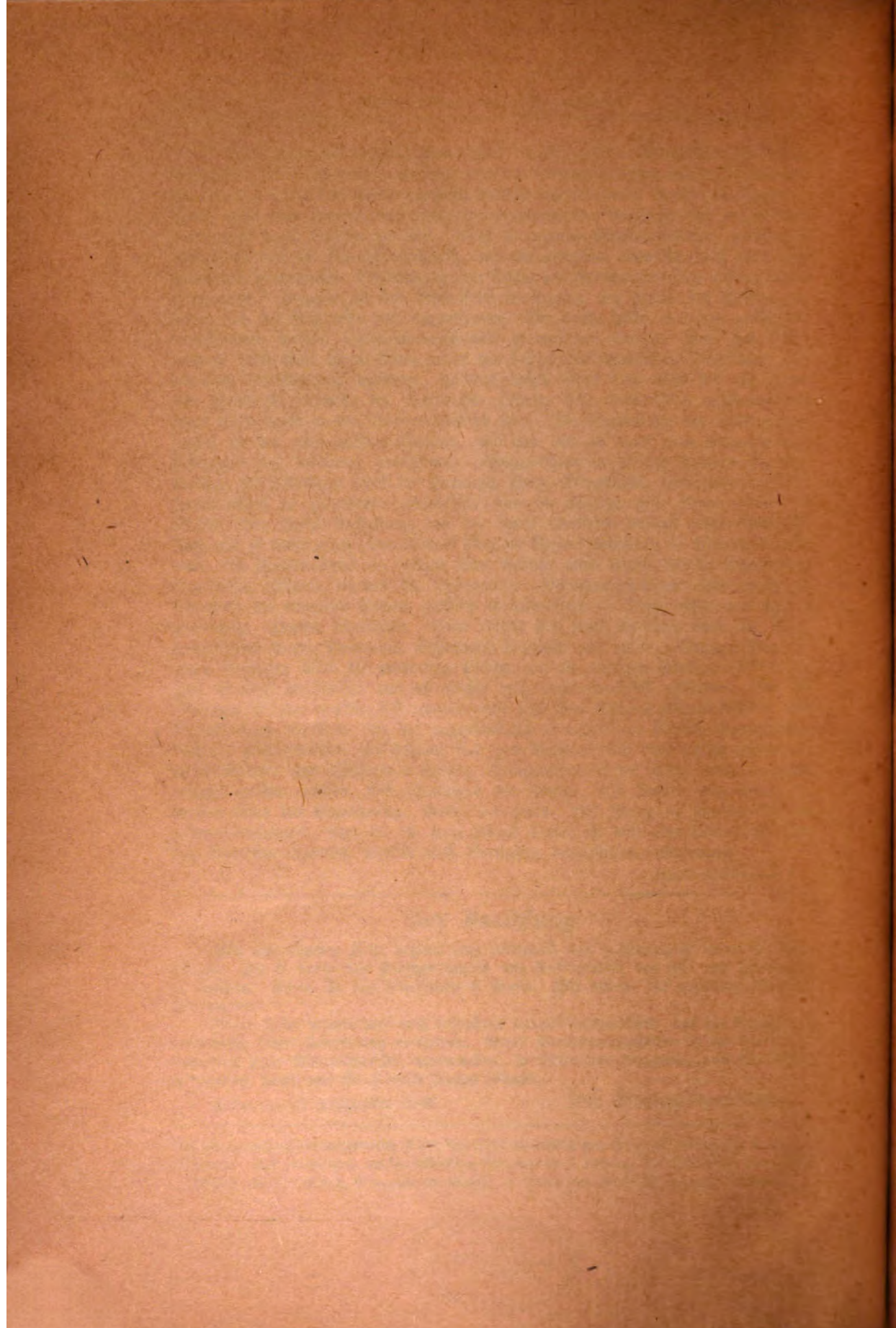
Die Verlagsbandlung

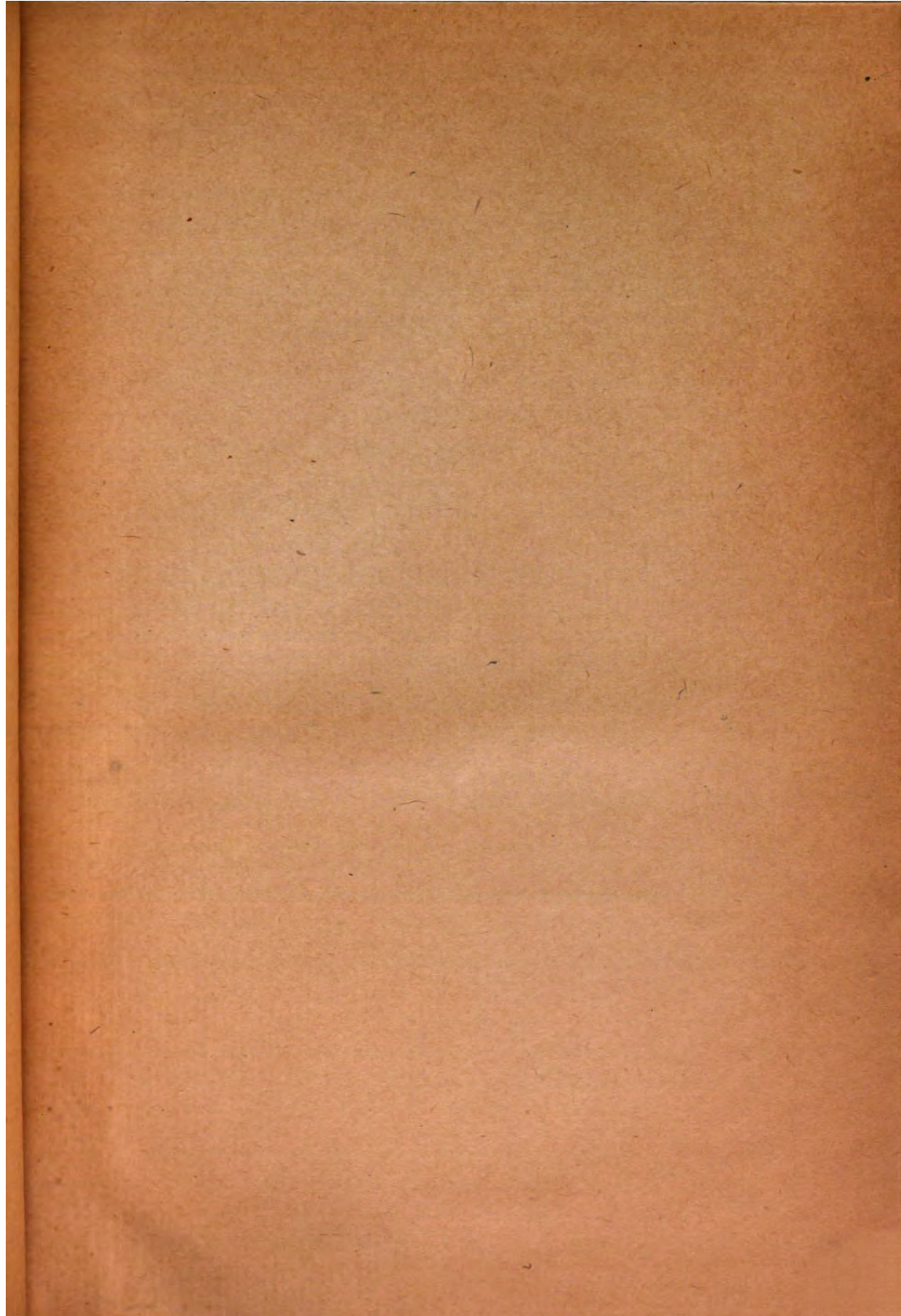
Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten.

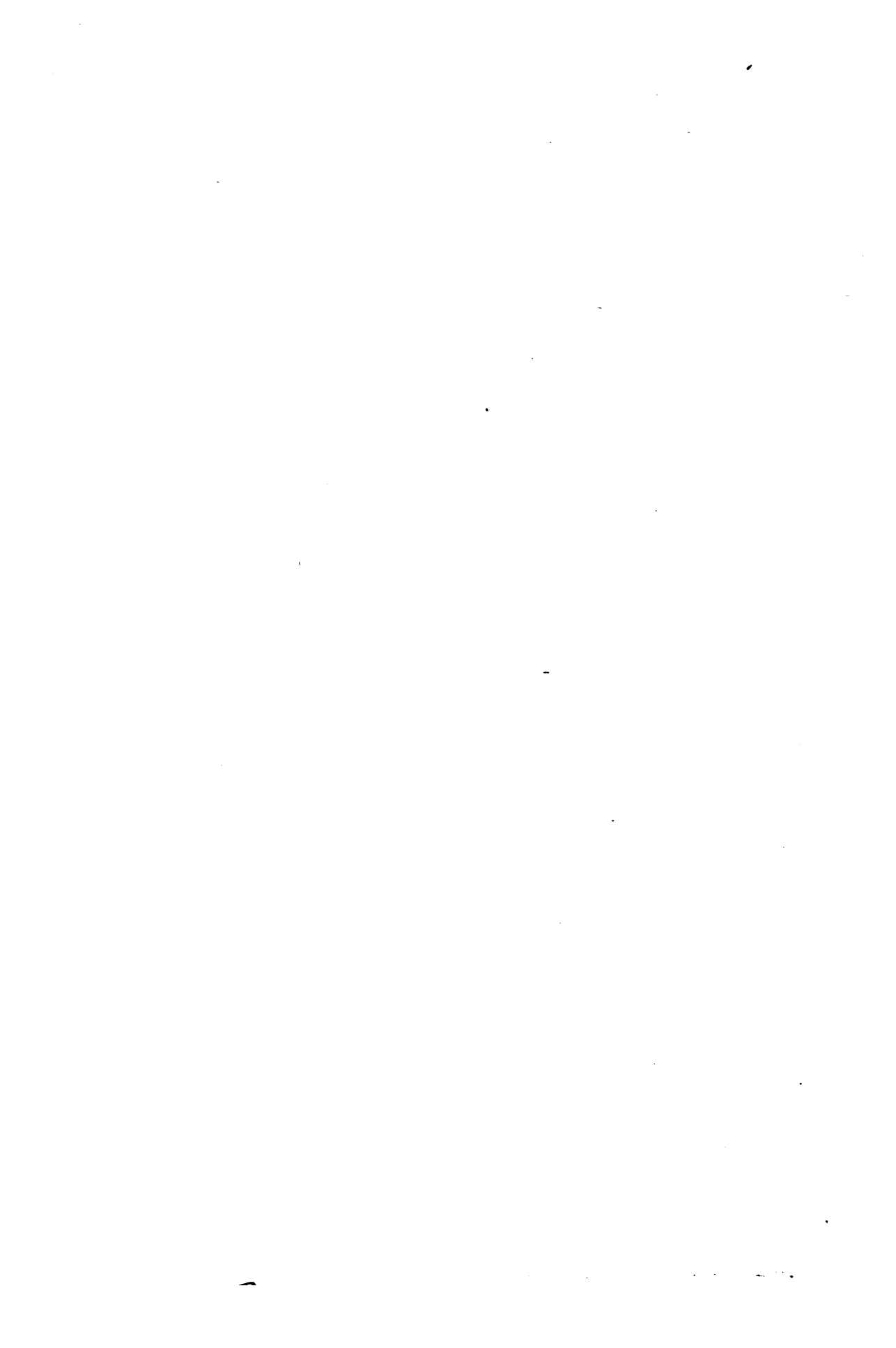
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquardt in Leipzig











YD 11455

AP30

G1
V.6813

193218

